ZEITSCHRIFT FÜR DEN DEUTSCHEN UNTERRICHT

3400
.991

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

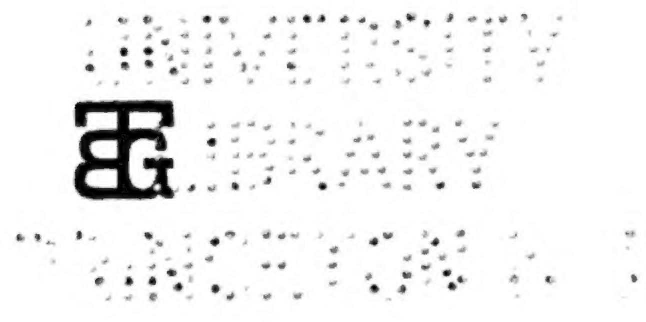
Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

4. Jahrgang.



Leipzig,

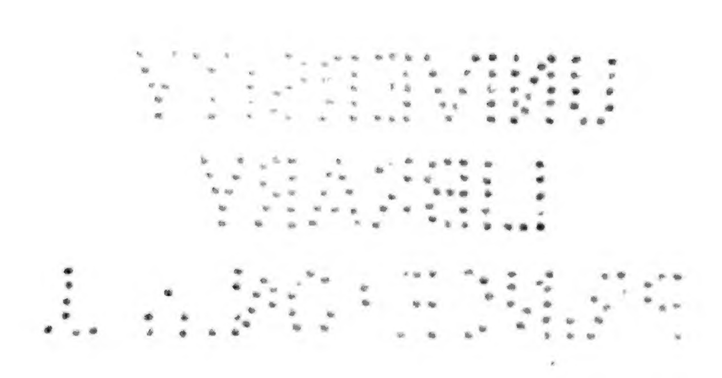
Verlag von B. G. Teubner.

1890.

Digitized by Google

(RECAP)

3400
.991
Jahrg 4
1890



Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Inhalt des vierten Jahrganges.

A. Allgemeines.

Seite

Zum deutschen Unterricht an höheren Mädchenschulen. Zugleich Besprechung der Schrift: „Bemerkungen zum deutschen Unterricht" von Oberlehrer Dr. J. Wychgram, Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Leipzig, Ostern 1889. Von Stephan Waetzoldt in Berlin . . 47

Vergleiche hierzu:

Bemerkungen zu „Waetzoldt, Zum deutschen Unterricht an höheren Mädchenschulen". Von Alexander Schöne in Dortmund 240

Erwiderung. Von Stephan Waetzoldt in Berlin 245

Das Prädikat für das Deutsche in unseren Schulzeugnissen. Von K. H. Metger in Flensburg 166

Der Allerhöchste Kabinettsbefehl, betreffend die Gestaltung des Unterrichts im Kadettencorps 197

Eigentümliche Beschlüsse und Maßregeln über die Stellung des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen. Von Ludwig Viereck in Braunschweig 247

Vergleiche hierzu:

Zur Berichtigung und Abwehr. Von Koppin in Stade 583

Erwiderung. Von L. Viereck in Braunschweig 587

Ein Wort zu meiner Schrift: „Die Lektüre". Von Otto Lyon in Dresden 269

H. Dungers Sätze über den deutschen Unterricht auf der 3. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins 397

Der litteraturgeschichtliche Unterricht an unseren höheren Mädchenschulen. Von Otto Stiller in Berlin 520

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1889. Von Rud. Dietrich in Hottingen b. Zürich 533

B. Lektüre.

Zur Textkritik des Prinzen von Homburg. Von R. Kade in Leipzig . . 1

Der Bau von Schillers Maria Stuart. Von Max Schmerl in Krotoschin 43

Die dramatische Handlung von Goethes Egmont. Eine deutsche Stunde in der Prima. Von Heinrich Gloël in Wesel 54

Der Jäger Abschied. Gedicht von Joseph von Eichendorff. Von Otto Lyon in Dresden 76

Vergleiche hierzu:

Zu Eichendorffs Abschied. Von R. Sprenger in Northeim 378

Zu Goethes Iphigenie I, 3. Von Rudolf Reichel in Graz. Von R. Sprenger in Northeim. Von W. Wartenberg in Eupen. Von Johann Molin in Krakau 85. 163. 164. 165

OCT -4 1915 349227

Digitized by Google

Seite

Zu einer Erzählung Gellerts. Von R. Sprenger in Northeim 87
Goethes Faust II. Teil. 4. Akt, V. 29. Von R. Sprenger in Northeim. 88
Zu H. v. Kleists zerbrochenem Krug. Von R. Sprenger in Northeim. . 88
Die Weltanschauung Goethes in Herrmann und Dorothea. Von Chr. Semler in Dresden 138
Kleinigkeiten zu Klopstock, Voß, Goethe, Herder. Von Rudolf Hildebrand.
1. Zu Klopstocks Ode: Der Hügel und der Hain 144
2. Zu Goethes Gedicht: Zwischen beiden Welten 146
3. Zum Heidenröslein 147
Das Heidenröslein ein Goethisches Gedicht. Von Hermann Dunger in Dresden 338
Goethe ein großer Nehmer.[1]) Von Rudolf Hildebrand 351
Zu Kopischs Bärenschlacht. Zu Voßens Luise I, 425—450. Zu Körners Zriny II, 327. Von R. Sprenger in Northeim 160
Sesenheim, nicht Sessenheim. Von Rudolf Hildebrand 237
Zu Lyons Schrift: „Die Lektüre“. Von R. Sprenger in Northeim. — Erwiderung. Von Otto Lyon 271. 273
Zu „Kopischs Bärenschlacht“ und „Jochen Nüßler“. Von O. Glöde in Wismar. — Zu „Jochen Nüßler“. Von H. Kohrs in Lüneburg 274. 276
Goethes „Iphigenie in Delphi“ und „Nausikaa“. Von Heinrich Düntzer in Köln a. Rh. 305
Zu Bellermann, Schillers Dramen. Von M. Boeck in Hamburg . . . 368
Auf eigenem Baum. Von Karl Krüger in Bromberg. — Von R. Sprenger in Northeim 370. 486
Zu Zeitschrift 4, S. 194. Von H. Schuller in Plauen i. V. 370
Zu Goethes Götz von Berlichingen. Von F. Bender in Darmstadt . . 370
Zu Goethes Iphigenie II, 1, 72. — Zu Goethes Faust II, 3048 flg. — Zu Goethes Iphigenie II, 2, 331 (102). — Zu Uhlands Graf Eberhard d. R. — Zu Uhlands Schenk von Limburg. — Zu Uhlands Döffinger Schlacht. — Zu Kleists Michael Kohlhaas. Von R. Sprenger in Northeim . 371
Zu Kleists Hermannsschlacht. Von Gotthold Klee in Bautzen . . . 379
Zu Höltys Feuer im Walde. Zu Goethes Schweizerlied. Zu Hebels rheinischem Hausfreund. Von R. Sprenger in Northeim 379
Zu Goethes Faust I, 1356. Von R. Sprenger in Northeim. Von F. Paulsen in Berlin. Von F. Bender in Darmstadt. Von S. Feist in Mainz. Von R. Sprenger in Northeim 372. 483. 484. 485
Martin Greifs vaterländisches Schauspiel Prinz Eugen. Von Gotthold Klee in Bautzen 401
Bemerkungen zum Prinzen von Homburg. Von Hubert Roetteken in Würzburg 441
Zu Heinrich von Kleists Dramen. Von R. Sprenger in Northeim . . 451
Bibliographische Glossen zur Klopstockbiographie. Von L. Fränkel in Leipzig 497

1) Vgl. hierzu die Berichtigung S. 547, sowie W. Ringeling S. 485.

Digitized by Google

Seite

„Ein Kuß nahm das letzte Leben von der Lippe." Von Eduard Niemeyer in Kötzschenbroda 518
Ein Wort zu meiner in Wychgrams Sammlung erscheinenden Auswahl deutscher Gedichte. Von Otto Lyon in Dresden 548

C. Grammatik und Stilistik.

Form und Konstruktion des attributiven und prädikativen „voll". Von Karl Ondrusch in Neustadt (Oberschlesien) 30
Vergleiche hierzu:
Zu „voller". Von E. Göpfert in Annaberg 165
Eine Merkwürdigkeit aus Goethes Grammatik. Von Rudolf Hildebrand 71
Zum deutschen Conditionalis. Von H. v. Dadelsen in Gebweiler . . . 158
An etwas vergessen. Von S. Feist in Mainz. Von O. Glöde in Wismar. Von Burckas in Ohrdruf 166. 276. 381
Ein Versuch zur Erklärung des bestätigenden Konjunktivs. Von Theodor Matthias in Zittau 433
Schlechtes Deutsch. II. Von Paul Schumann in Dresden 512

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen.

Wie läßt sich das Gotische für den deutschen Unterricht an unseren höheren Schulen nutzbar machen? Von C. Schmidt in Elberfeld. 62
Ein Kinderliedchen. Von Krebs in Gütersloh 84
Vergleiche hierzu:
Zu dem Kinderliedchen. Von R. Sprenger in Northeim 164
" " " Von Th. Schmülling in Münster i. W. . . . 367
" " " Von M. Erdmann in Straßburg 380
" " " Von Aug. Buschmann in Warendorf 483
" " " Von Wilh. Cremer in Hannover 590
Ein Scherzrätsel aus Tirol. Von R. Götze in Wilhelmshaven 84
Vergleiche hierzu:
Zu dem Scherzrätsel aus Tirol. Von R. Sprenger in Northeim . . . 161
" " " " " Von Karl Müller in Dresden . . . 162
" " " " " Von Karl Krüger in Bromberg. . . 167
Die Nibelungenstrophe und die Gudrunstrophe. Von Oskar Brenner in München 126
Einige Worte zu meiner Übertragung des Nibelungenliedes. Von Gustav Legerlotz in Salzwedel 131
Die Wiedereinführung des mittelhochdeutschen Unterrichts an den österreichischen Gymnasien. Von Karl Reissenberger in Bielitz. 152
Kürzungen von Namen. Von B. Rein in Rudolstadt 159
Altertümliches in unserer jetzigen Schriftsprache. Von R. Richter in Chemnitz 201
Die ältere deutsche Litteratur in der Schule. Von Julius Sahr in Dresden I. II. 353. 551
Vom Osterhasen. Von Karl Krüger in Bromberg 368
Wie die Sprache altes Leben fortführt. Von R. Hildebrand I. II. 481. 545

Digitized by Google

E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

Seite

Die Bibel und das Volk. Eine Sammlung von Worten, Redewendungen, Bildern und sprichwörtlichen Redensarten, welche die Sprache unseres Volkes der Bibel entlehnt hat. Von Franz Söhns in Gandersheim . . . 9

Vergleiche hierzu:

Ergänzungen zu dem Aufsatze von Franz Söhns: „Die Bibel und das Volk." Von G. Korneck in Kempen 590

Die Sprache Luthers. Von Wilhelm Cremer in Hannover 592

Erwiderung. Von Franz Söhns in Gandersheim 596

Zu Zeitschrift 4, S. 11. Von R. Sprenger in Northeim 380

Die neueste Schrift über die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Von Karl Biltz in Berlin 256

Luthers Streitschriften. Von Carl Franke in Leisnig 524

Konrad Burdach und die Luthersprache 600

F. Der Ausländerunterricht und der deutsche Unterricht im Auslande.

Der deutsche Unterricht in Rußland. II. Lehrziele und Methoden. Von S. Czekala in Moskau 105

Die deutsche Sprache in den russischen Realschulen. Von S. Czekala in Moskau 418

Der deutsche Unterricht auf den Staatsgymnasien Frankreichs. Von Ernst Groth in Danzig 501

G. Sprachreinheit.

Paul Pietsch, Über Schriften H. Wolffs, H. Schultzens und H. Dungers 168

H.

Sprechzimmer 84. 158. 271. 367. 483. 590

J. Bücheranzeigen.

O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Angezeigt von Carl Franke 88

G. Egelhaaf, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Angezeigt von Gotthold Klee 91

G. Müller-Frauenstein, Handbuch für den deutschen Sprachunterricht. Angezeigt von E. Harich 92

Friedrich Lange, Lothar, ein modernes Epos. Angezeigt von Otto Lyon 95

Märchenbücher. Angezeigt von Otto Lyon 98

W. Golther, Nibelungen und Kudrun in Auswahl. Angezeigt von Otto Lyon 99

K. Dorenwell, Orthographisches Übungsbuch. Angezeigt von Carl Franke 99

H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts; H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache; H. Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Angezeigt von Paul Pietsch 168

A. Lichtenheld, Die Ahnfrau. Angezeigt von Karl Reissenberger . 179

Seite

Wilh. Ulrich, Bilder aus der Geschichte, der Kulturgeschichte und dem litterarischen Leben der Völker. Angezeigt von Ludw. Fränkel . . 183

Aug. Mühlhausen, Geschichte des Grimmschen Wörterbuches. Angezeigt von Gotthold Klee 185

Gautier, Revue de l'enseignement secondaire et de l'enseignement supérieur. Angezeigt von Wilh. Scheffler 187

A. Funke, Lessings Minna von Barnhelm. Angezeigt von Gotthold Klee 189

R. Kade, Kleists Prinz von Homburg. Angezeigt von Gotthold Klee . 191

Paul Wetzel, Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung. Angezeigt von Carl Franke 192

Stephan Waetzoldt, Goethes Iphigenie auf Tauris. Angezeigt von Otto Lyon 192

O. König, Litteraturgeschichtliche Mustersammlung. Angezeigt von Otto Lyon 195

Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Angezeigt von Otto Lyon 196

Anzeigen aus der Schillerlitteratur. Von H. Unbescheid in Dresden:

Karl Werder, Vorlesungen über Schillers Wallenstein . . . 277

J. Minor, Schiller. I. Band 282

H. Jurisch, Schiller als Weltbürger und Freund seines Vaterlandes 283

O. Lorenz, Zum Gedächtnis von Schillers historischem Lehramt in Jena 284

B. Litzmann, Schiller in Jena 285

K. Gneiße, Untersuchungen zu Schillers philosophischen Aufsätzen 286

A. Cleß, Die Künstler von F. Schiller 288

E. Große, Zur Erklärung von Schillers Gedichten: „Das Ideal und das Leben" und: „Würde der Frauen" 288

——, Die Künstler von Schiller 1789 289

L. Liebrecht, Schillers Verhältnis zu Kants ethischer Weltansicht 290

F. W. Grunow, Schillers Werke 291

Klara Braun, Schillers Gedichte 292

Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben: Schiller 292

K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus. Angezeigt von Otto Lyon . 293

G. Klee, Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Angezeigt von R. Kade 297

B. Werneke, Ausgewählte Oden und Elegien von Klopstock. Angezeigt von Gotthold Klee 298

Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen. Angezeigt von Robert Schneider 299

F. Paulsen, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Angezeigt von Otto Lyon 381

Denzel und Kraz, Nathan der Weise; Tomaschek, Minna von Barnhelm. Angezeigt von R. Kade (Sammlung Göschen) 384

Seite
E. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. Angezeigt von Otto Lyon 383
R. Paukstadt, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für Sekunda. Angezeigt von R. Kade 384
H. Windel, Prinz Friedrich von Homburg. Angezeigt von R. Sprenger 385
W. Böhme, Erläuterungen zu den Meisterwerken deutscher Dichtkunst. Angezeigt von R. Kade (1. u. 2. Bändchen) 386
K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Angezeigt von Jul. Sahr 387
L. Riedel, Derham is derham. Angezeigt von Carl Franke 388
Th. L. Wolf, Walthari und Gertrudis. Angezeigt von Carl Franke . 389
H. Hildebrand, Didaktik aus der Zeit der Kreuzzüge. Angezeigt von R. Löhner 390
A. Matthias, Das deutsche Volkslied. Angezeigt von L. Fränkel . . . 391
R. Hobermann, Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. Angezeigt von L. Fränkel 393
K. J. Krumbach, Deutsche Aufsätze. Angezeigt von Otto Lyon . . . 394
E. Göpfert, Wörterbuch zum Kleinen Katechismus Luthers. Angezeigt von E. Harich 394
E. Ziel, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes. Angezeigt von E. Harich 396
H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Angezeigt von S. F. . st 487
Otto Schröder, Vom papiernen Stil. Angezeigt von Otto Lyon . . 491

K.

Kleine Mitteilungen 197. 300. 397. 482. 599

L.

Zeitschriften und erschienene Bücher 101. 103. 198. 200. 300. 302. 398 494. 496

Zur Textkritik des Prinzen von Homburg.

Von R. Kade in Leipzig.

Die Originalhandschrift des „Prinzen von Homburg“ von Kleist ist bekanntlich nicht mehr erhalten. Tieck wußte sie sich noch 1814 aus Händen, die ihrer nicht achteten, zu verschaffen, las das Stück oft daraus vor und ließ es vermutlich darnach zuerst 1821 drucken. Wir haben zur Nachprüfung des Tieckschen Textes heute nur eine Abschrift, wahrscheinlich das Dedikationsexemplar für die Prinzeß Wilhelm von Preußen, eine geborene Prinzeß von Hessen-Homburg. Diese Kopie von Schreiberhand befindet sich jetzt im Besitz von Professor Erdmannsdörffer.

Aber auch wo der erste Druck und diese Abschrift übereinstimmen, entsteht doch noch keine absolute Gewähr für Richtigkeit der betreffenden Stelle. Denn jene Handschrift erlaubt sich vielerorts offenbare Fehler, die nicht sehr für sie sprechen. Ganz abgesehen, daß sie ausgestoßene Vokale gern einzusetzen strebt und aus einem „begnad'gen“ ein „begnadigen“, aus „Parol“ „Parole“, aus „Oheim“ stets „Onkel“ macht[1]), daß sie V. 1491 das „her“ wegläßt, V. 714 dem Prinzen ganz in den Mund legt, V. 777 „bist“ in „daß“ umändert, so liest sie V. 1047 „Theure“ statt „Thurn“, V. 900 „Tyrannenreiche“ statt „—reihe“ und V. 1374 „mitleidsvoll“ statt „mitleidlos“, was gerade den entgegengesetzten Sinn giebt. Sie erscheint als eine Abschrift eines schon Verbessernden, der aber Kleist nicht selbst war und auch seine Worte nicht recht verstand. Das beweist die Lesart V. 357, wo sie das zu erschließende[2]) „dem der“ des Kleistschen Originaltextes[3]) nicht einsah und ein sinnloses „der der“ hineintrug; das ergiebt auch eine Verbesserung des „wohl“ zu „doch“ V. 1118. Nur an ganz vereinzelten Stellen hat sie die besseren Lesarten. V. 137 liest sie: „Hackelbüsche“, V. 1786 „bewill'g ich diese letzte Bitte dir“, V. 1174: „scheußlichen“.

Wir sind also immer wieder in erster Linie auf die Verläßlichkeit des ersten Druckes von 1821 angewiesen, nur schade, daß auch dieser schon durch Tieck besorgt wurde, der sich kleine Änderungen auch hier ohne Zweifel auf Kosten der Versrichtigkeit erlaubt hat. So z. B.

1) V. 1088, 1110, 1141, 1146. Ich zitiere nach Zolling.

2) Von Schmidt erkannt.

3) „der den“ des 1. Druckes ist ein Versehen Tiecks.

V. 202: „Sei's die Ramin. Am Sonntag geht die Post nach Preußen". Auf diese Art kommt ein 6füßiger Vers zu stande, wenn nicht das „nach Preußen" ein schwacher Tieckscher Zusatz ist, wiederholt aus V. 167. Und V. 282 scheint er auch die Worte „beim Dorfe" eingeschoben und wieder einen 6füßigen Vers bewirkt zu haben. Denn der Ausdruck „Dorf Hackelwitz" kommt sonst im ganzen Stück nicht vor, höchstens ein bloßes „Dörfchen", dann aber ohne Nennung des Namens. Man vergleiche V. 130, 619, 627; 410, 377, 443. Glücklicherweise schonte aber Tieck Kleists hinterlassenes Werk mit gutem Anstand und sagte selber [1]): „Manche Härten und Anstöße wären auch wohl ausgeglichen worden, wenn unser Freund Solger nicht gestorben wäre, der in der Korrektur der Verse hie und da hätte nachhelfen können. Doch kann es nicht jeder sich unterfangen, diese männlich edle Sprache zu korrigieren ..." Fünf Jahre später, bei dem Neudruck der Kleistschen gesammelten Schriften, war er nicht mehr so zurückhaltend und führte eigenmächtig jene hochgradig schwächlichen Lesarten ein. So verhalf er unter anderen dem V. 635, der bei Kleist ursprünglich lautete: „In Staub samt seinem Schimmel niederstürzen", zu dem lahmen Ausdruck: „Zu Boden samt dem Schimmel niederstürzen". Die kräftige Redewendung „daß dem Gesetz Gehorsam sei" schwächte er in „gehorchet werde" ab. Daß der Leichnam 'duftend' im Grabe liegen könne, V. 992, scheint ihm unschön und er setzt ein blasses „leblos" ein, und der charakteristische „scheußliche Leu", V. 1174, verwandelt sich aus scheinbaren Versrücksichten zu einem „grimmen". „Vor ihr" treten, kennt Tieck nicht, er berichtigt „vor sie". „Erzeugt" wandelt er in ein „geboren" um und bringt den trivialen Vers zu stande: V. 695: „Leicht möglich, daß der Friede selbst erfolgt", statt: „Leicht, daß der Friede selbst erfolgen kann". Noch viele Beispiele zeigen, daß er eben die etwas herbe Sprache Kleists lange nicht genau genug kannte. Nur an wenigen Stellen traf er das Glückliche, z. B. V. 1660, den er so herstellte: „Nichts rührender's" für „nichts rührendes". (S. unten V. 741. 410. 1623.)

All diese Verschlimmbesserungen sind durch Reinhold Köhlers Schriftchen: „Zu Heinrich v. Kleists Werken. 1862" gottlob aus der Welt geschafft und zu dem besten Text des 1. Druckes ist meist zurückgekehrt. Auch kleinere Versehen gegen den Vers, wie „Arztes" V. 33, „Liebe" V. 199 hat K. Siegen, andere hat J. Schmidt ausgemerzt.

Aber was haben wir dadurch gewonnen? Es bleiben nach wie vor viele ungenaue Verse bestehen, die bald einen Fuß zu viel, bald einen

---

1) Dramaturgische Blätter I, 22.

zu wenig haben. Einzelne Ausrufe[1]) nehme ich hier begreiflicherweise aus, die Kleist in den Rahmen des Verses öfters einschiebt, ohne sie als Versfüße mitzuzählen. Das wollte so sein stark realistischer Zug, das hielt er gewiß für eines der Ziele in dem von ihm angestrebten, modernen Drama. Auch mögen kleinere Fehler, die sich nur auf einen Vers beziehen, dem Dichter, wie auch Schiller, untergelaufen sein. Aber dazu kann ich mich nicht bekehren, daß Kleist im Prinzen von Homburg größere Unebenheiten stehen gelassen haben sollte, die sich durch zwei, drei Verse hindurch ziehen. In anderen Dramen von ihm, sowohl in der Penthesilea, als auch im Amphitruo und in der Hermannsschlacht gebe ich derartige Flüchtigkeiten eher zu, wo die Eile sie entschuldigen darf. Im Prinzen von Homburg, auf den er seine letzte Hoffnung setzte, spricht mir Kleists peinliche Sorgfalt dagegen, mit der er alles durcharbeitete und die uns grade sein Freund Tieck bezeugt. Vieles war sicherlich nach Kleists schneller Art nur sehr undeutlich geschrieben oder abgeteilt, so daß ein oberflächlicher Entzifferer darüber hingleiten mochte, mit einer annähernden Richtigkeit zufriedengestellt.

Ich habe darum wieder einmal versucht, einer Reihe ungenauer Verse im Prinz von Homburg zu dem richtigen Fünfmaß zu verhelfen. Das Verfahren, das ich eingeschlagen habe, wird jeder aus dem einzelnen Falle erkennen. Es kam mir bei den offenbaren Blöcken und Stöcken auf der Bahn der Kleistschen Verse im Prinz von Homburg einmal darauf an, durch Beseitigung vorhandener Fehler einen glatten Text zu erzielen, der für dies schöne Stück überaus wünschenswert erscheint, der dem Urtext nicht wehe thut, ihm vielmehr voraussichtlich möglichst nahekommt, ja ihn vielleicht darbietet.

V. 19. 20. 21.

Die Ausgaben lesen alle:

Und aufgesessen schon die ganze Reiterei
Den Acker vor dem Thor zerstampft,
Fehlt wer? Der Prinz von Homburg noch, ihr Führer.

Zunächst scheide ich das Wort „ganze“ aus. Denn die Betonung der ganzen Reiterei hat hier gar keinen rechten Sinn Erst V. 276 wird es wirklich nötig. So fehlt auch dies Wort in V. 95: „Die Reiterei ist, die du kommandierst“.

In den V. 20 nehme ich aus V. 21 das „fehlt wer“ hinein. Dazu verleitet mich V. 23: „der Held gesucht und aufgefunden — wo?“

---

1) 2füßig: V. 271: der Pr. v. H. V. 519: o Himmel. 1füßig: V. 279: Nein; 334: Habt ihr; 87: Arthur; 215: Ei was; 254, 260: Hier.

Auch hier steht das Fragewort am Ende des Verses wegen des größeren Nachdrucks. Kleist liebt das ungemein. Man vergleiche die Briefe an seine Braut, Biedermann S. 228: „Der Mann arbeitet, für wen? ... Er ruht aus; wo? ... u. s. w." Vergl. Prinz von Homburg, V. 579: „Jetzt diese Schweden niederhalten? Wer." Auch Rob. Guisk, S. 48 Hempel, gehört hierher. Ebenso werden bei ihm die Personalpronomina ans Ende des Verses gestellt: V. 1629/30:

Der eine zeigt mir, daß nicht schuldig er,
Der andre gar mir, daß der Schuld'ge ich.

Vergl. Hermannschl. V. 249/50.

In V. 21 wiederhole ich am Ende das Verbum „fehlt" und stütze mich dabei auf Stellen wie Penthes. S. 184 Hemp. Ich lese nun also:

Und aufgesessen schon die Reiterei
Den Acker vor dem Thor zerstampft, fehlt wer?
Der Prinz von Homburg noch, ihr Führer, fehlt.

V. 207/8.

Doch was ich sagen wollte, Lieber,
Ist die Kurfürstin noch und ihre Nichte hier?

Ich ziehe die Worte „ist die" zu Vers 207; dann sind die beiden kranken Verse wie mit einem Schlage geheilt. Für das starke Enjambement giebt es ähnliche Belegstellen. Penthes. 14. Auft.: Erdenke, | Wie ich ein Fest jetzt göttlicher, als der | Olymp durchjubelte, verherrliche. — Pr. v. H. V. 586. Befreit die Marken sehn; wohlan! Ich will der | Vollstrecker solchen letzten Willens sein. — Die Betonung Kurfürstin bleibt dabei dieselbe. Vgl. V. 921.

V. 258—262.

Feldm.: Sich mutig zwischen ihn und die drei Brücken werfen
Und mit dem Grafen Truchß vereint,
Graf Truchß.
Truchß: Hier.
Feldm.: Und mit dem Grafen Truchß vereint
Der auf den Höhn indes, dem Wrangel gegenüber...

Das „mutig" halte ich für eine schwache Einschiebung von Tieck. Es versteht sich von jedem Soldaten von selbst. Das erste „Graf Truchß" ziehe ich in den V. 259 hinein. „Hier" ist, wie oft, ein alleinstehender Ausruf. Die Worte „der auf" kommen ans Ende von 261. Für die Stellung der Präposition am Ende des Verses sprechen z. B. Schroffst. S. 12. 37. 86 Hempel. Penthes. 4. Auft.: Zum | Gefecht u. 9. Auft.: Mit

| der Hölle. Vgl. Pr. v. H. V. 1446: Und falls mit unversöhntem Grimm du auf | den Spruch beharrst... Die Verse sehen nun so aus:

Feldm.: Sich zwischen ihn und die drei Brücken werfen
Und mit dem Grafen Truchß vereint. — Graf Truchß?
Truchß: | Hier. ||
Feldm.: Und mit dem Grafen Truchß vereint, der auf
Den Höhn indes, dem Wrangel gegenüber...

V. 362.

P. v. H.: Heut, Kind der Götter, such' ich, flüchtiges,

Da „flüchtiges" sich wie „Ungeheures" V. 356 auf Glück V. 359 bezieht und dies vertritt, ist es groß zu drucken, was in keiner Ausgabe geschehen ist.

V. 438.

P. v. H.: Der stand ja gestern auf des Heeres Linken.

Alle Ausgaben übersehen, daß „links" hier das Adjektiv ist und sich auf das V. 436 vorhergehende „auf unserm rechten Flügel" bezieht. Vgl. V. 1533/34. Es ist also unter Hinzudenkung vom „Flügel" aus der schwachen Form die starke zu machen und das Wort klein zu drucken:

Der stand ja gestern auf des Heeres linkem.

V. 427.

Hohenzollern: ... hier zu halten
Im Thal, schlagfertig mit der Reiterei.

Schlagfertig ist nicht mit Reiterei zu verbinden. Der Sinn verlangt: hier im Thal mit der Reiterei zu halten und schlagfertig zu sein. Darum muß hinter dem Adjektiv ein Komma stehen, das den Vers überdies schön in drei Teile zerlegt:

hier zu halten
Im Thal, schlagfertig, mit der Reiterei.

V. 410.

P. v. H.: Die aus des Dörfchens stillen Büschen blinkt.

So Tieck. Zolling änderte blinkte und erklärt es: „Die Fenster blinkten im Augenblicke des Vorüberziehens im Morgensonnenschein." Nein, sie, die Kirche, die ganze blinkt heraus und zwar noch jetzt. Auch wurde der Prinz nicht durch das Blinken, wie Zolling meint, sondern durch das Läuten zum Eintritt angeregt. („Man läutete, da wir vorüberzogen, zur Andacht eben ein, da trieb mich's an...")

V. 741.

Kurf.: Wo kommt ihr her, Prinz?
P. v H.: Von Fehrbellin, mein Kurfürst.

Tieck läßt „Prinz" und „Kur" weg und könnte dafür auch Belege beibringen. Denn bloß mit „Prinz" redet der Kurfürst den jungen Helden nie an, wie auch diesem nie einfällt ,mein Kurfürst' zu sagen. Nur „mein Fürst" und „mein junger Prinz" oder „Herr Prinz von Homburg" oder „Prinz Homburg" (s. u.) findet sich. Vgl. V. 65, 1766; 349, 1766, 1308. (V. 1615 Der P. v. H.) Darum pflichte ich Tieck in diesem Falle bei und kann die Ansicht Weismanns nicht teilen, der da meint, „Prinz" sei als nicht zählender Ausruf in den Vers eingeschoben.

V. 1623—1625.

Hohenzollern: Von mir, mein Fürst.
Kurf.: „Beweis, daß Kurfürst Friedrich
Des Prinzen That selbst" — — Nun beim Himmel!
Das nenn' ich keck!
Was! Die Veranlassung, du wälzest sie, des Frevels —."

Schon Tieck änderte an dieser fraglichen Stelle und las:

Des angeklagten Prinzen That selbst hat — — —
Beim höchsten Gott! Das nenn ich keck. Was! Die
Veranlassung . . .

Und zwar spricht für diese Lesart mancherlei. Zuerst die Stellung des bestimmten Artikels am Ende des Verses, die wir als echt Kleistisch auch V. 586 vorfinden: 'Ich will der | Vollstrecker solchen letzten Willens sein'. Vgl. zu V. 207. Starke Beschwörungen ferner sind im Munde des Kurfürsten nicht selten. Vgl. V. 1176. 1160. 1507. Überall ruft er da „Gott im Himmel" an. Vgl. V. 1630. Auch erscheint das „selbst hat" sehr wahrscheinlich, wenn wir Hermannschl. V. 519 flg. heranziehen:

Ich glaub', beim Himmel, | die römische Tarantel hat — —

Auch der Ausdruck des „angeklagten Prinzen" trifft den Aktenstil noch besser und ist übrigens gut dem V. 1516 nachgebildet: „für unsern Führer peinlich angeklagt". Ich kann daher nicht umhin, Tiecks Lesart für eine recht gute anzuerkennen, die vielleicht auf einer Variante in der Urhandschrift fußte und sehr nach dem besten Kleist schmeckt.

V. 300.

Feldm.: Was macht des Prinzen Durchlaucht?
Hohz.: Arthur!
P. v. H.: Hier.
Hohz.: Ich glaub'.
Du bist des Teufels! . . .

6füßiger Vers. Fast gleiche Verse sind 272/73, wo aber das „ich glaub'" am Ende fehlt. Ich streiche es daher auch hier. Hohen-

zollerns Worte auf das unpassende „Hier" des Prinzen werden dadurch nur noch wirksamer.

V. 417.

P. v. H.: Was ich dir sagen wollte, Heinrich.

4füßiger Vers. Kleist gebraucht diese Übergangsformel nie ohne ein „doch" im Anfang Vgl. V. 207: „doch was ich sagen wollte" und Hermschl. V. 1765. Ein „noch" hinter „dir" ergiebt sich fast von selbst. Vgl. Kleists Brief bei Zolling I, S. CVIII, Zeile 12.

Doch was ich dir noch sagen wollte, Heinrich.

V. 330.

Feldm.: Ihm einen Offizier aus seiner Suite senden.

6füßiger Vers. Das „ihm" brauchen wir gar nicht wegen V. 325. Das „einen" verkürze ich zu „'nen", was sich im Munde eines rauhen Feldmarschalls ertragen läßt.

'Nen Offizier aus seiner Suite senden.

V. 446.

P. v. H.: Wie kommt der Truchß heut' in die Mitte?

4füßiger Vers, der recht kahl klingt. Kleist liebt in Fragen kleinere Wörter einzuschieben, z. B. „denn". Vgl. V. 774: „Sind denn die Märkischen geschlagen worden?" Ich füge dies hinter „Truchß" ein und mache aus heut' ein heute. Der entstehende Hiatus hat bei Kleist nichts zu sagen.

Wie kommt der Truchß denn heute in die Mitte?

V. 450.

Golz: Hui! Wie die Schwedenboten fliegen rechts und links

6füßiger Vers. Man weiß gar nicht, wie hier plötzlich die Boten der Schweden hineinkommen. Auf die Schweden selbst kommt es an, die infolge des brennenden Dorfes auseinanderfliegen. Das beweist auch der folgende Vers: 'Sie brechen auf'. Natürlich nicht die Schwedenboten, sondern die Feinde. Ich streiche daher die „Boten", die ich mir aus einer Dittographie im Original erkläre, und lese:

Hui! Wie die Schweden fliegen rechts und links.

V. 490.

„Erster Offizier (taumelnd)". — Es wird zweiter Offizier zu verbessern sein. Denn der erste Offizier spricht zum zweiten V. 486: 'Nimm ihm den Degen ab!' Dieser zweite thut dies, wird aber zurückgestoßen, des Schwertes beraubt und taumelt darauf zurück.

V. 758.

Kurf.: Wie heißt die Inschrift?
Kottw.: Ich glaube –
Feldm.: Per aspera ad astra.

Dieser Vers wird überall als ganz „regelloser" bezeichnet (Weismann). Er soll mit drei Anapästen gelesen werden, was mir undenkbar ist. — Da man bei einer Fahne nicht gut von einer „Inschrift", wohl aber von der „Schrift" darin reden kann, so setze ich dies ein. Das „e" in „glaube" streiche ich, weil es in der Formel „ich glaub'" bei Kleist oft fehlt. Vgl. V. 300. Anders V. 211, 380. „Aspera ad" muß mit Synicese dreisilbig gelesen werden.

Kurf.: Wie heißt die Schrift?
Kottw.: Ich glaub' —
Feldm.: Per aspera ad astra.

V. 1232.

Gr. Reuß: Wie? Wirklich?
Nat.: Gleichwohl will ich unter einem Blatte . . .

6füßiger Vers. Die Redensart „unter einem Blatte . . . mich nicht verweigern" kommt bei Kleist nicht vor, der dafür gern dies Verbum mit dem Dativ der Sache verbindet. (Sich einer Sache verweigern IV, 222, 12 flg., Zolling; sich Jemandem weigern II, 111, 75, Zolling.) Vgl. V. 1262: „dem weigerte der Obrist sich". Darum lese ich

Gr. Reuß: Wie? Wirklich?
Nat.: Gleichwohl will ich einem Blatte
. . . mich nicht verweigern.

V. 1308.

P. v. H.: Mein Prinz von Homburg, als ich euch gefangen setzte.

6füßiger Vers. Dem strengen Inhalt des Briefes widerspricht die allzuhöfliche Anrede. Ich streiche deshalb „Mein" und „von". Vgl. zu dieser Ausdrucksweise V. 1363, 1378; 1517: Prinz Friedrich Hessen-Homburg:

Prinz Homburg! Als ich euch gefangen setzte.

V. 1313.

P. v. H.: So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten . . .

4füßiger Vers. Aus Nataliens gleichfolgender Rede (V. 1315) ergiebt sich, daß diesem Verse ein „nur" verloren gegangen ist. Er lautet tadellos:

So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten nur.

V. 1392.

Nat.: Graf Reuß.
Gr. Reuß: Hier!
Nat.: Auf mit eurem Brief.

4füßiger Vers. Nur dann fünffüßig, wenn man das „Hier" als eine Hebung mit unterdrückten Senkungen auffaßt. Dann wird er aber sehr hart. Graf Reuß, als vornehme Persönlichkeit, darf sich beim Wiedereintritt mit einem reinmilitärischen „Hier" einer Dame gegenüber nicht begnügen. Er thut dies auch Akt IV, Szene 2 niemals. In 12 Antworten gebraucht er dort 6 Anreden: gnäd'ge Frau 1211, Gnädigste 1223, Mein Fräulein 1226, 1255, 1271, Fräulein 1284. Es wird sich darum die Einschiebung eines verloren gegangenen „Fräulein" im Sinne des Grafen empfehlen.

Nat.: Graf Reuß.
Gr. Reuß: Hier, Fräulein!
Nat.: Auf mit eurem Brief.

Demnach blieben nur noch wenige ungenaue Verse übrig. Nicht, daß ich mir nicht getraute, eine Vermutung in dem oder jenem Falle auszusprechen. So ließen sich V. 117 und V. 254 durch Streichung der Worte „du weißt" und „heut'", V. 146 und V. 491 aber durch Einschiebung „der teuren Menschen" und „Ordonanzen he" leicht aufbessern. Aber: alii aliud. Es möge also dieser verschwindend kleine Rest (auch V. 913) dem glücklicheren Griffe eines anderen überlassen werden.

Die Bibel und das Volk.

Eine Sammlung von Worten, Redewendungen, Bildern und sprichwörtlichen Redensarten, welche die Sprache unseres Volkes der Bibel entlehnt hat.

Von Franz Söhns in Gandersheim.

Vorrede. Da die Bibel seit ihrer Übersetzung das gelesenste Buch ist, das Buch, welches von allen gelesen wird, von alt und jung, von Gelehrten und Ungelehrten, konnte es selbstverständlich nicht ausbleiben, daß aus ihr eine ganze Anzahl von Worten und Redensarten in das Volk drangen, Erinnerungen an das Gelesene, mehr als man gemeiniglich annimmt. Auch der Katholizismus hat sich dagegen nicht verschließen können, auch sein Anhänger hat das Lutherwort auf der Zunge, wie der Protestant, gewiß oft, ohne es zu wissen. Es gilt nun, in der vorliegenden Arbeit einmal festzustellen, welches denn die Worte, Redensarten,

Bilder und Sprichwörter sind, die seit Bestehen der Lutherschen Übersetzung in das Volk übergegangen sind. Das Folgende soll also weniger eine Erklärung dieser Redensarten — an derlei Bibelkommentaren ist kein Mangel —, als eine einfache Zusammenstellung sein, die nur die unentbehrlichsten Erläuterungen bringt. Für Theologen wird sie wenig Neues bringen, aber nicht jeder ist Theolog, und nicht jeder Nichttheolog liest die Bibel so eifrig, daß er von all den biblischen Redensarten, die er gebraucht, immer ihren Ursprung wissen sollte. Und diesen letzteren dürfte denn auch manches sehr überraschend sein. Einzelne der Redewendungen sind natürlich schon vor Luther im Gebrauch gewesen, er hat manche von ihnen dem Volksmunde abgelauscht, wie er selbst verschiedentlich andeutet, aber sie, die vorher nicht selten Eigentum nur einzelner Landstriche und Mundarten waren, sind durch sein Werk erst Gemeingut der Nation geworden, dessen Benutzung sich kein Deutscher, welcher Konfession er auch angehören mag, völlig entziehen kann.

Nochmals also: nicht eigentlich eine gelehrte Arbeit über die Bibel und ihren Inhalt — zu der wir wenig berufen sein würden —, soll dieser Artikel bringen, sondern einfach eine Feststellung dessen, was wir dem heiligen Buche an Redensarten u. s. w. danken. Der Verfasser hatte die kleine Sammlung zunächst nur für eigene Zwecke veranstaltet, fand aber im Laufe der Arbeit manches so Überraschende, so wenig Bekannte und dabei so allgemein Wissenswerte, daß er schließlich glaubte, das Zusammengetragene denen nicht vorenthalten zu sollen, die sich dafür interessieren. Gewiß wird er bei Feststellung des Inhalts trotz aufmerksamen Studiums der Bibel noch mancherlei übersehen haben, vielleicht Provinzialismen, vielleicht ihm selbst unbekannte Redensarten des Volkes: auch hierin kann unser Wissen nur Stückwerk sein, das durch sachfällige Mitteilungen an den Verfasser zu ergänzen, jeder Leser freundlichst gebeten ist.

1. Einzelne Worte.

Zunächst ist eine große Zahl einzelner Worte und Begriffe aus der Bibel in Volk und Litteratur gedrungen, die heute natürlich zumeist in figürlichem Sinne gebraucht werden. Es sind die Ausdrücke: ägyptische Finsternis 2. Mos. 14, 20. — Philister: sie gelten dem jüdischen Volke als das Grundbild der Ungeschicktheit und Feigheit, der Richter Samgar schlägt sie mit einem Ochsenstecken (Richter 3, 31), David tötet ihren Goliath mit einer Hirtenschleuder (1. Sam. 17, 49) und Simson schlägt sie gar mit einem faulen Eselskinnbacken (Richter 15, 15 flg.) Aus der Geringschätzung, welche die Juden mit dem Worte verbanden, schuf sich der Musensohn die heutige Bedeutung desselben. — Adamskostüm 1. Mos. 2, 25. — Evastöchter (obwohl Eva selbst bekanntlich gar keine

Töchter hatte). — Falsche Schlange 1. Mos. 3, heute in übertragenem Sinne von der Treulosigkeit irgend einer Evastochter gebraucht. — Methusalems Alter oder alt wie Methusalem 1. Mos. 5, 27. — Ein Nimrod, d. h. ein leidenschaftlicher Jäger „vor dem Herrn“, 1. Mos. 10, 9. — Kainszeichen 1. Mos. 4, 15. — Sodomiterei 1. Mos. 19. — Onanie 1. Mos. 38 nach Onan benannt. — Langer Laban, der Sohn Nahors, der Vater Rahels, der auf alten Darstellungen stets mit einer wundersamen Körperlänge ausgestattet erscheint. — Himmelsleiter, sogar als Benennung von Wirtschaften, die bekannteste in Nürnberg, vom Traume Jakobs 1. Mos. 28, 12. — Himmelschreiend nach 1. Mos. 4, 10. „Die Stimme deines Bruders schreit zu mir von der Erde.“ — Keuscher Joseph 1. Mos. 39. — Aaronsstab, Benennung der Pflanze Arum maculatum nach 2. Mos. 7, 8 und 4. Mos. 17, wo Aarons dürrer Stab in einen grünenden verwandelt wird, an welchem Blüten aufgegangen sind und der Mandeln trägt. — Sündenbock, ursprünglich der von den Juden beim Versöhnungsopfer geschlachtete Bock, der dann als Sühnopfer fällt, Mos. 3, 16. — Bundeslade 2. Mos. 25. Im Königreich Sachsen sagt man von dem ältesten Junggesellen des Ortes: Er hat die Lade. — Fleischtöpfe Ägyptens 2. Mos. 15, 3. Als die Israeliten auf ihrem Auszuge Hunger litten, murrten sie wider ihre Führer Moses und Aaron und wünschten, in Ägypten gestorben zu sein durch des Herrn Hand, da sie „bei den Fleischtöpfen saßen und hatten die Fülle Brot zu essen.“ — Psalm, im mhd. fiel häufig der erste Buchstabe hinweg, daher die Redensart „vielen Salm“ d. h. überflüssiges Geschwätz machen. Von der Anzahl seiner Karten wird außerdem nicht selten das Kartenspiel der 32. Psalm genannt. — Enakskinder d. h. die Söhne Enaks, von welchen böswilligerweise die jüdischen Späher berichteten, 4. Mos. 13, 34. — Uriasbrief, eigentlich der Brief, welchen David durch Uria an seinen Feldherrn Joab sandte und in dem er ihn ersuchte, Uria „an den Streit zu stellen, daß er erschlagen werde und sterbe.“ — Ein Menetekel, ursprünglich die rätselhaften Schriftzeichen des Königs Belsazar (Daniel 5, 25 flg.), jetzt von jeder „dunkeln“ Schrift oder Redeweise gebraucht. — Schiboleth, ein Wort, an dessen Aussprache man die Ephraiter erkennen wollte (Richter 12), jetzt für jedes absonderliche Kennzeichen z. B. einer Partei verwandt. — Unter einer Rotte Korah versteht man heute etwa Gesindel, ursprünglich aber sind damit die unter Führung Korahs, des Sohnes Jezehars stehenden Empörer gegen Moses und Aaron gemeint, wie sie 4. Mos. 16 geschildert sind. Rotte wird ihr Anhang genannt in 5. 6. 11. 16. 40. Vgl. dazu auch 4. Mos. 26, 9 und 27, 3. — Kinder Belials sind ursprünglich diejenigen, welche ihre Mitbürger zum Götzendienst zu verführen suchen, 5. Mos. 13. Bekannt

ist das Kneiselsche Lustspiel desselben Namens. — Krethi und Plethi sind ursprünglich Scharfrichter (hebr. karath = schneiden, abhauen, töten) und Läufer (hebr. palath = laufen, eilen), dann wird die Leibwache Davids so genannt 2. Sam. 8, 18 u. a. a. O. und heute bezeichnet es allerlei niederes Volk bunt durcheinander. — Salomonisches Urteil 1. Kön. 3. — Auch die scherzhafte Anrede, die man hie und da hört, „Mann Gottes" ist der Bibel entnommen: 2. Kön. 1, 9 flg. spricht der vom Könige Ahasja zum Elias gesandte Hauptmann zu diesem: „du Mann Gottes, der König sagt, du sollst herabkommen." Auch später kehrt diese Wendung häufig wieder, wie denn Elia und Elisa fast stets so genannt werden. — Splitterrichter Matth. 7, 3. Bekanntlich von dem gesagt, welcher den Splitter im Auge des andern, den Balken im eignen aber nicht sieht. — Verlorenes Schaf zunächst wörtlich Matth. 18, 12 und dann figürlich Matth. 10, 6. — Judaskuß Matth. 26, 48 und Luk. 22, 48, der Kuß, mit welchem Judas den Herrn verriet. — Lebensschiff nach Mark. 4, 36—40. — Mammonsdiener Luk. 16, 13. — Samariterdienste Luk. 10, 33 flg. — Ein ungläubiger Thomas, bekanntlich der Jünger Jesu, der sich durch seine skeptische Veranlagung auszeichnet, so besonders Joh. 20, 25, wo er nicht an Christi Auferstehung glauben will und in gewissem Sinne auch bereits Joh. 11, 16 und 14, 5. — Juden und Judengenossen Apostelgesch. 2, 11. — Reines Wort Gottes nennt der gewöhnliche Mann häufig den — Schnaps in spöttischer Deutung von Matth. 4, 4. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. — Das Land, wo Milch und Honig fließt, das gelobte Land 2. Mos. 3, 8. — Pöbelvolk 2. Mos. 12, 38, das auch mit auszog bei dem allgemeinen Auszuge der Kinder Israel aus Ägypten.

Zu weit würde es führen, wollte man aus allen, besonders den geistlichen Gedichten die Stellen der Bibel anführen, auf Grund deren sie entweder überhaupt entstanden, oder aus denen sie doch wenigstens bezeichnende Worte und Bilder entlehnt haben. Aber nicht nur geistliche Lieder — man denke z. B. an das herrliche „Harre des Herrn" nach Psalm 27, 14 und an die „Adelers Fittiche" in Neanders „Lobet den Herren" nach 5. Mos. 32, 11 —, auch weltliche zeigen häufig biblische Entlehnungen oder doch starke, unverkennbare Anlehnungen:

Nicht Roß und Reisige
Sichern die stolze Höh,
Wo Fürsten stehn,

singt unser bekanntes Kaiser-Heil-Lied in Anlehnung an Stellen, wie 1. Kön. 4, 26, wo von Salomo geredet wird, der 40000 Wagenpferde

und 12000 Reisige besaß und darauf seine Macht baute, an 2. Chron. 9, 25 u. a. Und wenn das Volkslied von dem Untergange der großen Armee des fränkischen Imperators in der sarmatischen Tiefebene sang:

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen, —

so ist die Wendung Roß und Wagen eine durchaus biblische zu nennen, wie sie sich nicht nur 2. Mos. 15, 1, wo Moses den Herrn lobpreist, daß er die Feinde mit Roß und Wagen verderbet, sondern auch 2. Mos. 15, 21 und in anderen zahlreichen Stellen der Bibel findet.

Der rhythmisch so schöne Refrain des Geibelschen Liedes „Am 3. September":

Der Herr hat Großes an uns gethan,
Ehre sei Gott in der Höhe,

ist dem Psalm 126, 3 entnommen. In Geroks „Des Knaben Tischgebet" sind die Worte:

Denn auch durch der Unmündgen Mund
Ward Gottes Lieb von alters kund,

entlehnt aus Matth. 21, 16: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet.

Der bekannte Warnruf der berühmten Klopstockschen Ode „Mein Vaterland":

Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist,

ist bis zum Wortlaut angelehnt an Pred. Sal. 7, 14 Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, daß du dich nicht verderbest.

Des Volksliedes „Pflücket die Rosen, eh' sie verblühn" geht auf Weish. Sal. 2, 8 zurück: Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Überhaupt findet sich der ganze Grundgedanke des zur Lebensfreude auffordernden Volksliedes an dieser Stelle in den Worten: „Lasset uns wohl leben und unseres Leibes brauchen, weil (altd. wîlen = solange) er jung ist", oder, wie das Volkslied singt, weil noch das Lämpchen glüht, d. h. solange das Lämpchen unseres Lebens noch lebenwirkendes Öl hat.

Und gar zu Matthias Claudius'

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Drum gab uns Gott den Wein,

findet sich eine ganze Schar von biblischen Stellen, auf die sein Anfang zurückzuführen ist, so der Psalm 104, 15 „und daß der Wein erfreue des Menschen Herz und seine Gestalt schön werde", so im Pred. Sal. 10, 19 „der Wein muß die Lebendigen erfreuen", muß nach Spr.

Sal. 31,6 den betrübten Seelen gegeben werden, denn „er erfreut Leib und Seele" (Sirach 32,35).

Ja man würde vielleicht nicht einmal viel dagegen vorbringen können, wenn jemand behauptete, daß die „goldene Kette" in Goethes Sänger, wie überhaupt die Worte des Sängers an der betreffenden Stelle einer Erinnerung des Dichters an Daniel 5,7 ihre Gestaltung danken. In der genannten biblischen Stelle soll derjenige, welcher das Menetekel Belsazars zu deuten im stande ist, unter anderen auch eine goldene Kette erhalten, und als nun Daniel erscheint, da spricht er (17) ganz ähnlich wie Goethes Sänger: Behalte deine Gabe selbst und gieb dein Geschenk einem andern.

2. Redewendungen und Bilder.

„Fleisch von unserem Fleisch" — 1. Mos. 2,23, spricht Adam, als er seiner aus einer seiner Rippen „gebauten" Gefährtin zum ersten Male ansichtig geworden: Das ist doch Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch. Wir heute von unserem Fleisch.

„Er soll dein Herr sein" — 1. Mos. 3,16, Worte Gottes zum Weibe, das den Mann zur ersten Sünde verführt hat.

„Im Schweiße seines Angesichts etwas thun" — 1. Mos. 3,19, soll Adam sein Brot essen zur Strafe seiner Sünde.

„Mit Blindheit geschlagen sein" — 1. Mos. 19,11, von den Männern von Sodom gesagt, die vor der Thür des Hauses tobten, in welchem Lot sich befand Übrigens vgl. auch 2. Kön. 6,18.

„Wie eine Salzsäule dastehen"; „Dastehen wie Lots Weib" — 1. Mos. 19,26, starr wie Lots Weib, das sich wider den Befehl Gottes nach den brennenden Städten Sodom und Gomorrha umsah, und zur Strafe dafür in eine Salzsäule verwandelt ward.

„Wie Sand am Meer" — sehr geläufige Wendung, so z. B. 1. Mos. 32,12, 1. Mos. 41,49, Psalm 78,27 u. a. a. O.

„Wie Tropfen im Meere" — Sirach 18,8.

„Gang und gäbe sein" — 1. Mos. 23,16, vom Gelde gesagt.

„Zu seinen Vätern versammelt werden" — 1. Mos. 25,8, und (Abraham) ward zu seinem Volk gesammelt; versammelt zuerst 1. Mos. 35,29, aber auch hier „zu seinem Volk".

„Er bleibt gleich über Nacht drin" — sagt der Sachse von Einem, der unmäßig oder wenigstens unbescheiden von dem Glase trinkt, das man ihm gereicht hat. In der Grundstelle 1. Mos. 31,54 heißt es von Jakobs Brüdern, die dieser zum Opferschmause geladen: Und da sie gegessen hatten, blieben sie auf dem Berge über Nacht.

Also sie aßen nicht nur, sondern blieben auch noch über Nacht an dem Orte.

„In die Grube fahren" — 1. Mos. 37, 35, Jakob: Ich werde mit Leid hinunter fahren in die Grube, vgl. dazu die Erklärung Hesek. 26, 20.

„Jemand in die Grube bringen" — 1. Mos. 43, 38, Jakob: Ihr würdet meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen.

„Fette Jahre, magere Jahre" — in der Grundstelle 1. Mos. 41 findet sich „fett" nicht, das Volk hat es von der Bezeichnung der Kühe (18) auch auf die Jahre übertragen. „Reiche Jahre" begegnet 1. Mos. 41, 47. Ebenso ist es mit dem Worte „mager", auch dieses ist aus der Schilderung der Kühe herübergenommen, in der Grundstelle ist nur von „teueren" Jahren die Rede.

„Gehabt Euch wohl" — sagt wörtlich der Haushalter Josephs zu den Brüdern desselben 1. Mos. 43, 23, der Gegensatz: sich übel gehaben bei Jerem. 8, 21 ist nicht ins Volk gedrungen, wohl aber „hiemit Gott befohlen" 2. Makk. 11, 38.

„Das Recht beugen" — 2. Mos. 23, 6, in den Mosaischen Forderungen: Du sollst das Recht deines Armen nicht beugen in seiner Sache. Ebenso 5. Mos. 27, 19, Klagel. Jerem. 3, 35, u. a. a. O.

„Richten ohne Ansehen der Person" — auf Grund von Joh. 7, 24: Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein rechtes Gericht. Die Person findet sich 5. Mos. 1, 17. Keine Person sollt ihr im Gericht ansehen u. s. w., ebenso 17, 19. Der Mensch soll also richten wie Gott, von dem es Röm. 2, 11 und Ephes. 6, 9 heißt: Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott.

„Das goldene Kalb anbeten" — 2. Mos. 32, ursprünglich das Götzenbild, mit welchem die Israeliten Abgötterei trieben. Heute zumeist der Götze des Reichtums darunter verstanden.

„Seine Hand abziehen von jemandem" — 4. Mos. 14, 34: daß ihr inne werdet, was es sei, wenn ich die Hand abziehe, und so öfter. Die beiden Wendungen die Hand abthun, abwenden haben keinen Anklang gefunden.

„Halten wie den Augapfel" — 5. Mos. 32, 10: der Herr behielt (=hielt) Jakob wie seinen Augapfel. Vgl. auch Psalm 17, 8.

„Mit jemandes Kalbe pflügen" — Richter 14, 18, sagt Simson zu den Männern von Thimnath, als sie mit Hilfe seines Weibes sein Rätsel geraten: Wenn ihr nicht hättet mit meinem Kalbe gepflüget, ihr hättet mein Rätsel nicht getroffen.

„Ein Ding thun" — 1. Sam. 3, 11, der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich thue ein Ding in Israel, daß, wer es hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen.

„Sauer sehen zu etwas“ — 1. Sam. 3, 11, Gott ist unwillig darüber, daß Eli nichts gethan, die Schändlichkeiten seiner Söhne zu verhindern und daß er „hätte nicht einmal sauer dazu gesehen“. Vgl. auch Matth. 6, 16.

„Es soll dich gleich dieser und jener holen“ — vorgebildet in 1. Kön. 19, 2, in Isebels Schwur und Ausruf: Die Götter thuen mir dies und das, wo ich nicht morgen deiner Seele thue, wie dieser Seelen einer.

„Herz und Nieren prüfen“ — begegnet sehr häufig z. B. 7. Psalm 10, Jerem. 11, 20. Offenbar. Joh. 2, 23. An allen diesen Stellen aber heißt es Herzen, Herz nur an einer einzigen Stelle Jerem. 20, 12.

„Schlecht und recht“ — Hiob 1, 8, Gott sagt von Hiob, er sei schlecht und recht, und meidet das Böse. Auch substantiviert kommen die Worte vor Spr. Sal. 1, 3, sind aber in dieser Gestalt nicht in das Volk gedrungen. Daß schlecht in dieser Redensart das altd. sleht = gerade (schlicht) ist, dafür zeugt Pred. Sal. 1, 15: Krumm kann nicht schlecht werden.

„Haare stehen zu Berge“ — Hiob 4, 15, und da der Geist von mir über ging, standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe. Vgl. dazu Sirach 27, 15: Wo man viel schwören hört, da gehen einem die Haare zu Berge. Letzteres im Volke nicht gebräuchlich.

„Wie Spreu vor dem Winde“ — Psalm 35, 5, sie (= meine Feinde) müssen werden wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des Herrn stoße sie weg. Ähnlich Psalm 1, 4. Aber so sind die Gottlosen nicht; sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet. Vgl. dazu Hiob 12, 18, wie Stoppeln vor dem Winde.

„Abgemacht, Sela!“ — Volksredensart mit dem Schlußworte einzelner Psalmen und Psalmenverse, z. B. Psalm 32. „Nach der wahrscheinlichsten Ansicht bedeutet es Erhebung, hinauf, d. h. laut und bezeichnet ein lautes Einfallen der Musik, während der Gesang pausierte.“ Riehm Handwörterb. d. bibl. Altert.

„Von Gott verlassen sein“ — Psalm 8, 6, du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein, aber mit Ehre und Schmuck wirst du ihn krönen. Vgl. dazu auch Christi Ausruf am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.

„Seine Hände in Unschuld waschen“ — ursprünglich mit Unschuld, so Psalm 26, 6: Ich wasche meine Hände mit Unschuld, und halte mich, Herr, zu deinem Altar. Der Ausdruck beruht auf der Sitte, wie sie 5. Mos. 21, 6 erwähnt ist, und nach welcher „bei unbekanntem Totschlage alle Ältesten derselben Stadt zu dem Er-

schlagenen hinzutreten und ihre Hände über der jungen Kuh waschen sollen, der im Grunde der Hals abgehauen ist." So wäscht auch (Matth. 27, 24) Pilatus seine Hände vor dem Volke, ohne daß in oder mit Unschuld dazu gesetzt wäre, und der Franzose braucht die Redensart noch heute ohne das Wort Unschuld als: je m'en lave les mains, ebenso der Italiener: me ne lavo le mani.

„Wenig, aber mit Liebe" — erinnert an Spr. Sal. 15, 17: Es ist besser, ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochs mit Haß. Ähnlich Tobias 4, 9: Hast du wenig, so gieb das Wenige mit treuem Herzen.

„Eine Gabe Gottes" — Pred. Sal. 3, 13, ein jeglicher Mensch, der da isset und trinket und hat guten Mut in aller seiner Arbeit, das ist eine Gabe Gottes.

„Das sind Gaben (= Geistesanlagen)" — Röm. 12, 6, wir haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. Vgl. auch 1. Kor. 7, 7. Ein jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, einer so, der andere so. Vgl. ferner 1. Kor. 12, 4.

„Feurige Kohlen auf das Haupt jemandes sammeln" — Spr. Sal. 25,22, (erquicke deinen Feind), denn du wirst Kohlen auf sein Haupt sammeln, und der Herr wird dirs vergelten. Feurige Kohlen Röm. 12, 20.

„Ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird" — Jesaias 53, 7, von Christus gesagt: Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird. Das Bild findet sich auch sonst.

„In Sack und Asche trauern" — am deutlichsten in Jes. 58, 5, es ist die bekannte Art der Israeliten des alten Testamentes, ihre Trauer äußerlich darzuthun. Vgl. dazu Klagel. Jerem. 2, 10, Judith 4, 14.

„Den Kopf hängen lassen" — als Zeichen der Trauer Klagel. Jerem. 2, 10, die Jungfrauen von Jerusalem hängen ihre Häupter zur Erde. Ebenso Sirach 19, 32: Derselbige Schalk kann den Kopf hängen und ernsthaft sehen und ist doch eitel Betrug. (Daher sagen wir: er hat den Schalk im Nacken.)

„Jemandem eine Rute auf den Rücken binden" — Spr. Sal. 10, 13, in den Lippen des Verständigen findet man Weisheit, aber auf den Rücken des Narren gehört eine Rute.

„Ein böses Maul" — Spr. Sal. 17, 4, ein Böser achtet auf böse Mäuler und ein Falscher gehorcht gerne schändlichen Zungen. Vgl. dazu Sirach 28, 18. Ein böses Maul verstößt redliche Weiber; und ebenso 23 u. a. a. O.

„Einen Mohren weiß waschen“ — klingt an an Jerem. 13,23, kann auch ein Mohr seine Haut wandeln, oder ein Parder seine Flecken?

„Ein Stein des Anstoßes“ — Jes. 8,14, so wird er eine Heiligung sein, aber ein Stein des Anstoßens, und ein Fels der Ärgernis den zwei Häusern Israels ... Vgl. auch 1. Petr. 2,8 Stein des Anstoßens, nie findet sich der heutige substantivierte Ausdruck. Auffallenderweise ist der „Stein des Anlaufens“ (dieselbe Formbildung wie des Anstoßens) in Röm. 9,32 nicht in das Volk übergegangen, so gebräuchlich auch das Zeitwort „anlaufen“ sonst ist.

„Wie reimt sich das zusammen!“ — Jerem. 23,28, wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen, spricht der Herr.

„Seine Worte auf die Goldwage legen“ — ursprünglich: auf der Goldwage wägen, so Sirach 28,28, warum wägest du nicht deine Worte auf der Goldwage? Ebenso im folgenden Verse: Du wägest dein Gold und Silber ein; warum wägest du nicht auch deine Worte auf der Goldwage?

„Thränen laufen über die Backen“ — Klagel. Jerem. 1,2, sie (Jerusalem) weinet des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen.

„Sich die Augen ausweinen“ — Klagel. Jerm. 2,11, ich habe schier meine Augen ausgeweinet, daß mir mein Leib davon wehe thut.

„Den Kopf schütteln über“ — Klagel. Jerem. 2,15, alle, die vorübergehen, klappen mit den Händen, pfeifen dich an und schütteln den Kopf über der Tochter Jerusalems. Heute verbinden wir diese Redensart mit dem Akkusativ.

„Wie ein gehetztes Wild“ — Anklingend an Klagel. Jerem. 3,52, meine Feinde haben mich gehetzt, wie einen Vogel, ohne Ursach.

„Den Stein auf jemanden werfen“ — das Bild entstammt dem Brauche der Steinigung. Wörtlich zu nehmen Klagel. Jerem. 3,53: Sie haben mein Leben in einer Grube umgebracht und Steine auf mich geworfen. In heutigem übertragenem Sinne bereits in den Worten, welche Christus den Pharisäern gegenüber betreffs der Ehebrecherin äußert: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Joh. 8,7.

„Sich etwas zu Herzen nehmen“ — Klagel. Jerem. 3,21, das nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch.

„Jemand ist dürr zum Anbrennen“ — erinnert stark an Klagel. Jerem. 4,8, nun aber ist ihre (der Kinder Zions) Gestalt so dunkel vor Schwärze, daß man sie auf den Gassen nicht kennet: ihre Haut hängt an den Beinen, und sind so dürr als ein Scheit. (Das ja sofort in Flammen aufgeht, wenn es angezündet wird.)

„Kelch des Leidens“ — Luk. 22,42, häufig von Christi Leiden gesagt. Vgl. auch Hesek. 23,32. 33.

„Sie gefallen mir (uns) nicht“ — Pred. Sal. 12,1, gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht.

„Das scherzhafte Wort: Drum wer des Lebens Unverstand mit Wehmut will genießen, der lege sich an eine Wand und strample mit den Füßen“ — vorgebildet in Hesek. 6,11, so spricht der Herr: Schlage deine Hände zusammen und strample mit den Füßen und sprich: Wehe über alle Greuel der Bosheit im Hause Israel ...

„Die Feuerprobe bestehen (durch Feuer geläutert wie das Gold)“ — Weish. Sal. 3,6, er prüfet sie (die Gerechten) wie Gold im Ofen und nimmt sie an wie ein völliges Opfer. Dazu Sirach 2,5, denn gleichwie Gold durchs Feuer, also werden die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsal bewähret. Vgl. Offenb. Joh. 3,18, Gold im Feuer geläutert. Nur einmal (Sacharja 13,9) dasselbe auch vom Silber gesagt.

„Wider den Strom schwimmen“ — Sirach 4,31, schäme dich nicht, zu bekennen, wo du gefehlt hast, und **strebe** nicht wider den Strom.

„Sein Mütchen kühlen“ — Sirach 10,6, räche nicht genau alle Missethat und kühle dein Mütchen nicht, wenn du strafen sollst.

„Sich ins Fäustchen lachen“ — Sir. 12,19, seinen Kopf wird er schütteln und in die Faust lachen, deiner spotten und das Maul aufwerfen.

„Sauren Schweiß“ — Sirach 14,15, du mußt doch deinen sauren Schweiß anderen lassen und deine Arbeit den Erben übergeben.

„Das Maul halten; sich in dem Worte vergreifen“ — liebe Kinder, lernet das Maul halten, denn der es hält, der wird sich mit Worten nicht vergreifen. Sonst begegnet bei Luther auch „das Maul zuhalten“.

„Ein altes Waschweib; schwatzen wie ein Waschweib“ — ahd. waskan übertragen = schwatzen, wascari = Wäscher, Schwätzer. In derselben Bedeutung häufig in der Bibel (z. B. Sirach 32,6. 13) als waschhaft, waschig, Wäscher, waschen. Die heutige Bildung Waschweib, in welcher nun das Wort waschen in eigentlicher und übertragener Bedeutung stecken soll, ist (allerdings nur im Sinne von schwatzhaftes Weib) unverkennbar vorgebildet in Sirach 25,26. Ein **wasch**haftig Weib (Waschweib) ist einem stillen Manne wie ein sandiger Weg hinauf einem alten Manne.[1])

1) Daher nennen wir auch ohne Rücksicht auf das Geschlecht einen schwatzhaften Mann ein „altes Waschweib“. Man denke ferner an die geläufige Redensart: Mach doch nicht solch albernes Gewäsch. In all diesen Bildungen erscheint waschen lediglich in der Bedeutung schwatzen.

„Ein Früchtchen“ — dazu Sirach 27, 7, an den Früchten merkt man, wie des Baumes gewartet ist.

„Feuer und Wasser tragen“ (d. h. bald aufreizend, bald zur Besänftigung redend, je nach dem Augenblicke = Achselträger, im Königreich Sachsen besonders von böswilligen Klatschbasen gesagt) — vorgebildet in Sirach 28, 14, bläst du ins Fünklein, so wird ein großes Feuer daraus; speiest du ins Fünklein, so verlöscht es; und beides kann aus deinem Munde kommen.

„Spare deine Weisheit“ — Sirach 32, 6, und wenn man Lieder singet, so wasche nicht darein und spare deine Weisheit bis zu anderer Zeit.

„Mutter Erde“ — Sirach 40, 1, es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben, vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist.

„Der Himmel thut sich nicht zu“ (Volksredensart bei scheinbar unaufhörlichen Blitzen mehrerer Gewitter) — auf Grund von Sirach 43, 13, durch sein Wort fällt ein großer Schnee; und er läßt es wunderlich durcheinander blitzen, daß sich der Himmel aufthut. (Wenn es nun scheinbar unaufhörlich blitzt, scheint es dem Volke, als ob sich der Himmel gar nicht wieder zuthue.)

„Es findet sich“ — 2. Makk. 4, 17, denn es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen; es findet sich doch zuletzt.

„Hoch und teuer schwören“ — 2. Makk. 14, 32, da sie aber hoch und teuer schwuren, sie wüßten nicht, wo es wäre, reckte er seine rechte Hand gegen den Tempel.

„Ein Herz von Stein“ — Hesek. 11, 19, ich . . . will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe und ein fleischernes Herz geben.

„Saul unter den Propheten“ — 1. Sam. 10, 11. 12, danach hieß die Frage eigentlich (als Ruf des Erstaunens des Volkes, das den Verfolger der Gemeinde Christi plötzlich in der Gesellschaft der Propheten erblickte): Ist Saul auch unter den Propheten? Vgl. dazu 1. Sam. 19, 24.

„Ein Ende mit Schrecken nehmen“ — Psalm 34, 20, sie (die Gottlosen) gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken. Vgl. dazu Psalm 73, 19.

„Koloß auf thönernen Füßen“ (häufiges Bild für Rußland) — Daniel 2, 41. 42 sagt in der Traumdeutung: Der König Nebukadnezar habe auch ein Königreich gesehen, dessen Füße und Zehen einesteils Thon und einesteils Eisen sind, und dieses werde demgemäß zum Teil ein starkes (Eisen), zum Teil ein schwaches Reich (Thon) sein.

„Der rechte Erbe" — Micha 1, 15, ich will dir, Maresa, den rechten Erben bringen; und die Herrlichkeit Israels soll kommen bis gen Adullam.

„Nicht wert die Schuhriemen aufzulösen" — Mark. 1, 7, es kommt einer nach mir, sagt Johannes, der ist stärker, denn ich, der ich nicht genugsam bin, daß ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe auflöse. Fast wörtlich ebenso Joh. 1, 27. Die Worte „nicht wert" einzig in der Apostelgesch. 13, 25: nicht wert, die Schuhe seiner Füße aufzulösen. Aus den drei Stellen hat sich das Volk seine Redensart gebildet. Nicht in das Volk übergegangen ist Matth. 3, 11: Dem ich auch nicht genugsam bin, „seine Schuhe zu tragen".

„Jemanden auf den Händen tragen" — in der Bibel nur in wörtlichem Sinne: Matth. 4, 6, der Versucher spricht zu Christus: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.

„Es ist ihm ein Licht aufgegangen" — zunächst wörtlich: Matth. 4, 16, das Volk, das in Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen, und die da saßen am Orte und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen.

„Sein Licht unter den Scheffel stellen" — zunächst auch nur wörtlich: Matth. 5, 15, man zündet auch nicht ein Licht an, und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter u. s. w. Die übertragene Bedeutung schon im folgenden Verse: Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten (setzt es also nicht unter den Scheffel!), daß sie eure guten Werke sehen u. s. w. Unser heutiges „unter den Scheffel stellen" findet sich übrigens nie, stets setzen. Das unter den Tisch setzen in den entsprechenden Stellen des Mark. 4, 21 und Luk. 11, 33 hat keinen Boden im Volke gefunden.

„Bis auf den letzten Heller" — Matth. 5, 26, wahrlich, du wirst nicht von dannen (aus dem Kerker) herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest.

„Was darüber ist, das ist vom Übel" — Matth. 5, 37, eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel.

„Etwas ausposaunen" (= viel Rühmens und Prahlens machen von einer Sache) — Matth. 6, 2, wenn du nun Almosen giebst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun und die Schelme, und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden.

„Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut" — Matth. 6, 3, wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

„Seine Perlen vor die Säue werfen“ — Matth. 7, 6, ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben und eure Perlen nicht vor die Säue werfen.

„Anstatt des Brotes einen Stein geben“ — Matth. 7, 9, welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein bietet? Dagegen ist das Bild des folgenden Verses vom Volke nicht aufgenommen: der ihm für einen Fisch eine Schlange bietet.

„Schätze, die Motten und Rost fressen“ — Matth. 6, 19, ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Und der folgende Vers redet ebenso von Schätzen, die weder Motten noch Rost fressen.

„Wolf in Schafskleidern“ — Matth. 7, 15, sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.

„Heulen und Zähneklappen“ — Matth. 8, 12, aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen.

„Da verließ ihn das Fieber“ (scherzhafte Redewendung, z. B. von dem gesagt, dem beim Kartenspiele die Trümpfe ausgegangen sind, und der infolgedessen nicht mehr „stechen“ kann) — Joh. 4, 52, gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Vgl. dazu auch Matth. 8, 15.

„Staub von den Füßen schütteln“ — Matth. 10, 14, Jesus spricht zu den Jüngern: Und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselben Hause oder Stadt, und schüttelt den Staub von euren Füßen. Ebenso Mark. 6, 11, Luk. 9, 5.

„Nach jemandes Pfeife tanzen“ — Matth. 11, 17, die Kindlein sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wolltet nicht tanzen.

„Hier ist gut sein“ — Matth. 17, 4, Herr, sprechen die Apostel zu Jesu, hier ist gut sein; willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen u. s. w. So auch Mark. 9, 5.

„Des Tages Last und Hitze tragen“ — Matth. 20, 12, die Arbeiter im Weinberge sprechen: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben.

„Aus dem Tempel jagen“ — Matth. 21, 12, und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel ... Also zunächst wörtlich zu fassen, heute übertragen überhaupt = jemanden hinausjagen.

„Aus seinem Herzen keine Mördergrube machen" — Matth. 21, 13, Und Jesus sprach zu ihnen (den aus dem Tempel Gejagten): Es stehet geschrieben: mein Haus soll ein Bethaus sein, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht. — Im Grundtext steht: σπήλαιον λῃστῶν, also eigentlich Räuberhöhle. Mit einer solchen wird das Herz des Menschen verglichen, und wer nun seine Gedanken und Empfindungen nicht heimlich in seinem Herzen verschließt, sondern sie offen äußert, der macht eben aus seinem Herzen keine Mördergrube. Übrigens wird die Redensart nur in negativer Fassung gebraucht.

„Kein hochzeitlich Kleid anhaben" — Matth. 22, 11, da ging der König hinein, die Gäste zu besehen, und sahe allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an.

„Sein Scherflein zu etwas beitragen" — nach Mark. 12, 42, und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; die machen einen Heller.

„Kein Stein bleibt auf dem andern" — Mark. 13, 2, nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde. Ähnlich Luk. 19, 44 von der Eroberung Jerusalems gesagt.

„Es geht zu wie in der Judenschule" — gebraucht, um verworrenen Lärm und Unruhe zu bezeichnen. Indessen rechnet die Redensart mit Unrecht den Schulen der Juden derartiges lärmendes Durcheinander zu. Es geht in den jüdischen Schulen nicht unruhiger her, als in den christlichen. Die Redensart lehnt sich an den Sprachgebrauch des neuen Testamentes, wo die Bethäuser, die Synagogen in der Regel Schulen genannt werden, z. B. Luk. 4, 15. 16. Er ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbathtage. Durch den Zusatz am „Sabbathtage" ist es offenbar, daß die Synagogen gemeint sein müssen. In diesen aber ist es noch heute Brauch, daß die auf den Tag vorgeschriebenen Abschnitte des alten Testamentes in der hebräischen Sprache in einem eigentümlichen schnellen Recitativ gelesen, oder mehr gemurmelt und geschrieen werden, nur zuweilen durch ein ähnlich geschrieenes Amein (Amen) unterbrochen.[1]) Auf Grund dieses Brauches ist die Redensart entstanden, deren Ausdruck Juden**schule** also auf die Bezeichnung der Bibel zurückgeht.

„Arzt hilf dir selber" — Luk. 4, 23, und er sprach zu ihnen: Ihr werdet freilich zu mir sagen dies Sprichwort: Arzt hilf dir selber u. s. w.

„Neuen Wein in alte Schläuche füllen" — Luk. 5, 37, und niemand fasset Most in alte Schläuche (das Bild angewandt z. B. in Biedermanns:

1) Vgl. H. Schrader: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Berlin, H. Dolfuß. 1886.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte S. 243, sonst ist es im allgemeinen nicht häufig).

„Sie hat viel geliebt" — Luk. 7, 47, gemeint ist die Sünderin, welche die Füße Christi salbte: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.

„Das bessere Teil erwählen" — Luk. 10, 42, Maria hat das bessere Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.

„Moses und die Propheten haben" — Luk. 16, 29, Abraham spricht zum reichen Manne in der Hölle mit Bezug auf die auf der Erde lebenden Verwandten desselben: Sie haben Mosen und die Propheten; laß sie dieselben hören. Die Redensart heute zumeist scherzhaft gebraucht vom Gelde, als dem nötigsten auf der Erde.

„Mit seinem Pfunde wuchern" — auf Grund des Gleichnisses in Luk. 19, 13 flg.

„Er kann züchtigen und loslassen" — nach Luk. 23, 15. 16, Pilatus spricht zu den Hohenpriestern, Obersten und dem Volke: Man hat nichts auf ihn gebracht, das des Todes wert sei . . . darum will ich ihn züchtigen und loslassen.

„Jemanden von Pontius zu Pilatus schicken" — wörtlich genommen ist die Redensart sinnlos, da Pontius und Pilatus dieselbe Person ist. Das richtige: von Pontius zu Herodes schicken, oder umgekehrt, hört man nirgends. Entstanden ist die Redensart auf Grund von Luk. 23, 7—14, in welcher berichtet wird, wie Christus am Abend und in der Nacht vor seinem Tode vom Hohenpriester Hanna zum Hohenpriester Kaiphas, von diesem zum Landpfleger Pilatus, von Pilatus zum Könige Herodes und von diesem wieder zu Pilatus zurückgeschickt wird. Eben dieses zweck- und erfolglose Hinundherschicken bezeichnet unsere heutige Redensart.

„Dann hat die liebe Seele Ruhe" — nach Luk. 12, 19, und (ich) will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut.

„Am grünen Holze etwas thun" — Luk. 23, 31, denn so man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden?

„Ein Herz und eine Seele sein" — Apostelgesch. 4, 32, die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele u. s. w.

„Die Zähne zusammenbeißen" — Apostelgesch. 7, 54, da sie solches hörten, ging es ihnen durchs Herz und bissen die Zähne zusammen über ihn.

„Wider den Stachel löcken" — Apostelgesch. 9, 5, er (Saulus) aber sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgest. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken.

Eigentlich also gegen den Ochsenstecken (hebr. malmed, griech. κέντρα, lat. stimulus), an dessen Ende ein scharfer Stachel angebracht war, ausschlagen (mhd. lecken = mit den Füßen ausschlagen, hüpfen). Übertragen hat die Redensart den Sinn eines (vergeblichen) Ankämpfens gegen irgend eine Notwendigkeit.

„Es fällt wie Schuppen von den Augen" — Apostelgesch. 9, 18, und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend.

„Er hat es an allen Zipfeln" — vielleicht auf Grund von Apostelgesch. 10, 11, und (Petrus) sahe den Himmel aufgethan und herniederfahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, und ward niedergelassen auf die Erde. Ebenso 11, 5. Da dieses vierzipflige Tuch ihm Aufklärung über eine der wichtigsten Fragen brachte, so liegt die Entwicklung zur Bedeutung unserer heutigen Redensart (= er hat etwas nun ganz gewiß und sicher, ist völlig aufgeklärt über etwas) nahe genug.

„Sich in die Zeit schicken" — Röm. 12, 11, schicket euch in die Zeit, ebenso Ephes. 5, 6.

„Verstand der Verständigen", vgl. Schiller in Worte des Glaubens: Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt — 1. Kor. 1, 19, denn es stehet geschrieben (Jes. 29, 14, wo aber die bezüglichen Worte nicht vorkommen): Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.

„Der Eine thut wohl, der Andere besser" — 1. Kor. 7, 38, endlich, welcher verheiratet, der thut wohl, welcher aber nicht verheiratet, der thut besser.

„In den Wind reden" — 1. Kor. 14, 9, also auch ihr, wenn ihr mit Zungen redet, so ihr nicht eine deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist? Denn ihr werdet in den Wind reden.

„Prüfet alles und das Beste behaltet" — 1. Thessal. 5, 21, prüfet aber alles und das Gute behaltet. Das Beste, wie wir es heute in der Redensart haben, klingt an Röm. 2, 18: und weil du aus dem Gesetz unterrichtet bist, prüfest du, was das Beste zu thun sei.

„Milch der frommen Denkungsart" (vgl. Schillers Tell) — 1. Petr. 2, 2, und seid begierig nach der vernünftigen lauteren Milch, als die jetzt geborenen Kindlein ...

„Die Botschaft hören" (vgl. Faust: Die Botschaft hör' ich wohl, allein es fehlt der Glaube) — 1. Joh. 3, 11, denn das ist die Bot-

schaft, die ihr gehöret habt vom Anfang, daß wir uns untereinander lieben sollen.

„Bild vom Anker" — Ebr. 6, 19, welche (die Hoffnung) wir haben als einen sichern und festen Anker unserer Seele, der auch hinein gehet in das Inwendige des Vorhangs.

„Zu gut für diese Welt" — nach Ebr. 11, 37. 38, sie (die Apostel) sind gesteinigt, zerhackt, zerstoßen, durchs Schwert getötet u. s. w., deren die Welt nicht wert war, und sind im Elend gegangen ...

„Das A und das O sein" — Offenb. Joh. 1, 8, ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr ... so öfter in der Offenbarung.

„Nicht kalt und nicht warm sein" — Offenb. Joh. 3, 15, ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist.

„Buch mit sieben Siegeln" (um etwas Rätselhaftes zu bezeichnen, im Volke sehr geläufig: Das ist mir ein Buch mit sieben Siegeln!) — Offenb. Joh. 5, 1, und ich sahe in der rechten Hand des, der auf dem Stuhle saß, ein Buch, geschrieben inwendig und auswendig, versiegelt mit sieben Siegeln.

„Matthäi am letzten" (mit dem ist es Matthäi am letzten, d. h. mit dem ist es aus!) — Aus Luthers Tauferklärung: Da unser Herr Christus spricht Matthäi am letzten: Gehet hin in alle Welt. Auch „Marci am letzten" findet sich in dieser Erklärung, ist aber nicht in das Volk gedrungen.

3. Sprichwörter.

„Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden" — 5. Mos. 25, 4, Satz der jüdischen Polizeiordnung. Nach altem Brauche drasch man das Getreide, indem man das Vieh (Ochsen, Pferde) schnell über die hingestreuten Garben hintrieb, damit es die Körner austreten sollte. Geizige legten bei diesem Hergange dem Vieh wohl einen Maulkorb an, damit es nicht fressen könne. Das soll man eben nicht, sondern dem rüstigen Arbeiter, dem man seine Erwerbnisse dankt, auch seinen Lohn gönnen.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich" — Ps. 37, 3, hoffe auf den Herrn und thue Gutes: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

„Recht muß doch Recht bleiben" (vgl. Gellert: der Prozeß) — Ps. 94, 15, wörtlich.

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht" — Spr. Sal. 1, 8, vollständig: ... so folge ihnen nicht, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter.

„Unrecht Gut gedeihet nicht" — Spr. Sal. 10, 2, unrecht Gut hilft nicht. Vgl. dazu Sir. 41, 12, alle Geschenke und unrecht Gut müssen vergehen. Vgl. auch Sir. 5, 10, auch hier: hilft nicht.

„Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehs" — Spr. Sal. 12, 10, wörtlich.

„Hochmut kommt vor den Fall" — nach Spr. Sal. 16, 18, wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und stolzer Mut kommt vor den Fall. Dazu vgl. Sir. 10, 16, darum hat der Herr allezeit den Hochmut geschändet und endlich gestürzet.

„Jedes Ding hat seine Zeit" — Pr. Sal. 3, 1, ein jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.

„Alle Flüsse gehen ins Meer" (Herders Epigramm: Nichts verliert sich). — Pred. Sal. 1, 7, alle Flüsse laufen ins Meer. Vgl. dazu Sir. 41, 11, alles, was auf die Erde kommt, muß wieder zur Erde werden, wie alle Wasser wieder ins Meer fließen.

„Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um" — Sir. 3, 27, denn wer sich gerne in Gefahr giebt, der verdirbt darinnen.

„Es ist alles schon dagewesen", „es giebt nichts Neues unter der Sonne" — Nach Pred. Sal. 1, 9. 10, was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geschiehet nichts Neues unter der Sonne (nil novi sub sole) Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind.

„Eine zweifache Schnur hält besser" (Lessing in Minna von Barnhelm: Eine vierfache Schnur hält desto besser.) „doppelt hält gut" — Nach Pred. Sal. 4, 12, einer mag überwältiget werden, aber zwei mögen widerstehen, denn eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht entzwei.

„Böse Beispiele verderben gute Sitten" — dazu die Stellen a) Weish. Sal. 4, 12, denn die bösen Exempel verführen und verderben einem das Gute, und die reizende Lust verkehret unschuldige Herzen. b) 1. Kor. 15, 33, böse Geschwätze verderben gute Sitten.

„Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu" — Tob. 4, 16, Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht. Es ist eine der Mahnungen, welche der Vater dem Sohn auf die Wanderung mitgiebt.

„Das Werk lobt den Meister" — Sir., 10, das Werk lobt den Meister, und einen weisen Fürsten seine Händel.

„Wer Pech angreift, besudelt sich" — Sirach 13, 1, wer Pech angreift, der besudelt sich damit, und wer sich gesellet zum Hoffärtigen, der lernet Hoffart.

„Frauenlist geht über alles“ — Sirach 25, 18, es ist keine List über Frauen-List.

„Wer Wind säet, wird Sturm ernten“ — Hos. 8, 7, denn sie (die Abtrünnigen Gottes) säen Wind und werden Ungewitter einernten.

„Gewalt geht vor Recht“ — Habak. 1, 3, es gehet Gewalt über Recht.

„Niemand kann zwei Herren dienen“ — Matth. 6, 24, Niemand kann zween Herren dienen. Dieser Niemand erscheint spezialisiert in Luk. 16, 13, kein Hausknecht kann zween Herren dienen. Indessen ist „der Hausknecht“ vom Volke abgelehnt worden.

„Ein jeder Tag hat seine Plage“ — Matth. 6, 34, es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ — Matth. 9, 12, Jesus spricht zu den Pharisäern, als sie ihn wegen seines Verkehrs mit Zöllnern angehen: die Starken bedürfen des Arztes nicht (so auch Mark. 2, 17); die Gesunden aus Luk. 5, 31.

„Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert“ — Luk. 10, 7, denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert, Matth. 10, 11 seiner Speise.

„Der Jünger ist nicht über dem Meister“ — Matth. 10, 24, der Jünger ist nicht über seinem Meister, noch der Knecht über dem Herrn. Ähnlich Joh. 13, 16.

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“ — Matth. 12, 34 wörtlich, ebenso Luk. 6, 45.

„Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ — das Bild sehr häufig, so Sirach 28, 29, wer eine Grube gräbt, der fällt selber darein. Spr. Sal. wer eine Grube macht, der wird darein fallen. Ps. 9, 16 er hat eine Grube gegraben und ausgeführet, und ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat.

„Wer da hat, dem wird gegeben“ — Matth. 13, 12, denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat. (Das Volk spricht: der verliert das Brot aus der Tasche); ebenso Matth. 25, 29 und Mark. 4, 25, Luk. 8, 18 — was er meinet zu haben.

„Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“ — Matth. 13, 57, Christi eigene Worte: ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause. Vgl. Joh. 4, 44, denn er selbst, Jesus, zeugete, daß ein Prophet daheim nichts gilt. Mark. 6, 4, Jesus aber sprach zu ihnen: ein Prophet gilt nirgend weniger, denn im Vaterlande und daheim bei den Seinen. Am meisten weicht ab Luk. 4, 24 kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande.

„Der Glaube versetzt Berge“ — auf Grund von Matth. 17, 20, wahrlich so ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem

Berge: hebet euch von hinnen dorthin, so wird er sich heben und euch wird nichts unmöglich sein.

„Mann und Weib sind Ein Leib“ („aber nicht Ein Magen!“ setzt der Volkswitz hinzu) — auf Grund von Stellen, wie Matth. 19, 5, darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei Ein Fleisch sein. Ebenso Mark. 10, 8, und Ephes. 5, 31, Ein Leib findet sich 1. Kor. 6, 16, aber von der Hure gesagt: Oder wisset ihr nicht, daß, wer an der Hure hanget, der ist Ein Leib mit ihr?

„Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden“ — Matth. 19, 6, fast wörtlich.

„Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler“ — Matth. 24, 28, und Luk. 17, 37, wörtlich.

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ — Matth. 26, 41, und Mark. 14, 38, wörtlich.

„Es ist nicht genug an Eines Mannes Rede, Man soll sie hören alle Bede!“ (audiatur et altera pars) — auf Grund von Stellen, wie 5. Mos. 19, 15, es soll kein einzelner Zeuge wider jemand auftreten, sondern in dem Munde zweier oder dreier Zeugen soll die Sache bestehen. Ebenso 17, 16, auf zweier oder dreier Zeugen Mund soll sterben, wer des Todes wert ist; aber auf Eines Zeugen Mund soll er nicht sterben. — Der Ausspruch geht also auf das Mosaische Gesetz zurück, in welchem es (Joh. 8, 17) geschrieben steht, daß „zweier Menschen Zeugnis wahr sei“.

„Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht“ — wörtlich: Joh. 8, 34.

„Wer ein Amt hat, der warte des Amtes“ — Röm. 12, 7, hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes.

„Der Buchstabe tötet“ — 2. Kor. 3, 6, denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

„Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ (Volkswitz: Der fröhliche Geber heißt Gottlieb!) — 2. Kor. 9, 7, wörtlich.

„Meide auch den Schein“ — 1. Thessal. 5, 22, meidet allen bösen Schein.

„Geiz ist die Wurzel des Übels“ — 1. Timoth. 6, 10, denn Geiz ist **eine** Wurzel alles Übels . . .

„Die Welt liegt im Argen“ — 1. Joh 5, 19, wir wissen, daß wir von Gott sind, und die ganze Welt liegt im Argen. Vgl. Galat. 1, 4, die arge Welt.

Form und Konstruktion des attributiven und prädikativen „voll“.

Von **Karl Ondrusch** in Neustadt (Oberschlesien).

Eines wegen der Eigentümlichkeit seiner Form, besonders aber wegen der mannigfachen Konstruktion interessantesten Wörtchen ist das Eigenschaftswort „voll“. Man sucht über den Gebrauch desselben in den Grammatiken meist vergeblich genügende Auskunft und selbst die größten und besten geben davon kein vollständiges Bild. So enthält — um eine größere herauszugreifen — Frauer, Neuhochdeutsche Grammatik, welche mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht abgefaßt ist, keinerlei Regel über voll; nur beim Genetiv des Ursprungs und der Veranlassung nach Adjektiven steht das Beispiel aus Luther: Die Erde ist voll der Güte des Herrn, während z. B. Wilmanns, Deutsche Schulgrammatik, und B. Schulz, Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen, voll gar nicht erwähnen; nicht viel besser ist in dieser Hinsicht Gurcke, Deutsche Schulgrammatik von Wätzoldt und Schönhof, die sonst mancherlei Einzelheiten bietet; sie läßt voll in seiner Konstruktion zwischen dem Genetiv und Akkusativ schwanken, spricht weder von dem Gebrauche der Präposition von nach voll, noch giebt sie eine Erklärung der Form „voller“. Ja selbst Spezialwerke, wie C. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers, belehren bezüglich unseres Wortes nicht entfernt ausreichend; ich finde darin nur die Form voll mit flekt. Genetiv S. 244. Andresen, Über die Sprache Jak. Grimms, schweigt ganz davon. Am ausführlichsten handeln (natürlich nächst Grimm) Heyse-Lyon, Deutsche Grammatik, und Vernaleken, Deutsche Syntax; indes giebt auch dort z. B. die Fassung einer Regel, wie später dargethan werden soll, mindestens Anlaß zu Mißverständnissen, während bei Vernaleken zu bemängeln ist, daß er in der allgemeinen Übersicht II, 115 über den Gebrauch von voll gerade den Hauptfall: voll mit unflektiertem Hauptwort ausläßt, daß er II, S. 116, wo er von voll mit Genetiv handelt, folgendes sagt: Die späteren Schriftsteller lassen die Genetivbezeichnung weg, wenn nur ein Substantiv folgt (ebenso Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache 377), wobei Fälle wie: voll Hausarmer (Jean Paul 11, 220), voll Schlafender ebend. 7, 340, voll Seliger 1, 44 unberücksichtigt bleiben, daß er endlich den Satz: ‘die Wiese ist voller Blumen’ vergleicht mit: ‘der Mann ist starker Natur’; denn starker ist Genetiv; voller aber wie später zur Erörterung kommt, ursprünglich Nominativ wie z. B. Engelien 287 richtig ausführt. Unter solchen Um-

ständen ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Lehrer des Deutschen angesichts dieser unzulänglichen Behandlung des Eigenschaftswortes voll im vorkommenden Fall des Gefühls der Unsicherheit manchmal nicht wird Herr werden können und ich halte dafür, daß eine eingehende Darlegung an der Zeit sei. Deshalb soll im folgenden eine Übersicht über die verschiedenen Formen und Konstruktionen von voll auf historischer Grundlage gegeben werden, zugleich mit Bemerkungen über die Häufigkeit der Verwendung der einzelnen Fälle.

Zunächst ist es anziehend zu beobachten, wie der Kreis der Konstruktion von voll sich im Laufe der Sprachentwicklung erweitert, bezw. verengt. Im Ahd. steht das abhängige Wort überwiegend im Genetiv, vereinzelt im Dativ oder mit der Präposition von. Im Mhd. ist der Dativ meines Wissens noch unbelegt; der Genetiv erstreckt sich wie auch im Ahd. auf das persönliche und demonstrative Fürwort; die Präposition von findet sich nur bei prädikativem voll in Verbindung mit sîn, werden. Im Nhd. steht das persönliche Fürwort nicht mehr im Genetiv, von wird auch nach attributivem voll gesetzt, außerdem erscheinen noch andere Präpositionen; dann taucht auch der Dativ wieder auf, endlich findet sich auch der Akkusativ. Daneben ist zu erwähnen, daß in der ahd. Zeit voll flektiert und unflektiert sich findet, das abhängige Wort nur flektiert, desgleichen im Mhd., im Nhd. erscheint das abhängige Wort flektiert und unflektiert und voll entweder unflektiert oder in der „formelhaft gewordenen" (Fr. Bauer, Grundzüge der nhd. Grammatik 35), „indeklinabeln" (Weinhold, Mhd. Grammatik 502), „ruinenhaften" (Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax 37) und „seltsamen" (Behaghel, Die deutsche Sprache 208) Form „voller". Bevor ich an die Darstellung im einzelnen gehe, halte ich es für nötig, die Bemerkung vorauszuschicken, daß ich im folgenden voll nur für die Fälle behandle, wo es prädikativ steht oder als Attribut hinter das Substantiv tritt. Für beide haben im allgemeinen alle Konstruktionen gleicherweise Geltung. Aus diesem Grunde bedarf es auch für die beiden Gebrauchsweisen keiner gesonderten Besprechung. Denn voll als dem Substantiv vorausgehendes Attribut dürfte mit abhängigem Genetiv nicht wohl vorkommen. Daher ist meines Erachtens auch Heyse-Lyon S. 318 anzufechten, wo es heißt, daß die Adjektive, welche den Genetiv regieren, darunter voll, mit Ausnahme der nur prädikativ gebrauchten: eingedenk, habhaft, gewahr, quitt, teilhaft, auch attributiv vor dem Substantiv in Verbindung mit einem Genetiv stehen, wenn sie die Rede nicht zu schwerfällig machen. Mit von in dieser Weise konstruiert ist es sehr selten; ich kenne nur das Beispiel aus Goethe: Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

A. voll I. mit unflektiertem artikellosem Hauptwort in der Einzahl.

Dieser Gebrauch ist erst nhd., Ahd. und Mhd. kennen, wie schon angedeutet, bloß flektierten Genetiv bezw. Dativ. Er steht vor Hauptwörtern aller drei Geschlechter, z. B. Goethe, Dichtung und Wahrheit (gleich hier sei bemerkt, daß ich in der Regel nur bei den weniger häufigen Konstruktionen von voll die Fundstätten der Beispiele genauer bezeichnen werde): „Nach Hause gekommen voll Unmut, geriet er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung" ebend.: „Sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmut". Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre: „Da er von vornehmen Personen hörte, war er voll Verlangen, sie näher kennen zu lernen". Heutzutage ist diese Konstruktion eine der üblichsten. Hierbei darf voll nicht umgestellt werden. Dieser Gebrauch ist ebenso zu erklären, wie es von seiten Heyse-Lyons S. 321 in betreff der Beispiele: ein Stück Brot, ein Trunk Wasser geschieht. Weil bei Fem. und Plur. der Genetiv nicht erkennbar ist, vergl. voll Liebe, voll Bücher, „ist die Natur dieses genetivischen Verhältnisses verdunkelt worden und auch männliche und sächliche Substantive werden, wenn sie ohne Artikel oder adjektivisches Bestimmwort in diesem Verhältnisse stehen, gewöhnlich (hier fast immer) der ihnen gebührenden Genetivendung beraubt". Daß hier ein Genetivverhältnis vorliegt, geht aus Beispielen hervor wie: Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre: Weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so ... war sie in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Gutzkow, Ein Mädchen aus dem Volke: Beide schieden voll Übereinstimmung und neu befestigter Herzlichkeit. S. Geßner, Der Wunsch: Das blöde Haupt macht tausende schwindlig zurückgehn auf eine leichtere Bahn voll Flittergold und geruchloser Blumen. Jean Paul 36, 10, ein Prachtstil voll Bilderglanz, voll Donnerworte, voll brausenden Gefühlsmostes; ebend. 46, 240, sein ganzer Traum ist voll Dahingegangener und voll Wiedersehen.

II. mit Genetiv. 1. Hauptwort ohne attributives Eigenschaftswort, ohne oder mit Artikel. Ahd. Tatian: fol spâhidu (plenus sapientiæ); faz fol ezziches. Otfrid: wisdames fol. Der ältere Physiologus: in eine grûba volla wazzeres. Mhd. Nibelungenlied: der kirchhof was weinens vol. Parzival: jâmers vol. Das Büchlein von Hartmann von Aue: einen kezzel vollen wazzers. Dieser Gebrauch ist bei Luther die Regel vor Hauptwörtern männlichen und sächlichen Geschlechts: Psalm 88, 3 meine Seele ist voll Jammers. Klagel. Jerem.: Der Herr hat euch voll Jammers gemacht. Matth. XXIII, 25: inwendig aber ists voll Raubes und Fraßes. Luk. XI, 39: euer Inwendiges ist voll Raubes und Bosheit. Ebenso hat Teuerdank: vol wassers. Sebastian Munster, Kosmographia: voll schnees. Seit dem 18. Jahrhundert ist diese Konstruktion verhältnis-

mäßig selten. Vergl. Luther, Apostelgesch. III, 10: voll Wunderns und Entsetzens, mit P. Heyse, Im Grafenschloß: Darüber war es Sommer geworden und blieb alles beim alten, unser Graf im Schloß, Monsieur den halben Tag hinter der Flasche, alle Welt voll Wundern und Mutmaßen, und Goethe, Wilh. Meisters Lehrjahre: Das Haus war voll Lärmen und Unruhe. Aus der neuesten Zeit führe ich an: W. Hauff, Phantasien u. s. w.: wie wenn sie voll Weines wären. L. Schücking, Das Schloß am Meer: Hier erschien sie wie eine Iphigenie auf Tauris, aus einer glücklichern Zone verbannt und voll Grams, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Gottfr. Keller, Der grüne Heinrich: Gewerk und Gewerb summt längs des Flusses und trübt ihn teilweise, bis die rauchende Häusermasse einer der größten industriellen Werkstätten voll Hammergetöns und Essensprühen (!) das Bild schließt. Haym, Herder I, 392: nachdem Karoline voll Lobes ist über ihn, ebenso Spielhagen, Hammer und Amboß: voll Lobes. Um die Seltenheit der Flexion beim Hauptwort in der Einzahl recht deutlich zu veranschaulichen, führe ich an, daß bei Jean Paul auf mehr als 600 Fälle des unflektierten Hauptwortes nur drei kommen, in denen dasselbe das Genetiv-s hat: Mitleids, Geistes, und in mancher Beziehung beachtenswert: 56, 170: je voller des Ideals sie (die Frau) ist, desto mehr muß sie streben, sich in der Wirklichkeit, wie das Ideal der Ideale, Gott, sich in der Welt auszudrücken. Dazu noch einige andere Beispiele des Genetivs der Einzahl mit dem bestimmten Artikel: Otfrid: Ludowig ther snello, thes wisduames follo. Hartmann v. Aue, Iwein: er schuof daz becke vol des brunnen. Luther, Psalm 33, 5: die Erde ist voll der Güte des Herrn. Im letzten Beispiele ist der Artikel gefordert durch die attributive substantivische Bestimmung des von voll abhängigen Genetivs, ebenso Haym, Herder: Lessing, der Mann voll des Strebens nach dem Höchsten. Unvergleichlich häufiger als der flektierte Singular ist der Plural der Substantive mit Flexionsendung. Tatian: thaz nezzi — fol fisgô. Nibel: do sach man ir schilde stecken gêrschüzze fol. Da im Nhd. wie auch meist im Mhd. abgesehen von substantivierten Adjektiven alle Substantive im Genetiv Pluralis dieselbe Endung wie im Nominativ haben, so tritt bloß bei jenen das Genetivverhältnis klar hervor: Goethe, Wahrheit und Dichtung: Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkasten voll Blumen aus. Dagegen Jean Paul 19, 30: Dieses Vertrauen auf Gott erquickt einen Mann wie mich ungemein, der gerade aus der erfrornen Stadt voll Weltleute und Weltweiser herkommt, ebend. 18, 677, ein ganzes Schlachtfeld voll Toter. Ebenso deutlich drückt sich das Genetivverhältnis aus, wenn ein zweites Substantiv mit Attribut

abhängt: Jean Paul 15, 169, er ging ins helle lachende Haus, das voll Fenster und grüner Jalousieladen war.

2. Hauptwort mit attributivem Eigenschaftswort a) ohne Artikel: Ahd. Tatian: follu gibeino tôterô iuti, iogewiliches fuliden. Otfrid: thie fol sin guates willen; ebend. heileges gescribes fol. Mhd. Hartmann v. Aue, Erec: vol liehter varwe. Ulrich v. Liechtenstein: diu krône lac gar edeler steine vol. Hartmann, Iwein: du bist bitters eiters vol. Im Nhd. besteht derselbe Gebrauch mit dem Unterschiede, daß das Eigenschaftswort vor männlichen und sächlichen Hauptwörtern die schwache Form hat, ausgenommen die erste Zeit der neuhochdeutschen Periode; so hat Luther, Luk. 4, 1: Jesus aber, voll heiliges Geistes, kam wieder von dem Jordan. Luther Warnunge. Dr. M. L. an seine lieben Deutschen: Einen Sack voll sieches Fleischs. Später ist die schwache Form allein gebräuchlich. H. v. Kleist, Das Erdbeben von Chili: Indessen war die schönste Nacht herabgestiegen voll wundermilden Duftes. Dieser Schriftsteller liebt es, beiläufig bemerkt, den abhängigen Genetiv umzustellen: Michael Kohlhaas: Herr Kunz, einen Blick sprachlosen Grimmes voll auf ihn werfend, trat zu dem Abdecker heran. Das Erdbeben von Chili: Als eine andere Stimme fragte: „wo?“ „hier“ versetzte ein Dritter und zog heiliger Ruchlosigkeit voll Josephen bei den Haaren nieder. Die heilige Cäcilie: Aber wie schildere ich mein Entsetzen, da ich diese vier Männer heißer Inbrunst voll vor dem Altar der Kirche darniedergestreckt sah; ebend.: Während wir zu ihnen hinüberschauen, ängstlicher Erwartung voll, fangen sie das gloria in excelsis an. Außerdem Rob. Waldmüller, Schloß Roncanet: Sie war voll raschen Verständnisses für jeden Gedanken. Dagegen ist im Plural nur die starke Form üblich: Luther, Ezech. 10, 2, die Hände voll glühender Kohlen. Goethe, Wahrheit und Dichtung: Wir hatten auch Geschütz in unseren Kasten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolierter Achatkugeln. P. Heyse, Kinder der Welt: Die Straßen waren voll sonntäglich geputzter Menschen.

b) Mit Artikel und zwar α) gewöhnlich vor dem Superlativ: Lessing, Hamburg. Dramaturgie: voll des innigsten Mitleids. Gutzkow, Die Ritter vom Geiste: Sein Haar war bräunlich und gelockt, der Mund voll der schönsten Zähne. Spielhagen, Auf der Düne: ein Schrank voll der köstlichsten Muscheln, ein ganzes Schubfach voll der reizendsten, selbstgeweinten Poesien; mit einem Herzen voll der heißesten Liebe. Haym, Herder: voll der nacktesten, unverschleiertesten Wahrheit. Jean Paul, 58, 319: wir stecken voll der fremdesten Sprachen. (Jean Paul nimmt auch hier eine eigenartige Stellung ein, insofern er öfters den Artikel wegläßt, so 17, 350 voll tiefster Leiden, 21, 128: voll schönster Töchter

und Zimmer; 28, 16: voll härtester Steine; 49, 315: einen Ergänzungsband voll neuester Wörter). β) meist wenn zum abhängigen Kasus noch andere Bestimmungen hinzutreten: z. B.: Spielhagen, Durch Nacht zum Licht: ich kam zurück voll des heißen Dranges, das angefangene Werk zu vollenden; ders., Die von Hohenstein: Die, welche voll sind des heiligen Geistes thätiger Menschenliebe. Vgl. mhd. Gottfrieds von Straßburg Lobgesang: du bist sô vol der wünnebernden wünne. Wenn es bei Spielhagen, Durch Nacht zum Licht, heißt: Gläser voll des allbeliebten Weißbieres, so darf der Bestandteil „all" als Ersatz für eine umfangreichere attributive Bestimmung angesehen werden.

III. voll mit dem Dativ. Ahd. Tatian 83, 2: fol . . . unrehte. Diese Konstruktion ist, wie schon erwähnt, im Mhd. außer Gebrauch gekommen. Sie erscheint erst wieder nach dieser Periode und zwar zunächst in der Poesie; so hat Fleming, Teutsche Poemata: ein Sinn voll wahren (wahrem) Schmerze. Bei den Schriftstellern der neueren und neuesten Zeit trifft man — Jean Paul ausgenommen — den Dativ nur hie und da. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache II, § 195 Anm. fragt: „Sollte es kein Druckfehler sein, wenn es bei Jean Paul, Titan 2 heißt: voll deutschem Feuerstoff? Die Antwort lautet nein; denn erstens bringt auch die neueste Ausgabe denselben Dativ, sodaß die Annahme eines Druckfehlers nicht berechtigt ist und dann ist dies nicht die einzige Stelle, wo J. Paul voll mit dem Dativ konstruiert; es giebt deren 13 zweifellos sichere (hierbei nehme ich Stellen aus wie: voll Anverwandten, wo eine andere Auffassung möglich ist, wenn man die Jean Paulsche Deklination substantivierter Partizipien kennt) nämlich 3, 214: voll recht gutem Tabak, 5, 73: voll wundem Entzücken, 3, 112: voll konsekriertem Köder, 9, 417: voll Schattenspielen und Lufterscheinungen, 9, 517: voll äzenden Vögeln, 23, 309: voll Zurückfahrern, 29, 335: voll erdrückendem Kupferehrensolde, 37, 69: voll Grauslauten, 38, 42: voll heruntertropfendem Gift, 38, 130: voll grauen (Haaren), 39, 59: voll stillem Entzücken, 43, 133: voll halbseitigem Kopfweh. Endlich findet sich dieser Kasus nach althochdeutschem Vorgange bis in die neueste Zeit, wenn auch vereinzelt, bei Prosaikern. Kehrein scheinen bloß Dichterstellen bekannt gewesen zu sein, so namentlich die drei aus Herders Völkerstimmen. 1. Substantive ohne Attribut: H. v. Kleist, Michael Kohlhaas in Luthers Schreiben an diesen: Ist eine Bank voll Gerichtsdienern und Schergen . . . Deine Obrigkeit? Haym, Herder I, 474: ein Zuspruch voll Bildern des kommenden Frühlings. Rob. Waldmüller, Schloß Roncanet: er wies verstohlen aufwärts nach einer Leine voll Gems- und Rehfellen. Spielhagen, Durch Nacht zum Licht: III, 394: voll Ängsten und Sorgen, indes kann im letzten Beispiele Ängsten auch

als Genetiv aufgefaßt werden, eine Nebenform für Ängste; vgl. J. Paul, 47, 448: Ist die Religion jetzt mehr etwas Äußerliches, eine Art kirchliche Polizei, so sind Drohungen und Ängsten am ersten Orte; ebend. 38, 78: voll katarrhalischer Ängsten. 2. Mit attributivem Eigenschaftswort: Immermann, Münchhausen, V. Band, 5. Kap.: „Eingeschlossen?" fragte sie voll süßem Schreck. Spielhagen, Hammer und Amboß: Existenz voll Arbeit und Mühe und ruhigem Schlaf. v. Helfert in histor.-polit. Blätter von Jörg und Binder, 102. Bd., 95: Dr. Hoernes schildert uns die Katholiken von Ljubuško-polje ... als hohe kräftige Gestalten, voll südlichem Feuer und slavischem Ernst. Die Hempelsche Ausgabe der Werke Jean Pauls hat Bd. 38, S. 42, wie bereits angeführt: in eine schwarze Höhle voll heruntertropfendem Gift. Die Ausgabe von 1799 hat nach Sanders, Deutsches Stilmusterbuch, 368: voll heruntertropfenden Gift, wozu er bemerkt: „Hier ist Gift statt Giftes (wie spätere Ausgaben lesen) offenbar nur ein Druckfehler". Diese Annahme ist weder notwendig noch zutreffend, wenn man bloß berücksichtigt, daß J. Paul an 12 Stellen voll mit dem Dativ konstruiert. Ich halte die Lesart der ältesten Ausgabe für richtig, aber ohne daß Gift geändert werden darf. Voll ist hier aus einem Grunde, der sogleich zur Sprache kommen soll, mit dem Akkusativ verbunden (Gift ist bei Jean Paul Maskulinum).

IV. Voll mit dem Akkusativ. K. F. Becker, Ausführliche deutsche Grammatik II, 149 sagt: Bei den Adjektiven gewahr, gewohnt, los ... voll hat das Objekt die Beziehungsform des Genetivs und sie werden im Altdeutschen auch nur mit dem Genetiv gebraucht. Wenn sie im Neudeutschen auch mit dem Akkusativ gebraucht werden, so ist dies aus einem Wechsel des Genetivs mit dem ihm nahe verwandten Akkusativ zu erklären; ebend. S. 159: Im Neudeutschen wird der Akkusativ als Wechselkasus gebraucht bei den Adjektiven: müde, satt, voll, gewohnt, wert. Heyse-Lyon lassen bei Besprechung dieser Adjektive voll weg. Sanders spricht sich in seinem Wörterbuche folgendermaßen aus: Nur selten erscheint das Komplement (von voll) in deutlich erkennbarer Form des Akkusativs und führt aus J. Paul, Herbst-Blumine an 46, 197: Jetzo scheid' er voll stummen Dank. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh. III, § 223 meint, daß in dem Satze Geilers von Keisersberg: schüt eyn becher vol wyn under eyn becher vol wasser, so würt lür dar uß, wyn der Akkusativ und Dativ sein könnte. In seiner Neuhochdeutschen Grammatik II, § 195 Anm. spricht sich dieser Grammatiker gegen den Akkusativ aus. Das sind einige Ansichten von Grammatikern und Lexikographen über die Konstruktion von voll mit dem Akkusativ. Die Auffassung Gurckes ist schon früher erwähnt. Jedenfalls irren alle diejenigen, welche in Beispielen wie: voll Glanz, voll Glut,

voll Licht einen Akkusativ annehmen; wie diese unflektierte Form zu erklären ist, habe ich bereits dargethan. Es wird sich hier mehr darum handeln, Beispiele, wie das aus J. Paul angeführte, mit attributivem Adjektiv zu würdigen. Wenn man das Beispiel aus G. Keller: voll Hammergetöns und Essensprühen mit dem aus J. Paul und ähnlichen desselben Schriftstellers, wie 42, 18: voll filtrirten Grünspan, 59, 70: voll historischen Zusammenhang, 12, 161: die Luft voll abgesetzten Phlogiston (28, 143: das Phlogiston) zusammenhält, so kann man wohl auf die Vermutung kommen, daß manche Schriftsteller sich daran genügen lassen, nur bei dem ersten von voll abhängigen Worte die Flexion auszudrücken und deshalb in solchen Fällen einen Genetiv annehmen, wobei die Flexion des Substantivs unterbleibt. In gleicher Weise könnten (ja müssen zum Teil) gedeutet werden: 51, 394: in eine sinnliche Außenzeit voll selbstsüchtigen Realismus und Unglauben, 4, 213: Gefäße voll glatten Skorpionenöl, 8, 221: voll musikalischen und malerischen Schiff und Geschirr, 9, 44: voll flimmernden Weingeist, 5, 36: voll beredten, aufbrennenden, genialischen Enthusiasmus, 28, 184: voll weißen Arsenik. Zumal bei Phlogiston, ferner bei Realismus und Enthusiasmus, bei denen die Flexion im Genetiv auch sonst nicht stattfindet, würde diese Auffassung viel für sich haben; aber auch bei den übrigen liegt keine Schwierigkeit vor, wenn man in Betracht zieht, daß bei J. Paul der Genetiv mehrfach der Flexionswendung entbehrt, nicht bloß bei Fremdwörtern, wie 7, 35: eines kamaralistischen Phlegma, 7, 141: des Interesse, ebenso 35, 37, 40, 51 u. a.; 8, 347: eines Echo, ebenso 9, 407; 57, 282: des täglichen Echo, 45, 66: ihres Klima; 48, 356: des Thema u. s. w., sondern auch bei Appellativen 47, 269: des Himmelsblau, ebenso 54, 23; ferner 59, 31: und wiederholt des All; 40, 81: eines Mädchen, ebend. 93: eines Busen; 59, 80: des Ich und ähnliche Fälle. Gegen die Annahme eines Genetivs scheinen allerdings andere Stellen zu sprechen, wie 51, 434: eine Hand voll dünnes Silberhaar, 1, 154: die Wiese voll gelbes Gras und Abzugsgräben, 3, 138: die Achseln voll dünne Kirschblüten, 5, 88: ein Kollegium voll vota curiata (die beiden einzigen Beispiele mit Plural), 32, 148: der Kopf voll blondes Haar, ebendort, 158: ein Gewölke voll spätes Abendrot; 37, 103: in einen Kessel voll geschmolzenes Kupfer. Aber auch hier wäre der Genetiv zu retten, wenn man erwägt, daß J. Paul das Eigenschaftswort zuweilen auch da stark dekliniert, wo es jetzt nicht mehr üblich ist; so heißt es z. B. 16, 282: die furchtsamen Flammen ihres reines Auges. Die richtige Betrachtungsweise ergiebt sich indes erst, wenn wir kennen lernen, wie J. Paul die Hauptwörter, welche eine Menge, ein Maß bezeichnen, konstruiert. Hier zeigt er die Eigentümlichkeit, daß er vielfach die abhängigen Wörter in denselben Kasus

setzt, in welchem das regierende Wort steht. Er schreibt also: 24, 41: aus Millionen Gründen; 48, 128: von sieben Paaren reinen Tieren; 55, 33: Millionen (Akkus.) verschiedene Zeitgeister; 23, 350: Billionen (Nomin.) andere Leute; 27, 6: ein Dutzend heitere Kirmesgäste; 29, 269: ein Handvoll weißes Geld; 15, 132: einen Tropfen süßen Wein; 47, 448: eine Art kirchliche Polizei; deshalb natürlich auch 60, 112: der Millionen verschiedener Tiere. Wie diese Hauptwörter, so konstruiert er auch in einer großen Zahl, was den Akkusativ und Dativ anlangt, in der überwiegenden Zahl der Fälle das Eigenschaftswort voll; der Kasus nach voll hängt ab von dem durch voll attributiv bestimmten Hauptwort. Also wie er sagt: eine Art kirchliche Polizei, so schreibt er: eine Wiese voll gelbes Gras, 60, 113: einen ganzen Lebenslauf voll göttlichen Sonnenschein, 37, 103: in einen Kessel voll geschmolzenes Kupfer; 42, 18: durch Löschpapier voll filtrierten Grünspan, 51, 394: in eine sinnliche Außenzeit voll selbstsüchtigen Realismus und Unglauben; 51, 434: eine Hand (Akkus.) voll dünnes Silberhaar; 8, 221: dein Vater hat sie (die Stube) voll musikalischen und malerischen Schiff und Geschirr gestellt; 28, 184: in den Mörser voll weißen Arsenik; 32, 148: der Kopf voll blondes Haar; 32, 82: er brachte an den Mittagstisch eine ganze Brust voll hellen Tagesschein; 32, 58: ein aufrechtes Gewölke voll spätes Abendrot; 5, 36: auf einen Kopf ... voll beredten, aufbrennenden, genialischen Enthusiasmus; 5, 88: ein Kollegium voll vota curiata; 3, 138: die Achseln voll dünne Kirschblüten; ja sogar 37, 72: alle Wagen voll Verwundete, alle Gruben voll Tote. Bei den Beispielen, wo nach voll der Dativ steht, erweist sich die Richtigkeit dieser Auffassung noch deutlicher. Wie J. Paul schreibt aus Millionen Gründen, so heißt es 9, 471: bei ihrem Theater voll Schattenspielen, 9, 517: neben Gebüschen voll äzenden Vögeln; 5, 73: nach einer stummen Minute voll wundem Entzücken; 112: der Raubfisch lief dem Angelhaken voll konsekriertem Köber nach; 23, 309: vor den langen Spiegeln voll Zurückfahrern; 29, 335: mit seinem Sacke voll erdrückendem Kupferehrensold; 37, 69: mit einer Feldmusik voll Grauslauten; 38, 130: aus fünf Haaren, die ihm die Verliebte zu einem Ringe steuert, macht er mehr als aus einem Kopf voll grauen. Was die übrigen Beispiele anlangt, welche nicht unter diese Regel fallen, so kann man bei denen, wo voll anscheinend den Akkusativ nach sich hat, schwanken zwischen diesem Kasus und dem Genetiv. Eine sichere Entscheidung ist hier nicht zu treffen und selbst solche Beispiele wie 50, 322: die Römer, auch ein Allerweltsvolk — aber ein positives — auch voll Kosmopolitismus — aber negativen — nahmen von allen Völkern leicht Sachen, Künste, Waffen, Götter u. s. w. an, lassen die Frage offen. Indes veranlaßt mich der

Umstand, daß es sich bei den Akkusativfällen meist um Substantive handelt, welche im Genetiv unverändert bleiben oder zur Vermeidung des Mißklanges um eine Silbe wachsen (vgl. Realismus, Enthusiasmus und Gras, Weingeist, Haß, Abendrot, Dank) und J. Paul auch sonst mit Rücksicht auf bessere Aussprache das Genetiv-s wegläßt (vgl. des Ich, des Himmelsblau) in diesen Fällen einen Genetiv anzunehmen. Sicherlich ist aber — und das sei der Schluß dieser Auseinandersetzung — voll mit Akkusativ nicht nachahmenswert.

V. voll mit Präpositionen. Die gebräuchlichste ist von. Auch über den Gebrauch dieser Präposition haben manche Grammatiker irrige Vorstellungen. So schreibt Götzinger, Die deutsche Sprache II: Der Genetiv bei voll erscheint nur als Überrest früheren Gebrauchs und zwar mehr in der edleren Sprache; sonst tritt die Präposition von ein. Das ist ganz und gar nicht zutreffend. Im Gegenteil, der Gebrauch der Präposition ist ungleich weniger häufig und der Genetiv durchaus nicht dem edleren Gebrauch vorbehalten. Es wird hier — und dadurch wird die Behauptung unrichtig — nicht unterschieden zwischen bloßem Substantiv und dem durch attributives Adjektiv bestimmten Substantiv. Für das erstere trifft der Satz in seinem ersten Teile zu; dagegen nicht für das zweite; was aber die Präposition von anlangt, so steht bei bloßem Substantiv in der übergroßen Mehrheit der Fälle keine Präposition. Auch die Stilart begründet im allgemeinen nicht diesen Unterschied. Es giebt ohne Rücksicht auf sie Fälle, wo jetzt von notwendig wird, z. B. wenn voll = in seiner Seele ganz damit beschäftigt ist und andere, wo ebensogut unflektiertes Substantiv im Singular oder flektiertes im Plural oder die Form voller gesetzt werden kann.

Die Anwendung dieser Präposition ist geboten: 1. wenn ein Substantiv ohne jegliches Attribut dem dasselbe regierenden voll vorangeht; also nur: eines Jünglings, dessen Herz von Liebe voll ist, Spielhagen, Die von Hohenstein. Man erzählte, wie die Stadt gleich nach der ersten Haupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien, H. v. Kleist, Das Erdbeben von Chili. 2. Bei prädikativem voll, wenn es vom abhängigen Hauptwort durch das Verbum getrennt ist und ersteres kein Adjektiv bei sich hat, z. B. a) Hauptwort ohne Artikel: Primula, die heute abend voll ist von Reminiscenzen, Spielhagen, Durch Nacht zum Licht; b) mit Artikel: In den kleinen Kopf ging nichts, weil er schon voll war von den Ziffern des künftigen Besitzes, Fr. Dingelstedt, Deutsche Nächte in Paris. 3. Bei: ich bin voll in der Bedeutung: mein ganzer Sinn ist erfüllt, von Gedanken und Empfindungen bin ich überströmt. Goethe, Wahrheit und Dichtung: Ich lehnte es ab, sie (die Antiken) zu sehen, sowie alles

übrige, was Dresden köstliches enthielt, nur zu voll von der Überzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung mir noch vieles verborgen bleiben müsse; W. Jensen, Das Buch Ruth: Doch war sein Kopf zu voll von durcheinander wogenden Gedanken, als daß er es sonderlich beachtet hätte; ferner G. Kühne, Die Freimaurer: Alles war noch voll von dem Besuche (hier würde „voll Besuch" oder „voller Besuch" einen ganz anderen Sinn ergeben). 4. Steht die Präposition gewöhnlich vor einem Fürwort, namentlich dem persönlichen, und vor einem durch ein Fürwort, besonders ein hinweisendes, näher bestimmten Hauptwort. Im Ahd. und Mhd. konnte voll mit dem Genetiv eines jeden Pronomens stehen, z. B. Ahd. Wessobrunner Predigten: die werlt ist fol dero, die dir habent den phaflichen namen. Otfrid: thes ist ther dag al follêr; sie werdent etheswanne mit set es filu folle. Notker, Boethius: daz kûot tes er fol ist. Mhd. Gottfried von Straßburg, Tristan: Kenelengres der was dâ wol des hoves, der hof der was sîn vol Nhd. findet sich dieser Gebrauch noch in der älteren Zeit: Luther, Matth. 12, 34: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Simplicissimus: Gegen den Bäumen, deren das ganze Land voll stünde, Joh. Arndt, 4 Bücher vom wahren Christentum: Bäume, derer man itzo die ganze Welt voll findet. Fischart: Bis zum Kropfe seiner zu voll. Später überwiegt die Anwendung der Präposition: Spielhagen, Durch Nacht zum Licht: Das Herz voll von Ihnen (vgl. Nr. 3). Haym, Herder: noch war alles voll von diesem bedeutsamen Ereignis. Rob. Waldmüller, Schloß Roncanet: Sie war eine freundliche, gefällige kleine Erscheinung voll von jener nie um einen Ausdruck verlegenen Lebhaftigkeit, der es möglich ist, mit aller Welt und über alles zu sprechen. Dagegen: J. Paul, 46, 208: Die griechischen Gelehrten sind voll dieser Lobsprüche. Nicht selten steht der Genetiv, wenn das abhängige Hauptwort nebst attributivem Fürwort umgestellt ist, z. B. Luther, Psalm 71, 8: Laß meinen Mund deines Ruhms und deines Preises voll sein täglich; 72, 19: alle Lande müssen seiner Ehre voll werden; Spielhagen, Deutsche Pioniere: Wenn wir Schulter an Schulter nebeneinander stehen, eines Sinnes und eines Herzens und desselben Mutes voll, dann werden wir die Gefahr überwinden; ebend., Die von Hohenstein: Alle Welt ist Ihres Lobes voll. Weit seltener findet sich der Genetiv des Possessivs bei gerader Wortstellung, z. B. L. Schäfer, Die Prinzeninseln: voll ihrer Liebe hatte sie keine Ahnung von dem, was ihr wirklich geschehen sollte. Daneben giebt es viele Sätze, in denen anstatt der Präposition von ebensogut eine andere Konstruktion stehen könnte, z. B. F. Lewald-Stahr, Das Mädchen von Hela: So war denn auch die Halbinsel immer voll von Aberglauben (oder voll Aberglauben, voller Aberglauben). Haym, Herder:

ein Brief voll von Artigkeiten (oder voll A., voller A.). Jean Paul, 18, 315: o, es war der dämmernde Morgen voll von jugendlichen Ahnungen (voll jugendlicher Ahn.). Endlich sind 5. mancherlei andere äußere Rücksichten für die Wahl der Präposition entscheidend; so ist z. B. in: ein Köpfchen voll von Launen und Ansprüchen (Hans Wachenhusen, Das Geheimnis einer Frau) „von" offenbar zur Vermeidung des Zusammentreffens der l-Laute gebraucht; ebenso bei L. v Ranke Die römischen Päpste: Der Hafen ist voll von levantinischen Caravellen. Vereinzelt finden sich andere Präpositionen: 1. mit: Kohl, Alpenreisen: Alle Wirtshäuser waren voll mit Europäern. J. Paul, 35, 28: Indes hindert diese vielwörtliche Wässerigkeit uns so wenig am Geist als eine ähnliche die Weiber am ihrigen, so wie nach Dr. Gall ein ganzer Kopf voll mit 4 Pfund Wasser gleichwohl große Seelenkräfte beherbergt; 2. an: D. Schirmer in W Müllers Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.: Der wird voll an Ewigkeiten Blitz und Donner überschreiten.

B. voller. Nach Grimms Grammatik IV, 499 kann dieser Sprachgebrauch so erklärt werden, daß man voller unrichtig als Genetiv zu dem folgenden Genetiv zog. Gemäß der Ansicht W. Müllers in Beneckes Mhd. Wörterbuch kann auch voller als Assimilation aus vol der gefaßt werden. Daß Luther der letzteren Meinung war, kann man daraus schließen, daß er voller nur vor Wörtern weiblichen Geschlechts und vor Pluralien anwendet. Auch Schmeller, Gramm. § 72 teilt dieselbe. Heyse-Lyon bezeichnen die Form als einen auf Attraktion beruhenden artikellosen Genetiv, eine nicht ganz unmißverständliche Erklärung, welche wohl auf Grimms erwähnte Auffassung hinauslaufen soll. Ich schließe mich denjenigen an, welche wie neuerdings Erdmann (Grundzüge der deutschen Syntax) und Behaghel (die deutsche Sprache) in voller eine erstarrte Form des Nominativ Singularis des Maskulins sehen. Sie wurde vom 16. Jahrhundert ab irrtümlicherweise auch fürs Femininum und Neutrum, sowie für den Plural gebraucht. Wie man mhd. sagen konnte: ein glas vollez wazzers, so auch z. B. ein Tisch voller Kirschen. Als das Verständnis für diesen Gebrauch abhanden gekommen war, bezog man voller zunächst wie Luther auf Wörter weiblichen Geschlechts und Pluralien und dann auf Maskulina und Neutra; es war mit einem Worte erstarrt. Wenn übrigens Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist S. 385 mit Berufung auf Viehoff Archiv I, 2 S. 124 behauptet, daß voller statt voll von heutigen Tages nur in der niedern Sprache vorkommt, im vorigen Jahrhundert auch in der höchsten Poesie, wie z. B. bei Klopstock und solcher Stellen bei Goethe 3 erwähnt, so irrt er in mehrfacher Weise, zunächst darin, daß er glaubt, voll von sei die häufigere Konstruktion; es ist ungemein seltener als z. B. voll mit flexionslosem Sub-

stantiv; zweitens darin, daß er „voller“ der niederen Sprache zuweist; es wird in der neueren Zeit von Lessing, Goethe u. s. w. an häufiger verwandt als die Konstruktion mit von, Spielhagen z. B. hat in den problematischen Naturen dreizehnmal voller neben vier voll von. Allerdings zeigt sich bei manchen, z. B. Jean Paul eine Abneigung gegen diese Form; er bedient sich derselben in seinen 60 Bänden nur ein einziges Mal, genötigt durch den Rhythmus 25, 163: So fing ich wenigstens meine epische Josephiade ab und fange sie jambisch an: „Der träum'r'sche Joseph kame einst zu seinen Brüdern, erzählte voller Stolze ihnen seine folg'nden Träume“. Endlich hat Lehmann Unrecht, wenn er meint, daß diese Form bei Goethe nur dreimal vorkomme; in W. Meisters Lehrjahren allein findet sie sich öfter: voller Unmut, voller Schlacken, voller Grillen, voller Talente, voller Handlung, dazu in den Wahlverwandtschaften: voller Anlässe, in Wahrheit und Dichtung: voller Gehalt, voller Leute, voller Thorheiten u. s. w. Eine gleich falsche Anschauung hegt z. B. Örtel, Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache 1834, welcher sagt, daß „die alte Form voller höchstens nur noch als poetische Freiheit gelte.

Die Form voller steht 1. am häufigsten vor Substantiv ohne Artikel und attributives Adjektiv. Luther hat: voller Weisheit (Luk. II, 40), voller Gnade und Wahrheit (Joh. I, 14), voller Heuchelei und Untugend (Matth. XXIII, 28), voller Schwären (Luk. XVI, 20), voller Totenbeine (Matth. XXIII, 27). Aus neuerer Zeit führe ich je ein Beispiel für die drei Geschlechter im Singular und eins für den Plural an: Lessing, Dramat.: Diese Roxelane ist eine kleine närrische Kokette, den Kopf voller Wind. Schiller, Dreißigjähriger Krieg: Bethlen Gabor versprach voller Arglist dem Kaiser durch eine verstellte Hilfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken. Lessing, Dramat.: Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. P. Heyse, Im Grafenschloß: Ich bin voller Freuden, als ich höre, daß er der Bruder von Mamsell Gabriele ist.

Viel seltener steht sie 2. vor einem mit attributivem Adjektiv versehenen Substantiv. Zuweilen geht ein attributloses Substantiv voran. Schon Luther hat Matth. XVII, 27: inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats. Steht voller unmittelbar vor dem Attribut, so erscheint es entweder a) in der starken Form: die sog. vierte Bibelübersetzung hat: o du voller aller Betriegniß. Joh. Arndt, 4 Bücher vom wahren Christentum: eine Welt voller böser Tiere. Goethe: Sein Haus war voller schöner Studien. Heine: voller schändlicher, unflätiger Gebärden und unzüchtiger Bewegungen. Spielhagen, Hammer und Amboß: sie war so voller Lebenslust und Lebensfreude und so heiter und voller

drolliger Einfälle; ebend., Problematische Naturen: bei einem ... Gesellen, der voller hübscher Lieder steckt. L. Salomon in seinem Artikel über Marc Twain in der Leipziger Illustrierten Zeitung 1888 Nr. 2362: In den beiden ersten Wagen sitzen die Duellanten, im dritten die vier Hauptärzte mit Kasten voller chirurgischer Instrumente — b) in schwacher Form. Sebastian Frank, Germaniae chronicon: da alle straß voller toten cörper lagen. Joh. Arndt: einen Pful voller bösen Würm; ebend.: eine Behausung voller unreinen Geister. Lessing, Dramat.: Sie (die Übersetzung) darf sich gegen die beste von dieser Art nicht schämen und ist voller starken, glücklichen Stellen. Andere Beispiele in Sanders Ergänzungswörterbuch.

Das Endergebnis dieser Untersuchung ließe sich für eine Schulgrammatik etwa in folgende Regeln fassen:

1. voll wird attributiv und prädikativ gebraucht.
2. Als Attribut steht es nach dem Substantiv, sobald eine Ergänzung hinzutritt.
3. Neben der Form voll ist eine andere, die indeklinabel geworden, üblich, nämlich „voller". Nach beiden steht attributloses Substantiv in der Einzahl gegenwärtig fast ohne Ausnahme unflektiert, in der Mehrzahl stets mit Genetivflexion.
4. Vor einem Substantiv mit Attribut steht in der Regel nur voll, das Adjektiv hat vor männlichen und sächlichen Substantiven in der Einzahl die schwache, in der Mehrzahl immer die starke Form.
5. voll wird verhältnismäßig selten mit von konstruiert; voll von steht gewöhnlich vor Pronomen und vor Substantiven mit pronominalem Attribut, außerdem immer bei umgestelltem attributlosem Substantiv; zuweilen wechselt es mit voll und voller, außer im bildlichen Sinne.

Der Bau von Schillers Maria Stuart.

Von **Max Schmerl** in Krotoschin.

Jedes Drama stellt das Ringen nach einem sittlich bedeutungsvollen Ziele, einen Kampf, dar. Gegenstand des Kampfes, aus welchem die Handlung der Schillerschen Maria Stuart besteht, ist die Freiheit. Auf der einen Seite steht die Heldin und die ihr günstige Partei, Mortimer, Lester und Shrewsbury, wenn man von den für den Fortgang der Handlung weniger wichtigen Personen absieht, auf der andern Elisabeth, Burleigh und Paulet. Das Schillersche Drama zeigt uns nicht den ganzen Verlauf des Kampfes von dem Augenblicke an, wo Maria

Stuart in die englische Gefangenschaft geriet, sondern es versetzt uns gleich an den Endpunkt desselben.

Aus ihrem eigenen Lande vertrieben, ist die schottische Königin nach England geflohen, um bei der ihr verwandten Elisabeth Schutz zu suchen. Diese aber hat sie wegen ihrer nicht unbegründeten Ansprüche auf den englischen Thron auf ein festes Schloß bringen lassen. Sechs Jahre (II, 8) schon schmachtet sie in der Gefangenschaft. Ihre Anhänger haben es nicht an Versuchen fehlen lassen, sie aus dem Kerker zu befreien (I, 1: Norfolk, Parry, Babington). Aber diese haben für die Gefangene nur die Folge gehabt, daß die Haft eine strengere geworden ist. Um dem Lande endlich Ruhe zu geben, ist aus den edelsten Lords ein Gerichtshof über sie eingesetzt worden. Die Unglückliche selbst fühlt zwar ihr Gewissen von einer schweren Schuld belastet (I, 4), die sie vergeblich durch jahrelange Buße zu sühnen bemüht gewesen ist; aber anderseits ist sie sich dessen bewußt, daß sie nur dem Haß ihrer Nebenbuhlerin zum Opfer fällt.

Dies ist der Inhalt der Exposition (I, 1—4).

Die Lage Marias ist hoffnungslos; denn das Todesurteil ist wirklich schon gefällt: auf Grund falscher Zeugenaussagen lautete der Spruch der Richter auf schuldig (I, 7). Allerdings werden im Staatsrat gewichtige Bedenken gegen die Vollstreckung des ungerechten Urteils geltend gemacht (II, 3), doch ist damit die gefangene Königin noch immer nicht gerettet; denn der Haß ihrer Gegner bebt selbst vor einem Meuchelmord nicht zurück (Burleighs Auftrag an Paulet [I, 8] und Elisabeths Unterredung mit Mortimer [II, 5]).

Auch von ihren Freunden in Frankreich ist kein Beistand mehr zu erwarten, da der Herzog von Anjou im Begriff ist, mit Elisabeth einen engen Bund einzugehen (II, 1 und 2).

Trotzdem giebt Maria sich selbst noch nicht verloren. Von einer gewaltsamen Befreiung, zu welcher ihr Mortimers Verschwörung eben erst die Aussicht eröffnet, verspricht sie sich freilich nichts, haben doch auch bisher alle Verschworenen unter dem Beile des Henkers endigen müssen; sie hofft eine günstigere Wendung ihres Geschicks allein von dem freien Willen der Elisabeth. Darum hat sie diese brieflich um eine Unterredung gebeten (I, 2 und II, 4). Den ihr leidenschaftlich ergebenen Mortimer benutzt sie nun, um durch seine Vermittlung mit Lester, dem Günstling der englischen Königin, in geheime Unterhandlung zu treten. Denn ohne Lesters Einfluß darf sie nicht erwarten, daß ihre Bitte bei Elisabeth geneigtes Ohr findet (I, 6 Schluß).

So wird unsere Aufmerksamkeit immer mehr auf die Zusammenkunft der beiden Königinnen, als das einzige Mittel, durch welches für

Maria noch Rettung zu hoffen ist, hingelenkt. Und wirklich gelingt es Lester, Elisabeth zu einer Unterredung mit ihrer Gegnerin zu bewegen (II, 9).

Auf diese Weise ist die Handlung auf dem Höhepunkt angelangt.

Aber die Unterredung (III, 4) nimmt einen für Maria ungünstigen Verlauf. Als sie ihrer verhaßten Peinigerin ansichtig wird, verliert sie die Herrschaft über sich selbst. Zu tief fühlt sie sich verletzt. Aber es gelingt ihr dennoch, die Fassung wiederzugewinnen. Sie demütigt sich und bittet Elisabeth, ihre Qualen zu endigen. Doch diese hat nur Spott und Hohn für die unglückliche Dulderin. Da vermag sie nicht mehr an sich zu halten: in leidenschaftlichem Erguß ihres Hasses und ihrer Verachtung sucht sie Ersatz für ihre langen Leiden.

Nun ist ihr Schicksal besiegelt. Es beginnt die fallende Handlung. Diese zeigt uns, welche Folgen der ungünstige Ausgang der Unterredung hat. Beeinflußt durch denselben wird Marias Verhältnis zu Mortimer und der Verschwörung, zu Lester und zu Elisabeth.

Während Maria nur von dem einen beglückenden Gedanken erfüllt ist, daß es ihr vergönnt war, ihren glühenden Haß zu kühlen, bricht das Verhängnis Schlag auf Schlag über sie herein.

Die erste Folge davon, daß sie sich von ihrer leidenschaftlichen Erregung hat hinreißen lassen, ist die Demütigung, welcher sie sich von seiten Mortimers ausgesetzt sieht, der nicht mehr Herr seiner sinnlichen Glut ist (III, 6). Eine zweite ist das Mißlingen der Verschwörung (III, 8). Schnell hat sich das Gerücht von der Begegnung der beiden Königinnen unter dem Volke verbreitet, und wie das Haupt der Verschwörung, so verlieren auch die übrigen Teilnehmer die ruhige Besinnung. Der übereilte Mordversuch gegen Elisabeth schlägt fehl, die Verschwörung wird auseinandergesprengt. Der durch die Entdeckung derselben bloßgestellte französische Gesandte, in dessen Palast sich die Verschworenen versammelt hatten (I, 6), muß England verlassen, die beabsichtigte Verbindung zwischen England und Frankreich wird aufgegeben (IV, 1 und 2).

Infolge einer erneuten Durchsuchung der Zimmer Marias ist ein angefangener Brief derselben an Lester in Burleighs Hände geraten. Lester sieht seine geheime Verbindung mit Maria entdeckt und sucht sich durch Mortimers Fall zu retten (IV, 3 und 4), indem er die Unglückliche ihrem Schicksal überläßt.

Die durch ihre Gegnerin tödlich beleidigte und durch den Mordversuch noch obendrein gereizte Elisabeth unterzeichnet das Todesurteil trotz der abermaligen Gegenvorstellungen Talbots (IV, 8—10). Burleigh entreißt es dem geängstigten Davison und eilt fort, es vollstrecken zu lassen (IV, 11 und 12).

Damit hat die äußere Handlung ihr Ende erreicht: Maria ist in dem Kampfe mit Elisabeth unterlegen.

Die Aufgabe des 5. Aufzuges ist es nun, die innere Läuterung und Erhebung der Heldin zu zeigen, welche den Tod als eine willkommene Erlösung von ihren Leiden begrüßt und durch denselben endlich ihre Schuld zu sühnen hofft, die trotz jahrelanger Buße noch immer schwer auf ihrem Gewissen lastet (V, 1—9). Der zweite Teil des 5. Aufzuges enthält die Folgen, welche der ungerechte Tod der unglücklichen Königin für ihre Gegner hat, die Zerknirschung Lesters, die Verbannung Burleighs, die gänzliche Vereinsamung Elisabeths.

Der Gang der Handlung findet geeigneten Ausdruck in der Bearbeitung folgender Aufgabe:

Wie verändern sich im Verlaufe des Schillerschen Dramas die Aussichten der Maria Stuart auf Errettung?

Gedankenordnung.

A. Schillers Drama Maria Stuart versetzt uns in die letzte Zeit der Gefangenschaft der schottischen Königin. Schon ist das Todesurteil über sie gefällt; doch noch ist nicht jede Hoffnung geschwunden. Wie im Verlaufe der Handlung selbst die Aussichten auf Errettung wechseln, soll die Aufgabe der folgenden Betrachtung sein.

B. I. Die steigende Handlung zeigt uns, daß Maria nur dann auf Rettung hoffen darf, wenn es ihr gelingt, Elisabeth gegen sie günstiger zu stimmen.

1. Wenn das bereits gefällte Todesurteil auch nicht vollstreckt werden sollte (II, 3), so ist Marias Leben doch immer noch gefährdet. Denn ihre Feinde scheuen sich nicht, Meuchelmörder gegen sie zu dingen (I, 8; II, 5).
2. Von Mortimer und der Verschwörung verspricht sich Maria keine Hilfe (I, 6).
3. Auf die Verwendung Frankreichs zu ihren Gunsten darf sie nicht mehr rechnen (II, 1 und 2).
4. Sie hat ihr Augenmerk auf Lester gerichtet, aber nicht als ob sie hoffte, daß er sich an der Verschwörung beteiligen würde, sondern nur insofern, als sie glaubt, es werde seinem Einfluß gelingen, Elisabeth günstiger für sie zu stimmen und einer Unterredung mit ihr geneigt zu machen (II, 8 und 9).

II. Der Höhepunkt zeigt uns, daß die auf die Unterredung gesetzten Hoffnungen eitel waren (III, 4).

1. Von vornherein bietet der erregte Zustand Marias wenig Aussicht dafür, daß Elisabeth von ihr sich werde versöhnen und zur Milde bewegen lassen.

2. Sie sucht sich zwar zu fassen und demütigt sich,
3. aber als sie von Elisabeth verhöhnt wird, da verliert sie die Herrschaft über sich, und indem sie ihrem langverhaltenen Grolle freien Lauf läßt, beleidigt sie die Gegnerin tödlich.

III. Die fallende Handlung zeigt, wie infolge des ungünstigen Verlaufs der Unterredung jeder Hoffnungsstrahl für Maria erlischt.
1. Die Verschwörung wird nach dem verunglückten Mordversuche auf Elisabeth auseinandergesprengt. Nur Mortimer bleibt in England, tötet sich aber, als er sich von Lester verraten sieht. Der durch die Verschwörung bloßgestellte französische Gesandte muß England verlassen (III, 7—IV, 4).
2. Lester giebt Maria auf und rät nun Elisabeth selbst, das Todesurteil zu unterzeichnen (IV, 6).
3. Nachdem Elisabeth unterschrieben hat, ist Maria unrettbar verloren (IV, 8—12).

C. Wenn die Heldin in dem Kampfe auch äußerlich unterliegt, so trägt sie doch innerlich über ihre Feinde den Sieg davon: diese ereilt die gerechte Strafe, sie selbst aber scheidet, mit ihrem Gotte versöhnt, aus dem Leben.

Zum deutschen Unterricht an höhern Mädchenschulen.

Zugleich Besprechung der Schrift: „Bemerkungen zum deutschen Unterricht" von Oberlehrer Dr. J. Wychgram. Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Leipzig, Ostern 1889.

Von **Stephan Waetzoldt** in Berlin.

Mehr noch als in höheren Knabenschulen sollte in den Mädchenschulen der deutsche Unterricht Mittelpunkt und Träger des Gesamtunterrichts sein. Das beste, was wir den Mädchen mitgeben können, ist nicht eine mangelhafte Kenntnis fremder Sprachen, sondern ein Verständnis für das eigne Volk, für seine Arbeit und sein Wesen. Dazu soll ihnen der deutsche Unterricht im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes verhelfen. Die öffentliche höhere Mädchenschule unsrer Zeit hat ein böses Erbe anzutreten gehabt. Private Verbildungsanstalten für Töchter der höheren Stände mit ihrem Scheinwissen, ihrer Schönfärberei und ihrer Erziehung zur „Gesellschaft" haben einem großen Teile der Eltern wunderbare Vorstellungen von den Zielen und dem Inhalt einer Mädchenbildung gegeben; das Gouvernantenunwesen, der Mangel an fester äußerer Form und an einer sichern Überlieferung u. a. bringen in den Mädchenunterricht viel Halbheiten und Unklarheiten. Es wird freilich auch in den

eignen Mauern großer öffentlicher Schulen noch manches gesündigt. Wer die Jahresberichte der öffentlichen höheren Mädchenschulen Deutschlands regelmäßig durchsieht und sein Hauptaugenmerk auf den deutschen Unterricht richtet, könnte davon ein Lied singen. Auch auf die Gefahr hin, als ein Rückschrittler, der nicht auf der Höhe steht, angesehn zu werden, scheue ich mich nicht, zu sagen, daß im deutschen Aufsatz und noch mehr in der sogenannten „Litteratur" die Ziele viel zu hoch gesteckt werden und daß das Maß des Erreichten in Wirklichkeit recht niedrig liegt. — Anderseits kämpft die Mädchenschule gegen Vorurteile, die bei uns in Deutschland unausrottbar zu sein scheinen. Die ernsthaftesten Zeitungen drucken gläubig den blühendsten Unsinn ab, wenn es sich um angebliche Aufsatzthemata für Mädchenschulen handelt. Daß das höchste Ziel der Mädchenbildung das „Mitsprechenkönnen" sei, erscheint auch hochgestellten Männern als ganz natürlich.

Es ist deshalb mit Dank zu begrüßen, wenn Dr. Wychgram es unternimmt, die Eltern über Wege und Ziele des vornehmsten, d. h. des deutschen Unterrichts aufzuklären. Nur diesem Zwecke dienen seine Bemerkungen. Mit ihrem Inhalte kann ich mich bis auf einzelnes völlig in Übereinstimmung erklären. Das Maßvolle und Klare in Wychgrams Ausführungen, die Abwesenheit aller Schönfärberei und aller übertriebenen Hoffnungen und Forderungen ist erquicklich nach den hohen Worten der Thesenfabrikanten und geaichten Methodiker. Vortrefflich ist es, daß er den „grammatischen" Unterricht überhaupt nicht erwähnt. Damit mag er andeuten wollen, daß, soweit es sich nicht um mechanische Einprägung formelhaften Wissens in den Unterklassen handelt, die Belehrungen über das Leben und die Gestalt der Muttersprache gelegentlich den schriftlichen und mündlichen Übungen entwachsen sollen. Weckung und Stärkung des Sprachgefühls sind wichtigere Aufgaben für den, der die künftigen Mütter in die Muttersprache einführt, als das Analysieren und das beliebte Subsumtionsspiel mit Begriffen, das die Grammatikstunden den Kindern verödet. Und um als Vorbereitung und Versuchsfeld für den fremdsprachlichen Unterricht zu dienen, dazu ist die Muttersprache zu gut. Bekanntlich aber ist eine höhere Mädchenschule diejenige, welche „zwei fremde Sprachen" lehrt. Es fehlt selbst nicht an Schulen, in denen außer Französisch und Englisch auch Italienisch nicht gelernt wird; doch giebt es allerlei junge Mädchen, welche die Fälle der Veränderung des Participe passé am Schnürchen wissen, und die geneigt sind, bei der Stelle „er fiel durch seiner Frauen und Ägisthens Tücke" den unglücklichen Agamemnon zunächst der Polygamie zu beschuldigen.

Wychgrams Ausführungen beziehen sich zumeist auf Aufsatz und Lektüre und haben die Oberstufe im Auge. „Es ist wohl einleuchtend,

daß der Aufsatz in einer Schule, deren älteste Zöglinge 16 Jahr alt sind, in nicht viel anderem, als in der Wiedergabe gegebener Gedanken und Thatsachen bestehen kann." Sehr richtig; man könnte daran die Frage knüpfen, ob Aufsätze überhaupt nötig sind. Die Engländer schreiben ihre Sprache wohl nicht weniger sicher und gewandt als wir, und doch ist auf ihren höheren Schulen das, was wir Aufsatz nennen, unbekannt. Eine kurze, inhaltlich und stilistisch wohl erwogene schriftliche Antwort auf eine gestellte Frage, etwa eine Quartseite einnehmend, ersetzt unsre umständlichen und oft für beide Teile unerfreulichen Übungen. Überschätzen wir nicht die Rhetorik? Wäre damit, daß wöchentlich einmal eine solche geschichtliche, litterarische, geographische Frage zu Hause oder in der Klasse beantwortet und die Antwort nach Form und Inhalt durchgesehen würde, nicht auch für die Fähigkeit des Ausdruckes mehr gewonnen als mit einem nach 4 Wochen stiller Angst abzuliefernden Aufsatz über den Charakter der Iphigenie, oder über einen tiefdeutigen Sinnspruch? Aller hohlen Schönrednerei wäre dann wenigstens der Weg verlegt, und die Beschreibungen von Sonnenuntergängen hörten auch auf. — Wychgram spricht sich über den Aufsatz in Briefform, den z. B. der Berliner Normalplan fordert, etwas zurückhaltend aus. Ich würde ihn ganz verwerfen, denn er verführt zur inneren Unwahrheit. Der gute Brief ist ein unmittelbarer unbefangener Erguß, der sich an Stilgesetze wenig bindet. Und junge Mädchen schreiben, wenn sie unbefangen sind, fast ausnahmslos gute Briefe. Man halte nur einmal einen echten Mädchenbrief über Ferienerlebnisse an der See oder in den Bergen mit seinen unvermeidlichen Interpunktionsfehlern und den kecken Anakoluthen neben das hohle Machwerk „Ein Ferientag", wie es dem Lehrer zur Durchsicht überreicht wird.

Ein Kreuz der höheren Mädchenschule ist das Lesebuch und die Lesebuchfrage. Wychgram fordert sehr richtig ein Lesebuch, das nur dem deutschen Unterrichte, nicht den sogen. Realfächern dient. Noch fehlt uns ein solches, denn der Einführung in Sage, Dichtung, Geschichte, Wohnstätte und Lebensart unseres Volkes dient es nicht, wenn in den teuren, neuesten, vielbändigen Lesebüchern für höhere Mädchenschulen in „aufsteigenden konzentrischen Kreisen" vier Dutzend Frühlingslieder verteilt, und auf einer Seite Perikles, auf der andern Kriemhild in je 50–60 Druckzeilen abgehandelt werden. Bei der Fülle guter und billiger Einzelausgaben kann man in den beiden obersten Klassen eines deutschen Lesebuches sehr wohl entraten. Die vielen Lesebuchproben, die Häppchenlitteratur, entwickelt nur den in den Mädchen leicht erregbaren Trieb geistiger Naschhaftigkeit, während „durch das gründliche Lesen ganzer Werke die heilsame Fähigkeit in ihnen entwickelt wird, ein ernst-

haftes Buch wirklich auszulesen, wenige Eindrücke tief und nachhaltig, anstatt rasch wechselnde oberflächlich aufzunehmen". Wenn man weiß, mit welch abgeschmackter und zerfahrener Lektüre sich die Mehrzahl der jungen Mädchen und Frauen der besseren Stände zufrieden giebt, wie selten einmal eine aus eignem Triebe zu einem ernsthaften Buche oder einer tieferen Dichtung greift, bekommt man von dem, was für die Bildung des Geschmacks und des Urteils in unsern höheren Mädchenschulen geleistet wird, eine sehr geringe Meinung. Zwischen all den hochtrabenden Thesen der großen und kleinen Versammlungen und Tage und der Wirklichkeit des deutschen Unterrichts und seiner Erfolge in der Mädchenschule gähnt noch eine tiefe Kluft. Am widerlichsten in jenen umfangreichen Lesebüchern treten hervor die besonders für das kindliche Alter von pedantischen Schulmeistern hergestellten Lesestücke mit ihren Albernheiten, ihrer platten Moral und ihrer Poesielosigkeit. Für die Mittelstufe fehlt uns ein Lesebuch — es brauchte nicht mehr als 150—200 Seiten zu enthalten —, das eine Auswahl der besten, echten und unverfälschten Märchen, Sagen, Erzählungen, Schilderungen und Betrachtungen enthielte, die nicht für Belehrungszwecke verfaßt sind. Daneben sollte eine kleine Sammlung der für diese Stufe geeigneten Gedichte Goethes, Schillers, Uhlands, Rückerts, Chamissos, Geibels und der Freiheitssänger stehen. Alle kleinen Lichter des deutschen Parnasses wären auszuschließen. In dieser Sammlung müßten auch eine Anzahl der Volkslieder und volksmäßigen Lieder enthalten sein, die das Mädchen singen soll. Vielleicht würde in den Gesangstunden dann die Einübung der schweren dreistimmigen Motetten und Psalmen zu Schulfeierlichkeiten, die so viel Zeit fortnehmen und so selten klappen, dem schlichten Volksgesange, der kein Notenblatt und kein Textbuch braucht, und den wir zu verlieren in Gefahr sind, etwas mehr Platz einräumen. Ich habe sehr viele junge Lehrerinnen geprüft, und ich habe sehr selten eine gefunden, die das Lied „Der Mai ist gekommen" von Anfang bis Ende auswendig gewußt hätte. Die Meisten stockten in der zweiten Strophe und nicht wenige waren auch der Ansicht, daß ein Ausdruck wie „von meinem Schatz das Liedel" höchst anstößig und deshalb wegzulassen oder zu verbessern sei.

Ich hätte es gern gesehen, wenn Wychgram ein kräftiges Wörtlein von der „Deklamation" gesagt hätte. Mütter und Tanten geben nämlich sehr viel darauf, wenn ihr wohlfrisiertes Lieschen oder Käthchen im Spitzenkleidchen auf das Podium der Aula stolpert und den staunenden und neidischen Mitschülerinnen und der gerührten Menge eingeladener näherer und weiterer Verwandten, nach einem Knix, mit ihrem dünnen scharfen Stimmchen ein so ganz neues und so geeignetes Gedicht wie Hans Euler oder der Reiter und der Bodensee „deklamiert". Wie hübsch

das eingelernt ist, man hört jedes Komma und jedes Semikolon! Die Mitschülerinnen haben sich freilich bei den vielen Proben in der Klasse schrecklich gelangweilt; es ist dem Lehrer gelungen, ihnen wieder einmal ein schönes deutsches Gedicht auf Lebenszeit zu verleiden; aber die Schule ist um ein kleines eitles Persönchen reicher und „deklamieren" muß eine höhere Tochter doch können. Die gut deklamierenden Schülerinnen aber sind meist vordringliche äußerliche Naturen; stilleren und tiefer angelegten Mädchen widerstrebt das Hervortreten, gerade ihr reicheres Innenleben macht ihnen das Deklamieren physisch unmöglich; für sie ist das Schönsprechenmüssen eine Pein. Dafür, daß es eine schwere Sünde wider den heiligen Geist der Poesie ist, ein reines Lied wie Uhlands „Die linden Lüfte sind erwacht" anders als mit schlichtester Einfalt der Stimme und des Ausdrucks zu sprechen, haben viele Mütter und — viele Lehrer noch kein Gefühl. Gott besser's!

Welche klassischen Stücke sollen unsre Mädchen in den Oberklassen lesen? Wie sollen sie lesen?

Herr Direktor Dr. Buchner in Crefeld (Zeitschr. f. weibl. Bildg. Okt. 1887. Jan. 1888) stellt folgenden Speisezettel auf: Das Nibelungenlied, Minna von Barnhelm, Nathan, Cid (etwa 50 Romanzen), Herrmann und Dorothea, Iphigenie, Tasso, Egmont, Tell, Jungfrau von Orleans, Wallenstein (mit einigen Auslassungen), Maria Stuart, vielleicht auch Herzog Ernst. Außerdem einige der schwereren lehrhaften und elegischen Dichtungen von Goethe und Schiller. Ich war ganz zerknirscht, als ich das las und mir sagen mußte, daß ich für Herrmann und Dorothea und für die Iphigenie immer je ein volles Semester gebraucht habe und mich dabei ernstlich um Beschränkung bemühte, daß ich Wallenstein, Herders Cid, den Tasso, den Tell, den Nathan, den Herzog Ernst, den Egmont nie mit meinen Schülerinnen gelesen hatte, und daß meine Kollegen und ich der Ansicht waren, es sei wünschenswert, ehe man sich an Iphigenie und Herrmann und Dorothea wage, mit den Schülerinnen der zweiten Klasse ein Sommerhalbjahr Homers Odyssee in Vossens Verdeutschung und mit geschickter Auswahl zu lesen, denn dann winke ihnen aus den Goetheschen Dichtungen vieles vertraut entgegen, das ihnen sonst fremd und wunderlich erscheinen müsse. Auch an Euphrosyne etwa, oder die Künstler habe ich mich nie gewagt, sondern gemeint, es zieme sich für fünfzehn- und sechzehnjährige Mädchen der König von Thule, oder das Hochzeitslied, oder das Singethal besser. Es giebt freilich so hohe Mädchenschulen, daß schon für ihre zweite Klasse eine Uhlandsche oder Goethesche Ballade ein überwundener Standpunkt ist. Wenn nun aber auf die erste Klasse solcher hohen Schule gar noch eine Selekta gepfropft ist, in die die Mädchen hineingeladen und geschmeichelt werden, dann

tritt zur Litteratur in ihrer höheren Auffassung noch „Kunstgeschichte“. Dieses ist dann der letzte — Unsinn. Nur der allgütigen Natur haben wir es zu danken, daß die Mädchen nach einem Jahre von all dem fast nichts mehr wissen.

Wychgram schränkt den Kanon ein. Er schließt mit Recht z. B. den Tasso aus. Sollten aber die Sechzehnjährigen dem Historisch-politischen im Wallenstein, dem gewaltigen Kampfe einer trotzigen Mannesnatur viel innere Teilnahme und Verständnis abgewinnen können? Für sie giebt's im Wallenstein nur zwei Gestalten, die wirken und bleiben, Max und Thekla.

Über das Wie der Klassenlektüre spricht sich Wychgram nicht aus. Und welche Zeit wird in unsern Mädchenschulen noch durch das möglichst ausführliche Lesen mit verteilten Rollen vergeudet! Über solches Lesen haben Unbescheid und Deneke in diesen Blättern sich offen ausgesprochen. Für uns in der Mädchenschule liegt die Sache so: entweder hat die Schülerin das Kommende vorher nicht zu Hause gelesen, dann liest sie prima vista ihre Iphigenie gottserbärmlich oder mit falschem Pathos; denn so schnell kann sie den Inhalt, der für sie mancher Erklärungen bedarf, nicht fassen, um sofort sinngemäß und gut zu lesen. Oder sie kennt den Abschnitt schon genau, ehe er in der Klasse gelesen wird; dann ist das Lesen ihr langweilig, namentlich wenn andere daran sind, und sie folgt mit geringem Anteil. Man lasse nach guter Vorbereitung oder nach der Besprechung die wichtigsten Abschnitte lesen und diese arbeite man nach Aussprache und Vortrag wirklich durch. Im übrigen danke man Gott, wenn es einem gelingt, eine Gestalt, eine Lage, ein Bild, einen Seelenzustand in der Schülerin lebendig zu machen, und ihr den Zusammenhang aufzudecken. Und das sollte im regen Wechselgespräch geschehen, nur aber nicht in jenem Frage- und Antwortspiel, das manchem Lehrer als Gipfel methodischer Kunst erscheint, dessen Hauptnachteil darin besteht, daß man immer nur das erfragen kann, was der Gefragte schon weiß, und dessen Hauptschwierigkeit für den rechten Schulfuchs bekanntlich darin liegt, daß jede Frage mit einem W anfangen muß. —

In gar vielen, vielleicht in der Mehrzahl der privaten höheren Mädchenschulen, namentlich in den feineren, in denen die Mütter zu bestimmen haben, wird für die „Litteraturgeschichte“ ein eigner Lehrer engagiert, der zweimal wöchentlich kommt. Dieser Lehrer ist besonders teuer und mit einer gewissen Aureole umgeben. Die billigeren und gewöhnlicheren deutschen Stunden wie Aufsatz und Lektüre, werden wohl auch in der ersten Klasse noch von einer billigeren weiblichen Lehrkraft gegeben; die außerordentliche Aufgabe aber fordert eine außerordentliche Kraft. Im ersten Jahre wird gewöhnlich die deutsche Litteratur von

Ulfilas bis Klopstock, im zweiten Jahre von Klopstock bis Julius Wolff „durchgenommen". Im dritten Jahre leuchtet es dann in dem Mädchenkopfe auf, wenn etwa Bürger genannt wird: „Bürger . . . geboren am 31. Dez. 1747 zu Molmerschwende oder — wie der Name des Dorfes jetzt lautet — Molmerswende . . . er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten". Fragt man beim Lehrerinnenexamen, das zum Unterricht in allen Klassen einer höheren Mädchenschule berechtigt und in dem bei uns durchschnittlich 8—10 Minuten „deutsch" geprüft wird: „Haben Sie Schillers Gedichte einmal in der Hand gehabt?" so erfolgt gar nicht selten die Antwort: „Nein, aber wir haben in unserm Seminar Proben aus dem Lesebuche durchgenommen." Litteraturgeschichte haben sie natürlich alle gehabt, und was im Gottsched steht und wie selbiger amtlich zu beurteilen ist, das sitzt ganz fest.

„Die Frau, so schreibt Wychgram, hat für die Erkenntnis des pragmatischen Zusammenhangs der litterarischen Ideen weder Vorbildung, noch auch sachliches Interesse. Dagegen zeigt sie eine lebendige Anteilnahme an dem persönlichen Element in der Litteratur, und die Schule braucht nur darauf Rücksicht zu nehmen, so wird sie leicht den richtigen Weg litterarhistorischer Belehrung finden. Von persönlichen Mittelpunkten gehen wir aus." Noch sicherer erscheint es mir, von sachlichen Mittelpunkten, also von den Dichtungen selbst, auszugehen. Zum Beispiel läßt sich an einer geschickten Auswahl Goethescher Gedichte, die zur gemeinsamen Lektüre von Herrmann und Dorothea und der Iphigenie tritt und ergänzt wird durch häusliches Lesen des Götz und einzelner Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit, wie durch die Mitteilung charakteristischer Briefe aus den Lebensepochen des Dichters, ein Bild der Entwickelung und Bedeutung Goethes gewinnen, soweit es für Mädchen von 16 Jahren überhaupt nötig und nützlich ist. Denn der Faust, erster und zweiter Teil, und die Wahlverwandtschaften gehören doch wohl nicht in die Schule. Die Hereinziehung der Litteraturgeschichte als eines selbständigen Zweiges des deutschen Unterrichts entspringt vielleicht weniger „einem allgemein gefühlten Bedürfnis" als der irrtümlichen, aber anscheinend sehr zähen Meinung, daß ein junges Mädchen nicht gebildet sei, wenn sie von Gottsched oder von Hölty nichts wisse. Wir sollten doch nie vergessen, daß die Kenntnis der Dinge selbst, hier also der Dichtungen, über dem Wissen von den Dingen steht, und daß der allein wertvolle, bleibende Besitz, den wir unsern Schülerinnen aus dem deutschen Unterricht mitgeben können, die verständnisvolle Liebe zu Worten und Werken unsrer Muttersprache ist.

Schließlich bitte ich den Herrn Verfasser und den Herausgeber dieser Blätter um Verzeihung, daß mir bei der Besprechung einer dankenswerten

Arbeit der Mund übergegangen ist von dem des das Herz voll war. Aber wenn man vom deutschen Unterricht in der höheren deutschen Mädchenschule handelt, ist es manchmal schwer, keine Satire zu schreiben. —

Die dramatische Handlung von Goethes Egmont.

Eine deutsche Stunde in der Prima.

Von **Heinrich Gloël** in Wesel.

Das Ziel jedes Schulunterrichts liegt nicht in der bloßen Durchnahme und Einprägung des Lehrstoffes, sondern in der Bildung der Schüler vermittels dieses Lehrstoffes. Je höher die Klassenstufe ist, um so mehr muß der Stoff ausgenutzt werden, um so vielseitiger und tiefer muß jene Bildung sein. So sehe ich bei der Behandlung deutscher Gedichte in der Prima meine Aufgabe darin, Geist, Gemüt und Geschmack der Schüler dadurch zu bilden, daß ich sie dahin bringe, das Werk des Dichters mit dem Verstande nachzudenken, mit dem Gefühle nachzuempfinden, mit der Einbildungskraft nachzuschaffen.

Das Hauptgewicht ist darauf zu legen, daß das Kunstwerk als Ganzes erfaßt wird. Und wenn dies auch oft erst nach genauer Betrachtung und Würdigung der einzelnen Teile möglich ist, aus denen das Ganze sich zusammensetzt, so darf man doch niemals am Einzelnen und am Unwesentlichen haften bleiben.

Ein Drama kann als Kunstwerk erst verstanden und gewürdigt werden, wenn man erkennt, welches die Absicht des Dichters war, und wie er dieselbe erreicht hat. Wie beim Schaffen eines Dramas, so kommt es also auch bei der Schulbetrachtung hauptsächlich auf den Entwicklungsgang der dramatischen Handlung an. Schon Aristoteles legt der *πρᾶξις* mehr Wert bei als dem *ἦθος* und nennt sie geradezu *ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ τῆς τραγῳδίας.* Und in der That ist für das Verständnis des Dramas der Verlauf der Handlung noch wichtiger als die Charakteristik der handelnden Personen, in wie enger Beziehung diese auch zu der Handlung steht.

Wie hat man nun die Primaner in die Handlung eines Stückes einzuführen? Wenn ich im folgenden den Weg zeichne, so geschieht es nur, weil ich ihn als praktisch erprobt habe, nicht aber weil ich ihn für den einzig richtigen halte. Einer bis ins Einzelne ausgeführten Schilderung des Weges wird es für Kundige nicht bedürfen, ich beschränke mich daher auf Umrisse und Andeutungen.

Ich wähle Goethes Egmont, weil Schiller und nach ihm andere diesem Stücke die Einheit der Handlung abgesprochen haben.

Voraussetzung ist, daß das Drama zu Hause von den Schülern genau gelesen und sodann in der Klasse Aufzug für Aufzug etwa in fünf Stunden besprochen ist. Fragen, auf die es dabei besonders ankommt, sind z. B.: Feststellung des Gehalts und Gedankengangs der Reden und des Dialogs, Inhalt, Gliederung und Bedeutung der einzelnen Scenen und der ganzen Aufzüge. Es ist zu achten auf die Vorbereitung und Begründung im einzelnen, auf die Verwertung der Motive, auf den Fortschritt der Handlung. Ferner auf die Steigerung überhaupt. Egmont wird z. B. zuerst durch die Bürger geschildert, hierauf durch die Regentin, darauf durch Klärchen, dann tritt er selbst auf. Fabel und Vorfabel, Handlung und Exposition sind zu trennen. Die Exposition oder Einleitung schildert Zustände, sie hat die Aufgabe, uns mit dem Schauplatze und der Zeit der Handlung, mit den wichtigsten handelnden Personen und mit der augenblicklichen Lage derselben bekannt zu machen, uns von vornherein in die richtige Stimmung zu versetzen, unsere Teilnahme zu erregen und uns zu spannen auf die Dinge, die da kommen sollen. Die Personen sind Haupt- oder Nebenpersonen, einer ist der Hauptheld des Stückes. Es stehen sich zwei Parteien gegenüber, die Freytag Spieler und Gegenspieler benennt. Die Charakteristik ist entweder direkt oder indirekt, die Charaktere werden durch Parallelen und Kontraste gehoben. Auch die Sprache und der Stil des Dramas verdienen Berücksichtigung, auf die rhythmische Form mancher Stellen ist hinzuweisen. Natürlich kann nicht auf alles Einzelne eingegangen werden; manches bedarf der Erklärung nicht, für anderes sind die Schüler noch nicht reif genug.

Der Lehrer darf nicht etwa einfach seine fertige Ansicht mitteilen. Denn besonders von ästhetischen Lehren, die dogmatisch vorgetragen werden, gilt es, daß sie dem Schüler „beinahe nur das Ohr berühren und in die Seele kaum noch übergehen". Alles unverstandene Wissen ist unfruchtbar und schädlich. Nicht auf Beschwerung des Gedächtnisses mit allerlei Wissenswertem kommt es an, sondern auf innere Teilnahme und wirkliches Verständnis. Dazu ist aber erforderlich, daß der Lehrer einerseits stets den Standpunkt der Schüler im Auge behält und anderseits die Schüler anleitet, das Richtige selbst zu finden.

Je energischer diese Selbstthätigkeit ist, um so heilsamer ist die Übung des Geistes. An der gemeinsamen Denkarbeit muß sich jeder beteiligen, Frage und Antwort wechseln beständig, zur Unaufmerksamkeit hat niemand Zeit, ein edler Wetteifer beseelt alle Schüler, sie empfinden etwas von der geistigen Freude, die Plato im Philebus als die reinste Lust preist.

Nur wenn das Einzelne und das schließliche Ergebnis so von den Schülern selbst erarbeitet ist, wird es zu ihrem geistigen Besitze werden.

Bei der geringen Stundenanzahl, die dem deutschen Unterrichte vorläufig zu gebote steht, kann nicht das ganze Drama in der Klasse gelesen werden. Manches aber liest der Lehrer selbst vor der Besprechung vor, besonders die Selbstgespräche; dieselben oder einige andere ausgewählte Stellen werden auch von Schülern vorgetragen, aber immer erst nach der Besprechung und nach häuslicher Vorbereitung, die eigens zum Zwecke eines guten Vortrages angestellt werden muß.

Nachdem das Stück im einzelnen durchgearbeitet ist, folgt in einer besonderen Stunde

die abschließende Besprechung über die dramatische Handlung des Egmont.

I. Aufzählung der einzelnen Scenen.

Um dem Schüler die Hauptscenen des Stückes deutlich zu vergegenwärtigen, läßt man dieselben zunächst in ihrer äußerlichen Reihenfolge aufzählen.

I. Aufzug.

1. Das Armbrustschießen in Brüssel.
2. Die Regentin unterredet sich mit ihrem Geheimschreiber Machiavell über den Bildersturm in Flandern.
3. Klärchen in ihrem Heim mit ihrer Mutter und mit Brackenburg.

II. Aufzug.

1. Der Aufstand in Brüssel wird durch Egmont gedämpft.
2. Egmont und sein Sekretär.
3. Oranien rät dem Egmont, gleich ihm Brüssel zu verlassen.

III. Aufzug.

1. Die Regentin spricht mit Machiavell über den Brief des Königs Philipp.
2. Egmont und Klärchen.

IV. Aufzug.

1. Das Volk nach Albas Ankunft.
2. Egmonts Gespräch mit Alba und seine Verhaftung.

V. Aufzug.

1. Volksscene. Klärchen sucht das Volk für die Befreiung Egmonts zu gewinnen.
2. Egmonts Selbstgespräch im Gefängnisse.
3. Klärchens Tod.

4. Egmont erfährt seine Verurteilung, unterredet sich mit Ferdinand und schaut im Traume die Freiheitsgöttin mit Klärchens Zügen, die ihm einen Lorbeerkranz reicht. Er wird abgeführt.

Ist so dem Schüler der Stoff anschaulich vor die Seele gestellt, so kann die Bearbeitung desselben beginnen: Aus dem Rohstoff wird die dramatische Handlung sauber herausgeschält.

II. Die Achse der Handlung.

Handlung ist nach Aristoteles die *σύστασις τῶν πραγμάτων* und nach Lessing „eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Diese Einheit des Ganzen beruht auf Übereinstimmung aller Teile zu einem Endzwecke." Demnach können wir jede Handlung als Ergebnis zweckvollen Thuns bezeichnen und eine zusammengesetzte Handlung als eine Reihe von Begebenheiten, die unter einander innerlich verknüpft sind und von einem einheitlichen Ziele beherrscht werden.

Es ist wichtig, von vornherein den richtigen Gesichtspunkt für die Betrachtung der Handlung zu gewinnen. Der persönliche Mittelpunkt des Stückes ist ja ohne Zweifel Egmont. Welches ist aber das eigentliche Problem der dramatischen Handlung, das der Handlung innewohnende Ziel, auf das sich alles bezieht?

Haben die Schüler z. B. Schillers Wallenstein und Maria Stuart gelesen, so finden sie leicht, daß sich in dem einen Stücke alles um den Verrat Wallensteins dreht, in dem anderen um die Entscheidung des Schicksals der Maria. So kommt es in der Handlung des Egmont nicht etwa vorzugsweise auf Egmonts Liebe zu Klärchen, auf seine Stellung zu Alba oder auf sein Verhältnis zum Volke an — obgleich dies alles wichtig ist —, sondern überhaupt auf die Gestaltung des Schicksals Egmonts und des niederländischen Volkes. Auf die politisch-historische Bedeutung des Dramas weist Goethe selbst hin, wenn er im 19. Buche von Dichtung und Wahrheit sagt, nachdem er im Götz das Symbol einer bedeutsamen Weltepoche abgespiegelt hätte, habe er im Aufstande der Niederlande einen ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte gefunden.

Der Angelpunkt der Handlung muß aber noch schärfer bezeichnet werden, am besten durch eine Doppelfrage. So fragt es sich in Minna von Barnhelm*): Wird Tellheim dem Fräulein wirklich entsagen, oder wird dieses ihn wiedergewinnen?, in Maria Stuart: Wird Maria gerettet oder vernichtet werden?, im Götz von Berlichingen: Wird der Vertreter der alten Zeit über seine Feinde siegen, oder wird er unter-

---

*) Ich berücksichtige nur solche Dramen, welche die Schüler in der Schule oder zu Hause gelesen haben.

liegen?, in Antigone: Wird das Staatsgebot oder das ungeschriebene Gesetz der Bruderliebe siegreich sein?

Nach dieser Vorbereitung finden die Schüler bald das Problem des Egmont: Wird Egmont in gefahrvoller Zeit sich für sich und für das Volk zu retten wissen oder nicht? Dies ist die Achse des Stückes, in der Beziehung auf diese Frage liegt die Einheit der Handlung.

III. Der Verlauf der Handlung.

Es erleichtert den Schülern die Übersicht über den Stufengang der Handlung ungemein, wenn man nach dem Aufsuchen der Achse der Handlung zunächst die drei Hauptpunkte, den Anfang, die Mitte und das Ende der dramatischen Handlung feststellt.

Das Ende und Ziel der Handlung ist im Egmont wie in jeder Tragödie der Untergang des Helden. Mehr Schwierigkeit macht die Frage nach dem erregenden Momente, weil der Anfang der Handlung leicht mit dem Anfang des Stückes verwechselt wird. Die Schützenfestscene schildert den Zustand des Landes; sie ist Expositions- und Stimmungsscene. Die Handlung beginnt erst im nächsten Auftritte. Denn erst dieser enthält etwas Thatsächliches, das in Beziehung zu dem Problem des Stückes steht, nämlich die Nachricht von dem Aufruhr in Egmonts Provinz, sowie den Entschluß der Regentin, den König Philipp zu benachrichtigen und den Staatsrat zu berufen, damit der Statthalter „sich dem Übel ernstlich entgegensetze oder sich auch als Rebellen erkläre".

Der dritte wichtige Punkt der Handlung, der Höhepunkt, liegt nicht, wie manche meinen, im 3., sondern erst im 4. Aufzuge. Egmont überläßt sich zwar III 2 sorglos dem seligsten Liebesglücke, aber diese Scene entbehrt doch der straffen Beziehung auf den Angelpunkt der Handlung. Egmonts Gefährdung sowohl als sein Sicherheitsgefühl werden noch erheblich gesteigert, wenn er sich im 4. Aufzuge in das Haus seines Feindes begiebt und ihm seine Überzeugung offen und freimütig ausspricht. In dem Gespräche mit Alba sehe ich daher den Gipfelpunkt; erst Egmonts Gefangennahme liegt jenseits der Höhe. Und wie Goethes Götz am größten im Höhepunkte der Handlung dasteht, indem er in der größten Bedrängnis im Kreise seiner Getreuen sein Ideal eines deutschen Reiches zeichnet, so gelangt auch Egmonts Charakter gerade in seinem Gespräche mit Alba zur freiesten, schönsten und großartigsten Entfaltung, während die Liebesscene im 3. Aufzuge mehr idyllisch-elegisch ist.

Wie des Springquelles flüssige Säule steigt die Handlung bis zur Höhe auf und fällt von der Höhe zur Katastrophe wieder herab. Man könnte auch wie bei der Geschoßbahn von einem aufsteigenden und einem

absteigenden Äste sprechen. Am anschaulichsten aber wird der Bau des Dramas durch den von G. Freytag eingeführten Vergleich mit einer Pyramide. Zwischen den beiden Hälften, der aufsteigenden und der absteigenden Handlung, liegt der Höhepunkt. So ergeben sich fünf Stufen, das erregende Moment, die Steigerung, die Höhe, die Umkehr und die Katastrophe. Man sieht, es ist nicht zufällig, daß unsere Dramen meist fünf Aufzüge haben. Nicht immer aber liegt der Gipfelpunkt gerade im 3. Aufzuge.

Ich ziehe wieder Dramen, die den Schülern bekannt sind, zum Vergleiche heran. Besonders klar und einfach ist der Bau von Lessings Emilia Galotti. Im 1. Teile sucht der Prinz mit Marinellis Hilfe Emilia für sich zu gewinnen. Als sie wirklich in seine Gewalt kommt, ist der Höhepunkt erreicht. Der 2. Teil enthält die Anstrengungen der Mutter, der Orsina und Odoardos, um ihm Emilia wieder zu entreißen. Die δέσις oder Schürzung des Knotens besteht in der Antigone des Sophokles in dem Konflikte zwischen Antigone und Kreons bis zur Abführung der Heldin, die λύσις oder die Lösung des Knotens zieht die Folgerungen daraus. Während in Shakespeares Richard III. der Held vor dem Gipfelpunkte alle Hebel ansetzt, um sich auf den Thron zu bringen, wird nachher daran gearbeitet, ihn wieder zu stürzen. Auch in der verwickelten Handlung von Goethes Götz ist die Zweiteilung deutlich. In der 1. Hälfte ist der Held im Vorteil, er ist frei, thätig, siegreich und voll Selbstvertrauens; in der 2. Hälfte dagegen wird seine Stellung immer schiefer, er wird gefangen, muß unthätig sein und wird sich selbst untreu, indem er sein Wort bricht. In Schillers Jungfrau von Orleans ist Johanna in der aufsteigenden Handlung mehr Heldin, in der absteigenden mehr Weib. Brunhild in Geibels gleichnamigem Drama, über das ein Vortrag in der Klasse gehalten ist, trachtet anfangs nach der Liebe Siegfrieds und rächt sich nachher für die Zurückweisung.

Im „Testament des großen Kurfürsten“ von Putlitz, das von den Primanern in Wesel 1888 aufgeführt ist, arbeitet die Kurfürstin Dorothee daran, das Testament ihres Gemahls zur Ausführung zu bringen, während in der zweiten Hälfte alles auf sie einstürmt, bis sie Verzicht leistet.

Nach dieser Abschweifung, welche für die ästhetische Einsicht der Schüler um so fruchtbarer ist, weil sie ruhende Vorstellungen weckt, kehre ich zur Handlung Egmonts zurück. Dieselbe wird nun etwa folgendermaßen festgestellt:

I. Der Anfang der Handlung:

Der Aufstand in Egmonts Provinz Flandern.

II. Die Steigerung:

1. Egmont dämpft den Aufruhr in Brüssel.

2. Egmont bleibt trotz Oraniens Warnung in Brüssel, zumal er Klärchen liebt.
3. Wir erhalten die Gewißheit, daß Alba kommt und die Regentin gehen wird.
4. Egmont fühlt sich völlig sicher und glücklich im Besitze des goldenen Vließes und Klärchens.

III. Der Höhepunkt:

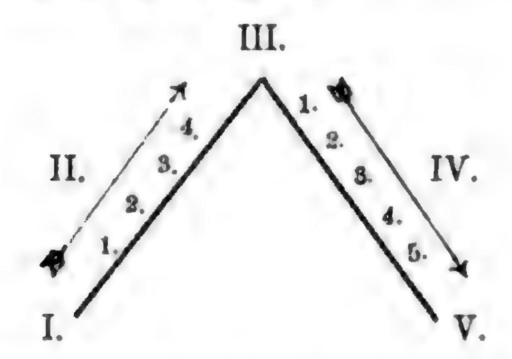
Egmont geht in den Kulemburgischen Palast zu Alba und legt ihm offen und frei seine politischen Ansichten dar.

IV. Die Umkehr:

1. Die Peripetie oder der plötzliche Umschlag.* Egmonts Verhaftung.
2. Klärchen versucht vergeblich, die Bürger zur Rettung Egmonts durch Gewalt zu bewegen.
3. Klärchen giebt sich den Tod, weil Egmont verurteilt ist.
4. Egmont erfährt seine Verurteilung.
5. Das Moment der letzten Spannung: Egmont schließt einen Freundschaftsbund mit Albas Sohn und hofft auf Rettung.

V. Die Katastrophe:

Egmont sieht im Traume die Freiheit in Klärchens Gestalt. Seine Abführung.



Durch die aufsteigende Handlung wird die Frage entschieden, ob Egmont in Brüssel bleibt oder nicht, durch die absteigende, ob er wirklich fällt oder nicht. Manche Scenen des Stückes sind also für die eigentliche Handlung nicht von Wert. Die Schützenfestscene im Eingang ist Stimmungsscene. Mehrere Scenen sind Situationsscenen, wie I 3, andere dienen nur der Charakteristik wie II 2. Ohne dramatisches Leben scheint auch der dritte Aufzug zu sein, aber dennoch steht hier die Handlung insofern nicht still, als einerseits Egmonts Gefährdung und anderseits sein Sicherheitsgefühl noch wächst.

* Die Peripetie ist durchaus nicht immer nötig und z. B. in Emilia Galotti nicht vorhanden; im Egmont ist sie wie in der Maria Stuart mit dem Höhepunkte zu einer Scene verkoppelt.

IV. Die innere Handlung.

Die Handlung von Goethes Egmont hat also Einheit und Zusammenhang, wenngleich sie nicht so straff ist, wie die mancher Schillerscher Dramen. Das Stück ist nicht, wie Schiller sagte, eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde und hat nicht, wie Bulthaupt meint, eine rein epische Anordnung.

Neben der äußeren Handlung steht aber die innere. Denn was gesagt und gethan wird, ist Ausfluß des Charakters. Die Hauptzüge von Egmonts Charakter sind Tapferkeit und Ritterlichkeit, Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit, Selbstgefühl und grenzenloses Zutrauen zu sich selbst und zu seinem Glücke, natürliche Offenheit und Freiheitsliebe, heitere Lebenslust und Unbedachtsamkeit. Nach Goethe selbst ist „die persönliche Tapferkeit, die ihn auszeichnet, die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, auf dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert" Verhängnisvoll aber ist für ihn besonders sein Sicherheitsgefühl und seine Vertrauensseligkeit. Darin liegt die Größe und zugleich die Schuld des Helden. Wenn man allerdings wie Günther (Grundzüge der tragischen Kunst, S. 443) unter der tragischen Schuld eine „adäquate Schuld" versteht, die mit dem Tode gesühnt werden muß, so ist Egmont eine verfehlte Tragödie, ebenso wie es Emilia Galotti wäre. Nein, der tragische Held muß schuld an seinem Schicksal sein, aber er muß kein schuldbeladener Verbrecher sein. Die ἁμαρτία des Aristoteles ist keine Sündenschuld, sondern ein Fehltritt oder eine Charakterschwäche. So ist Egmonts Untergang das Ergebnis aus der Verkettung der äußeren Umstände und aus seinem Charakter. Er hat es sich selbst zuzuschreiben, daß er untergeht. Noch tragischer und großartiger würde die Handlung allerdings geworden sein, wenn Egmont durch eine kühne That den Untergang gefunden hätte. Bei einem Dramatiker wie Schiller würde seine Schuld gewiß nicht im Nichtsthun, sein Handeln gewiß nicht einfach im unklugen Bleiben bestanden haben. Aber auch so begleiten wir Egmont auf jedem seiner Schritte mit Teilnahme und Furcht. Wir werden gerührt, ergriffen und zuletzt doch wieder gehoben und fast mit seinem Tode ausgesöhnt, da sich die Aussicht eröffnet, daß er nicht vergeblich stirbt, daß die Sache des Volkes und der Freiheit, für die er kämpfte, siegen wird.

So ist denn der Grundgedanke des ganzen Dramas: Der Liebling eines Volkes, der ein Mädchen aus dem Volke warm liebt, ist hochherzig, unbesonnen und leichtlebig genug, um an gefährdeter Stelle auszuharren, statt sich seinen Feinden zu entziehen, und muß daher untergehen.

Ich breche hier ab. In einer folgenden Stunde werden dann ähnlich z. B. die Fragen behandelt: 1. Wie schildert der Dichter den historischen

Hintergrund? 2. Der Charakter der Hauptpersonen und des Volkes. 3. Wie bearbeitete der Dichter den historischen Stoff, und durfte er von demselben abweichen? Verglichen wird Schillers Abfall der Niederlande. Geraten ist hier Beziehung auf Lessings Hamburgische Dramaturgie und Hineinziehung von Beispielen aus Dramen und Balladen, die den Schülern bekannt sind. Das führt zu einer Besprechung des Idealisierungsprozesses überhaupt. 4. Besprechung von Schillers Rezension und Bühnenbearbeitung des Goetheschen Egmont. 5. Der Stil des Dramas. 6. Vergleich zwischen dem Alba in Goethes Egmont und dem in Schillers Don Carlos. Vergleich zwischen Goethes Egmont und Schillers Marquis Posa u. a.

Zu Aufsätzen und Vorträgen ist reichlicher Stoff vorhanden.

Wie läßt sich das Gotische für den deutschen Unterricht an unseren höheren Schulen nutzbar machen?

Von **C. Schmidt** in Elberfeld.

„Der möchte ein Stock und so zu reden kein rechter Teutscher sein, der nit auch gern etwas wissen wolte von der alten Sprach seiner Vorfahren und Eltern."

Flacius Illyricus in der Ausgabe des Otfried 1571.

In den neuen Lehrplänen für die höheren Schulen Preußens vom Jahre 1882 wird nachdrücklich hervorgehoben, daß „deutsche Formenlehre und Syntax ein Gegenstand des Unterrichts sein muß und nicht bloß gelegentlich aus Anlaß der Lektüre zu berühren ist; denn es darf nicht verkannt werden, in welchem Umfange der Gebildete über Punkte der Formenlehre und Syntax seiner Muttersprache bestimmte Kenntnis gewonnen haben muß, um nicht für Fälle des Zweifels und der Schwankung dem Zufalle und dem subjektiven Belieben preisgegeben zu sein." Somit ist denn erfreulicherweise endlich die lange, sogar von Meistern der germanistischen Wissenschaft wie Jakob Grimm, bestrittene Forderung zu amtlicher Anerkennung durchgedrungen: Der Unterricht muß den Schülern die Kenntnis der wichtigsten Gesetze der neuhochdeutschen Grammatik vermitteln. Ist doch „unser Schriftdeutsch eine künstliche Sprache, die notwendig von Millionen Deutscher mit Hilfe von Regeln nach Büchern gelernt werden muß." (R. v. Raumer.) Doch mit einer bloßen Einübung für den praktischen Gebrauch dürfen wir uns offenbar auf wissenschaftlichen höheren Lehranstalten nicht begnügen, sondern müssen eine wissenschaftlich begründete Kenntnis der Muttersprache anstreben. Ist es denn nicht in der That eine nationale Pflicht der nationalen höheren

Schule, diese Sprache „schön und wunderbar" in ihrer Gesetzmäßigkeit begreifen zu lehren, ebenso Pflicht derselben wie die Beschäftigung mit den edelsten Gedanken, Gefühlen und Thaten der Nation? „Ist doch die Sprache Archiv und Organ der nationalen Gedankenwelt, das Spiegelbild des nationalen Seelenlebens."[1]) Würde es nicht etwas Ungeheuerliches sein, auf unserem nationalen Gymnasium,[2]) wo wir uns mit fremden Sprachen so viel und so eingehend beschäftigen, die Schüler mit dem Bau der eigenen Sprache nicht näher bekannt zu machen? Einen wirklichen Einblick in diesen Bau kann aber nur die Anwendung der historischen Methode gewähren. Diese ist nötig, damit das als zufällig und willkürlich Erscheinende in den rechten Zusammenhang gerückt und als ein geschichtlich Gewordenes begriffen werde, zugleich damit das Schwanken des Subjekts gegenüber dem Sprachgebrauche überwunden werde.[3]) Schon die verständnisvolle Handhabung unserer großenteils doch auf historischer Grundlage beruhenden Orthographie setzt eine gewisse Bekanntschaft mit der Geschichte unserer Sprache voraus. Auch sonst stoßen dem Gebildeten auf Schritt und Tritt Fragen auf, die nur bei einiger Vertrautheit mit den Ergebnissen der in unseren Tagen so herrlich blühenden, bereits auf so große Erfolge zurückblickenden jungen germanistischen Wissenschaft beantwortet werden können. Und sollen wir nun der uns anvertrauten Jugend, die einstmals zur Führerschaft unserer Nation berufen sein wird, nicht so viel als möglich wenigstens einen Ausblick eröffnen auf dieses lockende Feld, das jedem einigermaßen Gebildeten unter unseren Volksgenossen reiche, oft geringe Mühe verschwenderisch lohnende Ernte verspricht? Sehen wir einmal ab von dem reichen Gewinn für wissenschaftliches Verständnis unserer Sprache, ja für wissenschaftliches Denken überhaupt und richten unseren Blick auf das praktische Bedürfnis des heutigen Lebens — wird nicht unsere Jugend großen Nutzen ziehen für ihre eigene Handhabung des Neuhochdeutschen in Schrift und Rede durch den erfrischenden und belebenden Einfluß, welchen die Versenkung in das jugendfrische, sinnliche Denken der alten Sprache naturgemäß ausüben muß?

Nach den neuen Lehrplänen ist nunmehr in Preußen die Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen von dem Unterrichte ausgeschlossen.

---

1) Laas in seinem Buche über den deutschen Unterricht auf höheren Lehranstalten.

2) Ich habe im folgenden zunächst die Gymnasien im Auge, doch dürfte sich das Ausgeführte mit geringen Änderungen auf die übrigen höheren Schulen von 9jähriger Unterrichtsdauer ausdehnen lassen.

3) Vergl. W. Münch, Ein Blick in das Leben der Muttersprache 2c., in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1. Jahrgang, 5. Heft, auch in den vermischten Aufsätzen über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst, Berlin 1888. S. 48.

Sollen nun aber unsere Schüler von der Entwickelung ihrer Muttersprache nichts erfahren, sollen ihnen die oben angedeuteten Vorteile ganz verloren gehen, die eine Vertiefung in den Reichtum, in die Pracht der durch den Fleiß so vieler edlen Forscher aufgeschlossenen Schatzkammer unserer älteren Sprache vor allem dem Geiste und Gemüte unserer studierenden Jugend verspricht? Wird deren Verständnis und Interesse hierfür nicht auf der Schule geweckt und vertieft, das spätere Leben wird, bei den Anforderungen, die es heutzutage an die Arbeitskraft eines jeden stellt, nur wenigen Zeit und Lust lassen, durch Selbststudium das Versäumte nachzuholen, während durch rechtzeitige Anregung und Anleitung dem Privatfleiße wenn auch in beschränkter Mußezeit bei manchem Manne Thür und Thor geöffnet, genuß- und erfolgreicher Beschäftigung mit der geistigen Entwickelung des eigenen Volkes die Wege geebnet werden.

An den oben angeführten Aufsatz Münchs anknüpfend, möchte ich einem Gedanken das Wort reden, der sich mir schon bei meinem eigenen germanistischen Universitätsstudium und bei meiner späteren Thätigkeit immer wieder und immer stärker aufdrängte, daß die Schüler des Obergymnasiums nämlich möglichst früh, also schon in Obersekunda, mit einer methodisch geordneten Auswahl aus der gotischen Bibelübersetzung bekannt zu machen seien.

Es ist ja eine gründliche historische Betrachtung von Erscheinungen der deutschen Laut- und Formenlehre nicht möglich, ohne auf das Gotische zurückzugehen, wie dies jedes rein wissenschaftliche und jedes für die Schule berechnete, auch auf noch so große Knappheit sich beschränkende Lehrbuch beweist;[1]) übrigens wird dies schon von Laas (Der deutsche Unterr.) bei Gelegenheit der Besprechung der mittelhochdeutschen Grammatik von Martin nachdrücklich hervorgehoben. Bei Betrachtung des Gotischen verbreitet sich mit überraschender Klarheit ungeahntes Licht über so manche den Schüler nahe angehende und ihm bisher doch mehr oder weniger dunkle Fragen, so über das Verhältnis des Germanischen zu den übrigen indogermanischen, besonders den altklassischen Sprachen, über das Verhältnis der nieder- und hochdeutschen Mundarten zu einander; die Gesetze der Lautverschiebung, der Brechung, des Umlautes, der Abschwächung der Endungen, Reduplikation und Ablaut beim Verbum und viele andere Eigentümlichkeiten unserer Laut- und Formenbildung werden auf Schritt und Tritt durch instruktive Beispiele erläutert. Weder das Althochdeutsche, noch gar das Mittelhochdeutsche vermag uns so tief in

1) Vergl. z. B. Koch, Deutsche Gramm. und die wissenschaftl. Beilage zum Programm des Elberfelder Gymn. 1883, von O. Lutsch.

die Gründe unserer Sprachentwickelung hineinschauen zu lassen. Das Gotische ist diesen späteren Verwandten an Reinheit und Wohllaut der Vokale, an Strenge und Durchsichtigkeit des grammatischen Baues, an Reichtum und Fülle der Formen bei weitem überlegen.

„Die gotische Sprache, diese vollendetste Sprache unserer Altväter — scheinbar rätselhaft und doch alsbald überraschend verständlich, fremd und doch zugleich heimisch und vertraut, scheinbar schroff, streng und abstoßend und dennoch an das innerste, reinste Gefühl sich anschmiegend — hat etwas ungemein Anregendes, fast möchte man sagen, Herzbewegendes: eine Wirkung, die sie noch an keinem verfehlt hat, der sich mit nur einiger Hingebung ihr widmen wollte, seitdem dieselbe an J. Grimm den Interpreten gefunden, den sie allein verdiente.“ (Vilmar, Littgesch.) Man vergleiche übrigens auch, was R. Hildebrand und W. Münch über die Bedeutung des Gotischen für unsere höheren Schulen sagen. Schon aus dem Angeführten dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, welchen Wert die Behandlung einiger passend ausgewählten gotischen Stellen, mehr als die neuhochdeutscher und mittelhochdeutscher, für unseren Zweck, die Jugend möglichst gründlich mit unserer Sprachentwickelung bekannt zu machen, haben muß.

Sie dürfte auch deshalb noch einen Vorzug verdienen, weil bei gotischem Texte oberflächliches Herumraten, das beim Mittelhochdeutschen gefürchtet wird, schon wegen des auf den ersten Blick in die Augen fallenden weiten Abstandes vom Neuhochdeutschen ausgeschlossen ist. Bei eingehender Betrachtung hingegen wird gerade das Gotische wegen seiner Einfachheit und strengen Gesetzmäßigkeit überraschend leicht verständlich sein.

Wie nun aber das Gotische in dem uns bekannten geschichtlichen Entwickelungsgange des Deutschen gewissermaßen die erste Stufe darstellt und der deutschen Grundsprache am nächsten steht, so ist zu wünschen, daß, der natürlichen Ordnung entsprechend, auch ein gotisches Sprachbild an den Anfang der Galerie von Sprachbildern, welche den Schülern zur Veranschaulichung der Geschichte ihrer Muttersprache geboten werden sollen, gerückt wird.

In den unteren und mittleren Klassen sollen die Schüler einen geordneten Überblick über die thatsächlich die neuhochdeutsche Schriftsprache beherrschenden Gesetze sich angeeignet, zugleich bei passenden Gelegenheiten einen Blick in das Leben der Muttersprache rückwärts geworfen haben.

Mit dem Eintritt in die Obersekunda beginnt der Unterrichtsbetrieb immer mehr rein wissenschaftlichen Anforderungen zu entsprechen. Gerade dahin würde meines Erachtens eine tiefere, gründlichere Einführung in die Gründe unserer Muttersprache, anregende Betrachtung ihrer frühesten

Geschichte an der Hand von illustrierenden zusammenhängenden Textproben gehören; da muß unsere Jugend den frischen Quell des genialen gotischen Übersetzungswerkes kosten, um so rechten Geschmack zu bekommen von der heiligen Sprache der Väter, die in den wesentlichen Zügen noch die ihrige ist. Es müssen passende Abschnitte ausgewählt werden („nach innerem oder äußerem Bedürfnis, kein Kanon", Münch), die den Schülern in der Lutherschen Übersetzung genau bekannt sind, vielleicht sogar im griechischen Original — jedenfalls muß dies immer zur Vergleichung vorliegen. Der Satzbau schließt sich bei Vulfila ganz dem griechischen an, somit könnte man bei der Lektüre seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf die gotischen Wortformen und ihre Vergleichung mit den neuhochdeutschen, griechischen, lateinischen, englischen und plattdeutschen richten, soweit letztere beiden näheren Verwandten des Gotischen den Schülern bekannt sind. Diese haben in Untersekunda bereits mit der Lektüre der Odyssee begonnen, sie haben da gelernt, den homerischen Dialekt mit dem attischen zu vergleichen, die bekannten attischen Formen aus den älteren homerischen herzuleiten, ähnlich wird jetzt bei Gotisch und Platt (resp. Neuhochdeutsch) verfahren; freilich ist der Abstand der Idiome hier ein viel größerer; doch ist es sicher nicht ohne Wert, daß die Schüler für diese Art von Sprachvergleichung schon einigermaßen am Griechischen vorgebildet sind. Nach kurzer Anleitung und wenigen orientierenden Fingerzeigen des Lehrers werden die an sprachlicher Bildung überhaupt schon ziemlich gereiften Obersekundaner[1]) voller Lust selbst Hand anlegen, um das scheinbar Fremdartige und doch so nahe Verwandte zu vergleichen, das scheinbar Unregelmäßige und Willkürliche und doch aus altehrwürdigem Stamme in natürlichem Wachstum Gewordene zu verstehen und zu entwickeln. Welch helles Licht wird da auf den bisher vielleicht wenig beachteten Volksdialekt (— nicht nur der niederdeutschen Familie —) fallen, mit welchem Interesse werden die Schüler nunmehr über so manche Erscheinung des sprachlichen Lebens nachdenken, die der alltägliche Verkehr ihnen so häufig bietet, an der sie jedoch bisher meist gedankenlos vorübergingen! Gerade in unserer Zeit mehren sich die Stimmen, welche — nicht mit Unrecht — auf eine größere Beachtung der deutschen Volksmundarten nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch in der Schule dringen, (vergl. R. Hildebrand in seiner bekannten Schrift). Sicherlich würde gerade der Betrieb des Gotischen in unserem Sinne — das heißt als Mittel, ein tieferes geschichtliches Ver-

1) Dem Verfasser ist aus der Erfahrung bekannt, mit welchem Eifer und Erfolg seminaristisch gebildete Lehrer ohne jede Kenntnis fremder Sprachen nach dieser Methode in kürzester Zeit sich in das Gotische einlebten.

ständnis der Muttersprache anzuregen und zu begründen — nicht etwa zur Zersplitterung von Kraft und Aufmerksamkeit führen, keinen neuen fremdartigen Unterrichtsgegenstand der schon genug belasteten Jugend aufbürden, sondern er würde vortrefflich geeignet sein, den belebenden, nach allen Seiten seine beleuchtenden und erwärmenden Strahlen aussendenden Mittelpunkt der sprachlichen Studien unserer Jugend auf heimischem und fremdem, altklassischem wie modernem Gebiete zu bilden. Aber auch an den naturwissenschaftlichen Unterricht würde manche Betrachtung anknüpfen, der Schüler würde angeleitet werden, sich aus dem ihn umflutenden sprachlichen Leben selbst nach eigener Beobachtung und Vergleichung eine Sammlung, eine Art Herbarium der Muttersprache anzulegen, das er mit Freuden ordnet, immer wieder durchmustert, bis ins späte Alter treu hegt und pflegt.

Wenn aber einmal Lust und Liebe zur Arbeit bei der sprachgeschichtlichen Erläuterung gotischer Texte eingekehrt ist, so werden die Schüler auch regeres Interesse für allerlei sich daran knüpfende kulturgeschichtliche Fragen empfinden; so wird dem Unterrichte der folgenden Klasse, der Unterprima in erfolgreicher Weise vorgearbeitet. Bei der Lektüre von Tacitus' Germania wird mancher Blick auf das nicht mehr ganz fremde gotische Gebiet fallen, der Geschichtsunterricht findet bei der Behandlung der Völkerwanderung ein vertieftes Interesse für das hochbegabte Volk Alarichs und Theodorichs vor. Auch im Religionsunterrichte wird bei der Besprechung des Arianismus, der ja namentlich unter den neubekehrten Germanen Anhänger fand, dem arianischen Gotenbischof Vulfila und seinem merkwürdig gereiften, als echt evangelisch zu bezeichnenden Standpunkte — sein Glaubensbekenntnis ist uns erhalten — ein besonderes Wort zu widmen sein. Bietet doch Vulfilas Lebenswerk in mancher Beziehung Anlaß zum Vergleiche mit dem des größten deutschen Glaubenshelden und Sprachschöpfers, Luthers.[1]) Ganz besonders jedoch wird die Einführung in die gotische Bibelübersetzung in Obersekunda dem deutschen Unterrichte der folgenden Klasse zu gute kommen, in der ja die wichtigsten Erzeugnisse unserer älteren Litteratur den Schülern an geeigneten Proben und Inhaltsangaben vorzuführen sind. Die Schüler haben nun eine aus eigner Anschauung gewonnene Kenntnis von dem ältesten und kostbarsten Schatze unsrer Nationallitteratur; sie sprechen nicht bloß unverstandene Phrasen nach. Jetzt, wo im Gotischen ein Grund gelegt ist, werden ihnen auch ausgewählte Abschnitte aus späteren Werken als Proben unserer sprachlichen und

1) Vergleiche meinen Aufsatz im Ev. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen, 4. Jahrgang. Nr. 42 und 43.

litterarischen Entwicklung vorgelegt werden können, wie R. Hildebrand und W. Münch dies vorschlagen, und nun werden die Schüler bei diesem der historischen Entwicklung entsprechenden Gange nicht mehr so sehr der Gefahr des oberflächlichen Herumratens ausgesetzt, sondern schon eher in der Lage und Stimmung sein, das Alte sprachgeschichtlich richtig aufzufassen. Jeder Freund unserer vaterländischen Litteratur aber würde es mit Freuden begrüßen, wenn wir unserer Jugend möglichst viel von den Originalen unserer ersten litterarischen Blüteperiode, besonders des Volksepos, zum Verständnis bringen könnten, während wir uns jetzt doch nur mit so ungenügenden Surrogaten, wie die Simrockschen Übersetzungen es sind, behelfen müssen, die in vielfach schwer verständlichem und wenig genießbarem Neuhochdeutsch nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der Schönheit der Dichtungen zu geben vermögen. Freilich gebe ich mich nicht dem Wahne hin, als könne eine durchgreifende Besserung in diesen Verhältnissen schon bei der jetzigen beschränkten Stundenzahl, die dem deutschen Unterrichte zugewiesen ist, erreicht werden. Aber allerlei Anzeichen scheinen doch darauf hinzuweisen, daß die Beschäftigung mit unserer nationalen Sprache und Litteratur sich über kurz oder lang einen breiteren und würdigeren Platz in unserer nationalen Jugendbildung erkämpfen wird. In unserer Zeit, wo das stolze Bewußtsein von des Deutschtums Kraft und Herrlichkeit nicht nur im neuen Reiche, sondern auch bei den Brüdern jenseit der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle, so weit die deutsche Zunge klingt, immer frischer und lebendiger sich geltend macht, da muß vor allem die Schule das geistige Eigentum der Nation — wie lange hatte sie weiter keins! — hegen und pflegen und dieses Erbe der ihr anvertrauten Jugend unverkürzt überliefern. Nur dann, wenn diese ihres Volkes Geschichte in Politik, Litteratur und Sprache recht erkannt hat, wird sie sich für ihres Volkes Zukunft begeistern können.

Doch kommen wir von der Abschweifung in eine vielversprechende Zukunft — zu der dieser Gegenstand wohl jeden germanistisch Gebildeten verleiten mag — zurück auf das schon jetzt wohl Erreichbare. Darunter rechne ich mit Hildebrand und Münch die Vorführung und Erläuterung einiger Proben unserer mittelhochdeutschen, althochdeutschen und gotischen Schriftdenkmäler, nur mit der Abweichung, daß ich aus den oben angeführten inneren und äußeren Gründen das Gotische an die Spitze gestellt sehen möchte, was Zeit und Nachdruck der Behandlung betrifft. Freilich wird man sich ja immer damit bescheiden müssen, daß den Schülern nur Stückwerk, nur lückenhafte Kenntnis geboten werden kann. Aber „man braucht ein großes Gewebe nicht ganz zu übersehen, wo es sich nicht um statistische Vollständigkeit handelt, man kann auch

an einem kleinen Stück von der Art des Gewebes einen Begriff bekommen".

Die Schüler sollen ja auch nicht das Gotische etwa philologisch studieren, sondern sie sollen „das Gotische von innen heraus verstehen, da sie den hohen Gehalt lebendig in sich dazu mitbringen und ihren von Kind auf eingewachsenen Text überall von selbst durchhören. Sie sollen es so lebendig aufnehmen, dann ist das Grammatische daran leicht zu verwerten und ihnen zu frohem Gewinn zu bringen als ehrwürdig schöner Hintergrund der deutschen Grammatik überhaupt". Wieviel Zeit man darauf verwenden kann und will, das wird von den besonderen Verhältnissen der einzelnen Anstalten abhängen; jedenfalls aber wird auch schon eine Verwendung von 6—10 Stunden für unseren Zweck reiche Früchte tragen. Ich schlage vor, die Behandlung folgender Abschnitte (und zwar in dieser Reihenfolge): Matth. VI, 9—13 (Gebet des Herrn); Matth. V, 16 flg. (Bergpredigt); Joh. X, 1—16 (Gleichnis vom guten Hirten); dann etwa noch Joh. XI (Auferweckung des Lazarus), Mark. XV (Jesu Leiden vor Pilatus und Kreuzigung).

In der ersten Stunde beginnt der Lehrer damit, daß er das Gebet des Herrn in gotischer Fassung den Schülern langsam und deutlich vorliest, sodann im genauesten Anschlusse an das Original übersetzt (Interlinearversion). Bei der darauf folgenden Erklärung der Wortformen (immer mit möglichster Heranziehung des dem Schüler geläufigen Sprachmaterials aus dem deutschen und fremden Gebiete — „wobei man sich nicht zu weit ins einzelne und kleine vertiefen darf, sondern immer den großen Blick aufs Ganze festhalten muß" —) wird die Lust und Selbstthätigkeit der Schüler zusehends wachsen. Am Ende der ersten Stunde werden die Schüler das gotische Vaterunser halb auswendig können, zugleich aber folgende grammatische Kenntnisse aus eigner Anschauung und Arbeit gewonnen haben:

1. Schwächung der Bildungs- und Flexionssilben. Der ursprünglich volle Vokal ist (zufolge des deutschen Betonungsgesetzes, das gegenüber den Stammsilben diese zurücktreten läßt) mehr und mehr zu einem schwachen e geworden. Dasselbe ist dann vielfach, namentlich nach Liquiden ausgefallen. Beispiele: bidjaith = bittet, unsar = unser, himinam = himmel(e)n, namô = Name ꝛc.

2. Verlängerung der Stammsilbe. Während die ältere Sprache kurze und lange Stammsilben unterscheidet, hat das Neuhochdeutsche dieselben sämtlich lang gemacht, sei es durch Dehnung des Vokals (nămô = Nāme, ŭbilin = Üb(e)len, dăga = Tāge), sei es durch Verdoppelung des Konsonanten (qimai = komme, himinam = Himmeln).

3. Lautverschiebung (von J. Grimm zuerst aufgestelltes Gesetz). Die germanischen mutae haben eine doppelte Verschiebung erfahren. Auf der ersten Stufe (Gotisch und die anderen niederdeutschen Dialekte) wurde die (indogermanische) media zur tenuis, die tenuis zur aspirata, die aspirata zur media; auf der zweiten Stufe (Hochdeutsch) ging dieselbe Wandlung noch einmal vor sich. Beispiel: lat. tu, got. thu, nhd. du; got. thein, nhd. dein; got. airtha, nhd. Erde; ferner: got. hlaif, nhd. Laib; thana, daga, aflêtam (got. t = nhd. z, tz, ss, ß!), af. got. thiudinassus (Volksherrschaft)[1]) von thiuda = diet in Dietrich (Theoderich), deutsch von got. thiudisk; atta, davon dimin. attila (Väterchen) = hochd. Etzel, wie vulfila von vulfs (Wolf) = hochd. Wölfel, Wölflein 2c.

4. Brechung. Einem in der folgenden Silbe stehenden gotischen a wurde ein in der Stammsilbe stehendes i, u und iu später assimiliert, sodaß i zu e, u zu o, iu zu ie wurde; Beispiel: thiuda = diet. (Bei den Verben der folgenden Leseabschnitte ergeben sich die zahlreichsten Beispiele.) Schon im Gotischen giebt es eine Brechung, indem i und u vor unmittelbar folgendem h und r zu ai und aú (Zwischenlaut zwischen a und i bez. a und u) werden. Beispiel: airtha = Erde, vairpan = werfen.

5. Umlaut. Einem in der folgenden Silbe stehenden ursprünglichen i wurde ein in der Stammsilbe stehendes a, o, u assimiliert, sodaß a zu e (ä), o zu ö, u zu ü wurde. Beispiel: ubils = übel, attila = Etzel.

Außer diesen fünf für die deutsche Sprachgeschichte höchst wichtigen Gesetzen, die die Schüler in der ersten Stunde nach eigener Beobachtung und Vergleichung abstrahieren können, lernen sie vom Verbum bereits den optativ praes. ziemlich genau kennen; die Beispiele werden dann in der zweiten Stunde aus dem grammatisch ähnlich beschaffenen Lesestoff ergänzt. Somit bekommen die Schüler in einer Reihe von wenigen Stunden ein ziemlich genaues Bild vom Bau des deutschen Verbums und seiner Flexion (schwache und starke Konjugation, Reduplikation, Ablaut, Präteritopräsentia 2c.), auch das Nomen lernen sie einigermaßen kennen, doch ist dies weniger wichtig und instruktiv für den Vergleich mit dem Neuhochdeutschen, weil in der Deklination das Ursprüngliche mehr verwittert, vieles abgestorben ist.

---

1) Hieran würden sich zugleich interessante Betrachtungen über die Art, wie Vulfila das Fremde in heimischer Gewandung seinen Goten nahezubringen weiß, knüpfen lassen. Christus der βασιλεύς als thiudans (Volksherrscher), ähnlich im Heliand. - thiudisk = deutsch zunächst nur Bezeichnung der Sprache (Volkssprache) im Gegensatz zur gelehrten (lateinischen) und welschen; erst seit dem 10. Jahrhundert zur Bezeichnung des Volkes gebraucht. So würden nebenher manche Lichtstrahlen auf kulturgeschichtliche und andere Fragen fallen, die die Schüler mit Lust erfüllen.

Doch ich will mich mit diesen Andeutungen über den Gang des Unterrichts vorerst begnügen, da dieser Aufsatz zunächst den Zweck verfolgt, den Meinungsaustausch über die Zweckmäßigkeit eines kurzen planmäßigen Kursus im Gotischen auf der Stufe der Obersekunda anzuregen. Wenn der hier gemachte Vorschlag im Prinzip Billigung fände, so müßte alsdann noch eine eingehendere Ausgestaltung des Lehrplanes folgen.

Eine Merkwürdigkeit aus Goethes Grammatik.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Goethe war bei allem nahen Verhältnis zur Muttersprache kein Grammatiker. Er hat über sie beobachtend nachgedacht früh und spät, wie ja das dem Dichter aufgegeben ist, dem die Sprache sein ganzes Werkzeug ist, das er vor allem am genausten kennen muß, wie der Handwerker sein Handwerkszeug; denn in der Sprache sind alle Mittel beschlossen, die ihn zu allen, auch den höchsten Wirkungen der Kunst führen. So studierte Goethe die deutsche Sprache sein Leben lang mit Dichterblick, hat sie früh gepriesen, dann in tief verstimmter Zeit mit ihr bitter gegrollt, als ob sie ihm das Haupthemmnis wäre, sein hohes Ziel zu erreichen, hat sich dann mit ihr versöhnt, sie aufs neue geliebt und bewundert und hohe Worte über sie gesagt, aber ein eigentlich grammatisches Denken findet sich nicht bei ihm, wie bei Klopstock, der alles Äußere bis zur Orthographie und Interpunktion in den Bereich seines Denkens zog; Goethe überließ diese äußeren Dinge, in denen dem engen Schuldenken leicht der ganze Begriff der Sprache aufgeht, seinem Gefühl oder der Druckerei oder beauftragten Vertrauten, wie Riemer und Göttling.

Um so merkwürdiger ist es, wenn sich einigemal sein sprachliches Denken auf die Endungen wirft, um mit ihnen in einer Weise frei umzuspringen, die allem Herkommen und aller Grammatik aufs grellste widerspricht. Das kommt vor in der Zeit des Geniewesens, dessen Führer ja Goethe wurde. Der kecke Drang und Entschluß, die überlieferten Formen als Schlendrian zu behandeln und nach Belieben zu zerbrechen oder zu durchbrechen, ergriff auch den Stil und die Grammatik wie die Metrik; es giebt in der Zeit eine genialische Metrik und Grammatik, wie einen genialischen Stil.

In dem Gedicht „an Schwager Kronos“ vom Jahr 1774, wo er in der Postkutsche bergab der glühend sinkenden Sonne entgegen ins dunkle Thal fahrend, den Kutscher und die Kutsche seltsam als sein

Schicksal darstellt, das ihn eben jetzt von der Höhe der Welt in die Unterwelt führe, beginnt der vorletzte Absatz:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor, —

trunknen: unmöglich! wenn man auch bei sich im Stillen vielleicht hinzusetzt: leider! Nur „trunken" wäre deutsch, nicht zwar als Nominativ, sondern als Accusativ ohne Endung (wie z. B. in „einen trunken machen"). Trunknen ist lateinisch, ebrium. Vielleicht hatte Goethe zuerst trunken geschrieben, bis ihm auffiel, daß man es als Nominativ fassen und auf den Schwager beziehen könne. Die volle Endung wäre nur möglich, wenn dem Accusativ eine Stütze vorausginge, also: = reiß mich Trunknen, oder: als Trunknen, oder: den Trunknen; rein deutsch wäre auch das nicht, sondern lateinisch gedacht, d. h. wie man Latein oder Griechisch in der Schule beim Übersetzen möglichst deutsch wiedergibt.

Die Sache scheint noch gar nicht recht beachtet. Düntzer, der ins kleinste Genaue, sagt in den Erläuterungen zu Goethes Gedichten 3,316 nichts weiter als: „trunknen, die Grammatik fordert trunken; anders ist es mit „geblendeten Taumelnden", wo „mich" vorhergeht" — aber auch das ist eben noch nicht rein deutsch, sondern lateinisch im Grunde. Auffallend ist, daß der gelehrte Philolog, der die genialischen Rhythmen Goethes peinlich und unmöglich über den lateinischen Leisten schlägt, an den der Dichter nicht entfernt gedacht hat, bei diesem grammatischen Falle des Lateins nicht gedenkt, das den Dichter doch da geleitet hat. Auch weiß er von andern Fällen nur noch einen anzuführen, den in Wanderers Sturmlied. Es sind aber mehr, ich bringe sie alle bei, soweit sie mir aufgestoßen sind, ohne damit sagen zu wollen, daß es alle sind.

In Wanderers Sturmlied vom Jahr 1772 im neunten Absatz heißt es von Jupiter Pluvius und Anakreon:

Nicht am Ulmenbaum
Hast Du ihn besucht . . . . .
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon.

In der Seefahrt vom Jahr 1776 im zweiten Absatz, wo die Freunde am Ufer dem in die hohe See stechenden ihre Wünsche widmen:

Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt Dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten Deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis Dir —

rückkehrendem Dir, so undeutsch als möglich, redeunti tibi, und doch läßt mans in dem gehobenen Ton gern mit unterlaufen, hat wohl auch seine gelehrte Freude dran. Wie ernst er es damit nahm, zeigt, daß er selbst in Prosa davon Gebrauch machte, in einem Briefe an Herder vom Jahr 1772 (Aus Herders Nachlaß 1,40, Hirzels junger Goethe 1,30): „Seit 14 Tagen lese ich Eure Fragmente . . . daß ich Euch, von den Griechen sprechenden, meist erreichte (d. h. verstand) hat mich ergötzt."

Auch über die Geniezeit hinaus ist ihm das gar wohl im Sinn geblieben und taucht von Zeit zu Zeit wieder auf, sogar ganz spät noch. Ich bringe die Stellen, die ich habe, der Zeit nach vor. In den Epigrammen aus Venedig vom Jahr 1790 beginnt das fünfte:

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.

Im Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters im September 1807 heißt es in der zweiten Rede („Schon kehrt zurück das Wetter, das zerstörende" u. s. w.):

Ist dies der Erde fester Boden? Weh mir! Weh!
Und dies die Pfade, sicher sonst betretene?

In der Pandora gehört hierher in der Rede des Epimetheus ungefähr in der Mitte des Stücks:

Das Wahre triffst Du, wie es ziemt Erfahrenem.

Gegen Ende in einer Rede der Eos:

Dort! er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor der starke Schwimmer . . .
Spielt er selbst nur mit den Wogen
Tragenden die schöne Last —

so steht in dem ersten Druck (Taschenbuch für das Jahr 1810, Wien und Triest); in der Ausgabe letzter Hand ist dann das doch als zu gewagt beseitigt, es heißt von da an in den Ausgaben:

Tragend ihn, die schöne Last.

In den Fragmenten einer Tragödie (Trauerspiel in der Christenheit) im fünften Aufzug in der Rede der Tochter:

O schweig und laß mich in der Fülle u. s. w.
Den Vater sah ich mild versöhnt, die Kinder
Zu seinen Füßen, den Segnungen sich beugenden.

In dem Rochus-Fest zu Bingen vom Jahre 1814 bei der Schilderung der Procession, die den Berg heraufzieht: „Die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich . . . die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher; denn sie in böser Zeit geborene konnte das Fest an nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht."

Im Divan, im Buch der Liebe, in dem Gedichte „Schlechter Trost“:

Nachtgespenster, sagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.

Eigentlich gehört auch hierher die Frage des Geistes an Faust, der ihn beschworen hat:

Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenschen Dich!

Und ebenso folgender Fall in Goethes Brief an den Herzog aus Rom 17. März 1788, wo er ihm die Bitte vorträgt für den Fall seiner Rückkunft: „Daß Sie mir nach meiner Ankunft dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben,“ wo nur der Artikel dem lateinisch Gedachten einen deutschen Anstrich giebt..

Das Ganze ist übrigens nur ein Stück von dem lateinischen Deutsch, das überhaupt bei Goethe zeitweis auftaucht, z. B. eine möglichst genaue Nachbildung der ablativi absoluti. Darauf näher einzugehn ist aber jetzt nicht Zeit.

Recht im Gegensatz dazu erscheint aber auch eine Vernachlässigung der herkömmlichen Endung, die wohl noch gewagter erscheinen kann. In Werthers Leiden heißt es im 2. Theil unterm 15. September, wo von den Nußbäumen im Pfarrhof die Rede ist, nach dem ursprünglichen Text: „Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl und wie herrlich die Aeste waren. Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die sie von so viel Jahren pflanzten.“ (Werther 1775, S. 149, Hirzels junger Goethe 3,325.) Man traut seinen Augen nicht, wenn man das zuerst liest, und doch ist auch das genialisch, aus der Geniestimmung erklärlich, die die Fesseln des Herkommens abstreifte. Sie griff dafür dort nach oben, hier nach unten. Wenn Goethe dort horazisch-pindarisch redet, so redet er hier zur Abwechslung frankfurtisch-sachsenhäusisch und greift nach den grammatischen Formen, die er im Leben täglich um sich hörte, gewiß auch von seiner Mutter, um ja den gemüthlichen Ton des Alltagslebens sicher zu treffen.

Zu der vorher erörterten kühnen Behandlung der Endung ist übrigens noch zu erinnern, daß Goethe damit vom geschichtlichen Standpunkt angesehen keineswegs ins Undeutsche verfiel, freilich ohne es zu wissen. Er entnahm es dem Lateinischen, es hat aber vor Zeiten ebenso im Althochdeutschen gegolten. Leben doch verkommene Reste davon bis heutzutage in Mundarten fort. Z. B. im Salzkammergut bei Lofer fand ich auf einer sogenannten Martersäule, auf der der Tod eines Holzfällers

gemalt und erzählt und zum Gebet für ihn aufgefordert war, im Bericht die Worte: „Wo sie ihm todter gefunden haben". Das ist Bauerndeutsch in der Alpenwelt, in dem eigentlich älteste althochdeutsche Grammatik nachlebt. Freilich nicht in den gebrauchten Casus. Das „ihm" als Accusativ ist doch nicht so schlimm, als es der Schulbildung scheint, ohne daß ich jetzt näher auf Erklärung eingehen kann. Es hat aber z. B. sein norddeutsches Seitenstück an dem bekannten berlinischen: „Haut ihm!" das mit seinem m gerade recht schön grammatisch sein will (anstatt des gekürzten: „haut'n"). Und auch das todter ist keineswegs grundlos und dumm, man denke sich „als todter," so tritt es uns schon näher; der Nominativ ist da als eine Art absoluter Casus gebraucht. Spotte man also nicht zu sehr über den Maler (es sind meist landfahrende Leute), der mehr Volksbildung als Schulbildung hatte.

Erwähnenswert ist dabei, daß Gottsched diesen Gebrauch der Endung noch erwähnt, freilich mit Tadel, in der deutschen Sprachkunst, 5. Hauptstück, § 2, Anm.: „Hierher gehöret auch der Mißbrauch einiger Oberdeutschen, die den Mittelwörtern gar die Silbe er anhängen, z. E. er hat es unbesonnener gethan. Wenn aber andere gar sagen: er ist todter für todt, es ist gedruckter für gedruckt, so ist es vollends ganz unverantwortlich." Aber auch in mitteldeutschen Landen kommt der Fall noch vor in Volksrede. Da platzt angesammelter Zorn heraus in: Hund verfluchter! Luder verdammtes! Der Hund verdammte! Das ist die kräftigste Form, kräftiger als: verfluchter Hund! und nimmt sich freilich gedruckt nicht gut aus, würde es auch nicht thun im Munde des Lehrers (es müßte mit Humor im Stimmton und sonst vorgebracht werden), ist aber hoch lehrreich als Nachklang ältester deutscher Grammatik. Ich habe übrigens auch unterm Volke gehört: „mein Vater seliger" statt des gewöhnlichen „mein Vater selig."

Käme die Sache in einer obern Klasse einmal zur Sprache, so wäre auch Gelegenheit, ein allgemeines Wort über die Endungen zu sagen, haben doch die Schüler jetzt dem Zeitgeist gemäß so viel Einzelheiten zu verschlingen und zu verdauen, daß vor dem lieben Klassenziel gar nicht Zeit bleibt zu einer Betrachtung von höherem Gesichtspunkte, und doch hilft diese gerade am besten zum Verdauen der Einzelmasse. Die Schüler haben gerade mit den Endungen von der ersten Klasse an so viel Noth und Plage, daß ihnen auf der Höhe ihres Schullebens ein freier Blick darüber hin zu gönnen ist, und der vorliegende Fall bietet dazu die günstigste Gelegenheit. Es fällt den denkenden Schülern nothwendig auf, daß der heutige Sprachgebrauch „mein seliger Vater", daneben aber „mein Vater selig" verlangt. Im zweiten Falle steht das Adjectiv so nah beim Hauptwort wie im ersten und ist doch auf die starre,

endungslose Form beschränkt. Man sieht durchaus keinen Grund zu der Entscheidung des Sprachgeistes ein. Die Betrachtung kann hier nicht weiter fortgesetzt werden, ich wollte nur darauf hinweisen, wie sich in dem Falle die Geschichte der Endungen überhaupt spiegelt, nicht bloß die deutsche, sondern die europäische. Die arischen Sprachen setzen ja ein mit einer Fülle von Casusendungen, die aber im Lauf der Entwickelung der Sprachgeist immer mehr beschränkt und verwittern und verwüsten läßt. Mit der fortschreitenden Cultur kommt der Reichthum der grammatischen Form immer mehr ins Vergehen. Ein Bild des Verlaufes stellt noch das heutige Europa dar, im Osten bei den Slaven ist die Fülle der Endungen noch fast vollständig da, im Westen bei den Franzosen und Engländern ist sie bis auf wenige Reste ganz verschwunden, die deutsche Sprache aber nimmt zwischen den beiden Enden gerade die Mitte ein und das spiegelt sich scharf ab in „mein seliger Vater“ und „mein Vater selig“.

Dies als Zugabe zu weiterer Nachachtung. Die Schüler der oberen Klassen sind zu solchen höheren Betrachtungen durchaus schon befähigt, ja sie dürsten danach; nur muß man sie dabei mitthun lassen.

Der Jäger Abschied.[1])

Gedicht von Joseph v. Eichendorff.

Für die Schule erläutert und behandelt

von **Otto Lyon** in Dresden.

a) **Erweckung der Stimmung.** Als am 22. Januar 1813 König Friedrich Wilhelm III. das von dem Feinde besetzte Potsdam verlassen und sich nach Breslau begeben hatte, das vom Feinde unbesetzt geblieben war, da ging eine freudige Bewegung durch ganz Deutschland; denn man wußte, daß nun der König in seinem Handeln sich nicht mehr durch Napoleon bestimmen lassen werde. Diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht. In einem von dem Minister Hardenberg unterzeichneten Aufruf forderte der König am 3. Februar zur Bildung eines freiwilligen Jägercorps auf, aus dem namentlich die künftigen Offiziere genommen werden sollten. Sofort erhob sich die gebildete Jugend Deutschlands; aus den Hörsälen der Universitäten und den obersten Klassen der Gym-

1) In ähnlicher Weise werden eine größere Zahl von Prosastücken und Gedichten in meiner demnächst erscheinenden Schrift: „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung“ (Leipzig, B. G. Teubner) behandelt sein. Die vorliegende Behandlung soll zugleich als Probe dienen.

nasien strömten die waffenfähigen Jünglinge herbei, und ebenso folgte eine große Zahl von Männern, die sich bereits in gesicherten Staatsstellungen befanden. Es bildete sich eine große Zahl von Freicorps, unter denen das Lützowsche, in das Theodor Körner, der jugendliche Freiheitssänger, eintrat, den größten Ruhm erlangte. Joseph Freiherr von Eichendorff, der am 10. März 1788 auf dem Gute Lubowitz bei Ratibor geboren war, trat auch als freiwilliger Jäger in das preußische Heer ein und beteiligte sich 1813—1815 an den Kämpfen gegen Frankreich. In diesen freiwilligen Jägercorps sehen wir die Blüte unseres Volkes vereinigt, die den gebildeten Ständen angehörige, von Begeisterung für das Vaterland erfüllte Jugend, auf der wesentlich die Zukunft unseres Volkes beruhte. Ihr Beispiel wirkte natürlich mit hinreißender Gewalt auf die breitesten Schichten des Volkes, so daß auch der einfache Mann aus dem Volke in seiner Begeisterung und Thatkraft nicht zurückblieb.

Auf den Abschied der freiwilligen Jäger von Deutschland, auf ihren Abmarsch nach Frankreich hat nun Eichendorff das herrliche Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald" gedichtet, und zwar befand sich Eichendorff selbst unter den gegen Napoleon hinausmarschierenden freiwilligen Jägern. Das Lied ist also keineswegs ein friedliches Wald- und Jägerliedchen, wie es gewöhnlich aufgefaßt wird, sondern eine gewaltige patriotische Dichtung: der Wald ist Deutschland, die Jäger sind die Kämpfer gegen Frankreich, die edlen deutschen Jünglinge, die ihr Leben für die Freiheit des Vaterlands mit freudigem Mute einsetzten. Genauer würde die Überschrift sein, wenn sie lautete: Abschied der freiwilligen Jäger. Aber für die damalige Zeit war diese Überschrift nicht nötig, jeder wußte sofort, wer mit den Jägern gemeint sei; denn die Namen der freiwilligen Jäger waren in aller Munde. — Felix Mendelssohn-Bartholdy hat in seiner bekannten Komposition, die geradezu Volkslied geworden ist, den Sinn des Liedes richtig erfaßt; denn er hat es als ein Marschlied komponiert. Daher muß die Komposition auch im strengen Marschtempo gesungen werden, nicht in der sentimentalen und gedehnten Weise, wie man sie leider fast immer in unseren Schulen und von unseren Gesangvereinen zu hören bekommt. Bekannt ist die Erzählung aus Mendelssohns Leben, daß er einst von einem Gesangverein mit diesem Liede, seiner eigenen Komposition, begrüßt wurde, und daß er dann verwundert fragte, was sie denn eigentlich gesungen hätten. Sie hatten nämlich das Lied auch in der bekannten schleppenden Weise vorgetragen. Als sie nun ganz starr dem Meister eröffneten, daß sie ja seine eigne Komposition gesungen hätten, da nahm Mendelssohn selbst den Taktstock und dirigierte das Lied im richtigen Marschtempo mit den Worten: „Das ist meine Komposition." Die Mitglieder des betreffenden Gesangvereins

aber erfuhren mit Staunen, welch ganz andre, gewaltige Wirkung in dem richtig gesungenen Liede liege.

b) **Vortrag des Gedichts.** Auch der Vortrag muß frisch, kraftvoll, nicht sentimental sein.

c) **Sacherklärung: Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?** Unter dem Walde ist Deutschland zu verstehen. Bei den Romantikern, deren feinsinnigster und gemütreichster Vertreter Eichendorff ist, war dieses Bild ganz gebräuchlich. Man kann es geradezu als ein Stichwort der romantischen Schule betrachten. Daher galt ihnen der Wald als „frommer Sagen Aufenthalt" (Str. 3), weil sie zugleich das deutsche Altertum mit seinen alten Liedern und Sagen wieder lebendig machen wollten, was dann den Brüdern Grimm, die beide auch der romantischen Schule angehörten, so trefflich gelungen ist. Daß Eichendorff unter dem Wald Deutschland versteht, hat er selbst in seinem kraftvollen Gedicht: An die Meisten (1810; Gedichte 1877, S. 148 flg.) deutlich dargelegt. Dieses Gedicht schließt mit den Worten:

„Einen Wald doch kenn' ich droben,
Rauschend mit den grünen Kronen,
Stämme brüderlich verwoben,
Wo das alte Recht mag wohnen.
Manche auf sein Rauschen merken,
Und ein neu Geschlecht wird stärken
Dieser Wald zu deutschen Werken."

Mit den „brüderlich verwobenen Stämmen" sind unter dem Bilde der Baumstämme des Waldes selbstverständlich die deutschen Volksstämme gemeint. Heißt es doch z. B. in der „Tyroler Nachtwache" (1810) von Eichendorff auch: „Gleichwie die Stämme in dem Wald woll'n wir zusammenhalten." Der Wald ist also bei Eichendorff das alte, in den deutschen Sagen und Liedern fortlebende, von unsern Vorfahren gepflegte und auf uns vererbte, unter dem Wust des Fremden nahezu erstickte, jetzt aber wieder lebendig hervorbringende echte Deutschtum. Und das ist der Begriff des Waldes bei allen Romantikern. — Selbstverständlich knüpft das Bild an den wirklichen Wald an; der Wald mit seinem Frieden, seinem Rauschen, seinem leuchtenden Grün und seinem würzigen Hauche, in dem sich der kranke Mensch gesund badet, war ein treffliches Sinnbild für den Jungbrunnen, in dem sich unser durch fremde Einflüsse tief erkranktes Volk wieder Kraft, Gesundheit und neue Schaffensfreudigkeit holen sollte. Eichendorff dachte bei dem Walde insonderheit an seinen heimatlichen Wald bei Lubowitz, an den er in einem andern Liede gleichfalls einen Abschiedsgruß richtet, welcher sich von dem Liede „der Jäger Abschied" vorzugsweise dadurch unterscheidet, daß der Dichter

„der Jäger Abschied“ im Namen aller mit ihm Marschierenden singt, während er den „Abschied (im Walde bei Lubowitz)“ nur in seinem eignen Namen, für sich allein spricht. Das Gedicht ist heranzuziehen, weil es den Begriff des Waldes vertieft und zugleich zeigt, wie derselbe sich zum Sinnbild der deutschen Heimat und des deutschen Vaterlandes entwickeln konnte:

Abschied.

Im Walde bei Lubowitz.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen [1]),
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal [2]) die Bogen
Um mich, du grünes Zelt.

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz [3]) erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort [4]).
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar. [5])

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn, [6])
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Diese tiefsinnige Auffassung und Bedeutung des Waldes ist übrigens alt und dem Volke durchaus geläufig. Sie war erst damals in Schillers Tell wieder in der Poesie geltend gemacht worden in dem bekannten Gespräche zwischen Tell und seinem Sohne über den Bannwald (III, 3):

Walther. (zeigt nach dem Bannberg.)
Vater ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

---

1) d. i. auf Betrug bedacht. Das zweite Partizip steht häufig zur Bezeichnung dessen, was jemand zu thun pflegt. So sagt man auch: ein betrogener Mensch, d. i. einer, der zu betrügen pflegt; ein durchtriebener Mensch, ein Bedienter (d. i. einer, der zu bedienen pflegt) u. s. w.

2) d. h. vor meinem Abschiede, ehe ich hinausziehe.

3) Der Wald ist immer als lebendige Person gedacht, bald als mitfühlend, bald als führend und leitend.

4) Der Wald führt uns zu wahrer Menschenliebe und zu Gott.

5) Die Klarheit im Innern, die geheimnisvolle Erleuchtung ist ein Lieblingsbegriff der Romantiker und schon weit früher der Mystiker.

6) Hier verschmelzen bereits die Begriffe Wald und Heimat, Wald und Vaterland.

Tell. Wer sagt das, Knabe?
Walther. Der Meister Hirt erzählt's — die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.
Tell. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
— Siehst du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?
Walther. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern
Und uns die Schlaglawinen niedersenden.
Tell. So ist's, und die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Wald und Berg, die Orte, wo wir einsam, mit uns allein sein können, herausgehoben aus dem Gewühl der Menschen, sind die Sinnbilder der Freiheit und der von aller Menschenverwirrung gereinigten Sitte; sie verbinden sich daher oft bei dem Dichter, und auch Eichendorff spricht von einem Walde hoch da droben. Er dachte dabei wieder zunächst an den heimatlichen Wald, der wirklich hoch da droben auf dem Schwedenberge bei Lubowitz lag. Wir haben in einem andern Gedichte Eichendorffs: „Auf dem Schwedenberge bei Lubowitz (1809)" einen deutlichen Beleg, daß der Dichter unter dem „Walde hoch da droben" wohl zunächst an diese Stätte dachte. In dem Gedichte heißt es:

. . . .
Und stille ist's hier oben
Viel hundert Jahre lang.

Du Wald, so dunkelschaurig,
Waldhorn, du Jägerslust!
Wie lustig und wie traurig
Rührst du mir an die Brust!

Dann aber sind ja unsre heimatlichen Berge fast immer mit Wald bedeckt, und das Bild erweitert sich so ganz von selbst zum Walde Deutschlands überhaupt. Nimmt man endlich die bildliche Bedeutung Wald = deutsches Vaterland, deutsche Art und Sitte, so ist bei den Worten „hoch da droben" an das hohe Ideal deutscher Art zu denken, das uns allen vorschwebt.

Sollte noch für jemand ein Zweifel bestehen, daß Eichendorff in dem Liede „der Jäger Abschied" wirklich die freiwilligen Jäger meine, der lese folgende Stelle aus Eichendorffs „Soldatenlied" (Gedichte, S. 164 flg.), in dem er in ergreifender Weise auf das erste Gedicht anspielt, in den Worten:

Das Fußvolk kommt da geschritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan,
Sie prangt in schneeweißem Kleide
Als wie eine milde Braut,
Die giebt dem hohe Freude,
Wem Gott sie angetraut.
Sie haben sie recht umschlossen,
Dicht Mann an Mann gerückt,
So ziehen die Kriegsgenossen
Streng, schweigend und ungeschmückt,
Wie Gottes dunkler Wille,
Wie ein Gewitter schwer,
Da wird es ringsum so stille,
Der Tod nur blitzt hin und her.

Wie seltsame Klänge schwingen
Sich dort von der Waldeshöh'!
Ja, Hörner sind es, die singen
Wie rasend vor Lust und Weh.

Die jungen Jäger sich zeigen
Dort drüben im grünen Wald,
Bald schimmernd zwischen den Zweigen,
Bald lauernd im Hinterhalt.
Wohl sinkt da in ewiges Schweigen
Manch' schlanke Rittergestalt,
Die anderen über ihn steigen,
Hurra! in dem schönen Wald,
„Es funkelt das Blau durch die Bäume —
Ach Vater, ich komme bald!"

Tief die Welt verworren schallt. Tief, d. i. unten in der Tiefe, im Gegensatz zu oben im Walde. Das Treiben der Menschen erzeugt ein verworrenes Geräusch, keine schöne Harmonie.

Oben einsam Rehe grasen. Die Einsamkeit oben im Walde ist das Gegenbild zu dem verworenen Geräusch unten in der Welt. Unten die wilde Jagd, das wilde Rennen nach Erwerb, nach dem Glück, oben die Ruhe und der Frieden. Die grasenden Rehe sind das Bild des schönsten Friedens. Eichendorff gebraucht das Bild von den grasenden Rehen gern; so sagt er in den Sonetten: „An A . . ." (Gedichte, S. 131 flg.):

Du hast so schöne Worte tief im Herzen,
Du weißt so wunderbare alte Weisen,
Und wie die Stern' am Firmamente kreisen,
Ziehn durch die Brust dir ewig Lust und Schmerzen.

So laß dein' Stimme hell im Wald erscheinen!
Das Waldhorn fromm wird auf und nieder wehen,
Die Wasser gehn und einsam Rehe weiden.[1])

Und wir ziehen fort und blasen. Abmarsch der freiwilligen Jäger, wobei die Hörner geblasen werden. Gedacht ist zunächst an das Waldhorn der Jäger. Wohl klingt es wie der friedliche Ton des Waldhorns, aber es sind die Signalhörner, die Kriegstrompeten, die zum Aufbruch blasen. Gerade in dieser Doppelbeziehung des Gedichts auf

---

1) Welche weitere Beziehung noch in diesen Rehen liegt, geht deutlich hervor aus Eichendorffs Gedicht Zwielicht (Ged. S. 6):

Hast ein Reh du, lieb vor andern,
Laß es nicht alleine grasen,
Jäger ziehn im Wald' und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

das Waldleben des Friedens (hier auf das friedliche Waldhorn des Jägers), und auf den Aufbruch zum Kriege (hier auf den Marsch, der zum Tritt der abziehenden Soldaten ertönt) liegt der tiefe poetische, echt romantische Zauber des Liedes. In wahrhaft dramatischer Form hat der Dichter diese Doppelbeziehung in einem anderen Liede aus dem Jahre 1813 dargestellt. Das Gedicht führt den Titel „Aufbruch“ (a. a. O. S. 161 flg.):

Silbern' Ströme zieh'n herunter,
Blumen schwanken fern und nah',
Ringsum regt sich's bunt und bunter —
Lenz, bist du schon wieder da?

„Reiter sind's, die blitzend ziehen,
Wie viel glänz'ger Ströme Lauf,
Fahnen, liliengleich, erblühen,
Lerchenwirbel, Trommelwirbel
Wecken rings den Frühling auf.“

Horch! was hör' ich draußen klingen
Wild verlocken wie zur Jagd?
Ach, das Herz möcht' mir zerspringen,
Wie es jauchzt und weint und klagt!

„Und in Waldes grünen Hallen,
Tiefe Schauer in der Brust,
Lassen wir die Hörner schallen,
In das Blau die Stimmen hallen,
So zum Schrecken wie zur Lust.“

Daß es tausendfach verhallt. Der Wiederhall im Wald und in den Bergen wiederholt sich immer schwächer und schwächer, bis er ganz verklingt. Dies ist das tausendfache Verhallen.

Banner, der so kühle wallt. Kühle, Adverbium mit der alten Endung e, vgl. balde, gerne u. a.. Banner, mhd. baner oder banier, baniere, von frz. bannière, Heeresfahne, Reichsfahne. Das französische Wort ist aber germanischen Ursprungs und wird auf den Stamm von got. bandwa, bandwô, Zeichen, zurückgeführt, mittellat. bandum, d. i. Fahne. (Vgl. Kluge, Et. Wb.) Wir sagen jetzt: das Banner, Nebenform Panier, mittelhochdeutsch sagte man: die oder das banier. Eichendorff gebraucht das Wort aber hier als Masculinum; denn er schreibt: „Banner, der so kühle wallt!“ nicht: „Banner, das so kühle wallt“, wie man die Worte gewöhnlich angeführt findet. In der vierten Strophe sagt er aber: „Deutsch Panier, das rauschend wallt.“ Auch hier ist die Doppelbeziehung durchgeführt: Das Banner ist der Wald; es ist die Fahne echten Deutschtums, der jeder wahre Deutsche folgt, zugleich wirklich als wallendes grünes Banner gedacht, das beim Abmarsch den freiwilligen Jägern vorangetragen wird.

Digitized by Google

Frommer Sagen Aufenthalt, s. o. Die alten Sagen unseres Volkes sind uns ehrwürdig und heilig, sie haben zugleich einen wackeren und trefflichen Gehalt. Das alles liegt in dem Worte fromm, das hier in seiner alten, weiteren Bedeutung steht. Das ganze Lied ist ein Preis deutscher Treue.

Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten. Im Wald (Heimat und Vaterland) und draußen (die Fremde, das Schlachtfeld) sind einander gegenübergestellt. Der Schwur deutscher Treue soll durch die That besiegelt werden.

Deutsch Panier, das rauschend wallt. Panier ist dasselbe Wort wie Banner, s. o.

Schirm dich Gott, du schöner Wald. So schrieb Eichendorff, nicht deutscher Wald, wie die Worte gewöhnlich angeführt und gesungen werden. Die Änderung in deutscher Wald hat man später gemacht, als man das Lied nicht mehr verstand. Eichendorff verstand eben unter dem Wald von Anfang bis zu Ende des Gedichts immer: Deutschland, die deutsche Heimat, und hatte daher nicht nötig, in der letzten Strophe erst diese Beziehung hineinzubringen. Der Kehrreim des Liedes ist vielmehr in allen vier Strophen gleich, bis auf das: Schirm dich Gott in der Schlußstrophe, eine Umformung des alten: Behüt' dich Gott!

d) **Bau des Gedichts.** Gliederung:

I. Der Wald und sein Meister (Str. 1).
II. Der Abmarsch der freiwilligen Jäger (Str. 2).
III. Das Banner der freiwilligen Jäger (Str. 3).
IV. Das Gelöbnis der freiwilligen Jäger (Str. 4).

Sprechzimmer.

1.

Es interessiert vielleicht, ein kleines, im Ravensbergischen und Mindenschen überall verbreitetes Kinderliedchen zu Weihnachten kennen zu lernen, das ich neulich zu meiner großen Freude von meinem kleinen Söhnchen hörte, und das noch sehr deutlich das Zeichen seines mythischen Ursprungs an der Stirne trägt. Es lautet:

„Christkind, komm in unser Haus,
Leere Deine Taschen aus!
Setz' das Pferdchen (oder: den Schimmel) unter'n Tisch,
Daß es (er) Heu und Hafer frißt.
Heu und Hafer frißt es nicht,
Zuckerplätzchen kriegt es nicht!
Ich will auch immer recht artig sein,
Will Vater und Mutter gehorsam sein!
Christkind komm! Mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm!"

Die ersten vier Zeilen setzen das Christkind auf die denkbar einfachste Weise an die Stelle des alten als Knecht Ruprecht hier noch sehr lebendigen Ruotpreht-Wodan, unbekümmert darum, daß das Christkind unmöglich reitend gedacht werden kann. Die zwei folgenden Zeilen sind wohl späterer Zusatz, da es doch wohl nicht gestattet ist, bei den Zuckerplätzchen an die Opferkuchen zu denken, die selbst für ein göttliches Roß ein zu auserlesener Leckerbissen wären und deshalb lieber für die kleinen Gaumen gewahrt bleiben sollen. Die zwei dann folgenden Zeilen enthalten wohl ursprünglich die Antwort des Kindes auf die Mahnung des Knechtes Ruprecht, und der Schluß scheint mir nach Analogie des bekannten Kindergebetchens gedichtet und hinzugefügt worden zu sein.

Auffallend ist mir, daß das Verslein, hier wenigstens, nur in der mitgeteilten hochdeutschen Form bekannt ist, und ferner, daß eben das Christkind eingesetzt ist, trotzdem Knecht Ruprecht noch wohlbekannt ist und als Begleiter des St. Niklas noch immer wirkend auftritt.

Gütersloh. **Dr. Krebs**, Gymnasiallehrer.

2.

Ein Scherzrätsel aus Tyrol. In dem einzigen noch mit der alten Zirbenholztäfelung versehenen Zimmer der Tyroler Burg Taufers im Ahrenthale zieht sich dicht unterhalb der Decke ein Spruchband mit folgender Inschrift in Minuskel hin:

Ain junckfraw nit ains tages alt was,
die nam ain man für war; ee das
sii wart ains jares alt,
do gewans ain kindt von mans gewalt;
sii starb, ee das sii wart geporn:
rat recht, odr du hast vrlorn.

Offenbar ein Scherzrätsel, vielleicht aus der Zeit des humorvollen 16. Jahrhunderts. — Der auf jener alten Feste hausende Bauer war natürlich in Unkenntnis über die seltsame „junckfraw", aber auch sonst habe ich vergeblich nach des Rätsels Lösung umgehört. Ist etwa Eva gemeint? Vielleicht wird mir im Sprechzimmer Bescheid. Was die Form betrifft, so haben wir sechs Zeilen mit den einfachen Reimpaaren aa, bb, cc; der Rhythmus ist aufsteigend, Zahl der Hebungen vier. Z. 2 4 und 5 sind regelmäßig gebaut, die drei anderen freier behandelt. Eine Interpunktion war bei der schlechten Beleuchtung nicht sichtbar, ich habe sie daher hinzugefügt.

Beachtenswert ist die durchgeführte Verdoppelung des „i" in dem Worte „sii", während Z. 2 „die" in gewöhnlicher Schreibart erscheint, wohl unter der Einwirkung der etwas verschiedenen Aussprache. Zu dem Ausdrucke „do gewans ein kindt" vgl. Niblg. Not XVI 995: Bartsch: deich ie gewan den sun; der Ausdruck „gewinnen" ist ein Gegenstück zu dem, wie es scheint, ebenfalls vom Kampfe hergenommenen „holen", vgl. Hildebrand III, S. 399 flg. dieser Zeitschrift.

Wilhelmshaven. **R. Götze.**

3.

Zu Goethes Iphigenie I, 3. Die Erklärung, welche Robert Sprenger im III. Jahrg. dieser Zeitschrift, Seite 474 flg. von V. 226 der Goetheschen Iphigenie giebt, veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen.

Daß die Stelle eine der schwierigsten sei, muß ohne weiteres zugegeben werden; die Deutung Kecks: „Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mein häusliches Glück rühmte, mich glücklich priese, denn was ich erwarb, genießen andere mehr als ich", scheint mir, so verlockend sie ist, den Worten des Dichters Gewalt anzuthun. Wo steht: mein häusliches Glück rühmte?

Ich denke, so frei darf man mit den Worten und Gedanken unserer großen Dichter doch nicht umspringen.

Die Ausgabe letzter Hand, Bd. 9, Stuttgart und Tübingen 1828, hat nach V. 226 einen Doppelpunkt, desgleichen die Einzelausgabe: Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel v. G., Cotta 1864 und ebenso die kritische von Heinrich Kurz im Verlage des bibliogr. Instituts herausgegebene Ausgabe Bd. III Seite 279. Ist diese Zeichensetzung richtig,

so ergiebt sich für V. 227 Abhängigkeit von 226 und der Sinn ist: Ich wäre zufrieden, wenn mein Volk von mir rühmte, daß andere das von mir Erworbene mehr genießen als ich. Übereinstimmend erklärt auch Neubauer in der bei Gräser in Wien 1884 erschienenen Schulausgabe: Zufrieden wäre ich, wenn mein Volk mich rühmte, daß andere mehr als ich genießen, was ich erwarb. Ist aber der Doppelpunkt richtig? Klarer, als bei der parataktischen Form wäre die Abhängigkeit jedenfalls, wenn der Dichter etwa gesagt hätte:

Ich wär' zufrieden, rühmte man im Volke,
daß andere, was ich erworben, mehr
genießen als ich selbst.

Mir kommt, offen gestanden, die Antwort in dieser Fassung überhaupt nicht recht passend vor. In der ursprünglichen Fassung lautete die Stelle: der Ruhm der Menschen hat enge Grenzen, und den Reichtum genießt oft der Besitzer nicht. Ist der Doppelpunkt richtig, so hat Goethe in der letzten Fassung einen ganz anderen Gedanken ausgesprochen, beziehungsweise die in der ersten Fassung getrennten Sätze in einen ganz neuen verschmolzen. Düntzer in seiner Erläuterung zu Goethes Iphigenie, Jena, Hochhausen 1858 scheint nicht dieser Ansicht zu sein. Auch er hält beide Gedanken auseinander, indem er erklärt: „Wahre Anerkennung von Seite des Volkes wünscht sich der weise und tapfere König, dagegen lassen die Sorgen ihn weniger als irgend einen Unterthanen seines reichen Besitzes sich freuen, und vor allem fehlt dem Thoas jetzt der Segen häuslichen Glückes."

Es ist recht mißlich, solche Einschiebsel wie dagegen, vor allem zu machen; wo sagt Thoas zudem, daß ihn die Sorgen seinen Reichtum nicht genießen lassen?

Ist der Doppelpunkt richtig, so scheint mir der Gedanke nicht anders gefaßt werden zu können, als ihn Neubauer faßt. Seltsam erscheint es mir nur, daß der König keine andere, weitergehende Anerkennung von Seite seines Volkes erwartet, als die seiner Freigebigkeit, oder ist das Erworbene in weiterem Sinne zu fassen, nicht bloß auf den Reichtum zu beziehen? Sind unsere großen Dichter in Bezug auf die Satzzeichensetzung folgerichtig vorgegangen? Sehen wir einmal von dem Doppelpunkte ab. Bei Sprenger findet sich ein Strichpunkt, in Eggers deutschem Lesebuche, II, 1, Wien, Hölder 1878 ein Punkt. Hier sind also die V. 226 und 227 voneinander unabhängig. Betrachten wir einmal die ganze Stelle. Iphigenie wünscht dem Könige königliche Güter, als die sind: Sieg, Ruhm, Wohlfahrt des Volkes (nur so kann ich: „Wohl der Deinigen" verstehen, da ja Thoas nach dem Tode seines letzten, besten Sohnes allein steht), Reichtum und Gewährung jedes Wunsches im reichsten

Maße (das heißt wohl: jedes Wunsches Fülle, nicht Erfüllung, wie Neubauer Fülle erklärt). Des Königs Wünsche sind bescheidener, nicht Ruhm begehrt er bei den Völkern der Erde, den Begleiter glorreicher Siege, sondern nur die Anerkennung des eigenen Volkes; nicht Reichtum, den andere mehr genießen, als er selbst, wohl aber ein Glück, das kein seltenes königliches Gut ist, da es auch dem Geringsten zuteil werden kann, Glück im Hause. So kommt der König, die allgemein gehaltenen Wünsche ablehnend, sogleich zur Sache. Ich möchte also auch betonen: mein Volk.

Ob aber auch hineinzudeuten ist: „Nicht einmal mein Volk ist mit mir zufrieden?" Möglich ist die Deutung, ob aber für diesen Zusammenhang nötig? Ich lasse mich gerne weisen, muß aber gestehen, daß mir die Stelle noch keine ganz unanfechtbare ungekünstelte Deutung gefunden zu haben scheint.

Graz. Direktor **Rudolf Reichel.**

4.

Zu einer Erzählung Gellerts (Anfrage). In der Erzählung „Der grüne Esel" (1746) wird ein Wiegenlied vom schwarzen Schaf erwähnt:

Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Ich erinnere mich eines Wiegenlieds, das die Wärterin in meiner Vaterstadt Quedlinburg dem jüngeren Bruder vor etwa 30 Jahren sang. Es lautete:

Schlaf Kindchen schlaf!
Im Garten gehn zwei Schaf.
Ein schwarzes und ein weißes
Und wenn das Kind nicht schlafen will,
So kommt das schwarze und beißt es.

Mehr habe ich nicht singen hören. War das Lied (ohne Zweifel dasjenige, auf welches Gellert anspielt) nicht länger, oder kann es jemand vollständiger mitteilen?

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Anfrage. In Klingemanns Faust, 5. Aufzug, 7. Auftritt findet sich der eigentümliche Ausdruck: Wer wollte Mücken saugen! in dem Sinne von: „Wer wollte sich mit Grillen plagen!" Haben wir hier eine volkstümliche Entstellung des Lutherischen „Mücken seigen" (Matth 23,24), oder weiß jemand anderes zur Erklärung beizubringen?

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Goethes Faust, II. Teil, 4. Akt, V. 29. Mephistopheles: „Das heiß ich endlich vorgeschritten!" Endlich kann hier nur die Bedeutung „schnell, hurtig" haben. Woher aber hat Goethe dieses altertümliche Wort? Bei den Erklärern fehlte darüber bisher eine Bemerkung. Ich hatte mir schon länger die Stelle aus Luthers Bibel Luk. 1, 39 notiert ([Maria] ging auf das Gebirge endelich), auf die jetzt auch von Hasper in der bei Perthes erschienenen Ausgabe verwiesen wird. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Goethe bei dem Worte, dessen etymologische Bedeutung ihm wohl selbst nicht klar war, sich die Zusammenziehung eigenmächtig erlaubt hat; ich glaube vielmehr, daß er dasselbe schon so wie er es gebraucht bei einem älteren Schriftsteller vorfand. Für Goethes Quelle halte ich Hans Sachsens Schwank von 1544: Die starck gewonheit, in welchem sich die Verse finden:

Ich sach schetzen und rauben,
Steln, meyneyd unnd unglauben,
Sach weybisch sein unnd mendlich,
Sach faul sein, rösch und endlich.

Zu H. von Kleists Zerbrochnem Krug. Da wohl hie und da der Versuch gemacht wird, Kleists herrliches Lustspiel nach Chr. Semlers Vorschlag in der Schule zu lesen, so möchte auch in unserer Zeitschrift eine Bemerkung zur Erklärung einer schwierigen Stelle am Platze sein.
V. 878 flg. (7. Auftritt).

Ein rüstig Mädel ist's, ich hab's beim Ernten
Gesehn, wo alles von der Faust ihr ging,
Und ihr das Heu man flog als wie gemaust.

Zur Erklärung des eigentümlichen „mausen" fand ich nichts Dienliches, bis ich auf die in Schmeller-Frommanns Bayr. Wörterbuch I, 1665 verzeichnete Redensart stieß: „Des is mó na gràd gmaust", damit werde ich leicht fertig. — Den norddeutschen Provinzialismus man = nur verwendet Kleist nur an dieser Stelle, was aber Schmidt nicht berechtigt, Tiecks Änderung: so flog noch 1863 (vergl. Köhler, S. 45) beizubehalten.

Northeim. **R. Sprenger.**

Poesie und Moral im Wortschatz mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache von Dr. Otto Kares, Essen. Verlag von G. D. Bädeker. 1882. 199 S.

Der Verfasser hat dieses Werk „den Freunden des deutschen Volkstums" gewidmet. Er will dieselben „auf die mannigfachen Berührungspunkte hinweisen, welche zwischen dem Wortschatze unserer Sprache einer-

seits und der Poesie und Moral andererseits stattfinden" und zwar „in einer jedem Gebildeten verständlichen, anregenden Form". Sein Versprechen hat er voll und ganz gehalten. Seine Schrift ist, wie selten eine, geeignet, dem Gebildeten die Abneigung gegen sprachwissenschaftliche Abhandlungen zu benehmen. Er mutet dem Leser nicht zu, sich an der harten Schale der Sprachwissenschaft abzuquälen, sondern bietet ihm sogleich den süßen Kern dar. Und welchen Genuß und doch auch welche Belehrung gewährt dieser Kern! An der Hand der Sprachwissenschaft werden wir in das innerste Seelenleben längst entschwundener Menschengeschlechter versetzt, wird uns ihr poetisches und moralisches Denken und Fühlen erschlossen, und das alles in einer durchaus edeln, oft dichterisch schönen Sprache. Unter der schönen Form leidet aber keineswegs der wissenschaftliche Inhalt. Die Schrift ist wirklich das, was sie nach der Einleitung sein soll: eine „Ausbeute der philologischen Erforschung des Wortschatzes für das Verständnis der Poesie und Ethik". Auf von J. und W. Grimm, Weigand, Fr. Kluge und Trench (On the Study of Words, Winchester) gebahnten Wegen durchforscht der Verfasser vorwiegend, wie schon der Titel sagt, die germanischen Sprachen nach geeignetem Sprachgute; oft gewinnt er dieses aber auch aus anderen indogermanischen, ja zuweilen selbst aus semitischen, mongolischen, polynesischen, indianischen und afrikanischen Sprachen; und nur wenigen Germanisten oder Sprachvergleichern dürfte die genußreiche Lektüre dieses Werkes nicht auch ihre Fachkenntnis erweitern oder doch wenigstens für die erworbenen neue Gesichtspunkte bieten. Denn der Verfasser versteht nicht bloß, philologisch das Sprachgut zu erforschen, sondern es auch philosophisch zu begreifen; lehnt er sich doch, um den Begriff der vorgeführten Wörter zu gewinnen, an die Philosophen Fichte und Herbart, oft auch an die Dichter-Philosophen Goethe und Schiller, mit Vorliebe aber an den ja auch philologisch geschulten Rückert an.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Teile, deren ersterer und ausführlichster die aus dem Wortschatz ersprießende Poesie zu Tage fördert. Hier wird uns zunächst die Bildlichkeit der Wortdichtung, sowie die Thätigkeit der Einbildungskraft und der Phantasie bei der Benennung der Dinge gezeigt. Besonders wertvoll ist der Abschnitt über Seele, Geist und ihre Wortsippen, ferner der über Personifikation in der Sprache, wo der Verfasser an der englischen Sprache darthut, daß leblose Gegenstände bezeichnende Wörter erst durch Verleihung des männlichen oder weiblichen Geschlechtes zu dichterischen werden. Weiter zeigt er uns den Wert der Wortsippschaft für die Poesie, führt uns poetische Figuren der Wortbildner vor und weist nach, wie die Sprachforschung oft erst die tiefpoetische Bedeutung eines Wortes erschließt. Dichterisch schwung-

voll ist auch der Abschnitt geschrieben „Freiheit, Friede, Frau, Freude, Freundschaft", die alle eines Stammes sein sollen, doch wissenschaftlich nicht überzeugend. Hierauf behandelt der Verfasser die poetische Wirkung des Begriffswandels, vergleicht hinsichtlich der Wortschöpfung die orientalische und occidentalische Phantasie, giebt Dichterblüten aus dem Gebiete der Erdkunde, der Tier- und Pflanzennamen und schildert den Dichter als Wortschöpfer und als Dolmetscher der poesiereichen Volkssprache. Recht zu Herzen gegangen ist uns der Abschnitt „Die englische Schwestersprache und ihr germanisches Herz". Die nächsten behandeln die poetische Wiederbelebung des Wurzelbewußtseins, die Onomatopoesie, die sinnbildliche Klangmalerei und den Wohlklang und Rhythmus der Wortgebilde.

Als „Offenbarung moralischer Wahrheiten" beleuchtet der Verfasser in dem zweiten Teile den Wortschatz, in dem „die sittlichen Anschauungen, Grundsätze und Ideale" eines Volkes verkörpert sind. Der erste Abschnitt behandelt vorwiegend den moralischen Wortschatz der Naturvölker, denen zum Teil Wörter für „Liebe" und „Dank" und dergl. fehlen; im allgemeinen wird aber gerade durch die Erforschung ihrer Sprachen die Ansicht widerlegt, daß sie aller höheren sittlichen Regung bar seien. Im weiteren betrachtet der Verfasser den moralischen Wortschatz der Inder, Griechen, Römer und Israeliten, zeigt die Bedeutung des Wortes für die sittliche Bildung, thut dar, daß die Sprache jedermann verständlich gegen Sünde und Unrecht rede und ebenso offen für das Rechte eintrete und ergeht sich endlich noch in geistreicher Weise über den deutsch-christlichen Wortschatz, über Entbehrlichkeit und Wert der Fremdwörter, über die ursprüngliche Derbheit der Sprache und die moralische Schönfärberei, sowie endlich über moralisch heruntergekommene Worte.

Hinter die eigentliche Abhandlung hat der Verfasser 71 dieselbe erörternde Anmerkungen sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Inhaltes gestellt, die besonders für den Fachmann lesenswert sind, so über die psychologische Ursache der germanischen Lautverschiebung. Zuletzt folgt noch ein deutsches und englisches Wortregister.

Bei der Fülle von Stoff ist es wohl erklärlich, daß wir zuweilen nicht der Ansicht des Verfassers sind, so geben wir entschieden der neuen Forschung Recht, wenn sie „Berg" und skr. „brhant = hoch" von einem Stamme ableitet. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns versagen, nur eins sei noch berührt: Der Verfasser ist nicht recht mit Geiger einverstanden, daß er bei Wortgebilden wie Nacht, Licht, Wasser u. a. alle poetische Färbung abstreift. Wir räumen mit dem Verfasser der Sprachdichtung eine große Rolle bei der Sprachschöpfung ein, halten sie aber nicht für das erste, sondern für das letzte

Stadium derselben. Vor Erwachen der Phantasie lernt das Kind seine sinnlichen Bedürfnisse und deren Objekte durch bestimmte Laute oder Gebärden bezeichnen; so haben auch nach unserer Ansicht dem ganzen Menschengeschlechte schon in einer Zeit, wo es noch keine Phantasie besaß, die sinnlichen Begierden, wie Hunger, den ersten Anstoß zur Sprachschöpfung gegeben, sodaß die ältesten Sprachwurzeln wohl recht alltäglicher nüchterner Natur und jeder poetischen Färbung bar sein müssen gleich den ersten Bezeichnungen des Kindes.

Leisnig. **Carl Franke.**

Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Von G. Egelhaaf. 6. Auflage. Heilbronn, Henninger. 1888. 2 M.

Das Erscheinen dieser 6. Auflage des beliebten Buches giebt mir erwünschte Gelegenheit, auf meine Besprechung desselben im 1. Jahrgang dieser Zeitschrift zurückzukommen. Über dem Tadel, den ich gegen einzelnes auszusprechen mich berechtigt glaubte, hat man zu meinem Bedauern das warme Lob, wie es scheint, überhört, daß dem ganzen Buche billigerweise gespendet wurde. Nicht ein Angriff war jene Recension, sondern eine vorurteilsfreie Würdigung. Hat mir der Eifer für das, was ich für das Beste halte, vielleicht gegen das Ende hin zu scharfe Worte in den Mund gelegt, so geschah es nur deshalb, weil Egelhaafs Buch so gut, so unendlich viel besser ist als die große Mehrzahl ähnlicher „Grundrisse“ oder „Leitfäden“, und weil ich ein gutes Buch ungern mit einzelnen Flecken behaftet sah oder zu sehen glaubte. Aus dem Vorwort zu der vorliegenden neuen Ausgabe ersehe ich zu meiner Freude, daß der Verfasser selbst meine Besprechung richtiger aufgefaßt hat als die, welche mir die Absicht einer „Verekelung“ aufbürdeten. Und im Texte hat er manchen meiner Wünsche erfüllt. Die Namen der Thümmel, Mühlbach, Schweitzer und Rosen sind verschwunden, Alpharts Tod und die Sachsschen Fastnachtsspiele gebührend gewürdigt, die überflüssigen Jahreszahlen bei den Uhlandschen Gedichten gestrichen, letztere überhaupt in ganz neuer vortrefflicher Anordnung aufgeführt, Heyses Hans Lange und Kolberg und Kerners Bilderbuch an geeigneter Stelle erwähnt; das harte Urteil über die romantische Schule erscheint wenigstens gemildert. Bei der nächsten Auflage entschließt sich vielleicht der Verfasser noch zu einigen andern Zugeständnissen; so wäre es dankenswert, wenn er dem bedeutsamen Helmbrecht eine Erwähnung gönnte und unter den epischen Werken der „Vorbereitungszeit“ auf die erste Blüteperiode unsrer Dichtung den anmutigen König Rother nicht vergäße. Eins freilich — worauf ich besonders Gewicht legte — ist nicht zu erwarten, nämlich die Tilgung einiger bedenklicher ästhetischer Urteile. Daß überhaupt gar

keine kritische Würdigung der Schriftsteller und ihrer Werke in einem solchen Buche versucht werden dürfe, war übrigens meine Meinung nicht; nur hätte der Verfasser meiner Ansicht nach hie und da größere Vorsicht sollen walten lassen, um dem vorschnellen Absprechen und Nachreden der lernenden Jugend vorzubeugen. Doch erkenne ich gern an, daß des Verfassers Kritik im großen ganzen „nicht pietätlos und vordringlich, die Gesamthaltung des Buches positiv, nicht negativ“ ist.

Bautzen. **G. Klee.**

Handbuch für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. I. Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre. Von G. Müller-Frauenstein. Hannover 1889. VIII, 203 S.

Der Aufschwung, welchen der Unterricht im Deutschen infolge der Kräftigung des Nationalgefühls in den beiden letzten Jahrzehnten unverkennbar genommen, hat das Erscheinen einer ganzen Reihe wertvoller Schriften, die diesen Unterrichtsgegenstand behandeln, hervorgerufen. Zwar fehlte es auch schon vorher an dergleichen nicht, und der eben veröffentlichte dritte Abdruck von R. H. Hieckes vor beinahe 50 Jahren (1841) zum ersten Male erschienenem trefflichem Buche: „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch“ errinnert uns von neuem daran, welch kostbarer Schatz den Lehrern des Deutschen an unsern höheren Lehranstalten seit langen Jahren in diesem einen Buche geboten war. Den neueren Arbeiten reiht sich nun das zur Besprechung vorliegende Buch in würdiger Weise an. Ich glaube dieses Urteil aussprechen zu dürfen nicht nur im Hinblick auf die „Begeisterung“, die nach seinem eignen Geständnis den Verfasser bei dieser Arbeit getragen hat, sondern vor allem wegen der wissenschaftlichen Gediegenheit, auf welche der gesamte zur Behandlung kommende Stoff gegründet ist, und wegen der stetigen Durchführung des vom Verfasser in der Vorrede ausgesprochenen, immer mehr als richtig anerkannten Grundsatzes, unsere heutige Redeweise als etwas Gewordenes und in einem großen Zusammenhange Stehendes zu erklären. Nicht bloß in dem eigens „Zur Sprachgeschichte“ überschriebenen Teile, in welchem nacheinander die Geschichte der Sprache, der Schrift, der deutschen Sprachlehre, der Rechtschreibung und der Zeichensetzung in kurzer, aber alles Wesentliche berücksichtigender Zusammenfassung dargestellt wird, kommt dieser Zug zum Historischen, von dem der Verfasser nach seinem ganzen Bildungsgange geleitet wird, zum Ausdruck; auch in dem eigentlich grammatischen Teile, vom Verfasser „zur Sprachlehre“ genannt (S. 55—203), wird die geschichtliche Entwicklung der Wortformen, des Wortgebrauchs, des Satzbaues in geschickter,

den ohnehin reichen Stoff nicht allzusehr ausspinnender Weise vorgeführt. Nicht leicht wird man über irgend einen einschlagenden Punkt vom Verfasser ohne Auskunft gelassen werden, und fast nimmt es wunder, daß er, nachdem er sich S. 37—39 die in deutschen Sprachlehren nicht eben häufig behandelte Geschichte der deutschen Zeichensetzung nicht hat entgehen lassen, im Anschlusse an die Lehre von der Wortbildung nicht auch noch einen Streifzug auf das Gebiet der Bedeutungslehre hinüber macht. Auch darin ist ein eigener, auf dem oben angeführten Grundsatze des Verfassers beruhender Vorzug seines Buchs zu erkennen, daß er häufig zur Erklärung des herrschenden schriftgemäßen Sprachgebrauchs nicht nur, wie selbstverständlich, das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, sondern auch die sogenannte niedere Sprache herbeizieht und auf die Mundarten verweist und letztere somit als einen ebenfalls den Sprachgesetzen unterworfenen Bestandteil der Sprachentwicklung erkennen lehrt. Von den im zweiten Hauptteile behandelten Gegenständen sind wegen ihrer reichhaltigen Auseinandersetzung besonders die Lehre von den Lauten und ihrer Aussprache (S. 55—80), die Lehre von der Wortbildung (S. 81—89) und bei den Wortarten besonders die Lehre von den Fürwörtern (Bedeutung, Formentwicklung, Gebrauch, S. 116—128), sowie in der Lehre vom einfachen Satze der über die Nennformen der Aussagewörter handelnde Abschnitt (S. 166 bis 172) hervorzuheben. Überall begnügt sich der Verfasser nicht damit, den herrschenden Sprachgebrauch festzustellen, sondern er versteht es, den hin und wieder etwas spröden Stoff durch Hinweis auf die geschichtliche Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen, manchmal auch auf das hierin sich zeigende Walten der Volksseele in trefflicher Weise zu beleben. Indem er den Kampf gegen die unnützen Fremdwörter und die zielbewußte Verjüngung der Schriftsprache durch die Schätze, welche die Mundarten und die Volkssprache bieten, als die Losungsworte der Gegenwart auf deutschsprachlichem Gebiete bezeichnet und für dieselben in seinem Buche eintritt, stellt er sich in die Reihe der Vorkämpfer für die hohen Ziele, welche unserer Schriftsprache im Gegensatz zu der Verbildung und Unnatur, womit wir sie vielfach behaftet sehen, entgegenleuchten. Seine wissenschaftliche Ausrüstung vereint mit seiner vaterländischen Gesinnung, befähigt ihn in vollem Maße dazu, und so können die Pfleger und Hüter der deutschen Sprache ihm für die fleißige und gediegene Arbeit nur dankbar sein. — Ob aber alle die verschiedenen Kreise, für welche der Verfasser sein Buch geschrieben, gleichen Gewinn demselben entnehmen werden, scheint mir allerdings zweifelhaft. Schon daß es so verschiedene sind, thut meines Erachtens dem tüchtigen Buche Eintrag, indem der Verfasser bei Beschränkung auf einen mehr geschlossenen Kreis derer, an die er sich wendete, manches wahrscheinlich anders und

zweckdienlicher dargestellt hätte. Nach dem Titelblatt ist es nämlich bestimmt für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, nach dem Vorworte, aber in erster Linie für deutsche Lehrer und Lehrerinnen und solche, die es werden wollen; in zweiter Linie aber auch für Ausländer und in dritter für Freunde unserer Sprache im allgemeinen. Für drei der bezeichneten Kreise stellt sich bei Benutzung des Buchs eine besondere Schwierigkeit in den Weg: für den ersten die zur Zeit noch ungenügende Stundenzahl des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen, deren baldige Vermehrung der Verfasser allerdings erhofft; für die Ausländer die Fülle des Stoffs, wenn es auch gewagt scheinen mag, gerade hierbei dem Verfasser einen Einwurf zu machen, da er selbst seit anderthalb Jahrzehnten älteren Ausländern deutschen Sprachunterricht erteilt und nur solche auch hier im Auge hat; und den Freunden der Sprache im allgemeinen erscheint vielleicht die nach dem Zusatze auf dem Titelblatte zu erwartende Behandlung zu schulmäßig, und solche werden lieber nach einem Buche greifen, das wie O. Behaghels „Die deutsche Sprache" ihnen den nicht bloß mit dem Verstande, sondern einigermaßen auch mit dem Herzen zu erfassenden Gegenstand in gefälligerer Form als es hier möglich war, darbietet. Für jeden aber, der es benützt, ist mindestens eine Unbequemlichkeit die Verteilung und Anordnung des Stoffs. Wieviel aber gerade bei einem „Handbuche" darauf ankommt, sich leicht darin zurecht zu finden, ist klar. Wenn man auch nicht vergißt, daß vorliegendes Buch nicht den Schülern unterer Klassen in die Hand gegeben werden soll, sondern eben nur für Reifere bestimmt ist, so wird man doch finden, daß der Verfasser außer dem allerdings gut angeordneten Inhaltsverzeichnisse durch häufigere Anwendung der Paragrapheneinteilung und übersichtlicher Verzeichnisse (im ganzen Buche giebt es deren nur 2: S. 143 flg., 202), durch Hervorhebung der als Beispiele angeführten Wörter u. s. w. auch solchen hätte mehr entgegenkommen sollen. Der sorgfältigen Durchsicht des Druckes sind nur wenige Versehen und Fehler entgangen; von jenen: S. 148 Z. 12 v. o. fehlt: dies; S. 153 Z. 22 v. o. über doppelt aufgeführt; S. 179 Z. 2 v. o. wird die schon S. 178 angegebene Konstruktion von begegnen wiederholt; von diesen: S. 97 Z. 19 v. o. Schlüssel statt Schüssel; S. 101 Z. 19 v. o. die statt der; S. 170 Z. 1 v. o. der statt das; S. 175 Z. 2 v. u.: Zeichens statt Zeihens. — Zu den Bemerkungen über ein S. 92 flg. sei verwiesen auf W. Braune, „Ein" als Demonstrativpronomen (Paul u. Braune, Beiträge z. deutschen Sprache u. Litt. XI.) und: Nachtrag zu mhd. ein (ebenda XIII.), sowie auf R. Hildebrand, Ein viertes mhd. ein (ebenda XIV.). — Zu unentschieden scheint mir der Verfasser sich gegen sprachliche Gebilde wie: die Garnison Metz' statt: von Metz und gegen den Nominativ nach

es giebt und die Pluralform es geben, welche ihm nur nicht nachahmenswert erscheinen, zu erklären.

Der in Aussicht gestellten zweiten Abteilung, welche die Vers-, Stil- und Dispositionslehre enthalten soll, darf nach allem, was der Verfasser in der vorliegenden ersten geboten hat, mit Erwartung entgegengesehen werden.

Dresden. **C. Harich.**

Friedrich Lange, Lothar, ein modernes Epos in zehn Gesängen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter.) 1889. XI. 189 S.

Das vorliegende Werk ist eins der bemerkenswertesten und merkwürdigsten unserer neuesten Litteratur, und unsere Zeitschrift kann, ihren Grundsätzen gemäß, nicht an ihm vorübergehen, sondern hat die Pflicht, darauf hinzuweisen. Und das Werk selbst macht uns die Erfüllung dieser Pflicht leicht und angenehm. Denn es gehört weder der alten in rhetorischem Wortgepränge schwelgenden Schule an, noch geht es in den schiefen und abschüssigen Bahnen der allerjüngsten, sondern es schreitet mit sicherem Gange seinen eigenen Weg. Von der erbärmlichen und widerlichen Anempfindelei an das Griechentum und die altklassische Welt, die unser Epigonentum zeigt, welches seit Schillers und Goethes Tode in geistloser und leerer Nachahmung dieser großen Geister sein Wesen getrieben hat und noch treibt, hält sich Langes Dichtung ebenso fern, als von der regel- und gesetzlosen Roheit, die eine Schar junger überschäumender Geister für eine wahre realistische Kunst auszugeben bemüht sind. Als ich in der Einleitung zu meiner Schrift „Minne- und Meistersang" die bestimmte Hoffnung aussprach, daß die altdeutschen Studien auch eine neue Kunstentwickelung herbeiführen würden, daß, wie einst die altklassischen Studien das griechische Kunstideal zu uns herüberführten, nun auch die altdeutschen Studien ein neues und zwar nun endlich ein deutsches Kunstideal bei uns erwecken würden: da widersprachen einige gelehrte Beurteiler dieser Meinung aufs entschiedenste. Heute schon kann ich diesen verehrten Herren den Beweis liefern, daß meine Hoffnung sich zu erfüllen beginnt: in Langes Dichtung kann ich ihnen ein Werk vorlegen, in dem ein neues Kunstideal lebt und schafft, das sich vollkommen mit dem Geiste und Wesen deckt, wie sie in der altdeutschen Dichtung und in den altdeutschen Studien lebendig sind, ohne daß auch nur ein Funken von Altertümlichem oder von Altertümelei darin enthalten wäre. Denn Langes Werk ist kein historisches Epos, es führt uns vielmehr mitten hinein in das rauschende Leben des modernen Berlin und es rührt an die tiefsten Fragen und Rätsel des Menschenherzens und

Menschenwesens, wie sie gerade das Leben der Gegenwart in sich birgt. Der bloße, oberflächliche und alles wahre Kunstleben vernichtende ästhetische Standpunkt, aus dem vor allem die klägliche Ohnmacht unseres Epigonentums entsprießt, ist hier endlich einmal ganz und gar verlassen, jene kalte Formenglätte und jenes hohle Wortgepränge, das die Kunstverfälscher so gern für das Wahre und Echte in der Kunst ausgeben möchten, ist vermieden, und der dürftige, unbedeutende und nichtssagende Inhalt, in dessen Auswahl die Epigonendichtung mit ihren wohlgeschlungenen Perioden und ihrem eintönigen Hexametergepolter und Stanzengeklingel geradezu einzig in ihrer Art ist, ist hier durch einen Stoff ersetzt, der von vornherein unsre Seele in gewaltigen Aufruhr bringt. Denn es handelt sich um nichts anderes, als um die Frage: Kann der moderne Mensch ohne Gott leben? Und wie nun in der Dichtung an dem Leben eines edlen, alle Vorzüge und Fehler des modernen Geschlechtes in sich darstellenden Menschen gezeigt wird, daß das Leben ohne Gott zum Zweifel an allem, was dem Herzen Glück und Frieden und höchsten Genuß giebt, zur Verachtung der Liebe, der Ehe, des Vaterlandes, zur Verhöhnung aller Ideale führt, und wie dann gezeigt wird, wie dieser echte Sohn des neunzehnten Jahrhunderts durch alle Zweifel sich emporringt, wie in der einsamen Hochgebirgswelt sein bis zum Tode geängstetes Herz, ergriffen von der Erhabenheit der Natur, seinen Gott wiederfindet, wie er dann reuig zurückkehrt in sein Haus, zu seinem geliebten Weibe, dem schlichten und herrlichen Urbild edelster Weiblichkeit, — und wie er nun den Frieden findet, den er im Geräusche der Welt und zuletzt selbst im Bunde mit einem mephistopheles-ähnlichen Menschen vergeblich gesucht hat: das mag jeder selbst in dem schönen Buche Langes lesen, wir sind gewiß, daß die Dichtung eine tiefe und ergreifende Wirkung auf jeden üben wird, der über die Rätsel in der ihn umgebenden Welt und in seiner eigenen Brust jemals nachgedacht, oder in schweren Kämpfen an sich selbst erprobt hat, wie schwer es ist, den Zweifel und das eigene Ich zu besiegen. Lothar, der Held der Dichtung, ist ein moderner Parzival, dessen Gralskönigtum in dem wiedergefundenen Gottesglauben und der heiligen Liebe besteht, welche sich an der reinen Flamme des häuslichen Herdes entzündet. Oder man kann ihn auch als einen modernen Faust bezeichnen, aller mittelalterlichen Zuthat entkleidet, dessen starker Wahrheitssinn mit der Lüge der ihn umgebenden Welt in Widerspruch gerät und nach einem Ausgleich von Glück und Wahrheit ringt.

Auch die Form des Gedichtes ist durchaus deutsch. Weder in Hexametern, noch in Stanzen trägt der Verfasser sein Epos vor, sondern in dem alten, echt deutschen, vierhebigen Verse mit Auftakt, den er zu

einer wirkungsvollen zehnzeiligen Strophe gruppiert hat. In diesem natürlichen Gewande kommt die Sprache zu freier und schöner Entfaltung. Der Schellenklang der Phrase ist dem Stile Langes ebenso fern wie der Stelzengang eines unnatürlichen Rhythmus. Wer freilich die Gesundheit seines Geistes und Geschmackes durch die Schraubenstöcke einer greisenhaften Ästhetik und Poetik zu Grunde gerichtet hat, der wird Langes Sprache prosaisch, ja vielleicht nüchtern finden. Wer aber mit unbefangenem und gesundem Sinne an die Dichtung herantritt, dem wird sich eine Schönheit und Kraft der Sprache offenbaren, die er in den abgezirkelten Mustergedichten unsrer Epigonenmeister vergeblich sucht. Auch manche Neubildung findet sich, z. B. stadlaus, stadtein (S. 133), querwaldein (S. 128) u. a. Nicht gut zu heißen ist die Bildung querinselein (S. 132). Nur selten finden wir Schlacken aus der alten Schule, die doch dem Verfasser hie und da noch anhaften, so S. 40, wenn er sagt: „Dem lautern Gold der Ideale wußt' er, mit Menschensinn vertraut, des Vorteils Silber beizumischen". Das ist kalt gedacht, weise zusammengeklügelt und durchaus unpoetisch. Dem stehen jedoch Stellen von großer Schönheit gegenüber, z. B. Hannas Brief (S. 68, 69), die ergreifende Wiederholung einer früheren Strophe (S. 70: Hoch ragte u. s. w., S. 62), die Schilderung des Straßenlebens in Berlin (S. 36: Da strömte nun u. s. w.), die Anspielung im Schlusse einer Strophe auf S. 45 (Heiß stieg's zum Kopf u. s. w.) auf den Schluß einer Strophe auf S. 42 (Nun Arm in Arm u. s. w.), die Strophen, welche von Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke handeln (S. 116, 117), die Schilderung vom Rhein und Elsaß (S. 133: Mit Sehnsucht — Abschied schwer), die Schilderung des Hochgebirges (S. 154 flg.), die Rückkehr Lothars zu Gott (S. 164, 165), die Rückkehr zu seinem Heimatsorte und zu seinem Weibe (S. 170 flg.) u. a.

Die Dichtung Langes steht am Anfang einer neuen Bahn, welche eine schöne Aussicht zu einem herrlichen Ziele hin eröffnet. Selbstverständlich ist in Langes Dichtung das Ziel noch nicht erreicht, sondern nur die Bahn gebrochen, auf der dieses oder ein künftiges Geschlecht wie ein Held zum Siegen rennen soll. Ich will nicht verschweigen, daß den großen Vorzügen des vorliegenden Werkes auch Schwächen zur Seite stehen. Bei der Lösung des Problems vermißt man das Heranziehen einer geregelten und fruchtbringenden Thätigkeit als Mittel zur Erweckung und Neugestaltung des inneren Menschen. Die Gegenspieler: Stadford, Juanita von Argolath, Hans Schaller werden vom Dichter fallen gelassen und verschwinden; man hätte gewünscht, der Läuterung Lothars in nochmaliger kurzer Berührung mit diesen Menschen oder einer Erinnerung an sie Gelegenheit gegeben zu sehen, die Probe zu bestehen. An manchen

Stellen wünscht man mehr psychologische Kleinmalerei, wie sie in gewissen englischen Romanen uns so gewaltig packt, und größere Vertiefung und dramatische Zuspitzung der Seelenkämpfe, so z. B. bei Lothars Abschied von Gertrud, beim Tode Hannas u. a. Doch diese kleinen Schwächen des Werkes werden durch die wirklichen und großen Vorzüge mehr als aufgewogen und thun der kraftvollen Schönheit des Ganzen nur geringen Eintrag. Und so können wir nach monatelanger, eingehender, sorgfältiger und wiederholter Prüfung unser Urteil über das Buch in die Worte fassen: Dieses Werk hat ein wirklicher Dichter geschrieben, und wir vermögen dieses Urteil nur über wenige Werke unserer zeitgenössischen Litteratur zu sprechen. Lebten wir in einer Zeit wie vor hundert Jahren, so hätte Langes Werk bei seinem Erscheinen sicher eine gewaltige Wirkung gethan. Unsere Zeit aber, scheint es, wird nur durch den Donner der Kanonen erschüttert.

Dresden. **Otto Lyon.**

Märchenbücher.

Es sind uns eine große Zahl von Märchenbüchern zur Beurteilung zugegangen. Mancher Lehrer des Deutschen wird gerade zu Weihnachten von den Eltern von Schülern und von Bekannten bestürmt, ihnen ein Märchenbuch zu empfehlen, das sie den Kindern auf den Weihnachtstisch legen können. Wir können hier selbstverständlich nur solche Bücher empfehlen, die sich zur Anschaffung für Schülerbibliotheken eignen. Wir begnügen uns, auf folgende empfehlend hinzuweisen:

Ludwig Bechstein, Neues deutsches Märchenbuch. 54. Auflage. Prachtausgabe geb. 3 M., Volksausgabe 1 M. 20 Pf. Wien, A. Hartlebens Verlag.

H. C. Andersens ausgewählte Märchen für die Jugend. 17. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Preis 3 M. Eine gute und glückliche Auswahl.

Gehrts-Dieffenbach, Das goldene Märchenbuch, eine Auswahl der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke. (Enthält auch die Sagen von Till Eulenspiegel, den Schildbürgern, dem Rattenfänger u. a.) Bremen, Heinsius Nachfolger. Prachtausgabe: Preis 6 M.

G. Klee, Hausmärchen aus Altgriechenland. Gütersloh, Bertelsmann. Prachtausgabe 3 M. 60 Pf. (Vergl. unsere Zeitschrift II, S. 372.)

Sigismund Rüstig, der Bremer Steuermann. Ein neuer Robinson, nach Kapitän Marryat frei für die deutsche Jugend bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner. 18. Aufl. 2 M 40 Pf.

Vorstehende Schriften bilden eine kerngesunde Kost für unsere Jugend und sollten in keiner Schülerbibliothek fehlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Nibelungen und Kudrun in Auswahl und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. **Golther**. Sammlung Göschen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1890. IV, 160 S.

W. Golther, der sich bereits durch dankenswerte und reichhaltige Arbeiten mit dem hier behandelten Stoffe wohl vertraut erwiesen hat, bietet uns in dem vorliegenden Bändchen eine knappe und sorgfältige Auswahl, der wir unsere Anerkennung zollen müssen und die sich da, wo aus Mangel an Zeit nicht größere Teile des Nibelungenliedes und der Kudrun gelesen werden können (was allerdings durchaus wünschenswert erscheint), recht förderlich erweisen wird. Eine kurz gefaßte mittelhochdeutsche Grammatik, sowie eine knappe Einleitung, die nichts Wesentliches vermissen läßt, geht der Textauswahl vorauf. Auch das Wörterbuch ist bei aller Knappheit völlig ausreichend. Besonderes Lob verdient der Abdruck des alten Siegfriedliedes. Nicht beistimmen können wir dem Herausgeber, wenn er sagt, daß die süddeutschen Quellen die Nibelungensage in reinerer und weniger veränderter Gestalt auf uns gebracht hätten, als die nordischen Quellen. Wir sehen vielmehr mit Edzardi und Symons in den nordischen Quellen die trotz mancher nordischen Zuthat der ursprünglichen Fassung am nächsten stehende Gestalt der Nibelungensage. Mit Recht hat Golther Böttichers und Kinzels Denkmäler der älteren deutschen Litteratur empfohlen. Wie aber Golther dazu kommen kann, Hinsbergs und Adalbert Schröters Umdichtungen des Nibelungenliedes zu empfehlen, ist uns unbegreiflich. Wir sehen in Hinsbergs Arbeit geradezu einen Hohn auf die schlichte Schönheit und Kraft des alten Volksepos. Und ebenso ist Adalbert Schröters Umdichtung in ihrer unvolkstümlichen Form und ihrem rhetorischen Aufputz nichts weiter als ein echtes Epigonenstückchen, gegen dessen Einführung in die Schule oder Empfehlung an die Jugend wir hier aufs entschiedenste Verwahrung einlegen müssen. Wir hoffen, daß W. Golther, der sich wissenschaftlich so wohlgerüstet erweist, diese Verirrung auf ästhetischem Gebiete in einer neuen Auflage aus seinem sonst so verdienstlichen Buche tilgen und dieses dadurch zu einem solchen machen wird, das wir ohne Rückhalt Lehrern und Schülern empfehlen können.

Dresden. **Otto Lyon.**

K. **Dorenwell, Orthographisches Übungsbuch.** Methodisch geordnete Beispiele, Lehrsätze, Aufgaben und Übungsstoffe. 3. Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1888. 110 S.

Die in diesem Buche enthaltenen einzelnen Übungssätze sind sowohl zu Diktaten als auch für häusliche Übungen der Schüler geeignet. Die

Anordnung und Verteilung des Stoffes ist zweckentsprechend. Das Buch zerfällt zunächst in zwei Stufen, deren 1. wohl für Sexta, die 2. für Quinta und Quarta berechnet ist; denn die 1. behandelt An-, In- und Auslaut, das Wichtigste über den Gebrauch der Großbuchstaben, ä und e, ü und i, äu und eu, die Bezeichnung der Vokalkürze und -länge, d, dt und t, b und p, g, k und ch, s, ß, ss und s und th. Die 2. dagegen außer einigen Ergänzungen und Wiederholungen: ai und ei, y und i, Fremdwörter, f, v, pf und ph, ks, gs, chs und x, k, c und ch, z, c, Sc und ti, Silbentrennung, Anfangsbuchstaben und Interpunktion.

Doch auch bei Durchsicht dieser an und für sich trefflichen Arbeit sind wir an die von Fritz Reuter erzählte Geschichte von dem Hallischen Rektor erinnert worden, der sich abquält, seine für sächsische Jungen entworfenen Rechtschreibungsregeln den Mecklenburgern einzupauken. Wichtiger als die Kenntnis eines derartigen Lehrbuches ist für den orthographischen Unterricht erteilenden Lehrer die der Mundart seiner Schüler; denn nach dieser muß sich in erster Linie die Art der Behandlung richten. So mag für niederdeutsche Schulen das erwähnte Lehrbuch wirklich tadellos sein, den in mitteldeutschen Schulen lehrenden Lehrer bringt es in die Gefahr, manches zu ausführlich und manches zu kurz zu behandeln; so sind der Verdoppelung der Konsonanten 10 Seiten gewidmet, während der Verwechslung von anlautendem d und t auf S. 40 nur durch 2 Sätze, welche Dach und Tag enthalten, vorgebeugt wird; zwar findet sich auf den Sätzen dieser Seite noch „Trank" und „treu", aber nicht „Drang" und „drei". Ferner verlangt der Verfasser die genaue Unterscheidung vom auslautenden d und t in Sprache und Schrift; vom an- und inlautenden sagt er nichts, jedenfalls weil hier für niederdeutsche Schüler die Unterscheidung selbstverständlich ist, nicht aber für mitteldeutsche. Zu dieser Strenge bei d und t paßt schlecht seine Milde bei p und pf; letzteres ist ihm kein Doppellaut, sondern nur eine Verhärtung von f, dessen Aussprache als f er in folgenden Worten zu billigen scheint (S. 65): „pf wird im Anlaut vieler Wörter geschrieben, obwohl sie in norddeutscher Aussprache gewöhnlich ihr p verlieren." — Seine Regel, daß in Wörtern wie „Rad, Glas, Grab" die Verdoppelung des Konsonanten unterbleibe, weil deren Verlängerungen langen Vokal haben, ist für Niederdeutsche geeignet, da dieselben diese Wörter mit kurzem Vokal sprechen, nicht aber für Mitteldeutsche, in deren Mundart der Schriftsprache entsprechend „Rad, Gras, Grab" langen Vokal haben.

Sehr gut und für alle deutschen Schulen geeignet ist die Interpunktion behandelt, besonders das Komma.

Leisnig. **Carl Franke.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie Nr. 7: Anton Müller, Die Vorauer Sündenklage, besprochen von Albert Waag. — K. Zangemeister, Zur Geschichte der großen Heidelberger, sog. Manessischen Liederhandschrift, besprochen von Friedrich Pfaff. (Wir sehen hier Entstehungszeit und -ort und die Schicksale der Handschrift eingehend geprüft und müssen uns freuen, durch diese Untersuchungen in verschiedenen wesentlichen, umstrittenen Fragen nun auf festern Boden gestellt zu werden ... C kann nicht anders als „die große Heidelberger Liederhandschrift“ genannt werden. Höchst dankenswert ist Zangemeisters Nachweis, daß die Handschrift wirklich einst in Heidelberg sich befand, was z. B. Haupt in hochmütiger Verachtung von der Hagens verneinte). — Otto von Greyerz, Beat Ludwig von Muralt, besprochen von Adolf Frey. (Anerkennenswert ist die Vorsicht, mit der von Greyerz jedem irgendwie gewagten Schlusse ausweicht. Mit dieser Behutsamkeit steht seine kritisch-ästhetische Einsicht nicht ganz auf gleicher Linie.) — Franz Söhns, Die Parias unserer Sprache, besprochen von Albert Bachmann. — Ed. Damköhler, Die pronominalen Formen für uns und unser und in dem nördlich sich anschließenden Gebiete, besprochen von Franz Jostes. (Die Untersuchung ist gründlich und besonnen.)

—— Nr. 8: Wilh. Scherer, Poetik, besprochen von Johannes Volkelt. (Die vorliegende Poetik ist das Werk eines Mannes, den die umfassende Beschäftigung mit Litteratur zu einem angeregten, lebhaften, an mannigfaltigen, zum Teil interessanten Einfällen reichen ästhetischen Reflektieren geführt hat. Doch fehlt die Kraft, diese Einfälle zu ordnen und folgerichtig auszubauen; und es fehlt ferner das gründliche Verständnis der deutschen idealistischen Ästhetik, deren Gedanken er häufig in einer derart zum Groben und Schablonenhaften entstellten Form wiedergiebt, daß er es mit ihrer Widerlegung freilich sehr leicht hat.) — Karl Borinski, Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland, und Franz Servaes, Die Poetik Gottscheds und der Schweizer litterarhistorisch untersucht, besprochen von Max Koch. (Borinski erscheint überall zuverlässig. Servaes hat eine treffliche dogmatische Darstellung der Gottschedischen und schweizerischen Poetik geliefert.) — Ernst Martin, Neue Fragmente des Gedichts van den vos Reinaerde und das Bruchstück van bere Wisselauwe, besprochen von Albert Leitzmann.

—— Nr. 9: O. Lyon, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1. und 2. Jahrgang, besprochen von Gotthold Klee. (Selten mag sich eine wissenschaftliche Zeitschrift so schnell die Gunst ausgebreiteter Leserkreise erworben haben, wie die obengenannte, und selten mag der Erfolg so wohl verdient sein, wie der ihrige. Kein Lehrer des Deutschen kann „Lyons Zeitschrift“ entbehren, keine höhere Lehranstalt, an der das Deutsche mit Ernst betrieben wird, sie übersehen; aber auch der Germanist, der an keiner Schule thätig ist, und jeder Freund unserer Muttersprache und Litteratur wird hier Anregung und Belehrung schöpfen.) — Hermann Fischer, Zur Geschichte des Mittelhochdeutschen, besprochen von Otto Behaghel. (Nur in einem Punkte, freilich in einem Hauptpunkte, vermag Behaghel Fischers inhaltreicher Untersuchung nicht beizustimmen, nämlich in der Beurteilung der bayrischen Verhältnisse.) — Karl Binz, Augustin Lercheimer und seine Schrift wider den Hexenwahn, sprachlich bearbeitet durch Anton Birlinger, besprochen von

Adolf Socin. — Friedr. Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis, besprochen von K. J. Schröer. (Welch bescheidener Titel eines bewundernswerten Werkes! Nicht nur eines Werkes langjährigen Sammlerfleißes, sondern auch gründlicher Kritik. Wir fühlen bei Zarnckes Mitteilungen Sicherheit und Vertrauen zu dem ernsten, gründlichen Führer, die nur von der Freude über die Feinsinnigkeit des Urteils überboten wird.)

—— Nr. 10: Sigmund Feist, Grundriß der gotischen Etymologie, besprochen von Karl Ferd. Johansson. — A. E. Schönbach, Altdeutsche Predigten, 2. Band, besprochen von Johann Schmidt. (Dem würdigen Inhalt entspricht die glänzende Ausstattung des Werkes.) — Max Vorheck, Über Strophen- und Vers-Enjambement im Mittelhochdeutschen, besprochen von O. Behaghel. (Das reiche, hier zusammengetragene und gut geordnete Material bietet streng genommen weniger eine metrische, als eine sprachliche Untersuchung.) — L. H. Fischer, Johann Peter Titz' deutsche Gedichte, besprochen von Adolf Frey.

—— Nr. 11: F. Vetter, Lehrhafte Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts (Kürschners Nationall. Bd. 12, 1), besprochen von A. Leitzmann. — K. Stahl, Die Reimbrechung bei Hartmann von Aue, besprochen von O. Glöde. (Die sorgfältige Arbeit ist ein wichtiger Beitrag zur mhd. Metrik.) — M. von Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik, besprochen von Adolf Frey. (Ein reichhaltiges Buch, das fast auf jeder Seite Belehrung bietet.)

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXIII, 3 und 4: Zimmer, Keltische Beiträge. II Brendans Meerfahrt (Fortsetzung und Schluß.) — Schönbach, Altdeutsche Funde aus Innsbruck. — Strauch, Neue Bruchstücke der Trierer Margarethenlegende. — Borinski, Eine Ergänzung der Warnung. — Rödiger, Bemerkungen zu den Denkmälern. — Wilmanns, Die Flexion der Verba tuon, gân, stân im Ahd. — Stosch, Über den Gebrauch der mhd. Konjunktion aber in der Frage. — Seemüller, Zu Helbling. — Werner, Altdeutsche Monatsnamen u. a.

Germania XXXIV, 1: Theodor Walter, Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtung. — J. Hornoff, Der Minnesänger Albrecht von Johansdorf. (Schluß.) — A. Heusler, Zur Lautform des Alemannischen. — H. von Wlislocki, Zu den „drei Mareien“.

—— 2: Th. Walter, Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtung. (Schluß.) — Max Fr. Blau, Zur Alexiuslegende. — E. Kölbing, Zur Tristansage. — O. Brenner, Leute. — O. Behaghel, Mhd. iu und ü. — G. Ehrismann, Eine Handschrift des Pfaffen Amis. — A. Gombert, Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. — O. Behaghel, Messer.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXII, 1: Wilh. Kahl, Die Bedeutungen und der syntaktische Gebrauch der Verba können und mögen im Altdeutschen. — G. Müller-Frauenstein, Über Ziglers Asiatische Banise. — Rudolf von Payer, Eine Quelle des Simplicissimus. — H. von Wlislocki, Zum Tellenschuß.

—— 2: E. Mogk, Untersuchungen zur Snorra-Edda. — G. Müller-Frauenstein, Über Ziglers Asiatische Banise. (Schluß.) — G. Ellinger, Zu der Frage nach der Entstehungszeit des Lutherliedes. — G. Ellinger, Des Mädchens Klage.

— 3: Piper, Zu Notkers Rhetorik. — San Marte, Über den Bildungsgang der Gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutschland. — Pietsch, Ein unbekanntes deutsches Glossar zu Luthers Bibelübersetzung. — Fränkel, Um Städte werben und Verwandtes in der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, nebst Parallelen aus dem 18 und 19. Jahrhundert.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur XV, 1: K. Michel, Die Mundart von Seifhennersdorf. Lautlehre. — Fr. Pfaff, Zur Handschuhsheimer Mundart. — Fr. Kaufmann, Odhinn am Galgen. — Ders., Der zweite Merseburger Zauberspruch. — H. Osthoff, Das Präteritopräsens mag. — J. Meier, Zu Wolframs Parzival.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte II, 3. A. Schönbach, Steirisches Scheltgedicht wider die Bayern. — J. Minor, Der junge Schiller als Journalist. — G. Wartenberg, Schillers Theaterbearbeitung von Lessings Nathan. — C. Litzmann, Hölderlinstudien. — Justus Lunzer, Happel und Reuter. — B. Suphan, Herder an Gerstenberg über Shakespeare. — B. Seuffert, Briefe von Minna Herzlieb. Wahlverwandschaften von Goethe. — E. Wolff, Eine Stimme über Lessing. — H. Düntzer, Zu Goethes Egmont. — E. Schmidt, Findlinge aus der jüngeren Romantik. — W. v. Biedermann, Körnerfunde.

Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht 3: Jütting, Über die hochdeutsche Schriftsprache im Verhältnis zu den Dialekten.

Die Grenzboten 22: H. Düntzer, Die Weimarische Ausgabe von Goethes Briefen. — 24 und 25: Pfalz, Goethes Wettkampf mit den griechischen Dichtern. — 33 und 34: Filskow, Die nordschleswigsche Mundart.

Die Nation, 47 und 48: O. Brahm, Schiller in Dresden.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien: Joh. Schmidt, Die Apokope bei den neueren deutschen Dramatikern.

Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 37: F. Kern, Helena und Gretchen im zweiten Teil des Faust. — 38 und 39: v. Waldberg, Goethe und das Volkslied. — 40: P. Nerrlich, Jean Paul in Berlin.

Preußische Jahrbücher, Okt.: C. Weizsäcker, Der Ursprung des Weihnachtsfestes.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1888 XIV, R. Sprenger, Zum Sündenfall. — Ders., Zu Meister Stephans Sprachbuch.

Neu erschienene Bücher.

J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1890. Pr. M. 8. (Das ganze Werk ist auf vier Bände berechnet. Der 2. Band erscheint zu Ostern.) 591 S.

Klee, Gotthold, Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Erste Reihe: Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. Gütersloh, Bertelsmann 1890. (Wir verweisen zugleich auf die Rezension in der „Täglichen Rundschau“ vom 13. Dez. 1889.) 284 S.

Klee, Gotthold, Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, in Versen. 1. Der gute Gerhard von Köln. 2. Otto mit dem Barte. 3. Junker Helmbrecht, der Bauernsohn. 121 S.

Sach, August, Deutsches Leben in der Vergangenheit. Halle, Waisenhaus 1890. 804 S., Pr. M. 6.

Cremer, Wilh., Kleines Verdeutschungswörterbuch. Im Anschluß an das preußische Regel- und Wörterverzeichnis. Hannover-Linden, Karl Manz 1890.

Henrik Jäger, Henrik Ibsen, ein litterarisches Lebensbild. Deutsch von Heinrich Zschalig. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden 1890.

Werner Hahn, Kriemhild. Volksgesang der Deutschen aus dem 12. Jahrhundert. Eisenach, Bacmeister 1889. 215 S.

Leineweber, Heinrich, Schülerbuch. Ein Hilfsmittel für den deutschen Unterricht. 1. 2. und 3. Stufe, 8. Aufl. Trier, Stephanus 1890. Pr. 20, 40 und 25 Pf.

Kehrein, Jos., Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden. Neu bearbeitet von Dr. Valentin Kehrein. 8. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1889. 444 S.

W. und J. Schmitz, Grammatik der deutschen Sprache für Lehrerbildungsanstalten u. s. w. Freiburg, Herder 1889. 285 S.

König, O., Litterargeschichtliche Mustersammlung zu des Verfassers Geschichte der deutschen Litteratur für höhere Mädchenschulen und die weibliche Jugend. Leipzig, B. G. Teubner 1889.

Paukstadt, R., Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und mündlichen Besprechungen für die Sekunda. Dessau, Paul Baumann 1889.

Pietzker, Friedrich, Über die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. Deutsche Zeit- und Streitfragen. Heft 54.

Hamburg, Verlagsanstalt A. G. (vormals J. F. Richter) 1889. 38 S. Pr. M. 1.

Hagen, Hermann, Über Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 81. Hamburg, Verlagsanstalt A. G. (vormals J. F. Richter) 1889. Pr. 80 Pf.

Liebrecht, L., Schillers Verhältnis zu Kants ethischer Weltansicht. Hamburg, Verlagsanstalt A. G. (vormals J. F. Richter) 1889. Heft 79 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Pr. 80 Pf.

Fischer, Konrad, Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken, Trier, Stephanus, 1889. Pr. 75 Pf. 51 S.

Schulz, Karl, Erfolgreiche Verdeutschungen, Vortrag. Halle, Chr. Graeger 1889. 19 S.

☞ **Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9II.

Der deutsche Unterricht in Rußland.

Von S. Czekala in Moskau.

II. Lehrziele und Methoden.

1. Die deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen.

Das Schulwesen der baltischen Provinzen befindet sich gegenwärtig an einem bedeutsamen Wendepunkte. Zu welchen Gestaltungen und Ergebnissen die von reichspolitischen Gesichtspunkten unternommene Umformung der dortigen unteren und mittleren Schulanstalten führen wird, ist im einzelnen schwer vorauszusagen. Bis jetzt übte im dortigen Schulwesen die klassische Richtung unbestrittene Vorherrschaft aus, und die baltischen Gymnasien suchten sich auf der Höhe der deutschen zu halten, soweit dies bei der geringeren Kursusdauer und der durch längere Ferien und zahlreichere Feiertage verkürzten Lernzeit und der Ungunst mancher anderen Verhältnisse überhaupt erreichbar war. Auch in Bezug auf den deutschen Unterricht schlossen sie sich nach Möglichkeit in Umfang und Lehrweise den Schulen Deutschlands an.

Das baltische Gymnasium hat, wie abweichend die örtliche Einrichtung und Klassenbenennung auch sind, thatsächlich acht Jahreskurse. Die auf die deutsche Sprache verwendete Stundenzahl ist nicht überall dieselbe, weicht aber von der am Gouvernementsgymnasium zu Dorpat bestehenden Ordnung nicht wesentlich ab: VII. 4 Stunden, VI. 3, V. 2, IV. 3, III. 3, II. 2, I. 3, Selekta 2. Man ließ sich hier durch das Beispiel Deutschlands verleiten, die deutsche Sprache mit einer Rücksichtslosigkeit zu behandeln, wie man sie ihr nur auf urheimatlichem Boden, etwa in Preußen oder Sachsen, zumuten darf, und wie sie spätere Generationen auch dort nicht verstehen werden. Aber in der Diaspora, wo das deutsche Element allerdings zeitweilig eine vorherrschende Rolle spielte, gleichwohl aber der Stammbevölkerung gegenüber nur einen geringen Bruchteil ($^1/_{10}$) darstellte, muß es als wenig zweckentsprechend bezeichnet werden. Wenn man erwägt, daß die Gymnasien einheimische Russen, Letten bez. Esten unter ihren Schülern haben, auch aus russischen Landesteilen Russen und deutscher Eltern Kinder, die dorthin gegeben werden, daß sie das Deutsche erlernen, so begreift man nicht, wie sie mit Erfolg eine Stoffmasse bearbeiten wollen, wie sie beispielsweise im nachstehenden Programm des Pernauschen Gymnasiums angegeben ist. Die

Prima ist dort vorschriftsmäßig zweijährig, und thatsächlich auch die Sekunda mit seltenen Ausnahmen.

„VI. 4 St. Übungen im Lesen und Wiedererzählen. Memorieren von Gedichten. Einübung von orthographischen Regeln nebst bezüglichen schriftlichen Übungen. Schriftliche Wiedergabe kleiner grammatisch und sachlich erklärter Erzählungen oder schriftliche Übertragung kleiner Gedichte erzählenden Inhalts in Prosa.

V. 3 St. Orthographische Übung nebst Aufsätzen aus dem Gebiete der Beschreibung oder schriftliche Übertragung kleiner epischer Gedichte in Prosa. Übungen im Lesen und Wiedergeben des Gelesenen nach dem Lesebuche von Wackernagel, Teil. 2. Grammatik (Götzingers Anfangsgründe): Sämtliche Redeteile, Gebrauch der Tempora, Modi 2c. mündlich und schriftlich geübt. Aus der Satzlehre das Wichtigste. Gelernte Gedichte: Harmosan, Abdallah, die Tabakspfeife, des Bergmanns Leiche zu Falun, der Peter in der Fremde, Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

IV. 3 St. Die Satzlehre nach Jahn's Lehrbuch der deutschen Sprache. Deutsche Aufsätze, 10 in jedem Semester. Diktate zum Einüben der Satzzeichen. Deklamieren und Lesen.

III. 3 St. Das Wesentlichste aus der Satz- und Stillehre (Götzingers deutsche Sprachlehre für Schulen). Deutsche Arbeiten, 8 im ersten Semester, 7 im zweiten — nach durchgenommenen Dispositionen. Deklamieren und Lesen.

II. 3 St. Poetik nach Kleinpaul: die epische, lyrische und dramatische Poesie. Das Wesentlichste aus der antiken und modernen Metrik; Überblick über die Tropen und Figuren. Dispositionslehre mit darauf bezüglichen schriftlichen Übungen. Gelesen mit besonderer Berücksichtigung der Poetik: Maria Stuart von Schiller, Tasso von Goethe, Wilhelm Tell. — Aufsätze: das Auge (Abhandlung). — Der Taucher von Schiller (Erklärung). — Der Weise schickt sich in die Zeit. — Wilhelm Tell (Charakteristik). — Über die Hauptquellen der Erfindungen und Entdeckungen. — Die Stürme sind ein Bild von den Leiden des menschlichen Lebens. — Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein. — Wer sein Verdienst in den Kleidern hat, dem fressen sie die Motten. — Wenn sich die Hirten zanken, haben die Wölfe gewonnen Spiel. — Der Schatzgräber von Goethe. — Wert der Geschichte. — Wie können auch böse Beispiele uns nützen. — Blinder Eifer schadet nur. — Welchen Einfluß hat die Not auf geistige und moralische Entwickelung der Menschen?

Alle 14 Tage wurde von zwei Schülern ein freier Vortrag gehalten über ein selbstgewähltes in der Klasse besprochenes Thema.

I. 2 St. Im ersten Semester Geschichte der deutschen Litteratur von Goethe bis auf die neueste Zeit. Im zweiten Semester die alte Zeit

bis zu der Periode der Meistersänger. Lektüre bezüglicher Musterstücke. Gelegentliche Wiederholung des Wesentlichsten aus der Poetik. — Aufsätze: Kunst- und Volkspoesie. — Ideengang aus Schillers Spaziergang. — Egmont von Goethe. — Charakteristik. — Thue das Gute, wirf es ins Meer, weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr. — Sind die Leidenschaften wirklich nur Krankheiten der Seele? — Die Rechte der Menschen gegen die Tiere. — Schätze hebt man schweigend. — Über die Bürgertugenden und Staatsgrundsätze, welchen Rom seine Weltherrschaft verdankte. — Die Kunst im Dienste der Religion. — Extemporalien (in zwei Stunden anzufertigen): Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. — Nur das Leben bildet den Mann, und wenig bedeuten die Worte. — Ein andres Antlitz eh' sie gescheh'n, ein andres macht die vollbrachte That. — Lerne schweigen, o Freund, denn Silber wohl gleichet die Rede; aber zur rechten Zeit schweigen ist lauteres Gold."

Die einzelnen Gymnasien hielten sich nicht ängstlich an eine Normalzahl der Stunden und waren in der Verteilung auf einzelne Klassen keineswegs gebunden. Direktor und Behörde kümmerten sich herzlich wenig darum, was der einzelne Lehrer mit seinen Schülern trieb, noch viel weniger, wie er seine Aufgabe anfaßte. Die Lehrer waren meist eingewanderte Deutsche und hatten ihre Schulung an den Gymnasien und Universitäten Deutschlands erhalten; d. h. sie brachten, meist direkt von der Universität einwandernd, pädagogische Vorbereitung überhaupt nicht mit; und in den Kollegien, in welchen sie eintraten, fanden sie weder ausgearbeitete Lehrgänge noch sonstige methodische Traditionen vor und somit keine äußere Nötigung, sich mit methodischen und didaktischen Erwägungen den Kopf zu zerbrechen. Abgesehen von den nicht häufigen Fällen, in denen Temperament und Neigung eine rühmliche Ausnahme machten, ließ man sich von den dunklen Erinnerungen an die eignen Lehrer und vor allem von der so allmächtigen Herrscherin im Reiche wenig kontrollierter Schulbetriebe, der Bequemlichkeit, leiten.

Einerseits ungewöhnliche Schwierigkeiten, anderseits Abwesenheit äußerer Anspornung! Daß man unter solchen Umständen glänzende Ergebnisse nicht erwarten darf, liegt auf der Hand.

Wenn ein Teil der jungen Leute, welche von den baltischen Gymnasien abgegangen, einen unleugbar angenehmen Eindruck machen durch ihre sprachliche Gewandtheit und litterarische Bildung, so ist das nur zum Teil auf Rechnung des empfangenen Schulunterrichts zu setzen. Es sind das Söhne des Adels und des sog. Litteratenstandes, d. h. studierter Väter, Pastoren, Lehrer, Juristen, höherer Beamten, also Familien angehörig, die, von einem deutschen Volksdialekt nicht beeinflußt, sich bewußterweise Mühe geben, ein gutes Schriftdeutsch zu sprechen. Aber

diesem bevorzugten Teil der baltischen Zöglinge steht eine nicht unbeträchtliche Masse solcher gegenüber, welche, weil so günstige Einflüsse des Hauses fehlen, oder weil sie von nichtdeutschen Eltern abstammen, trotz des vieljährigen Besuchs eines deutschen Gymnasiums es nicht dahingebracht haben, ganz abgesehen von ihrer undeutschen Aussprache, die deutsche Sprache ohne grobe Fehler sprechen und schreiben zu können.

Aber auch an den Kindern gebildeter deutscher Familien that der deutsche Unterricht in den baltischen Gymnasien seine Pflicht nicht. Trotz der felsenfesten Überzeugung, an der jeder baltische Deutsche unerschütterlich festhält, daß er besser deutsch spreche als die Deutschen in Deutschland, haben sich in die Sprache der dortigen Gebildeten in Aussprache, Tonfall, Redewendung und Wortvorrat aus dem Lettischen, Estnischen und Russischen eine solche Masse Besonderes und Eigentümliches eingeschlichen, daß es dem deutschen Ohre als fremd und unangenehm auffallen muß. Die Schule that nichts oder doch fast nichts, dieser massenhaften Verunstaltung der deutschen Sprache entgegenzutreten und die Wahnvorstellung von der Musterhaftigkeit des baltischen Deutsch zu zerstören. Ein aus Livland gebürtiger Lehrer sagte mir einst zur Entschuldigung seiner Schüler, dieselben hätten in dem Diktat, das ich sie hatte machen lassen, darum so viel Fehler gemacht, weil ich es ihnen in „ausländischer“ Aussprache diktiert hätte. Unter „ausländisch“ versteht der Livländer: so, wie man im Ausland, d. i. in Deutschland, spricht. Daß dem Livländer ein Zweifel über seine sprachliche Mustergiltigkeit nicht aufgeht, ist begreiflich, wenn man die Vereinzelung und Abgesondertheit bedenkt, in welcher er Jahrhunderte lang gelebt hat inmitten von Volksstämmen, über die er sich national, sozial und kulturell hocherhaben dünkte.

Aber verwundersam ist doch folgende Thatsache: Obwohl früher die aus Deutschland eingewanderten Lehrer an allen Gymnasien die Mehrheit bildeten und an einzelnen Anstalten zeitweilig fast keine baltischen Deutschen neben sich im Kollegium hatten, so ist doch keine Spur davon zu entdecken, daß sie ernstliche Versuche gemacht hätten, das baltische Deutsch von den wuchernden Ranken der Provinzialismen und Barbarismen zu befreien.

Wie unter den Eingewanderten überhaupt, so sind auch bei den übergesiedelten Lehrern zwei charakteristische Typen zu unterscheiden. Die einen — sie bilden die Minderheit — zeigen geringe Anpassungsneigung und befleißigen sich in ihrem persönlichen Gebrauch mit löblicher Hartnäckigkeit der aus der alten Heimat mitgebrachten Sprachrichtigkeit. Aber als Sonderlinge angestaunt oder belächelt, bleiben sie ohne Einfluß auf ihren Umgangskreis und auf ihre Schüler, ganz ebenso wie man es bei den an die katholischen Gymnasien Schlesiens versetzten Westfalen rück-

sichtlich ihres Dialekts beobachten kann. Der größere Teil der Einwanderer aber zeigt keinerlei Beharrlichkeit im Festhalten seines sprachlichen Besitzes. Mit erstaunlicher Schnelligkeit eignen sie sich alle Unarten des baltischen Idioms in Tonfall und Redewendung an, allerdings häufig in ihrer Sprache eine neue Misch- und Spielart darstellend, indem sie beständig in die heimischen Klänge ihrer schwäbischen oder bayrischen Mundart zurückfallen. In der ersten Zeit ihrer amtlichen Wirksamkeit eifern sie wohl gegen die undeutschen Sprachauswüchse; aber die Erfolglosigkeit ihres vereinzelten Bemühens bald einsehend, lernen sie es, der eignen Willensschwäche und Lässigkeit das Mäntelchen eines lebensklugen Grundsatzes umzuhängen; sie reden von berechtigter Nachsicht für landschaftliche Eigentümlichkeiten.

In den letzten zehn Jahren haben sich die Verhältnisse an den dortigen Schulen völlig verändert. Die Einwanderung aus Deutschland ist immer mehr zurückgegangen und wird in Zukunft kaum noch statthaben können. Die Universität Dorpat liefert gegenwärtig weit mehr Kandidaten, als in den Schulen der Ostseeprovinzen Verwendung finden können; und der Abfluß nach Rußland ist auch ins Stocken gekommen, da wir auch hier schon an Überproduktion (Zuvielerzeugung) leiden.

Ähnlich wie am Pernauer Gymnasium, dessen Programm oben angeführt, wurde der deutsche Unterricht an allen andern betrieben. Das allgemeine Statut und die staatliche Aufsichtsbehörde wären ihnen schwerlich hinderlich gewesen, wenn sie Leben und Geist in die alten Gewohnheiten hätten hineinbringen wollen.

Einen solchen Versuch unternahm der Direktor des Birkenruher Gymnasiums. Es ist das der durch seine griechische Grammatik bekannte Professor E. Koch, der im Jahre 1882 von der Grimmaschen Fürstenschule dorthin berufen worden. Bei der von ihm durchgeführten Neueinrichtung der Anstalt nahm er sich auch des deutschen Unterrichts an und versuchte, einen frischen Hauch demselben einzuflößen. Die in der Volksschule gemachten Erfahrungen verwertend, wollte er offenbar seine Lehrer zu praktischer Erfassung ihrer Aufgabe und zu einfacher und natürlicher Unterrichtsführung veranlassen. Im Jahre 1883/84 wurde an dem Birkenruher Gymnasium der Lehrstoff in folgender Weise durchgenommen:

„VII. 3 Stunden. Kursorisches Lesen aus Boehm's deutschem Lesebuch für Elementarschulen, 2. Teil; Orthographie und Grammatik nach Barons Sprachschule, Heft 1 und 2; im Anschluß daran von Stunde zu Stunde Aufgaben aus demselben Buche; wöchentlich ein Diktat; Memorieren von Gedichten und Volksliedern, Recitieren derselben im Chor.

VI. 3 Stunden. Kursorisches Lesen aus Boehms Lesebuch für Kreisschulen, 1. Teil; Orthographie, Grammatik, Stilistik nach Barons Sprachschule, Heft 3 und 4; jede Woche entweder ein Diktat zur Einübung der Orthographie und Interpunktion oder Anfertigung eines kleinen Aufsatzes nach der in dem Baronschen Buche gegebenen Anleitung; Memorieren von Gedichten, Gesprächen und Volksliedern; Recitieren derselben teils von einzelnen, teils im Chor.

V. 3 Stunden. Kursorisches Lesen aus Boehms Lesebuch für Kreisschulen, 2. Teil; Wiedererzählen des Gelesenen. Memorieren von Gedichten und Recitieren derselben teils von einzelnen, teils im Chor. Mündliche und schriftliche Übungen in Orthographie, Grammatik und Stilistik nach Barons Sprachschule, Heft 5 bis 7. Alle 3 Wochen ein Aufsatz erzählenden oder beschreibenden Inhalts.

IV. 2 Stunden. Im 1. Semester wurden leichtere Gedichte von Uhland, Chamisso, Schiller, Körner, Geibel; im 2. Semester Schiller's Lustspiel „der Neffe als Onkel" gelesen; vorausgeschickt wurde eine kurze Biographie der betreffenden Dichter. Deklamiert wurde teils von einzelnen, teils in Chören. Alle 4 Wochen ein Aufsatz, meist in Beziehung auf die deutsche oder lateinische Lektüre.

III. 2 Stunden. Im 1. Semester wurden die schwierigeren Gedichte Schillers, im 2. Semester die Dramen „Jungfrau von Orleans" und „Prinz von Homburg" gelesen. Deklamation. Fünf Aufsätze im Semester.

II. 2 Stunden. Im 1. Semester wurde Goethes Epos „Herrmann und Dorothea" gelesen und erklärt, im 2. Semester wurden die mittelalterlichen Epen Nibelungenlied, Gudrun, Parcival, Reinecke Vos in der neuhochdeutschen Übersetzung, wie sie bei Gude sich findet, gelesen und besprochen. Vier Aufsätze im Semester. Deklamation einzelner.

I. 3 Stunden. Vorträge der Schüler über Themata aus der Litteraturgeschichte vom Mittelalter bis auf die Zeit der Romantiker. Gelesen und besprochen wurden im 1. Semester Shakespeares Coriolan und Macbeth, Goethe's Egmont; im 2. Semester Schillers Wallenstein und Braut von Messina. In jedem Semester drei Aufsätze."

Herrn Professor Koch war es nicht vergönnt, eine nachhaltige Wirkung für die von ihm übernommene Schule und für die Ostseeprovinzen auszuüben. Er geriet bald in einen solchen Gegensatz mit den dortigen Verhältnissen und Personen, daß ihm eine erfolgreiche Thätigkeit unmöglich wurde. Seit 1885 ist er Inspektor der St. Petri-Pauli-Schule zu Moskau. Wie lange nach seinem Abgange von Birkenruh der frische Hauch im dortigen deutschen Unterricht nachgewirkt, ist mir nicht bekannt geworden. In neuester Zeit ist überhaupt der Fortbestand dieser Schule zweifelhaft geworden, da die Regierung auch dort

Einführung der russischen Unterrichtssprache gefordert und die livländische Ritterschaft infolgedessen beschlossen hat, ihre Gymnasien zu Birkenruh und Fellin ganz eingehen zu lassen.

II. Die deutschen Schulen im Innern von Rußland.

Jede der im eigentlichen Rußland bestehenden deutschen Schulen hat je nach der Zeit ihrer Gründung und der Bedeutung der Gemeinde, zu welcher sie gehört, ihre besondere Stellung und Bedeutung. Noch eigenartiger erscheint die Behandlung des deutschen Unterrichts an diesen Schulen. Allgemeine Vorschriften für die deutschen Schulen waren natürlich nicht vorhanden, und die Staatsaufsicht war immer nur eine äußerliche und erstreckte sich in Bezug auf den deutschen Unterricht höchstens auf die Zahl der Wochenstunden, so daß Ziele des Unterrichts und Handhabung gänzlich den einzelnen Schulen überlassen bleiben und sich selbstverständlich nach dem Geist und den Strebungen der Schulleiter höchst mannigfaltig gestalteten. Will man daher von der Entwicklung des deutschen Unterrichts handeln, so muß man notwendig von den einzelnen Schulen sprechen.

In Moskau giebt es drei deutsche Gemeinden, zwei evangelisch-lutherische und eine reformierte. Allen dreien gemeinsam gehören zwei Elementarschulen: eine dreiklassige Waisenschule für Knaben und Mädchen und eine zweiklassige Volksschule für Knaben. Die reformierte Gemeinde, welche auch das Recht hat, eine Schule zu unterhalten, hat dieses Vorrecht einem Privatmanne überlassen, welcher im Namen der Gemeinde eine völlig russische Privatschule unterhält. Von den beiden evangelischen Gemeinden hat jede ihre besondere Schule. Die sogenannte alte Gemeinde, St. Michaelis-Gemeinde, welche ihre Gründung auf das Jahr 1575 zurückführt, hat ihre frühere Lateinschule im Jahre 1876 in eine Realschule verwandelt, in welcher die fünf unteren Klassen deutsche, die beiden oberen Klassen russische Unterrichtssprache haben. Die sogenannte neue Gemeinde — St. Petri-Pauli-Gemeinde —, welche seit 1626 besteht, verlor 1812 ihre für die damalige Zeit geradezu prächtige Schuleinrichtung. Aber gerade der Umstand, daß die Gemeinde ihr gesamtes Besitztum durch Brand und Plünderung verlor, wurde die Veranlassung zu ihrem späteren Anwachsen und Aufblühen. Indem sich nämlich die Gemeinde entschloß, ihre Kirche aus der deutschen Vorstadt nach dem Mittelpunkt von Moskau zu verlegen, schuf sie für ihre neu zu errichtende Schule die günstigsten Bedingungen des Gedeihens. Erst im Jahre 1824 konnte die Schule wieder eröffnet werden. Von recht bescheidenen Anfängen ausgehend, wuchs sie immer weiter, bis im Jahre

1865 die Gemeinde in der Lage war, zu beschließen, daß die Anstalt in drei besondere Abteilungen zerfallen solle: Gymnasium, Realschule und Elementarschule. Gegenwärtig umfaßt die Knabenanstalt 23 Klassen mit über 700 Schülern; die Mädchenschule 14 Klassen mit nahezu 500 Schülerinnen.

Die St. Michaelisrealschule zählt nicht ganz 300 Schüler. Da diese Anstalt ziemlich abseits in der Vorstadt gelegen ist, so ist der Prozentsatz der dieselbe besuchenden Russen geringer, so daß das Publikum geneigt ist, sie für deutscher zu halten als die St. Petri-Pauli-Schule. Umsomehr kontrastiert die Behandlung des deutschen Unterrichts an den beiden Schulen und die Lehrgänge derselben kennzeichnen sich als zwei charakteristische, weit auseinander gehende pädagogische Strömungen. Auf der einen Seite skrupelloses Forttrotteln in ausgefahrnen Bahnen, auf der andern — bewußtes Streben nach Fortentwicklung und Vervollkommnung. Die Gegenüberstellung der beiden Lehrpläne könnte daher von allgemeinerem Interesse sein.

Die St. Michaelisschule verwendet auf Deutsch in der unteren Vorbereitungsklasse 6, in der oberen 8; in der I. Klasse 6, in II und III je 5, in IV 4, in V und VI je 3 Stunden. Im Lehrplan heißt es für die untere Vorbereitungsklasse: Lautes, deutliches und verständnisvolles Lesen. Richtiges Abschreiben. Übersetzung und Nacherzählung, teilweise auch Niederschreiben des Auswendiggelernten. Für die obere Vorbereitungsklasse: Deutliches, ausdrucksvolles Lesen und Erzählen des Gelesenen. Auswendiglernen und -schreiben von Gedichten und Fabeln, welche in der Stunde durchgenommen und erklärt worden, Wörterlernen. Wie in den Vorbereitungsklassen, so gehen auch in I, II und III die Übersetzungen fort, und Lese- und Nacherzählungsübungen und die Einprägung der Formenlehre werden mit Hilfe eines für russische Anstalten berechneten, höchst oberflächlich eingerichteten Lehrbuches (Fiedler I und II) vorgenommen. Beispielsweise sei erwähnt, daß Lesestoff und Gedichte für die zweite Klasse 45 Seiten ausmachen.

Für die IV. Klasse lautet das Programm: Lesestücke von Lüben und Nacke IV und die hauptsächlichsten Gedichte. Verben. Übersetzungen aus dem Russischen. Grammatik: Lehre vom Satze. Ausführliche Lehre von Rechtschreibung und Zeichensetzung. Zergliederung der Stücke nach den Satzarten. Schriftliche Übungen: Übersetzung aus dem Russischen, Briefe, Umarbeitung von Gedichten, kleine Aufsätze.

V. Klasse: Lektüre verschiedener Litteraturstücke aus Lüben und Nacke V u. VI. — Litteratur: Einleitung. Perioden der deutschen Litteratur. Epochen: gotische und fränkische. Minnegesang. Nibelungen. Gudrun, Tierfabel. Meistergesang. Entstehung des Dramas. Mysterien. Epoche

der Reformation. Opitz. Erste schlesische Schule. Klopstock. Lessing. Die Fabeldichter. Die Anakreontiker. Göttinger Dichterbund. Wieland. Herder. Goethe. — Grammatik: Wiederholung der ganzen Grammatik, insbesondere der Syntax. Schriftliche und mündliche Übersetzung aus Ilowajskijs Weltgeschichte und selbständige Aufsätze.

VI. Klasse: Lektüre von Musterstücken aus der deutschen Litteratur (Lüben und Nacke VI). Litteratur: Schiller, Jean Paul Richter, die Romantiker, Chamisso, Schicksalstragödie, patriotische Dichter, die schwäbische Schule, österreichische Schriftsteller, Heine, Platen, Rückert, Bodenstedt, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Kinkel, Dorfgeschichten, neueste Schriftsteller und Schriftstellerinnen. — Wiederholung und eingehendere Behandlung der Grammatik. Grammatikalische und logische Analyse der Musterstücke. — Schriftliche und mündliche Übersetzung aus Ilowajskijs Weltgeschichte.

Ein solcher Lehrplan bedarf keiner Kritik. Neben Übersetzungen von der Vorbereitungsklasse bis zur höchsten Stufe ein zweijähriger Litteraturkursus, während die Schüler von Herrmann und Dorothea und den klassischen Dramen Schillers nur durch Hörensagen erfahren.

Ist es möglich, bei der in den unteren und mittleren Klassen gekennzeichneten Unterrichtsführung an die vorgeschriebene Behandlung der Litteraturgeschichte heranzutreten? Und selbst wenn dies möglich und vom pädagogischen Standpunkt zweckentsprechend erscheinen sollte, sind solche Anforderungen — ganz abgesehen von den übrigen Aufgaben des Programms — bei der Kürze des russischen Schuljahrs und der massenhaften Störung durch Feiertage überhaupt durchführbar?

Die St. Petri-Paulischule besitzt eine dreiklassige Elementarschule mit besonderen Parallelabteilungen für russische Kinder und verwendet in der deutschen Abteilung je 5, in den russischen Abteilungen je 7 Wochenstunden auf das Deutsche. In den Gymnasial- und Realklassen ist der deutsche Unterricht folgendermaßen bedacht:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	
Gymnasium:	4	4	3	3	2	2	2	2	= 22
Realschule:	5	5	5	5	4	4			= 28

In den vier unteren Klassen ist der Lehrplan in beiden Abteilungen völlig übereinstimmend. Obwohl die Gymnasialabteilung eine nicht unbedeutend geringere Stundenzahl aufweist, so können die Schüler derselben doch in der Beherrschung der deutschen Sprache im Vergleich mit denen der Realschule weiter gebracht werden, weil sich ihnen da in den alten Sprachen, welche durchweg deutsch betrieben werden, eine sehr umfangreiche praktische Übung bietet.

Digitized by Google

Lehrplan des deutschen Unterrichts an der St. Petri-Pauli-Knabenschule in Moskau.

Elementarschule.

„1. Wenn die Schüler in stündlichen Übungen nach der Sprech-Schreib-Lesemethode einige Sicherheit im Lesen der Schreibschrift erlangt haben, wird zum Lesen und Schreiben der Druckschrift übergegangen. — Im Anschauungsunterricht wird das Auffassungsvermögen geübt und der Wortvorrat erweitert. Zu diesem Zwecke wird in täglichen Sprechübungen durchgearbeitet: der menschliche Körper, Kleidung, Familie, Schule, Wohnung, Haus, Hof, Garten, Straße, Haustiere. — Sprüche und Liedchen werden memoriert. — In der deutschen Abteilung gelangen alle Stücke des Lesebuchs (Muttersprache I) zur Behandlung; in der russischen Abteilung werden eingehend durchgearbeitet der 1. und 2. Abschnitt dieses Buches und von dem 3. Abschnitt folgende Stücke: 2, 3, 5, 6, 7, 13, 15, 31, 33, 34, 38, 39, 44, 52, 53, 55, 62, 67, 71, 77.

2. Stündliche Leseübungen. Abschreiben nach Silben mit Markierung der Dehnung und Schärfung. — In täglichen Sprechübungen, die sich teils an Lesestücke, teils an Anschauungsbilder anknüpfen, wird der Kreis der Vorstellungen und der Wortvorrat erweitert, indem den Jahreszeiten entsprechend folgende Vorstellungsgruppen teils weiter ausgeführt, teils neu behandelt werden: Schule und Unterricht, Haus und Familie, Hof und Straße, Stadt und Handwerk, Dorf und Feldarbeit, Garten und Weinberg; Feld, Wald und Wiese, Berg und Thal; Wasser, Schnee und Eis, Tiere und Pflanzen, Himmelserscheinungen und Tageszeiten. — Bei den vorkommenden Haupt- und Zeitwörtern werden auch die Formen der Mehrzahl praktisch geübt. Memorieren geeigneter kleiner Gedichte und Diktat memorierter Stücke. In der deutschen Abteilung gelangen alle Stücke des Lesebuchs (Muttersprache II) zur Behandlung; in der russischen Abteilung werden eingehend durchgearbeitet folgende Nummern: 2, 3, 5, 6, 11, 16, 22, 26, 27, 28, 29, 33, 35, 38, 42, 47, 55, 63, 68, 70, 80, 101, 114, 131, 132, 159, 169, 171, 177, — 14, 31, 59, 71, 75, 87, 124, 141, 150.

3. Die stündlichen Leseübungen werden fortgesetzt und auf die lateinische Schrift ausgedehnt. Die in den vorhergehenden Klassen behandelten Vorstellungsgruppen werden im Anschluß an das Lesebuch erweitert. Mündliche Wiedergabe der in der Schule besprochenen Stücke des Lesebuchs. Zu den in der Mittelklasse geübten Formen kommt noch die praktische Einübung des Präsens, Imperfektums und Futurums, und des Artikels. Memorieren. Diktat durchgenommener Stücke. In der deutschen Abteilung gelangen alle Stücke des Lesebuchs (Muttersprache III)

zur Behandlung, in der russischen werden eingehend durchgearbeitet folgende Nummern: 2, 3, 4, 32, 34, 49, 66, 85, 91, 93, 94, 95, 97, 98, 99, 100, 111, 114, 120, 126, 164, 165, 176, 180, 181, 183, 185, 188.

I. Stündliche Leseübungen werden in dieser und nötigenfalls in den folgenden Klassen fortgesetzt, bis korrektes und ausdrucksvolles Lesen erzielt ist. Bei der Behandlung der Lesestücke wird durch entsprechende Fragen und Erläuterungen das völlige Erfassen des Sinnes erzielt. Durch Wiedergabe, Erweiterung und Umbildung des so gewonnenen Denkstoffes erhält die Selbstthätigkeit der Schüler beständige Anregung und Nahrung, wodurch sich eine Bereicherung des Wort- und Phrasenschatzes in bequemer Weise darbietet. Der gesamte Unterricht wird benutzt, die Bestandteile des einfachen Hauptsatzes zum Verständnis zu bringen und die gerade und invertierte Wortfolge desselben und die regelmäßigen Flexionsformen einzuüben. So kommen zu praktischer Einübung die Hilfszeitwörter, die allgemeinsten Regeln über Deklination und Konjugation, schwacher wie starker Form, Deklination und Steigerung des Eigenschaftswortes, über das Geschlecht der Hauptwörter und die üblichsten Präpositionen. Memorieren. Diktat mit Erläuterung schwieriger Stellen und Ausdrücke. Eingehend werden folgende Stücke des Lesebuchs (Muttersprache IV) durchgenommen: 26, 38, 54, 62, 71, 72, 76, 78, 91, 92, 95, 98, 101, 107, 109, 118, 119, 133, 149, 176, 179. Memoriert werden folgende Gedichte: 11, 19, 51, 55, 57, 61, 83, 85, 103, 110, 116, 124, 138, 145, 165, 180, 186.

II. In derselben Weise wie in I werden eingeübt die Schwierigkeiten und Unregelmäßigkeiten der Deklination und der Konjugation, die Deklination der Fremdwörter und Eigennamen, die Fürwörter, Präpositionen und Konjunktionen. Bei der gegen Ende des Schuljahrs stattfindenden Wiederholung der Formenlehre wird ganz besonders auf sicheres Kennen der starken Verben gesehen. — Bestandteile des erweiterten Satzes. Die Unterscheidung des Hauptsatzes und Nebensatzes wird in praktischen Übungen an den Lesestücken zum Verständnis gebracht, indem die Schüler angeleitet werden, den Hauptsatz herauszufinden und anzugeben, auf welche Fragen der betreffende Nebensatz antworte. Die Wortfolge des Nebensatzes wird geübt. Auf Bildung, Zusammensetzung und Ableitung der Wörter wird hier wie auch schon in I zur Unterstützung des Gedächtnisses und Sprachgefühls bei passender Gelegenheit stets hingewiesen. — Diktat. Eingehend werden folgende Stücke des Lesebuchs (Muttersprache V) durchgenommen: 9, 18, 20, 27, 28, 29, 30, 35, 39, 40, 42, 45, 50, 62, 65, 66, 68, 69, 71, 74, 75, 77, 78, 111, 115, 124, 126, 129, 144, 152, 153, 156, 161, 162, 168,

169, 173, 174, 177,12, 178. Memoriert werden folgende Gedichte: 1, 14, 24, 26, 41, 49, 67, 76, 80, 90, 120, 123, 140, 155, 157, 163.

III. Die Beziehungen der Bestandteile des zusammengesetzten Satzes werden in lebendiger Praxis am Lesebuch entwickelt, so daß die Schüler jede Erweiterung in ihrem formellen und logischen Zusammenhange mit Subjekt und Prädikat des Hauptsatzes begreifen und zu erklären im stande sind. Zu spezieller Einübung gelangt die Zeitfolge, der Bedingungssatz und die Interpunktion. Diktate wechseln mit schriftlicher Wiedergabe in der Klasse erläuterter Stoffe. Eingehend durchgenommen werden folgende Stücke des Lesebuchs (Muttersprache VI): 5, 7, 13, 14, 17, 32, 43, 62, 64, 88, 90, 118, 119, 125, 127, 128, 130, 131, 140, 146, 147, 152, 153. Memoriert werden folgende Gedichte: 6, 8, 15, 25, 31, 33, 38, 46, 48, 51, 63, 74, 144.

IV. An der Lektüre wird die Bedeutung der Modi zum Bewußtsein gebracht, sodaß die Schüler Sicherheit im Gebrauche des Konjuktivs zumal in der abhängigen Rede und in den Bedingungsformen erlangen. Wo sich in der Lektüre Gelegenheit bietet, wird durch Klarstellung synonymer Ausdrücke das Sprachgefühl gefördert. In dieser Klasse findet eine zusammenfassende Wiederholung des vierjährigen grammatischen Kursus statt. In theoretischer Beziehung wird gefordert, daß der Organismus der deutschen Grammatik den Schülern in festen Umrissen gegenwärtig sei; in praktischer Beziehung müssen die wesentlichen Regeln mit bewußter Sicherheit angewendet werden und die häufigsten vom Russischen abweichenden Wendungen geläufig sein. Diktate werden fortgesetzt, wenn sich das noch als nötig erweist. Aufsätze über der Lektüre oder dem gewöhnlichen Leben entnommene und in der Schule besprochene Themata. Eingehend behandelt werden folgende Stücke des Lesebuchs (Muttersprache VII): 5, 6, 7, 14, 18, 21, 30, 32, 36, 77, 84, 98, 100, 109, 136, 146, 148, 149, 150, 153, 169, 173, 174. Memoriert werden folgende Gedichte: 33, 34, 38, 44, 59, 65, 69, 76, 78, 80, 82, 83, 127, 133, 160.

V. Real. Was bis dahin aus Wortbildung und Synonymik gelegentlich mitgeteilt worden, wird in Zusammenhang gebracht und ergänzt. Das Wesentliche aus der Poetik wird an die Lektüre angeschlossen. Übersetzungen aus dem Russischen haben den Zweck, die Sicherheit im Gebrauch von Zeit und Modus zu befestigen und auf die Eigenheiten des deutschen Stils aufmersam zu machen. Gelesen werden Nibelungen, Gudrun und Herders Cid im Auszuge und Herrmann und Dorothea. Dispositionsübungen. Aufsätze über aus dem Leben genommene Themata, deren Dispositionen in der Schule besprochen worden. Memoriert werden: Goethes Schatzgräber, Zauberlehrling, Totentanz, Adler und

Taube; Schillers Ring des Polykrates, Bürgschaft, Kampf mit dem Drachen, Kraniche des Ibykus; Herders Der gerettete Jüngling; Uhlands Schenk von Limburg; Platens Harmosan; Lenaus Postillon.

VI. Real. Es wird gelesen: Minna von Barnhelm, Götz oder Egmont, Tell, Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans. Gegen Schluß des Schuljahres wird auf Grund der früheren Lektüre ein kurzer Überblick der deutschen Litteratur gegeben. Übersetzungen wie in V. Memorieren geeigneter Stellen aus der Lektüre. Aufsätze über aus dem gewöhnlichen Leben genommene Themata nach eigner Disposition. Memoriert wird: Minna von Barnhelm III 7, Götz IV 2 oder Egmont IV, Dialog zwischen Egmont und Alba, Tell II 1 und IV Monolog, Maria Stuart III 1 und V 7 oder Jungfrau von Orleans, Johannas Abschied und Monolog im 4. Akte.

V. Gymnasial. Was bis dahin aus Wortbildung und Synonymik gelegentlich mitgeteilt worden, wird in Zusammenhang gebracht und ergänzt. Das Wesentliche aus der Poetik wird an die Lektüre angeschlossen. Gelesen werden Nibelungen, Gudrun und Herders Cid im Auszuge und Herrmann und Dorothea. Dispositionsübungen. Themata der Aufsätze werden der Lektüre entnommen.

VI. Gymnasial. Es wird gelesen: Minna von Barnhelm, Götz oder Egmont, Tell, Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans. Memorieren geeigneter Stellen aus der Lektüre. Aufsätze wie in V.

VII und VIII. Gymnasial. Lektüre: Wallenstein, Braut von Messina, Iphigenie auf Tauris; Nathan, ausgewählte Stücke aus Lessings Laokoon, der Hamburgischen Dramaturgie, aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte und aus Schillers ästhetischen Schriften. Auf Grund der früheren Lektüre wird ein kurzer Überblick der deutschen Litteratur mit besonderer Hervorhebung der klassischen Litteratur der neuen Zeit gegeben. Memorieren. Deklamation geeigneter Stücke aus der Lektüre. Die Themata der Aufsätze werden hauptsächlich der Lektüre der alten und neuen Sprachen entnommen.

Als Lesebuch wird gebraucht in V und VI Hopf und Paulsiek für Tertia, in VII und VIII Hopf und Paulsiek für Sekunda und Prima.

In welchem Geiste die deutsche Sprache betrieben wird, geht hervor aus folgendem

Programm des deutschen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen der St. Petri-Pauli-Schule.

Ziel.

1. Der deutsche Unterricht soll
   a) die Schüler zur Beherrschung der deutschen Sprache im mündlichen und schriftlichen Gebrauche heranbilden, hat

b) den Zweck, die Geistesentwicklung durch Gewöhnung an logisches Denken und durch Klärung und Bereicherung der Vorstellungen zu fördern.

2. Auf der Elementarstufe, welche die Klassen I, II, III, IV umfaßt, wird erstrebt in formaler Beziehung:
   a) Korrektheit im mechanischen Lesen,
   b) orthographisches Schreiben,
   c) Erwerbung des erforderlichen Wortschatzes,
   d) richtige Bildung der grammatischen Formen, richtige Satzbildung, richtiger Gebrauch der Zeiten und Modi.

Methode.

3. a) Der Unterricht folgt der induktiven Methode.
   b) Die Zahl der Regeln beschränkt sich auf die notwendigsten und allgemeinsten, und diese werden nicht früher memoriert, bis deren Anwendung aus dem praktischen Unterricht begriffen und geläufig geworden ist.

NB. Geläufiges Hersagen der Regeln und mechanisches Herunterleiern der Formen nach der Reihenfolge soll weder Mittel noch Ziel sein. Als unumgängliche Forderung gilt klares Verständnis und Geläufigkeit in der Anwendung der Regel. Die vom Verstande erfaßte und praktisch gehandhabte Regel muß dann allerdings auch in klaren Worten ausgesprochen werden können, damit sich der Schüler der in der Sprache herrschenden Gesetzmäßigkeit bewußt werde und in der durch seine eigene Geistesarbeit gewonnenen Regel teils eine Stütze für sein Gedächtnis, teils eine Direktive in Fällen zweifelhaften Gebrauchs und schwankenden Sprachgefühls habe.

   c) Absolut verpönt ist das Lernenlassen einzelner Wörter und zusammenhangsloser Redensarten und das übliche Bildenlassen solcher Sätze, sowie das Übersetzen aus anderen Sprachen.

4. Um ein gedeihliches Ineinandergreifen des Unterrichts in den verschiedenen Klassen zu ermöglichen, wird
   a) die gleiche Terminologie in allen Klassen angewendet und bei den Regeln, soweit nicht eine Erweiterung erforderlich, die früher eingeprägte Form beibehalten,
   b) überzeugt sich jeder Lehrer am Anfange des Schuljahres, ob die Schüler über den Lernstoff der vorangehenden Klassen verfügen und darf nicht eher an das eigene Pensum gehen, bis er die etwa vorgefundenen Lücken ausgefüllt hat.
   c) Wie in den Klassen der Vorschule wird in I, II, III, IV von den Lehrern ein ausführliches Journal geführt, in welchem die

täglich neu hinzukommenden Wörter, Redensarten und Regeln, ebenso die auswendig gelernten Stücke verzeichnet werden.

NB. Diese Hefte werden im Archiv der Schule aufbewahrt. Sie sollen zur Erleichterung der Repetitionen dienen und als die notwendige Grundlage des Unterrichts für den die betreffende Klasse neu übernehmenden Lehrer.

5. Mündliche häusliche Vorbereitung besteht lediglich in der Repetition des in der Schule Durchgenommenen.

6. a) In der Klasse angefertigt und fürs Haus aufgegeben werden nur solche schriftliche Arbeiten, die vom Lehrer durchgesehen werden.

b) Nachdem der Lehrer in jedem einzelnen Schülerhefte das Fehlerhafte unterstrichen hat, veranlaßt er die Korrektur durch den Schüler selbst und kontrolliert dieselbe.

NB. I. Korrekturen, welche vom Schüler nach dessen Wissensgrade nicht erwartet werden dürfen, werden vom Lehrer selbst ausgeführt.

NB. II. Gröbere Fehler — gegen Formenlehre und Orthographie und von III aufwärts auch gegen Zeit und Modus — werden doppelt unterstrichen, falsche Interpunktionen und andere Inkorrektheiten einfach, mit Hinweis am Rande (Zeit, Modus, Stellung).

Mechanisches Lesen.

7. Es muß auf lautes, deutliches, dialektloses Lesen gehalten werden.

NB. Für die Aussprache ist die gegenwärtige Schreibung maßgebend.

8. a) Tägliche Leseübungen finden nicht nur in I statt, sondern werden auch in den andern Klassen fortgesetzt, bis geläufiges Lesen erzielt ist.

b) Am Schlusse des Schuljahres müssen auch die schwächeren Schüler auf jeder Seite ihres Lesebuches ohne Stocken korrekt und sinngemäß lesen können.

Orthographie.

9. a) Vorläufig halten sich die Lehrer an die im Lesebuche gebrauchte Schreibung.

b) Nur in Wörtern wie „ging", „fing" und ähnlichen wird nicht „ie" und nach „t" in deutschen Wörtern nicht „h" geschrieben.

10. Diktate werden wöchentlich einmal gemacht, und zwar in I und II von wenigstens je einer viertel Druckseite, in III und IV von wenigstens je einer halben Seite nach dem Drucke des Lesebuchs.

11. Die Fehler werden nicht einzeln besprochen, sondern eine einzelne Gruppe oder einzelne wenige Gruppen von Fehlern werden einer eingehenderen allgemeinen Erörterung unterworfen.

Grammatik.

12. In I werden
   a) die logischen Beziehungen der Hauptbestandteile des Satzes und deren Stellung im Hauptsatze praktisch zum Verständnis gebracht und
   b) die regelmäßigen Formen der Konjugation und Deklination eingeübt.

NB. Wenn die Zeit zu gehöriger Durcharbeitung nicht reicht, so behalte man lieber einzelnes von dem grammatischen Pensum für die nächste Klasse vor.

13. a) In II muß den Schülern der Unterschied zwischen Hauptsatz und Nebensatz klar werden, so daß sie im gegebenen Falle ohne Schwierigkeit herausfinden, auf welche Frage der betreffende Nebensatz antworte; hierbei wird auch die Stellung im Nebensatze geübt.
   b) Das in I erworbene grammatische Wissen wird ergänzt und befestigt und die schwierigeren Partien der Formenlehre — Fürwörter, Präpositionen, Konjunktionen, auch die beiordnenden, — praktisch eingeübt.

NB. Hinweise auf Wortzusammensetzung, Wortbildung und Wortableitung sind in II wie auch schon in I zur Unterstützung des Gedächtnisses und Sprachgefühls bei passender Gelegenheit nicht zu versäumen.

14. a) In III werden die logischen Beziehungen der Bestandteile des zusammengesetzten Satzes in lebendiger Praxis am Lesebuch entwickelt, so daß die Schüler jede Erweiterung in ihrem formellen und logischen Zusammenhange mit Subjekt und Prädikat des Hauptsatzes begreifen und zu erklären im stande sind.
   b) Zu spezieller Einübung gelangt die Zeitfolge und der Bedingungssatz.

15. In IV wird an der Lektüre
   a) Die Bedeutung der Modi zum Bewußtsein gebracht, so daß die Schüler Sicherheit im Gebrauche des Konjunktivs, zumal in den Bedingungsformen erlangen.
   b) Wo sich in der Lektüre Gelegenheit bietet, wird durch Klarstellung synonymer Ausdrücke das Sprachgefühl gefördert.

16. In dieser Klasse wird eine Rekapitulation des 4jährigen grammatischen Kursus vorgenommen.

NB. a) In theoretischer Beziehung muß der organische Bau der deutschen Grammatik den Schülern mit festen Umrissen gegenwärtig sein; b) in praktischer Beziehung müssen die wesentlichen Regeln mit bewußter Sicherheit angewendet werden können.

Memorieren.

17. Das Memorieren hat zum Zwecke:
   a) Übung des Gedächtnisses,
   b) Bereicherung des Wortschatzes,
   c) Vertrautheit mit den besten Erzeugnissen der deutschen Lyrik und Epik,
   d) Förderung der Aussprache und des Vortrags.

18. a) Es können ausnahmsweise geeignete Prosastücke gewählt, und eine Beschränkung auf das Lesebuch ist nicht absolut notwendig, insofern sich die betreffenden Stücke zum Diktat eignen.
   b) Litterarisch Bedeutungsloses wird nicht gelernt, auch wenn es sich sonst zu formellen Zwecken empfehle.

19. a) Auf die Memorierstücke wird eine Stunde wöchentlich verwendet.
   b) Es werden im Durchschnitt in I 20, in II 24, in III 32, in IV 36 kürzere Verse in der Woche gelernt.

NB. Doch empfiehlt es sich in I und II das Wochenpensum zu teilen und für zwei verschiedene Tage aufzugeben.

20. Wenn längere Gedichte stückweise gelernt werden, überzeugt sich der Lehrer bei den einzelnen Stücken nur, ob sie memoriert worden: erst wenn das Ganze gelernt worden, läßt er es im Zusammenhange deklamieren, wobei auf lauten und ausdrucksvollen Vortrag gehalten werden muß.

21. Die Repetitionen müssen sich auch auf die in früheren Klassen gelernten Gedichte erstrecken, so daß ein die Anstalt verlassender Schüler einen gewissen litterarischen Fonds gedächtnismäßig besitzt.

Behandlung der Lesestücke.

22. Die wesentliche Arbeit des deutschen Unterrichts liegt in der mündlichen Behandlung der Lesestücke.

23. Des erforderlichen Gedankenstoffes und der sprachlichen Übung wegen ist es durchaus nötig, daß möglichst viele Lesestücke durchgenommen werden.

24. Durch Erfassung, Erweiterung, Reproduktion, Umformung des gegebenen Stoffes sollen die Vorstellungen und Begriffe der Schüler geklärt und gemehrt werden.

25. Zunächst geht die Aufgabe des Lehrers dahin, daß durch Erfassung des Zusammenhanges der einzelnen Satzglieder sowohl, wie der gegebenen Gedankenreihen, durch Auffinden der fehlenden Gedankenglieder, sowie im allgemeinen durch die Nötigung, auf präzise Fragen entsprechende Antworten zu geben, der Geist des Schülers zu logischem Denken angeleitet werden.

26. Man muß immer vom Satze und speziell vom Prädikate des Hauptsatzes ausgehen und die Schüler anhalten, den Zusammenhang der Satzglieder und Sätze durch selbstgestellte Fragen zu erfassen, ohne sie bei über ihr Vermögen gehenden Schwierigkeiten in leeres Vermuten und Raten sich verirren zu lassen und damit kostbare Zeit zu verlieren.

27. Um nicht zu sehr in die Breite zu geraten und das gewünschte lebhaftere Vorwärtsgehen zu ermöglichen, darf bei den zum ersten Male auftauchenden Wörtern und Redensarten nur das zum Verständnis unumgänglich Nötige bemerkt werden; genauerer Erörterung wird nur das unterzogen, was geeignet ist, diejenige Regel zu veranschaulichen, auf welche der Lehrer zunächst lossteuert. Das Charakteristikum, um welches es sich im einzelnen Falle handelt, muß dann jedesmal mit völliger Klarheit hervortreten. Dieses Verfahren wird so fortgesetzt, bis auch der mittelmäßige Schüler die angestrebte Regel unter der Führung des Lehrers konstruieren kann. Dem Lehrer bleibt dann nur etwa übrig, mit dem technischen Ausdrucke zu Hilfe zu kommen.

NB. Nach denselben Gesichtspunkten werden auch die poetischen Stücke behandelt.

28. Ist so der Inhalt eines Stückes erfaßt, so wird er durch Verfolgung nur angedeuteter oder andrer sich zur Anknüpfung darbietender Gedanken erweitert und durch naheliegende Beispiele und Hinweisungen erläutert, indem man wiederum das Gewünschte nach Möglichkeit durch die Schüler selbst suchen und finden läßt.

29. Hierauf wird eine Reproduktion veranlaßt. Diese kann sehr verschiedenartig sein: zunächst sich anschließend an die gegebene Form und Gedankenfolge des Erörterten, dann mit gewisser Veränderung sowohl in Form (Zeit, Person, Modus) als Gedankenreihe, dann mit Veränderung gewisser Umstände; schließlich versucht man, wo es angeht, eine Nachbildung, indem die geschilderten Vorgänge auf analoge Verhältnisse, Dinge, Personen übertragen werden.

30. a) Bei solcher Behandlung ergiebt sich die erwartete Übung im mündlichen Ausdruck und die Bereicherung des Wortschatzes von selbst.

b) Für die neu hinzukommenden Wörter, Phrasen und Regeln führen die Schüler ein Vokabelheft, in welches der Lehrer das Nötige hineindiktiert.

NB. Deutsche Knaben werden nicht gezwungen, ihnen hinlänglich geläufige Wörte und Redensarten ins Heft zu schreiben.

Aufsätze.

31. a) Die Themata werden dem durch den Unterricht — nicht bloß den deutschen — dargebotenen Stoffe oder aus sonst den Schülern geläufigen Kreisen der Vorstellungen entnommen.

b) Freie Themata und solche, die ein selbständiges Urteil oder Erfinden voraussetzen, werden nicht gestellt.

32. a) Wenn die Anordnung der Darstellung nicht schon im Thema selbst gegeben ist, wird sie durch speziell gestellte Fragen bestimmt.

b) Versuche selbständiger Darstellung sollen nicht unmöglich gemacht sein, aber Abschweifungen vom Thema dürfen auf keiner Stufe geduldet werden.

33. Solche stofflich engbegrenzte Ausarbeitungen können schon in I und II alle zwei Wochen einmal an Stelle eines Diktats treten und abwechselnd in der Klasse und zu Hause angefertigt werden.

34. In III und IV werden regelmäßig alle 14 Tage Aufsätze gemacht und zwar abwechselnd zu Hause und in der Klasse.

35. In I, II, III wird zur Klassenarbeit eine Stunde, in IV zwei Stunden verwendet.

In der Elementarschule und in den Klassen I, II, III und IV wurde bis jetzt das sächsische Lesebuch, die Muttersprache, gebraucht. Es wurde diesem, während früher Lüben und Nacke und eine Reihe von Jahren Baldamus benutzt worden war, der Vorzug gegeben wegen der unbestreitbaren Vorzüge desselben in der Verteilung des Stoffes und der Einfachheit des Stils. Die Herausgeber desselben würden sich ein weiteres Verdienst erwerben, wenn sie für festeren Gebrauch in der Zeichensetzung und zumal der Anwendung des Strichpunktes sorgten; auch sollten sie nicht, dem allgemeinen Gebrauch zum Trotz, auf der Schreibung von Schmuz beharren. Da dieses so brauchbare Lesebuch für die sächsischen Volksschulen und nicht für Ausländer zusammengestellt ist, so ist es begreiflich, daß seine Anwendung hier in Moskau mit bedeutenden Unbequemlichkeiten verbunden ist, zumal im ersten und zweiten Unterrichtsjahr. Die Petri-Pauli-Schule half sich bis jetzt damit, daß in

der Fibel die Behandlung der Normalwörter unter Herausgreifung einzelner Sätzchen zu mechanischer Erlernung des Schreibens und Lesens benutzt wurde, während es dem Lehrer in derselben Zeit zur Aufgabe gemacht wurde, in beständigen Sprechübungen den Schülern den einfachsten und brauchbarsten Wortvorrat beizubringen. Im zweiten Schuljahre wurde für diejenigen Lesestücke, welche auch mit der russischen Abteilung durchgemacht werden sollten, ein russisches Wörterverzeichnis zurechtgemacht und gedruckt.

Um den thatsächlich vorhandenen, nicht unbedeutenden Schwierigkeiten zu begegnen, hat der eine von den gegenwärtigen Inspektoren der Schule, Herr H. Pack, sich daran gemacht, ein besonderes Hilfsbuch für das Anfangsjahr zusammenzustellen Er entwickelt die Grundsätze seines Verfahrens in folgender Weise: „An den Anfang des Unterrichts tritt die Mitteilung geeigneter Begriffswörter, welche in der Stunde bis zu vollständiger Sicherheit in Aussprache und Begriff angeeignet werden. An lautliche Analyse kann nicht eher gedacht werden, als bis alle Schüler den gesamten Lautvorat der Sprache an zahlreichen Wörtern nach dem Gehör sicher erfaßt haben und ohne Schwierigkeit aussprechen können. In den Wochen oder Monaten, die bis zum Beginn des systematischen Schreib- und Leseunterrichts vergehen, ist viel Zeit gewonnen, die Kinder durch eine Stufenreihe einfachster Zeichenübungen an richtige Hand-, Feder- und Körperhaltung, an Auf- und Abstriche, gerade und krumme Linien, kurz an alle Elemente der Buchstaben, die sie nachher systematisch kennen und schreiben lernen sollen, zu gewöhnen. Um den Übergang von der Muttersprache zum fremden Idiom rasch und leicht zu machen, sollen die Kinder möglichst bald in den deutschen Stunden n u r deutsch hören. Wenn es also am Anfang noch unerläßlich sein wird, den Kindern russisch mitzuteilen, womit sie beschäftigt werden sollen, so ist doch von der ersten Stunde an der Übergang zum Deutschsprechen vorzubereiten. Das letztere ist schon möglich, sobald die Kinder Klang und Sinn der Frage und Antwort: Was ist das? — Das ist ... erfaßt haben; diese Fragen lassen sich bald erweitern: wo ist, wie ist, was ist das nicht, wie ist das nicht, wo ist das nicht? Von Anfang an sind ferner alle Befehle, welche der Unterricht nötig macht, deutsch zu erteilen. Vom Übersetzen ist, sobald die Kinder einige der genannten Frage- und Antwortformen beherrschen, abzusehen. Vielmehr sollen die Kinder den Sinn neuer Wörter durch Vergleichung mit gelernten erfassen, wenn dies möglich ist. Ist beispielsweise der Begriff „schwarz“ bekannt, so läßt sich „weiß“ oder „grau“ durch den Satz finden: Das Papier ist nicht schwarz, es ist weiß; der Esel ist nicht schwarz, er ist grau. Das Papier ist weiß, der Esel ist grau. Bei jedem neu eintretenden Prädikate werden andere

erst bekannte, dann neue Subjekte zur Vergleichung und Satzbildung herbeigezogen. Das Hilfsmittel der Aneignung ist die Anschauung. Es ist von Anfang an darauf zu sehen, daß der Gegenstand, dessen Benennung gelernt werden soll, in Natur oder Abbildung vor den Augen der Kinder sei. Ist ein gewisser Wortvorrat angeeignet, so wird die Nötigung hierzu allmählich geringer, und Darstellungen von Vorgängen aus dem Leben (Anschauungsbilder) geben den Stoff zu reicheren Unterhaltungen her.

Die Form der Mitteilung ist von Anfang an der Satz. Auch wenn der Boden für Lautanalyse und damit für methodischen Schreib- und Leseunterricht hinlänglich geebnet ist, muß der Sprechunterricht weitergehen; er soll nach wie vor den Mittelpunkt des Unterrichts bilden. Nur wird er von da ab stofflich an die Normalwörter angelehnt, welche nach Rücksichten der Leseschwierigkeit methodisch ausgewählt sind. Auf Schreibschwierigkeiten ein entscheidendes Gewicht zu legen, liegt kein Grund mehr vor, da die Kinder die Elemente der Schrift bis dahin beherrschen gelernt haben. Aber von vornherein an Sätze gewöhnt, können die Kinder nun nicht mit bloßen Wörtern befriedigt werden. Auch das Normalwort erscheint daher im Satz. Diese Sätze werden kleinen Erzählungen entnommen, welche, um dem Verständnis nach vollständig durchgearbeitet werden zu können, mit Benutzung des vorher angeeigneten Wortschatzes zusammengestellt sein müssen. Zum Schreiben und Lesen werden nur diejenigen durch fetten Druck ausgezeichneten Sätzchen verwandt, in welchen die Normalwörter erscheinen; diese Sätzchen sollen den Zusammenhang der Erzählung erkennen lassen und werden memoriert; mit ihrer Hilfe behalten die Kinder den gesamten Wortbestand dieser Erzählungen im Gedächtnis. — Beim Schreiblesekursus werden die Kinder zunächst nur mit der Schreibschrift bekannt, doch gleich mit großen und kleinen Buchstaben; die letzteren sind in dem letzten Teil des vorbereitenden Kursus mechanisch eingeübt worden. Die Schreiblesesätze erschöpfen allmählich immer mehr den ganzen Inhalt der Erzählungen; die letzten Stücke werden vollständig geschrieben und gelesen. Was memoriert ist, wird aus dem Gedächtnis niedergeschrieben; denn hier muß der Grund der Orthographie empirisch gelegt werden. Im zweiten Halbjahre tritt die Druckschrift an ihre Stelle. Die Buchstaben q, x und y werden im ersten Schuljahre übergangen, auch ph ist entbehrlich, leider nicht pf, ck und tz. Die Zahl der orthographisch fest gewordenen Wörter kann wohl auf 500 gebracht werden, die Anzahl der Wörter, die die Kinder nach Aussprache und Begriff am Ende des ersten Schuljahrs beherrschen, schätze ich auf 1000.

Das Hilfsbuch wird nach dem Vorstehenden den üblichen Fibeln nur teilweise ähnlich sein. Es besteht aus 3 Kursen. Der erste ent-

hält die Wörter, welche im vorbereitenden Unterricht eingeprägt werden. Er ist nicht für die Lektüre der Kinder bestimmt, soll vielmehr dem Lehrer als Wegweiser dienen und die Möglichkeit gewähren, daß durch Krankheit ꝛc. Versäumtes im häuslichen Unterricht nachgeholt werden kann. Der zweite giebt in kleinem Druck (für den Lehrer) die Erzählungen, in fettem Druck die Normalsätze für den Schreib- und Leseunterricht. Von hier ab ist das Buch für den Gebrauch der Schüler bestimmt.

Der dritte Kurs umfaßt zusammenhängende Lesestücke nur in Druckschrift. Hier sind Abbildungen nicht wünschenswert. Erzählungen sind hier empfehlenswerter als Beschreibungen. Moralisierendes ist zu vermeiden. Angaben der Bedeutung in russischer Sprache enthält das Buch nicht, doch bietet es am Schluß ein deutsches Wörterverzeichnis."

In der St. Petri-Pauli-Töchterschule wird der deutsche Unterricht in derselben Weise und in demselben Umfange betrieben wie an der Knabenanstalt. Die Stunden sind dort folgendermaßen verteilt:

Vorbereitungsklassen: 1.	2.	I.	II.	III	IV.	V.	VI.	VII.
6	6	5	5	4	4	4	4	3

In der unteren Vorbereitungsklasse wird die Schlimbachsche Fibel, in der oberen Hansens Lesebuch II, in den Klassen I—VII Wirths Lesebuch für Töchterschulen I—VI gebraucht.

Die Nibelungenstrophe und die Gudrunstrophe.

Von **Oskar Brenner** in München.

Der fruchtbare Hinweis auf den Bau unserer Volkslieder und Kinderreime durch Stolte, Sievers, Hildebrand u. a. bringt mehr und mehr Klarheit in die Auffassung unserer alten deutschen Rhythmen. Da in vielen Lehrbüchern noch gar zu oberflächliche Angaben über diese letzteren zu finden sind, habe ich es mir zum Ziel gesetzt, hier gerade an der Hand unserer volksmäßigen Reimverse die beiden wichtigsten epischen Strophenformen genauer zu beleuchten.

Man findet meist für die Nibelungen den Grundriß gegeben:

V. 1—3 ´ ´ ´ ⌣ | ´ ´ ´
V. 4 ´ ´ ´ ⌣ | ´ ´ ´ ´

Suchen wir die gleichen Versarten in dem erwähnten Kreis von Dichtungen, so bieten sich für die Halbzeilen sehr viele Beispiele. So gleich das von R. Hildebrand angeführte: bauer baue kessel, dann

ringle ringle reia oder maiekäfer flieg | dei˜ vater is in krieg für ´ ´ ´ ⏑ und ´ ´ ´; die Fortsetzung des Maikäferliedes: dei˜ mutter is in pommerland, pommerland is abgebrannt für ´ ´ ´ ´. Giebt man auf die Vortragsweise der Kinder genau Obacht, so bemerkt man, wie R. Hildebrand in dieser Zeitschrift 3, S. 7flg. so trefflich auseinandergesetzt hat, bald, daß die obige Tonbezeichnung nicht recht dazu stimmen will. Es sind nicht drei oder vier gleichwertige Hebungen im Verse, sondern nur zwei, nämlich die erste und dritte, während die zweite und vierte schwächer sind, nämlich:

˝ ´ ˝ ´
pommerland ist abgebrannt,

ebenso aber auch

˝ ´ ˝ ´
backe backe kuchen
ringle ringle rei-a
maie käfer flieg
oder ball mal i ha-ber (Kärnthner Liedanfang),

d. h. wenn man zwischen den zwei Haupthebungen eine Nebenhebung gelten läßt, dann muß man auch eine nach der zweiten Haupthebung stehende Silbe als solche bezeichnen. Im Vortrag wird kuchen, reia, haber bedeutend länger gesprochen als backe, ringle oder mal i. Wenn wir den Vers in Füße abteilen, dann füllen ku-, rei-, ha- einen ganzen Fuß, -chen, -a, -ber bilden die Hebungen des unvollständigen letzten Fußes. Nicht immer aber sind Haupt- und Nebenaccente zu unterscheiden. In einem in Bayern weit verbreiteten Kinderspiel heißen bei richtigem Raten die Schlußverse:

hastus erraten ⏑́⏑́ ⏑́ ⏑ ⏑́⏑́ ⏑́
kriegst an schweinebraten ⏑́⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́⏑́ ⏑́,

bei verfehltem aber:

hättstu lieber (vier) geraten ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑
kriegestu an schweinebraten ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑.

Beispiele für diesen eintönigeren Rhythmus sind ferner etwa

eins zwei drei ⏑́ ⏑́ ⏑́ [1])
hicke hacke hei ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́

oder

ist der herr in'n garten ganga ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑
wie viel vögeli hat er g'fanga ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ u. s. f.

Sehen wir uns nun hierauf die Nibelungenstrophen an, so giebt es allerdings eine Anzahl von Versen, die ebenso gut, ja einige

1) Siehe auch Hildebrands Beispiele a. a. O. S. 17, deren erstes 13 gleichwertige Hebungen zu enthalten scheint.

die besser mit drei gleichen als mit zwei Haupthebungen zu lesen sind, z. B.

daz in allen landen
von vil hôhem ellen
soltu immer herzenliche u. s. f.,

aber bei der Mehrzahl ist der zweigipfelige Rhythmus ganz klar, so in den Versen

von weinen unde klagen
Kriemhilt geheizen
Ir plâgen drî künege
edel unde rîch
Gunther unde Gêrnôt
ein wætlicher degen
diu frouwe was ir swester u. s. w.

Nur in der achten Halbzeile scheint sich diese Vortragsweise nicht durchführen zu lassen; man versuche sie bei Versen wie:

vil verliesen den lîp
sît in Etzelen lant
leider nimmer geschehen
diu was ze Santen genant
diu vil wætlichen wîp
den sînen wætlichen lîp u. s. f. u. s. f.

man wird bei ihr dem natürlichen Rhythmus Gewalt anthun müssen, und bei den Versen, die zweigipfeligen Rhythmus besser vertragen, wie:

in vremeden rîchen wol bekant
sint mir lange wol bekant
wie ez umb Kriemhilde stât u. a.

ist er aus dem Grunde unzulässig, weil die Reimsilbe dann den Nebenton bekäme, während sie in den entsprechenden dritten Zeilen den Hauptton hat, z. B. in

sîn ellenhaftiu hant

so daß also die durch den Reim gebundenen Silben verschieden betont wären. Eben diese Erwägung giebt uns nun aber einen Fingerzeig zur richtigen Abteilung: der Haupthebung geht in der letzten Halbzeile eine Nebenhebung voraus, nämlich so, daß wir lesen müssen:

vil ver | liesen den | lîp

diu | was ze | Santen ge | nant

Da die Nebenhebung vor der Haupthebung noch weniger stark hervortritt als nach ihr, so ist es vielleicht nicht nötig, ihr, wie oben

geschah, eine bestimmte Stelle anzuweisen, wenn drei Silben vor jener stehen, man könnte in dem obigen Beispiele auch

diú was ze | oder
diu was ze |

schreiben. Man lese eine größere Zahl von Strophen nach meiner Anweisung und man wird erkennen, daß nur so die sinngemäße Verteilung der Accente erreicht wird. Auch in unseren Volksliedern und Kinderversen sehen wir den zwei- bis dreisilbigen Vorschlag als besonderes Kunstmittel häufig verwendet. Neben Versen, die unseren Halbzeilen entsprechen (s. o.), haben wir nämlich auch ganze Zeilen, wie V. 1—3 und auch solche, wie V. 4 der Nibelungenstrophe. Beispiele (Kärnthner Liedchen):

Ball mal i haber und ball mal i boan = Nib. 1—3
–̋ –́ ⏑ | –̋ ⏑́ – | ˝ –́ ⏑ | –̋
wenn's mülile recht geat, tarfs ka raffarle toan = Nib. 4
·– | –̋ ⏑́ ⏑ | –̋ ÷ ‖ –́ – | –̋ –́ ⏑ | –̋

Der Gesamteindruck dieser Verse ist ein anderer als beim Nibelungenvers, weil, dem lyrischen Inhalt entsprechend, durch regelmäßige Unterdrückung der Senkungen an bestimmten Stellen ein lebendigerer Rhythmus erzeugt wird. Dazu kommt bei anderen Liedchen der Art, daß auch der vorletzten Halbzeile oder allen ein Vorschlag vorausgeht, z. B.:

Hat mis | diendl varlassn ‖ wia | ladig bin i'
Wêr a | weibl aufnemen ‖ das wert | trauern für mi'. Kärnth.

Ein Lied aus Vorarlberg in vollständigen Nibelungenstrophen[1]) liegt mir vor in Frommanns D. Mundarten 3, S. 394 flg.; eine Strophe mag hier Platz finden:

Hon oft scho g'hört sæga und ist ô' gwiss wôr
Wêr gâr zu verwega kunt um i d'r g'fôr;
J hommer 's scho förgnô i schlüss zor nacht zua,
s würd niemet ze miar kô wenn i selber net of thua.

Mit dem Ausgang vergleiche etwa „bôt man êren da genuoc" Nib. 38. Ist die Lesung der Nibelungenverse mit Haupthebungen richtig und ich glaube, bei aufmerksamem Durchprobieren wird man sie bei den meisten[2]) Versen für richtig anerkennen müssen, dann ist der Grundriß

1) aber mit Binnenreim, der ja auch dem Nibelungenlied nicht ganz fremd ist. Weitere nhd. Nibelungenstrophen s. in dem schönen Buche von A. Hartmann „Weihnachtslied und Weihnachtspiel in Oberbayern" S. 47.

2) Die übrigen zeigen geringe Härten, wie sie bei jedem längeren Gedicht vorkommen. Unsere Volkslieder zeigen sehr oft Verstöße gegen die natürliche Betonung.

der Strophe folgender (wobei × für Silben gebraucht ist, deren Quantität gleichgiltig für den Vers ist, — für über das gewöhnliche Maß gedehnte Längen):

V. 1—3 (×) | × × × × | — ×‖(×) | × × × × | ×
V. 4 (×) | × × × × | — ×‖(×) | × × | ×× × × | ×

V. 1—3 sind nach lateinisch-griechischer Messung katalektische trochaische Tetrameter mit einer festen Cäsur in der zweiten Dipodie; nach der Cäsur kann eine Pause von einer More folgen; V. 4 stellt einen hyperkatalektischen Tetrameter oder katalektischen Pentameter dar; hier fällt eine Pause von zwei bis drei Moren an den Schluß der zweiten und den Anfang der dritten Dipodie. Beim Aufsagen der letzten Zeile mag die Pause sich etwas verkürzt haben; sie diente samt den zunächst folgenden schwachbetonten Silben nur dazu, die folgende Haupthebung besonders hervortreten zu lassen. Daß die Silben vor und hinter der Cäsur einen Takt gebildet hätten, ist mit Rücksicht auf die Häufung von Silben gerade an der Cäsurstelle, wo doch sonst Pause natürlich ist, abzuweisen. Takte, wie „Gunther vil manegen, degenen ze kleiden, degenen ir sult ir, sorge mugot ir wol, landen des sult ir" wären zu lang.

In der Fortbildung der Nibelungenverse im heutigen Volksliede sind die Nebenhebungen meist so herabgesunken, daß, wie bei unserem Vorschlag nach der Cäsur, es schwer ist, sie bestimmt hervortreten zu lassen. Deshalb ist die Übereinstimmung der heutigen Verse mit den alten so vielfach und lange verkannt worden und dachte man wohl bei Versen wie:

Buko von Halwerstadt
Brenk doch uesem Kinde wat

oder

Reuter zu Pferd
Blank von Schwert

zumeist an Daktylen und stellvertretende Spondeen.

Darf nun, was wir für die Nibelungenstrophe fanden, mit einer kleinen Änderung auch auf die Gudrunstrophe angewendet werden? Man versuche ein Dutzend Strophen aus der Gudrun mit Haupt- und Nebenhebungen zu lesen wie die Nibelungenverse und man wird sehr bald einsehen: es geht nicht, die natürliche Wortbetonung sträubt sich immer wieder dagegen. Giebt es aber hier grundsätzlich nur einerlei Art von Vershebungen, dann kann der klingende Versausgang nur eine Hebung tragen, sonst müßte die letzte Silbe der klingend ausgehenden Halbverse der vorausgehenden an Tonstärke gleich sein, müßte also vindén schildé, einér gelesen werden; an so in die Ohren fallenden Stellen, wie vor der Cäsur und im Reim hat man aber doch kaum so unnatür-

liche Betonung geflissentlich geschaffen. Auch würde, wenn man die klingenden Reime auf zwei Füße verteilte und die ersten Halbverse mit vier Hebungen ansetzte, die letzte Zeile unverhältnismäßig lang, nämlich 4 Füße + Pause + 6 Füße. Der Grundriß ist also hier:

V. 1 u. 2 ´ ´ ´ ◡ | ´ ´ ´
V. 3 ´ ´ ´ ◡ | ´ ´ ´ ◡
V. 4 ´ ´ ´ ◡ | ´ ´ ´ ´ ´ ´ ◡

Sehen wir uns unter den volkstümlichen Liedern der Gegenwart nach einem Seitenstück zur Gudrunstrophe um, so werden wir kaum ein ganz entsprechendes finden, wohl aber Verse, die einzelnen Zeilen oder Halbzeilen gleichen. So z. B. außer den oben S. 127 angeführten, die plattdeutschen

Van use olen Tuhnschen kopt wi de Nöt alltied

oder

Op ener grenen Wese da satt en Mäken fin

oder vielleicht auch die mitteldeutschen, weit verbreiteten

Enser Bruder Malcher = 1 a
wolt a reitter warda

ebenso V. 5 die Mutter nahm die wasserkann = 3 b.

Aber die Zahl solcher Verse ist im Vergleich zu den dipodischen sehr gering, zumal in Oberdeutschland. Das ist wohl nicht zufällig. Die Gudrun ist auf anderem Boden erwachsen als die Nibelungen, sie schloß sich nicht an die lebendige Volksdichtung an. Die Abweichung von dem Nibelungenversmaß beruht auf einer tiefgehenden Verschiedenheit des Rhythmus, nicht bloß auf dem Unterschied der Silbenzahl. Während sogar das rein höfische Epos die Vortragsweise des Volkes voraussetzt, müssen wir uns die Gudrun deklamiert denken.

Einige Worte zu meiner Übertragung des Nibelungenliedes.

Von **Gustav Legerlotz** in Salzwedel.

In die „Sammlung deutscher Schulausgaben“, welche die Firma Velhagen und Klasing seit kurzem herausgiebt, ist auch eine auszügliche Übertragung des Nibelungenliedes von mir aufgenommen worden, die eben jetzt zur Versendung gelangt. Bei dem Gegenstand und dem Ziele des Büchleins darf ich die Hoffnung hegen, daß die öffentliche Kritik es nicht ganz unbeachtet lassen werde; vielleicht trägt auch der Name des Übersetzers insofern noch einiges dazu bei, als dieser und jener von ihm wissen mag, daß er sich mit der Theorie und Praxis der Übersetzungskunst schon seit längeren Jahren beschäftigt hat.

Gern hätt' ich in einem Vorwort dargelegt, nach welchen Gesichtspunkten ich die Auswahl getroffen, Vers und Sprache behandelt habe,

Google

und dergleichen mehr. Doch der rein schulmäßige Zuschnitt des Buches verbot eine solche Beigabe und veranlaßte mich, das Wort mir in einer Fachzeitschrift zu erbitten. Selbstverständlich soll durch meine Bemerkungen der Kritik ganz und gar nicht vorgegriffen werden; vielmehr kann ihr nur damit gedient sein, wenn ihrer Prüfung auch die Grundsätze selber unterbreitet werden, welche die Ausführung geleitet haben. Lieb wäre mir's freilich, weil es für beide Teile ersprießlich sein dürfte, wenn die Kritik vor Beurteilung des jetzigen Werkchens sich die Mühe geben wollte, in meine Übersetzungstheorie überhaupt einen Blick zu thun, wie ich sie in den Einleitungen zu meinen früheren Büchern (Aus guten Stunden, Dichtungen und Nachdichtungen — Robert Burns' Gedichte in Auswahl, deutsch) und in einem längeren Aufsatze der Berliner Philolog. Wochenschr. 1888 entwickelt habe.

Daß ich bis auf geringe Abweichungen Zarnckes Ausgabe der Handschrift C zu grunde gelegt, sieht jeder Kundige sofort; die Begründung im ganzen und einzelnen verspar' ich mir wohl besser bis zum Abschluß der Übertragung der Gesamtdichtung, die nebst einem schulmäßigen Kommentar bereits unter der Feder ist.

Was in dem Auszuge geboten wird, dürfte sachlich kaum viel Beanstandung finden; von dem Fehlenden hingegen mag das eine oder andere manchem Beurteiler wünschenswert, ja unentbehrlich erscheinen. Ausgeschieden sind aus sittlich pädagogischen Erwägungen die bewußten zwei Abschnitte: die Brautnachtscene und der darauf bezügliche Streit der Königinnen; sollte es wirklich Engherzigkeit sein, derartiges unserer Jugend männlichen und weiblichen Geschlechtes — denn mit beiden möchte das Büchlein rechnen — vorzuenthalten? — Teils ausgeschieden, teils verkürzt sind breite und sich wiederholende, für den heutigen Leser, zumal den jugendlichen, ermüdende Schilderungen von Festlichkeiten, Waffen, Gewändern und dergl. Doch durfte diese Einschränkung nicht so weit gehen, daß der Jugend dadurch unmöglich gemacht wäre, sich eine Anschauung auch von dieser Seite des mittelalterlichen Lebens zu bilden, die in der Einleitungsstrophe ausdrücklich als ein besonderer Gegenstand der Gesamtdichtung angekündigt wird. — Bei einigen anderen Stellen, die für das Verständnis des Ganzen notwendig waren und aus diesem Grunde inhaltlich durch Prosaanhänge wiedergegeben sind, hab' ich bei der Ausscheidung selber Entsagung üben müssen. Durch Hinzunahme von fünf Abenteuern hätte sich eine Nachdichtung schaffen lassen, die bis auf eine Stelle ohne verbindenden Prosatext in sich verständlich und abgerundet gewesen wäre. Hier mußte mit buchhändlerischen Erwägungen, die ja doch auch schwer in die Wagschale fallen, gerechnet werden. Für eine etwaige spätere Auflage wird sich

über diesen Punkt vielleicht mit der Kritik reden und eine allgemeine Verständigung herbeiführen lassen. Ich denke, man wird aber auch in der gegenwärtigen Kürzung und den Beigaben nicht verkennen, wie der Übersetzer bemüht gewesen, den Aufriß des Ganzen, die Weiterentwickelung der Handlung plastisch herauszuarbeiten.

Von den Ausscheidungen abgesehen hab' ich mich auch bei dieser Nachdichtung einer möglichsten Treue in Sinn und Ton befleißigt, die aber ganz gewiß nicht dadurch erzielt wird, daß man die altdeutschen Wörter einfach in neudeutsche Schreibung umsetzt. Es giebt noch eine höhere Treue, die nur dem Silbenstecher als eine geringere erscheint. Ich verweise auf meine oben angeführten früheren Darlegungen.

Goethe hat in Iphigenie, Tasso und anderen Dichtungen das reinste Schriftdeutsch seiner Zeit angewandt, in gewissen Teilen des Faust hingegen sowie im Götz, in Hans Sachsens poetischer Sendung, in der Legende vom Hufeisen u. s. w. seiner Sprache durch mancherlei Mittel der Wortstellung und durch besondere Wort- und Formenwahl einen leisen Anhauch volksmäßiger, treuherziger Altertümlichkeit gegeben. Wer Dichtungen wie Ilias und Odyssee, Nibelungen und Gudrun für den heutigen Leser nachschaffen will, wird gut thun sich ähnlicher Darstellungsmittel zu bedienen. Möchten die homerischen Dichtungen und unsere mittelalterlichen Volksepen in ihrer Entstehungszeit auch noch so „modern" gewesen sein, für uns Spätgeborene besitzen sie einen altertümlich ehrwürdigen Rost. Das heutige Kunstgewerbe, wo es antike Vasen und anderes nachbildet, giebt seinen Nachschöpfungen gern auch jene Patina, welche den Vorbildern nicht von vornherein zu eigen gewesen, sondern ihnen erst im Laufe der Jahrhunderte zugewachsen ist. Von der Sprache des Nibelungenliedes wird überdies zugegeben werden müssen, daß sie in den vorliegenden Gestaltungen wirklich manche Altertümlichkeiten besitze. Der poetische Takt, nicht Klügelei wird den Übersetzer auch bei dieser Seite seiner Aufgabe zu leiten haben. Vertrautheit mit der Sprache der Bibel, des Kirchen- und Volksliedes, der Legenden- und Parabeldichtung wird ihm gute Dienste leisten. Und Uhland nicht zu vergessen! Auch hab' ich bei all meiner Übersetzerthätigkeit, namentlich auch bei meiner Burns-Übertragung, nach dem Rate unseres Dr. Martin Luther „die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte" und — wenn auch nicht eben häufig „in der Schenke" — so doch bei der Handarbeit fleißig belauscht und „denselben aufs Maul gesehen, wie sie reden."

Vor dem Versmaß echter und rechter Dichtungen aus Altertum, Mittelalter und Neuzeit, aus Morgen- und Abendland hab' ich zu allen Zeiten große Hochachtung besessen und bin nur aus ganz zwingenden

Gründen davon abgewichen. Die alte Nibelungenstrophe ganz aufzugeben sah ich gar keine Nötigung. Nicht nur, daß ich sie für eines der schönsten Maße der ganzen Weltlitteratur halte, sondern sie hat auch eine unerschütterliche Lebenskraft bewiesen, indem sie in verschiedenen Abarten noch jetzt in unserer Balladen- und Liederdichtung den weitesten Boden einnimmt. Es reicht aus, einige Beispiele aus Uhland herauszugreifen: Des Sängers Fluch, in vier Langzeilen – Der Schenk von Limburg, in acht Kurzzeilen — Die Vätergruft, mit Halbierung der Strophe. Und Der blinde König, König Karls Meerfahrt, Harald, Die Nonne, Der gute Kamerad, Vom treuen Walther, Des Goldschmieds Töchterlein und noch andere sind auch nur Umgestaltungen der alten Nibelungenstrophe. — Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß diese Strophe in der heute vorherrschenden Gestalt mit ihrem gleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, ihrem ausschließlich jambischen Rhythmus und dem völlig gleichen Umfang für alle vier Zeilen bei einer längeren Dichtung leicht ermüdend wirken kann. Uhlands Graf Eberhard der Rauschebart dürfte schon bis an die äußerste Grenze streifen. Aber der Nibelungenübersetzer hat ganz gewiß das Recht, ja ich denke als Nachdichter sogar die Pflicht, die Strophenform des Originals so treu wiederzugeben, als ihm die Natur der neuhochdeutschen Schriftsprache und Verskunst irgend gestattet. Nun wüßt' ich doch nicht, was in beiden uns hindern könnte, der zweiten Hälfte der vierten Langzeile vier Hebungen zu belassen und ab und zu auch einer der Vorderhälften denselben Umfang zu verleihen. Auch das ist ausführbar, die Vershälften gelegentlich mit einem zweisilbigen Auftakt anzuheben und dadurch etwas von anapästischem Gang in die Zeile zu bringen. Umgekehrt hat auch die Unterdrückung des Auftaktes in beiden Versgliedern und die Herbeiführung eines trochäischen Tonfalles im Wechsel mit jambischem an und für sich gar keine Schwierigkeit. Aber eins ist hierbei allerdings zu erwägen: daß in unserer heutigen Verskunst ein solcher Wechsel zu Anfang der Zeilen nicht eben häufig ist — am meisten macht noch der sogenannte Knittelvers davon Gebrauch; auch mag an die Kirchenlieder „Wachet auf! ruft uns die Stimme" und „Mitten wir im Leben sind" erinnert werden — und daß unser Ohr sich allzusehr an den gleichförmigen Singsang gewöhnt hat. Gewisse Vorsichtsmaßregeln, von denen der unbefangene, unmittelbar genießende Leser gar nichts ahnt, sind also nötig. Man beginne bei trochäischem Gang mit einer möglichst stark betonten Silbe und lasse eine solche folgen, die an Tongewicht der ersteren merklich nachsteht; bei anapästischem Anhub werden die beiden ersten Silben thunlichst schwache sein müssen, weil sie sonst leicht trochäisch oder jambisch gelesen werden; der plötzliche Übergang von jambischem zu anapästischem Versanfang in

zwei benachbarten Zeilen ist im allgemeinen zu meiden und die Vermittlung eines jambischen Auftaktes in Anspruch zu nehmen. Hier und da mag ich in der Ausführung hinter meinen eigenen Leitsätzen zurückgeblieben sein; im allgemeinen dürfte aber der Rhythmenwechsel meiner Verse den naiven Leser weit weniger zum Straucheln veranlassen, als die Verse des Originals oder die Knittelverse Goethes und Schillers im Faust und in Wallensteins Lager es thun. — So weit kann also der Nibelungenübersetzer der Versform der Urdichtung treu bleiben; in einem anderen Punkte muß er von ihr abgehen. Die Unterdrückung der Senkung, so daß zwei, ja auch noch mehr Hebungen unmittelbar zusammenprallen, ist uns zwar auch heute noch nicht ganz fremd: das Volslied hat bis in unsere Tage diese metrische Eigenheit mehrfach gewahrt; Luthers „Ein feste Burg" desgleichen; unsere kunstmäßige Dichtung aber hat doch nur wenig davon gerettet. Neudeutsche Verse mit dieser Eigentümlichkeit sind daher der Gefahr einer falschen Betonung ganz besonders ausgesetzt, wenn nicht, wie eben beim Volks- und Kirchenliede, die Melodie zu Hilfe kommt. Ich möchte wohl wissen, wie viele Leser Simrocks Nibelungenstrophen metrisch richtig betonen, zumal er bei vielen Wörtern auch noch altdeutsche Wortbetonung angewandt wissen will. Freilich, die einfache Beseitigung dieser Eigenart altdeutscher Verskunst durch regelmäßigen Einschub einer Senkung muß der Übersetzung ein gutes Teil von der herben Kraft, der reichen Abwechselung und der Tonmalerei des Originals rauben. Doch die beiden letzten Vorzüge lassen sich auf einem anderen Wege wieder erreichen. Die Senkung zwischen zwei Hebungen, wenn sie überhaupt vorhanden ist, kann in der alten Dichtung nur einsilbig, niemals mehrsilbig sein. So eng gebunden ist unsere jetzige Verskunst nicht; und gerade die modernen Gestaltungen der Nibelungenstrophe zeigen ein gewisses Streben zu freierer Beweglichkeit durch Mehrung der unbetonten Silben. Man nehme gleich die beiden ersten Verse von „Des Sängers Fluch". Diesem Wink, mein' ich, sollte der Nibelungenübersetzer folgen; er tritt dadurch mitten in eine lebenskräftige, volksmäßige Fortentwickelung deutscher Verskunst hinein. Man schreibe in Uhlands „Vätergruft", „Schloß am Meer" und ähnlichen die Kurzzeilen als Langzeilen und gebe der vierten Langzeile in ihrer zweiten Hälfte eine Hebung mehr, und man hat im wesentlichen die Strophenform, die nach meiner Meinung zur Nachbildung des mittelalterlichen Maßes verwandt werden müßte:

Hast du das Schloß gesehen, das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen die Wolken drüber her.
Es möchte sich niederneigen in die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen in der Abendwolke Glut. —

Sahest du oben gehen den König und sein Gemahl?
Der roten Mäntel Wehen, der goldnen Kronen Strahl?
Führten sie nicht mit Wonne eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne, strahlend im goldnen Haar?

Natürlich will ich damit nicht auch die Durchführung des Binnenreimes und eine so häufige Anwendung gleitender Versfüße empfohlen haben; dadurch würde die Strophe für ein so strenges Epos von diesem Umfang etwas zu Lyrisches und Weiches bekommen. Das Maß muß auch hier vom poetischen Takte bestimmt werden. — Übrigens braucht die Unterdrückung einer Senkung nicht ganz und gar gemieden zu werden; ja sie kann es vielleicht nicht einmal: gewisse Wörter wie Tarnkappe, Markgräfin sind nicht einfach über Bord zu werfen. Und an vereinzelten Stellen, wo namentlich die Interpunktion das Wagnis erleichtert, kann mit dieser Versmessung eine schöne malerische Wirkung erzielt werden. — Ich hatte gelegentlich die eine oder andere Ballade gefunden, welche die Nibelungenstrophe in der von mir empfohlenen Gestaltung angewandt hat. Nach Abschluß meiner Arbeit nahm ich mit einer gewissen Genugthuung wahr, daß einer der genialsten und formsichersten Dichter der Neuzeit sie thatsächlich auch in einer etwas umfangreicheren Dichtung zur Anwendung gebracht hat: Robert Hamerling, dessen „Schwanenlied der Romantik“ in fünfter Auflage mir von der Buchhandlung zur Ansicht übersandt ward. Hier zwei Strophen aus Abschnitt XXIV.:

Am fernen Zeitausgang sah ich ein Paradies
In gold'nem Scheine stehen. Ein Dichterwort verhieß
Es mir, und Völkersage. Fromm und glaubensvoll
Dacht' ich des gold'nen Alters, dem neu erblüh'n die Vorwelt soll.

So schwanden hold in Träumen die rauhen Tage hin,
Paradiesesbilder blühten in meinem Sinn,
Und frohbegeistert sang ich in Tönen mild und weich
Vom tagenden Morgenrote, von ew'ger Schöne künft'gem Reich.

Meine Behandlung der Strophe ist darin sogar noch etwas mannigfaltiger, daß ich auch von zweisilbigem Auftakt in beiden Vershälften und von einer vierten Hebung in der ersten gelegentlich Gebrauch mache, worauf Hamerling, soweit ich sehe, ganz verzichtet hat. — Die volle rhythmische Kraft der alten Nibelungenstrophe kann freilich keine neudeutsche Strophenform erreichen; hier muß der Ausdruck, der Lautkörper, die Behandlung des Reimes manches ersetzen.

Das Nibelungenlied kennt am Ende der Langzeilen nur stumpfen Reim; scheinbar klingende Reime wie klagen sagen, leben geben, riten siten, komen vernomen, frumen kumen sind bekanntlich mit Silbenver-

schleifung zu lesen und gelten als einsilbige. Schon die gewöhnliche Treue gegen das Original sollte zur Beibehaltung eines ausschließlich männlichen Endreimes führen. Durch Zulassung auch weiblicher Endreime würde die strenge, trotzige Kraft des Originals gar noch in einem zweiten Punkte geschädigt werden, während durch markige Gestaltung des stumpfen Reimes von der rhythmischen Einbuße manches wett gemacht werden könnte. Man sehe sich Bürgers „Lied vom braven Manne" auf Reimbehandlung einmal an. Das gelingt freilich nur einem Formgenie, wie er es war. Aber das Ziel sollte ein Nachschöpfer der Nibelungen sich setzen. Die Schwierigkeit der Arbeit wird dadurch allerdings beinahe verdoppelt. Es kostet viel Überwindung, die schönsten Reime, die sich ganz von selber darbieten, bloß deshalb abzulehnen, weil sie im Neudeutschen nicht mehr verschleift werden können. — Der Reim der alten Dichtung ist kein tadelfreier; die Verschiedenheit der Vokallänge ist nicht immer von ihr beachtet; ja mehrfach begnügt sie sich mit bloßer Assonanz. Ich habe hier, wie überhaupt in allen meinen Nachdichtungen, die volle Strenge der Forderungen unserer heutigen deutschen Reimkunst walten lassen. Daß bei uns die Aussprache, nicht die Schreibung die Entscheidung giebt, sollte eigentlich bekannt sein, zumal solchen, die sich zu Kritikern von Dichtungen aufwerfen. Aber ich habe selbst in angesehenen Blättern gelegentlich wunderbare Urteile über diesen Punkt gelesen. Ein Blick in jede mittelhochdeutsche Dichtung wäre da sehr empfehlenswert; man könnte schon in wenigen Minuten lernen, wie die ältere Schreibung die thatsächliche Aussprache auslautender Medien genauer als die heutige wiedergiebt: wint kint, golt holt, genant lant, der tôt nôt, truoc genuoc, lanc danc, getwerc (Zwerg) werc, wîp lîp, grap gap.

Ob ich nun bei Befolgung dieser Grundsätze etwas Lesbares und von dichterischem Hauch Durchwehtes erzielt habe, mag die Kritik entscheiden. Wenn sie dies bejahen kann, so heg' ich den Wunsch, die Arbeit, die ich als eine redliche bezeichnen darf, möchte auch ihrerseits dazu mit beitragen, daß eins der herrlichsten Vermächtnisse unserer Ahnen von der deutschen Schule, vielleicht auch dem deutschen Hause so recht erworben werde.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Die Weltanschauung Goethes in Herrmann und Dorothea.

Von Chr. Semler in Dresden.

> Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden. Goethe.

Wie die Bilder des Familienlebens in der Odyssee durch den Hintergrund des trojanischen Krieges in das Heldenzeitalter erhoben werden, so gewinnen auch in Herrmann und Dorothea die Vorgänge halb ländlichen, halb kleinstädtischen Lebens durch die Revolution und die Kriege mit Frankreich an Bedeutung. Der Dichter hatte den Feldzug in der Champagne selbst mitgemacht und nahm hier Eindrücke auf, die er in Herrmann und Dorothea so meisterhaft verwertete, wie Schiller in Wallensteins Lager seine Erlebnisse als Wundarzt bei den Soldaten.

Das Zeitalter der Spießbürger, über die sich Werther so ereiferte, und über welche sich der Wachtmeister und die Jäger in Schillers Lager so stolz hinwegsetzen, tritt langsam zurück. Leise und doch wohl vernehmbar zieht durch die kleinbürgerliche Welt in Herrmann und Dorothea ein höherer Klang. Diese Auffassung Goethes ist um so bemerkenswerter, als er in seinem Buche Die Campagne in Frankreich die deutschen Kleinstädter kurzweg absurd nannte. Wonach sich Werther einst so schmerzlich gesehnt hatte, nach der Poesie einfachen Thuns, nach den Homerischen Menschen und ihrer naturgemäßen Thätigkeit, das sehen wir jetzt in gewinnender Form in diesem schönen Gedichte. Jeden Augenblick glauben wir Bilder aus der Ilias und Odyssee vor uns zu sehen. Sie verraten den angebornen epischen Sinn des Dichters, mit dem er schon als Leipziger Student die Schusterstube seines Hauswirtes in Dresden ansah, mit dem er später in Neapel die Beschäftigungen des Volkes und der Kinder belauscht, oder in dem Feldzug in der Champagne dem Zerlegen eines Schweines, dem Kochen und Wurstmachen zusieht, oder auf der Heerstraße die drängende Eile der Wagen, des Geschützes und der Truppen bis in die Einzelheiten verfolgt. Ein Nachahmer Homers war er, unbedeutende Stellen abgerechnet, nicht; er hatte in Natur und Leben scharf genug sich umgesehen und verstand es, das Geschaute im Gedächtnis fest zu halten, zu gestalten und in fesselnder Erzählung, wie die Homerischen Sänger, aber aus dem Stegreif vorzutragen.

Solche Darstellungen einfachen Thuns, wie wir sie oben andeuteten, sind z. B. die ganz kurze und doch so ungemein anschauliche Schilderung der im Dorfe rastenden flüchtigen Gemeinde; wie die Männer

das Vieh und die Wagen besorgen, die Weiber auf allen Hecken Wäsche trocknen und die Kinder sich mit dem Plätschern im Bache belustigen. Ferner der Vorgang in der Scheune, wo Dorothea das Mineralwasser, das sie an dem Brunnen unter den Linden geholt hatte, herumreicht. Mit derselben Kürze und Schärfe entwirft er oft in einer oder in ein paar Zeilen ein Naturbild, das sich uns sofort unvergeßlich einprägt und den malerischen Blick des Dichters kundthut, wie eine kleine Gemme die plastische Gestaltungskraft der Griechen zur Geltung bringt. Ich erwähne nur das Kornfeld, welches mit Recht wiederholt uns vorgeführt wird, da am nächsten Tage die für den Landmann so entscheidende Ernte beginnen soll. Die Mutter:

Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen.

Sie freute:

Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.

Herrmann und Dorothea gehen:

Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend.

Wenn irgendwo in der Poesie, so wird in Herrmann und Dorothea die Feldarbeit, trotzdem sie im Schweiße des Angesichts geschehen muß, verherrlicht. Ein Landwirt muß selbst Hand anlegen können, und wenn es auch nur wäre, um den Arbeitern zu zeigen, wie etwas besser zu machen sei. Hierzu war Werther nicht imstande, wenn er auch Sehnsucht danach hatte, um auf diese Weise aus der Hamletstimmung herauszukommen. Faust und Wilhelm Meister gehen schließlich zur Landwirtschaft über; aber wir können sie uns dabei nicht recht vorstellen. Es fällt uns immer Eduard in den Wahlverwandtschaften ein und seine oberflächliche Art, dergleichen Dinge zu betreiben. Aber Herrmann, der seine feurigen Hengste selbst aufgezogen hat, trauen wir, wie dem Könige Odysseus, die volle Befähigung zu, Sense und Sichel zu führen und mit kundiger Hand den Pflug zu richten. Die Knechte werden Achtung vor ihm haben.

Herrmann ist völlig frei von dem einseitigen Streben Tassos und Wilhelm Meisters nach Selbstbildung. Doch hat seine Innerlichkeit, so harmlos sie auch erscheint, etwas von der Menschenscheu Tassos. Er ist empfindlich und verkehrt nicht gern mit der Außenwelt. Der Vater fürchtet nicht ganz mit Unrecht, er werde ein Ofenhocker werden, der dem Gemeindewesen keine Teilnahme schenke, und möchte ihn deshalb gern auf die Reise schicken, wozu Athene ja auch den Telemachos antreibt. Plötzlich wird nun das unverdorbene Gemüt des Jünglings von der Erscheinung des fremden Mädchens getroffen. Vielleicht aber wäre sie ihm

auf immer entschwunden, wenn er nicht bei der freudigen Erzählung von ihr im elterlichen Hause auf den Widerspruch gestoßen wäre, dessen schöpferische Kraft die Liebe zur Entfaltung bringt. Der Nachbar Apotheker nämlich will in diesen gefährlichen Zeiten, in denen jeder genug für sich selbst zu sorgen habe, nichts von der Ehe wissen. Da wird in Herrmann ein stolzes Selbstgefühl wach und der Gedanke, daß der Mensch nicht berufen sei, an sich allein zu denken. Das sittliche Ideal der Selbstverleugnung tritt ihm durch die Liebe, also auf naturgemäßem Wege, vor die Seele. Er sagt:

Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück wie im Unglück
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu teilen
Nicht verstehet und nicht dazu von Herzen bewegt wird?

Der über die plötzliche Beredsamkeit des Sohnes verblüffte, aber doch erfreute Vater empfiehlt ihm nun in aufdringlicher Weise eine der Kaufmannstöchter gegenüber; in jedem Fall will er eine reiche Schwiegertochter und eine, die das Klavier gehörig bearbeiten kann. Bei diesem Widerspruch des Vaters gegen des Sohnes eignes Fühlen blitzt das Bild der fremden Jungfrau in Herrmanns Seele auf, und er ist fest entschlossen, nur diese zur Frau zu nehmen. Die Liebe macht ihn selbständig und verleiht ihm den Mut, dem Vater gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten:

Es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft.

Der Dichter legt alsdann dem Pfarrer, der als echter Hausfreund die ganze Verantwortung auf sich nimmt und Herrmanns Charakter und Entschluß die volle Anerkennung zollt, die Worte in den Mund, welche die sittliche Macht der Liebe darlegen:

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Luther sicherte dem Menschen die Entwicklungsfähigkeit nur durch den Glauben zu; Goethe stellt sie durch den Widerspruch, die Anerkennung und durch die Liebe in Aussicht: ein Thema, welches er im Torquato Tasso so eingehend und so überzeugend behandelte.

Freude an den gesunden und schönen Gliedern und an den schwarzen Augen fesselte Herrmann an Dorothea, aber nicht minder ihre anstellige Tüchtigkeit und ihre Sorge für die Wöchnerin. Er hebt gerade das Letztere hervor, als er den Vater um die Fremde bittet:

Aus dem Lande getrieben, ihr eigenes Unglück vergessend,
Steht sie andern bei, ist ohne Hilfe noch hilfreich.

Dann erinnert er, erfüllt von wahrem Lebensvertrauen, den Vater daran, daß er vor zwanzig Jahren am Tage nach dem entsetz-

lichen Brande, unbeirrt durch das Unglück, doch auch den Mut gehabt habe, sich zu verloben:

Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, sowie ihr des Brandes euch freutet!

Wie das Schicksal segensreich wirken kann, indem es alles Große, das in der Menschenbrust verborgen liegt, an das Licht bringt, hatte Goethe bereits in der Iphigenie dargestellt. Aber nicht minder sehen wir es in Dorothea, die sich und die Mädchen durch den entschlossen geführten Todesstreich vor den Soldaten schützte, und die in der Fremde sich und andern zu helfen weiß. Dessenungeachtet ist sie kein Mannweib, sondern bei ihrem Mut und klaren Verstande ein kindliches und bescheidenes Mädchen, das ohne Zaudern bereit ist, sich dienend zu ernähren; das aber allerdings den gerechten Stolz besitzt, den Jüngling, den sie liebt, und wäre er auch reicher Eltern Sohn, durch ihre Tüchtigkeit zu verdienen. So weiß Dorothea, als das echte Geisteskind Goethes, dem Gedanken der Entwicklungsfähigkeit Geltung zu verschaffen. Die Pflichten ihres weiblichen Berufes kennt sie aber sehr wohl. Deshalb verlangt sie von einer Frau:

Daß ihr niemals die Nadel zu fein und die Arbeit zu klein dünkt;
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern.

In diesen schlichten Zeilen liegt das hohe sittliche Ideal Goethes ausgesprochen. Es lautet allerdings nicht „arbeite und bete", sondern: arbeite und lebe für andre. Diesen Inbegriff aller Tugenden sah Goethe zuerst in Lotte in Wetzlar veranschaulicht. Herrmann hat recht, wenn er, im Hinblick auf Dorothea, sagt:

Armut selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheinet das Mädchen und thätig, und so gehört ihr die Welt an.

In diesen wenigen Worten liegt eine ganze Weltanschauung und ein Geist der Versöhnung mit dem Leben, der uns anweht wie die Sprüche der Bergpredigt. Es ist kein Wunder, daß sich Herrmann, im Besitze solch' eines Weibes, zu männlicher Entschiedenheit, zum vaterländischen Bewußtsein und zum vollen Lebensvertrauen erhebt. Dorothea wird zugleich im Hause die letzten Spuren von Kleinstädterei verscheuchen durch den Adel ihrer Erscheinung und die Anmut ihres Benehmens. Was wohl die Kaufmannstöchter gegenüber sagen werden?

Wie die griechischen Statuen in Rom durch die Vollendung des Körperbaues und die edle Einfachheit der Gewandung Goethe verjüngten und sein Gemüt aufs neue mit der Welt in Einklang setzten, so wirkt

Dorothea auf den Leser. Bei ihrem ersten Anblick äußerte sich, mehr im Geiste eines griechischen Bildhauers als Luthers, der Pfarrer:

So ein vollkommener Körper gewiß bewahrt auch die Seele
Rein.

Beachtenswert ist es, wie Herrmann am Schluß des Gedichtes dem Gedanken der Vergänglichkeit, den Dorotheas erster Verlobter vor seinem Tode ausgesprochen hatte, entgegentritt. Dieser hatte beim Abschiede gesagt:

Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.

Aus der Rede Herrmanns, die das zuversichtliche Beharren ausdrückt, heben wir zunächst die eine Zeile heraus:

Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Der erste Verlobte Dorotheas hatte gesagt, alle Güter seien trüglich. Herrmann dagegen betont, er wolle mit Dorothea festhalten „der schönen Güter Besitztum." Wir gedenken hierbei der Worte des Alphons im Tasso:

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Wert
Der holden Güter dieses Lebens schätzen.

Das Gut erscheint in Herrmann und Dorothea, ähnlich wie bei Homer, als etwas Gutes, das mit dem Sittlichen verwachsen ist. Diese Homerische Weltanschauung, welche Goethe teilt, ist zugleich die naturgemäße und gesund volkstümliche. Das Neue Testament schätzt das Gut gering, weil es sich hauptsächlich an die Armen wendet und sein Reich nicht von dieser Welt ist.

Goethe, den das politische Leben mit seinen oft so häßlichen Parteikämpfen mehr abstieß als anzog, ist selbst mit seinem schönen Gedichte emporgewachsen. Er läßt den Richter das Privatleben und das weltgeschichtliche Leben miteinander vergleichen, und man meint, Schiller und sein Ideal der politischen Entwicklungsfähigkeit zu hören:

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräutigam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.

Eine andre Stelle giebt diesem Gedanken eine noch tiefere Fassung. Dorotheas erster Verlobter nimmt Abschied und stellt die Möglichkeit des Wiedersehens, nicht im Jenseits, in Aussicht:

Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal;
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat.

So vermag Goethe in glücklicher Stunde selbst der furchtbarsten Erschütterung, welche die Welt gesehen hat, die große Seite abzugewinnen und sich das Vertrauen zum Leben zu bewahren.

Auch das frommgläubige Gemüt geht bei dem Lesen des Gedichtes nicht leer aus; denn Goethe verwebte in künstlerisch naiver Weise mit seiner eignen Weltauffassung den religiösen Gedanken der Vorsehung. Doch derselbe hat hier einen andern Sinn, als wenn der träumerische und thatenlose Hamlet von ihr spricht, wie er im fünften Aufzuge öfters thut. Goethe vertraut auf die Vernunft in dem Menschen; deshalb läßt er auch Mephisto hinsichtlich des Faust sagen:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft!

Der Dichter stellt aber freilich die ernste und eindringliche Forderung an den Menschen, die göttliche Anlage herauszuarbeiten:

Aus tiefem Grund, aus der Mutter Schoß
Will manches dem Tage entgegen;
Doch soll das Kleine je werden groß,
So muß es sich rühren und regen.

Die göttliche Vorsehung und die Selbstentwicklung der Menschheit sind bei Goethe nicht entgegengesetzte Begriffe. Wir vertrauen auf die Vorsehung, weil wir zu der Vernunft des Menschen und zu dem Gang der Weltgeschichte Zuversicht hegen. Goethe sagt:

Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Das Vertrauen des Pfarrers in Herrmann und Dorothea auf die Vorsehung gründet sich wohl zunächst auf die Bibel, dann aber auf das Leben und die Geschichte. Ganz entsprechend dieser Weltanschauung ist auch seine Auffassung des Todes. Das Bild desselben solle uns nicht schrecken, sondern Rührung einflößen; es solle den Weisen ins Leben zurückdrängen und ihn handeln lehren, dem Frommen dagegen die Hoffnung zu künftigem Heile stärken. Der Geistliche giebt also dem wissenschaftlichen Denken Gleichberechtigung neben dem Glauben. Diese Duldsamkeit wird sicherlich in nicht allzu ferner Zeit ebenso üblich werden, wie sie zwischen gesitteten und edeldenkenden Protestanten und Katholiken bereits herrscht.

Ehe wir von Herrmann und Dorothea scheiden, heben wir noch dankbar hervor, daß der Dichter auch hier, wie im Faust und Egmont, das Komische eingeflochten hat. Ohne dieses ist ein Weltbild doch immer unvollständig: wie der Homerische Olymp es wäre ohne den hinkenden Hephästos und der christliche Himmel ohne den hinkenden

Teufel. Zunächst fällt ein feines, aber deutliches ironisches Licht auf das eiferartige Strebertum des Vaters, das durch seine Gutmütigkeit und durch das „Räuschchen“ komisch zu Falle kommt. Der Apotheker indessen mit seiner wohlweisen und voreiligen Redseligkeit und Wichtigthuerei, der jedoch bei der geringsten Gefahr zum „weislichen Sprunge“ bereit ist, bietet uns als Lobredner der guten alten Zeit die heiterste Ironie auf dieselbe. Durch diese ergötzliche, echt Chodowieckische Figur lernen wir erst recht die Gegenwart schätzen, wie uns der Dichter bisher die Anleitung gab.

Wenn Goethe im Freundeskreise Herrmann und Dorothea vorlas, so wurde er selbst von tiefer Rührung ergriffen. Seine Dichtungen waren ja seine Kinder, die ihm manchen Schmerz, aber auch viel Freude bereitet hatten. Was Goethes Prometheus von seinen plastischen Gebilden sagt, gilt auch von den Schöpfungen unseres Dichters und ganz besonders von Herrmann und Dorothea:

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Mein Geist so tausendfach
Geteilt und ganz in meinen teuren Kindern.

Kleinigkeiten zu Klopstock, Voß, Göthe, Herder.

Von **Rudolf Hildebrand.**

1. Zu Klopstocks Ode: der Hügel und der Hain.

In dieser Ode vom Jahr 1767, die auch in den Schulen gelesen wird, während sie zu den schwierigsten gehört, ist eine merkwürdige Stelle, die mehr Licht brauchen kann, als sie bisher hat. Der Dichter als Vertreter der neueren Dichtung spricht mit dem Poeten, dem Vertreter der antiken Poesie und klagt schmerzlich um den Verlust der Sprache und des Gesangs der eigenen Vorfahren, den er Bardengesang nennt, wie die Vorfahren Celten. Aber er schließt da die Deutschen ein:

Auch meinem Vaterlande sangen Barden
Und ach! ihr Gesang ist nicht mehr!

Und da der Poet Zweifel an ihrem Werte erhebt, erwidert der Dichter:

Die Helden kämpften! Ihr nanntet sie Götter und Titanen.
Wenn jetzo die Aegis nicht klang, und die geworfenen Felsenlasten
Ruhten, und Jupiter der Gott mit dem Titan Enzeladus sprach,
So scholl in den Klüften des Pelion die Sprache des Bardengesangs!

Klopstock giebt zu den letzten Worten in den Anmerkungen zu den Oden in der Ausgabe letzter Hand vom Jahr 1798 die Erklärung „die celtische“. Was er aber eigentlich meinte, wäre uns deutlicher durch: die altgermanische oder urgermanische, denn Celtisch und Altgermanisch behandelten er und seine Zeit als im Grunde eins, daher auch den Ossian als germanischen Homer, nur daß man dem Celtischen den Vorrang des Alters beilegte und darin eine Art Ursprache sah.

Das alles ist aber nicht phantastische Dichterei, sondern Wissenschaft, d. h. Wissenschaft der Zeit, ein Stück aus der Kindheit der deutschen und sprachvergleichenden Etymologie, die man in weiten Kreisen mit großem Ernst betrieb und die noch nicht genügend bekannt und erforscht ist, obwohl sie es verdient, wie man sie denn hier in die Gedanken unserer Dichter eingreifen sieht. Was Klopstock eigentlich meinte, wird deutlicher z. B. aus Eckharts Geschichte der deutschen Etymologie vom Jahr 1711 oder wie sich das lateinische Buch nennt: J. G. Eccardi historia studii etymologici linguae germanicae hactenus impensi. Da ist im 2. Capitel, Seite 22, von dem Aufschwung aus alten Irrthümern die Rede, der durch die humanistischen Studien geschehen sei, wobei auch die nahe Verwandtschaft der deutschen mit der griechischen Sprache erkannt wurde (von der z. B. Luther in den Tischreden mit Entschiedenheit und Wärme spricht): et agnosci tum coepit arcta illa connexio Graeci et Germanici idiomatis, quae nos paulatim ad migrationes *Titanum* sive *Teutonum* in Graeciam antiquissimas deduxit.

Man war auf Schulen und Universitäten stolz auf diese Verwandtschaft und fand in der Gleichsetzung von Titanen und Teutonen eine willkommene Stütze dafür. Auch Klopstock wußte gewiß schon von Schulpforte her davon, und es mußte ihm besonders werth sein, da er bei seinem hohen Glauben an die Herrlichkeit der deutschen Sprache und Dichtung nur in der griechischen eine gefährliche Nebenbuhlerin sah. Ich denke übrigens, der Einfall mit den Titanen verdient keinen Spott, er ist durchaus nicht schlechter als mancher andre, spätere und neuere, etymologische Einfall und zeigt für seine Zeit zugleich den Fortschritt, daß man die Sprachforschung in Verbindung brachte mit der Völkerforschung, wie hier mit der Völkerwandrung (vergl. auch Eckhart a. a. O. S. 31).

Merkwürdig übrigens, daß man dabei der deutschen Sprache vor der griechischen den Vorrang des Alters gab, sie ist die ältere Schwester der griechischen Sprache. Daher bei Voß in der Weihe zur Ilias, V. 55 flg., wo Homers Schatten den Dichter anspricht und zu seinem Werke weiht:

> Sohn der edleren Sprache Teutonia, die mit der jüngern
> Schwester Jonia gern auf thrakischen Bergen um Orpheus
> Spielte, von einerlei Kost der Nektartraube begeistert.

Klopstock aber erstreckt das auch auf die Dichtung, schon vor dem griechischen Gesang erklang herrlicher Bardengesang in deutscher Sprache. In der gleich nach der oben angeführten folgenden Strophe sagt der Dichter zum Poeten:

Ha du schwindelst vor Stolz
An deinem jüngeren Lorbeer u. s. w.

Sehe man dem Trefflichen diese Selbstüberhebung nach (die doch im Folgenden dort auch ihre tiefere Begründung erhält), wir hatten ja Jahrhunderte lang gar zu viel bescheidene Selbsterniedrigung getrieben. Uebrigens ist Klopstocks Meinung nicht einmal ganz ein Irrthum, seit dem 16. Jahrhundert hatte sich vielmehr eine Ahnung herausgebildet, daß in versunkener Vorzeit die deutsche Dichtung herrliche Blüthen getrieben habe, und die erwachende deutsche Philologie, an der Klopstock eignen Antheil nahm, grub danach. Je weiter rückwärts es gelingt, Spuren der ältesten deutschen Dichtung zu finden, je mehr tritt uns da eine schöne Hoheit, eine kernige Erhabenheit, eine gediegene Einfalt entgegen, wie sie gerade Klopstocks eigenstes Ziel war. Ich kann mich wohl auf den nicht lange erst gefundenen Spruch vom Brückenbau berufen, der in seinem Ursprung vielleicht noch dem 7. Jahrhundert angehört, und der in dem Aufsatz über Hola und den großen Christoph zur Sprache kam.

2. Zu Göthes Gedicht: Zwischen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Sieht oder hört man genauer hin, so zeigt sich in den Versen eine Verschiedenheit und eine Lücke. Die drei letzten Zeilen reden von einer Vergangenheit, die sechs ersten aber nicht. In diesen ist vielmehr die Gegenwart vorausgesetzt, ganz deutlich in: „Lida! Glück der nächsten Nähe", und in: „Wie vereint es Herz und Sinn!" Die Verse sind zuerst 1820 gedruckt in Kunst und Alterthum, und in dieses Jahr gehören die drei letzten Zeilen, die sechs ersten aber passen gar nicht in diese Zeit, wohl aber in die achtziger Jahre oder in die Weimarische Zeit überhaupt vor der italienischen Reise. Die Schlußzeilen sind ein Nachtrag bei Gelegenheit des Drucks, das Andre ist der ursprüngliche, um fast 40 Jahre ältere Bestand. Es ist gleich manchen anderen ähnlichen

Sprüchen oder Liedchen aus jener Zeit wie ein Morgengebet des Dichters: wie glücklich macht mich die Freundin und der hohe Dichter als Vorbild, durch sie werde ich, was ich sein kann. Bemerken möchte ich noch, wie die Schlußzeilen auch an Kraft und Gehalt abstechen von dem Ursprünglichen, sie wiederholen eigentlich nur die letzte Zeile in erneuter Bekräftigung.

Diese hat allerdings ihren ganz eigenen Werth, indem der Dichter damit bei so spätem, freiem Rückblick auf sein Leben kräftig ausspricht, wie die weimarische Zeit vor Italien die Höhe seines Lebens darstelle, also nicht die dann folgende antike Epoche. Und einen eignen wehmüthig wohlthuenden Werth hat auch das so späte hohe Zeugniß vom Verdienst der Freundin um ihn, deren Erwähnung er in seinen Schriften, außer in den wenigen Liedern älterer Zeit, wo sie verdeckt als Lida erscheint, so sorgfältig aus dem Wege gieng. Und zwar gab er dies Zeugniß noch bei ihren Lebzeiten, sodaß es ihr gewiß auch noch zur Kenntniß kam und zu der schönen Versöhnung gehört, in der das merkwürdige Verhältniß Beider ausging, das ja von vornherein einen tragischen Keim enthielt.

Zur Ueberschrift möchte ich noch bemerken, daß der Gedanke darin, von dem Goethe öfter Gebrauch macht, im Grunde ein Herderscher ist, ausgeführt z. B. in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit im 6. Capitel des 5. Buches: Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten. Man weiß ja, wenn auch nicht so allgemein und weitgehend als recht wäre, wie tief Herders Gedankenwelt auf Goethes Denken wirkte, sodaß wir ihn uns geradezu neben Shakespeare und Frau von Stein mitgemeint denken könnten in den Worten: „euch verdank' ich, was ich bin“.

3. Zum Heidenröslein.

Dies köstliche Liedchen, das in zwei trefflichen Compositionen unsrer gebildeten Welt in Fleisch und Blut übergegangen ist, hat eine eigne Schwierigkeit hinter sich, sobald man ihm wissenschaftlich näher tritt; ja es ist fast eine Reihe von Schwierigkeiten, die man sich noch dazu zu einem Knäuel verwirrt hat. Goethe setzte es als eins der ersten unter seine Lieder, Herder aber gab es als Volkslied aus seiner Sammlung. Wer von Beiden hat Recht und wer ist im Irrthum? Das ist die Frage. Sie ist, zuletzt, soviel ich weiß, eingehend in Schnorrs Archiv für deutsche Literaturgeschichte behandelt von Suphan im 5. Bande (1876) und von Dunger im 10. Bande (1881). Suphan trat für Herder ein, Dunger für Goethe. Man hält aber im Allgemeinen, soviel ich höre, die Frage durch Dunger für erledigt, ich glaube zu früh.

Wenn ich hier darauf zurückkomme, so kann es nach Ort und Zeit nicht die Absicht sein, die Frage in allen ihren Falten von Möglichkeiten neu zu erörtern. Ich will nur hauptsächlich auf einen Umstand hinweisen, den man noch nicht schwer genug in die Wagschale gelegt hat und der doch allein schon der Frage ihre Lösung geben kann, indem er sie auf den rechten Fuß stellt. Suphan in seiner Erörterung hat nicht versäumt, auch Goethes Rechtsanspruch an das Lied fein und warm ins Licht zu rücken, Dunger aber hat bei eifriger Parteinahme für Goethe dasselbe für Herder zu thun versäumt. Und das will ich nachholen.

Goethes erste Mittheilung des Liedes geschah 1789 im 8. Bande der Schriften, die Herdersche ist um 10 Jahre älter im 2. Theile der Volkslieder, 1779, Seite 151, nach den Anmerkungen S. 307 „aus der mündlichen Sage", übrigens mit der Ueberschrift: „Röschen auf der Haide", was Goethes Ueberschrift Heidenröslein gegenüber nicht ganz gleichgültig ist; der Unbefangene sieht schon da, welches das Ältere, welches das Jüngere ist. Der Mittheilung in den Volksliedern gieng von Seiten Herders eine andre voraus in dem Aufsatz über O. Sian in den Blättern von deutscher Art und Kunst 1773, Seite 57; der erste Vers in folgender Form:

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Ein Röslein auf der Heiden.
Er sah, es war so frisch und schön
Und blieb stehn, es anzusehn
Und stand in süßen Freuden.

Zu der letzten Zeile die Bemerkung: „ich supplire diese Reihe nur aus dem Gedächtniß", sie ist sogar der Sicherheit wegen durch Schwabacher Schrift hervorgehoben, ein immerhin werthvolles Zeugniß, wie Herder auf Urkundlichkeit des Textes Gewicht legte, wovon noch die Herausgeber des Wunderhorns so weit entfernt waren.

Diesen Umstand erfährt man in Dungers Aufsatz gar nicht, in Suphans Aufsatz ist er nicht genügend verwerthet. Und doch ist das der Punkt, wo die Untersuchung einzusetzen hatte, das Fadenende, mit dem der Knäuel abzuwickeln war. Was sich aus der Anmerkung ergiebt, ist doch nichts anderes als: Herder hatte das Liedchen geschrieben vor sich, wahrscheinlich von anderer Hand, mit der Lücke. Er kannte es aber auch schon außerdem, wenn auch nur ungefähr und suchte im Gedächtniß nach Ergänzung der Lücke.

Hätte nun Herder, worauf die ganze Dungersche Anschauung beruht, das Lied erst von Goethe erhalten, natürlich handschriftlich, wie in aller Welt sollte er zu der Bemerkung kommen? Ich sehe keine

Möglichkeit, außer wenn man zu dem verzweifelten Mittel greifen will, Herdern die Wahrhaftigkeit abzusprechen und eine Finte darin zu sehen — aber es ist aller Betheiligten unwürdig, dem Gedanken auch nur ein paar Schritte weit nachzugehn. Denn wenn man nach dem Zweck der Finte fragte, welcher andre könnte es sein, als Goethes Verfasserschaft zu nichte zu machen, die er selbst doch erst 16 Jahre später geltend machte? Nein, weg davon! Das hieße ja Herders Mannesehre antasten, nur um Goethen aus seiner Dichterkrone kein Perlchen fallen zu lassen.

Verliert denn aber Goethe wirklich etwas an seiner Dichterehre, wenn er das Volkslied so zu seinem eignen machte? Man vergleiche nur das Angeführte mit Goethes Texte, um zu sehen, wie viel Eignes dabei auf Goethes Rechnung kommt und zu ahnen, wie die Sache vor sich gieng. Goethe war von dem Liedchen ergriffen, es schlug lebhaft in eigne Gedankenkreise bei ihm ein, aber die Fassung sagte ihm nicht ganz zu, daher das leise Umgießen der Form, bis sie ihm genügte. Er liebte es beim Wandern Lieder vor sich hin zu singen oder da er nicht eigentlich musikalisch war, halb melodisch nach dem Takt des Gehens zu trällern, schuf auch eigne Lieder so; er hat es wohl auch mit dem Heidenröslein so gethan, das sich jetzt noch zum prosaischen Hersagen ordentlich versagt und von selbst in jeder Zeile voll stillen Sangs und Klangs steckt, auch in vortrefflichem Wandertakt gehalten ist. Goethes Fassung des Liedes mag auch so vom Spazierengehen herrühren, nicht vom Schreibtisch. So mochte es längst innerlich sein eigen geworden sein, als er es 1789 unter seine Lieder einstellte.

Uebrigens sind beide Texte, der von Goethe und der von Herder, durchaus nicht soweit übereinstimmend, wie die Annahme voraussetzt, daß Herder das Lied von Goethe erhalten und irrthümlich oder wahrheitswidrig als aus der „mündlichen Sage“ mitgetheilt habe. Stellt man sich die Gewissenhaftigkeit vor, mit der er bei der einzelnen Zeile verfuhr, die ihm in der Niederschrift fehlte, so sind vielmehr die Aenderungen, die man ihm zuschreibt, eine Unmöglichkeit. Hält man die beiden Texte vergleichend neben einander, so ist nach allem philologischen Herkommen bald sichtbar, welcher von beiden den andern voraussetzt, also der jüngere ist. Daß Herdern z. B. vorgelegen hätte „Lief er schnell es nah zu sehn“ und dies umgedichtet hätte in „Und blieb stehn es anzusehn“, ist eine Unmöglichkeit auch ohne die erwähnte Gewissenhaftigkeit bei Behandlung seiner Vorlage. Das einfachere „blieb stehn“ u. s. w. ist unausweichlich das Aeltere, das Jüngere die gesteigerte Fassung bei Goethe, die nicht einmal eine Verbesserung ist. Eine gleiche oder noch größere Unmöglichkeit zeigt auch der Schluß,

bei Goethe:

„Röslein wehrte sich und stach
Half ihm (ihr) doch kein Weh und Ach,
Mußt es eben leiden."

bei Herder dagegen:

„Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden."

Die Aenderung ist so eingreifend, daß sie nicht auf Herders, sondern nur auf Goethes Rechnung gesetzt werden kann. Im ursprünglichen Texte ist das Leiden auf Seiten des Knaben von den Dornen des Rösleins, bei Goethe ist es umgekehrt mit dem Weh und Ach aufs Röslein übertragen. In der älteren Fassung ist das Bild bis zum letzten Augenblick festgehalten, die von Goethe fällt am Ende ganz aus dem Bild heraus in bildlose Deutlichkeit hinein, auch das ist keine Verbesserung. Das Wesentliche bei den guten Liedern dieser Gattung ist es, daß die verblümte Rede von Anfang bis zu Ende durchgeführt wird und das Ganze sich, auch wo es sachlich gefährlich wird, auf der feinsten Linie des ahnungsvoll Schönen bewegt. Ist doch Herdern der eigenthümliche Irrthum begegnet, daß ihm das Verblümte des Liedes entgangen ist, er sah es als ein Kinderlied in Fabelton an, er sah nur die Blume, nicht was durch die Blume gesagt wurde. Wie wäre das möglich gewesen, wenn er Goethes Fassung vor sich gehabt hätte? Man sieht, der eingenommene Standpunkt löst sich, wenn man näher zusieht, überall in Unmöglichkeiten auf. Bei Dunger freilich erscheint der Unterschied am Schluß des Gedichtes gerade im umgekehrten Lichte, er vergleicht beide auf Seite 196 flg., findet, daß gerade Goethe (wenigstens mit der späteren Aenderung von ihr in ihm) das Bild bis zum Ende durchgeführt habe, um „den Sinn der Allegorie nicht zu deutlich werden zu lassen" (Strehlke, Goethe's Werke I, Seite 295). „Weit weniger verhüllt ist der Schluß in der früheren Fassung . . . als sie (das Röschen) sich hat ergeben müssen, so vergißt sie ihr Leiden im Vollgenusse sinnlicher Lust. Das ist eine kecke und unverblümte Sprache, aber es entspricht dem Leben" usw. Wie kommt aber der Verfasser zu dieser Auffassung, die ihm mit ihrer „gesunden Sinnlichkeit" besser gefällt, als die spätere Fassung (er scheint sie auch Goethen zuzuschreiben). Er giebt als Text an (S. 196):

Aber es vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.

Aber in Herders beiden Mittheilungen steht er (der Knabe), was der Verfasser Seite 197 in einer Anmerkung nachträgt, als hätte er es

erst später bemerkt: „Merkwürdiger Weise findet sich in den mir bekannt gewordenen Herderausgaben die Lesart: Aber er vergaß usw. Dies ist offenbar ein Fehler, mag derselbe nun dem Drucker oder Herder selbst zur Last fallen.“ Wie kann man aber mit einer gesicherten und ausnahmslosen Ueberlieferung so umspringen und auf Selbstgemachtes solche Folgerungen bauen? Und eine wichtige Folgerung hat der Verfasser dabei noch übersehen. Er führt S. 200 selbst aus, wie Herder den verblümten Sinn des Liedes übersehen hatte, indem er es als Kinderlied behandelte. Wie in aller Welt sollte das möglich gewesen sein, wenn er es für er vor sich hatte? Dies es zerknickt dem ganzen Liedchen die Seele, denn sein innerster Faden, seine ganze Schönheit ist die jungfräuliche Sprödigkeit des Röschens, das sich mit allen Kräften gegen den Knaben wehrt, und das sollte am Schlusse plötzlich in Genuß umschlagen, aus dem Jungfräulichen ins Unweibliche? Wie plump wäre das! Wie bleibt auch Goethes Fassung, obwohl sie aus dem Bilde fällt, doch bis zuletzt bei dem ursprünglichen Grundgedanken! Uebrigens möchte ich noch bemerken, daß es in dem Aufsatze unsicher bleibt, in welcher Gestalt Goethe Herdern das Lied gegeben haben soll, ob in der von 1789 oder in der von 1773, ob also die Abweichungen in der ersten Fassung von Goethes ursprünglicher Dichtung oder von Herders Aenderung herrühren. Aber ich denke, diese und ähnliche Fragen sind nach dem Vorgetragenen überflüssig geworden.

Nur ein Wort noch über das Verhältniß des Liedes zu dem älteren Liede aus dem 16. Jahrhundert, in dem der Kehrreim „Röslein auf der Heiden“ schon auftritt. Man kennt es seit Uhlands Mittheilung in den Volksliedern S. 111, entnommen aus dem Liederbuch des Paul von der Älst vom Jahr 1602. Nach Dunger hätte Goethe das Lied in Straßburg kennen lernen und wäre dadurch zu seinem eignen veranlaßt worden, eine Aufstellung, die bei andern Gelehrten besonders raschen Anklang gefunden hat. Eine Widerlegung davon ist nach Obigem unnöthig. Um Quellen, wie dies Liederbuch, kümmerte sich damals noch Niemand, die standen versteckt und verkrochen in Bibliotheken. Hätte es Goethe schon in Straßburg auf der Bibliothek gefunden, wie Dunger annimmt, so fänden wir den Titel gewiß auch in seinen sogenannten Ephemeriden, Tagebüchern aus Straßburg, in denen er gewissenhaft die Bücher verzeichnete, die er zum Studium vornahm oder vorhatte. Auch hätte er gewiß Herdern fröhliche Mittheilung davon gemacht, statt es ihm zu verbergen oder eigentlich, wie die Annahme ist, ihn damit anzuführen. Die Annahme ist beider Betheiligten unwürdig. Daß übrigens Goethe aus dem viel längeren Liede sein kurzes so zusammengestoppelt habe, diese Vorstellung von seinem Dichten ist so

ungoethisch als möglich; man kann dabei an sein späteres Wort denken, wie er beim Dichten aus ganzem Holze schnitt, nicht leimte. Und das alte Lied bietet gar nicht die nöthigen Stoppeln dar, es ist überhaupt kein eigentliches Volkslied im genauen Sinne, sondern ein städtisches Lied, die Jungfrau eine ehrbare Bürgerstochter, um die in ehrbarer Weise geworben wird, allerdings mit poetischen Formen, die aus dem echten Volksliede entlehnt sind, wie eben das Röslein auf der Heiden. Die Jungfrau dort aber ist durchaus kein wildes „Röslein auf der Heiden", sondern in einem städtischen Garten stehend gedacht, wie der Anfang andeutet: „Sie gleicht wohl einem Rosenstock". Vom Abbrechen der Rosen ist in dem Liede allerdings auch die Rede, das ist ja aber ein Stück aus dem alten, allgemeinen Gedankenkreise vom Rosengarten. Die volle Wendung war, mittelhochdeutsch zu reden: rösen brechen an der heide, daher denn das „Röslein auf der Heiden", das als Kehrreim in Liedern sicher weit älter ist, als in jenem aus dem 16. Jahrhundert, wo es nicht einmal ganz am Platze ist. Das ist es aber wieder vollständig in Herders Volksliedern, und zwar in der schönen Erweiterung: „Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Heiden". Wer einigermaßen sich ins Liederleben der alten Zeit eingelebt hat, der weiß sicher, daß diese Erweiterung gar nicht von Feder, Tinte und Papier herstammen kann, sondern nur aus lebendigem Gesange. Volksmäßigeres kanns nicht geben, auch wenn ich Dungern gern zugebe, was mir mein eignes Gefühl selbst längst sagt, daß in dem Liede selber nicht alles so recht volksmäßig klingt, wenigstens der Schluß des dritten Verses. Daß der Gedankengang und Aufbau des Ganzen für ein Volkslied zu kunstvoll sei, dem muß ich für mich bestimmt widersprechen. Man vergleiche nur z. B. das köstliche, auch ähnliche Lied vom Mädchen und der Hasel, wenn man sehen will, wie auch dem Volkslied streng folgerichtiges Hinstreben zu einem Ziele und dem entsprechend kunstvoller Aufbau durchaus nicht fremd ist, gerade wie dem Volksmärchen. Uhland konnte dieses Lied uns aus neueren Quellen geben und setzte es doch zugleich als altes an, wie Herder mit dem Heidenröslein auch that.

Die Wiedereinführung des mittelhochdeutschen Unterrichtes an den österreichischen Gymnasien.

Von **Karl Reissenberger** in Bielitz.

Das „Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Ministeriums für Kultus und Unterricht" in Wien hat in Nr. 3 vom 1. Februar l. J. eine für viele sehr erfreuliche Kunde gebracht: der mittelhochdeutsche

Unterricht soll mit Beginn des neuen Schuljahres (September 1890) an den österreichischen Gymnasien wieder eingeführt werden. So tritt denn dieser Unterricht nach sechsjähriger Unterbrechung an den österreichischen Gymnasien wieder in sein Recht.

Als im Jahre 1849 unter hervorragender Mitwirkung von Bonitz die österreichischen Gymnasien neugestaltet wurden, fand auch das Mittelhochdeutsche darin seine Stelle. (Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich. Wien 1849. Seite 120.) Die Ministerialverordnung vom 10. September 1855 änderte daran im wesentlichen auch nichts, sie rückte bloß den genannten Unterricht aus der V., welcher er ursprünglich zugewiesen war, in die VI. oder VII. Klasse. So wurde denn das Mittelhochdeutsche — an der Hand der Lesebücher von Weinhold und Reichel — bis zum Jahre 1884 an den deutschen Gymnasien Österreichs gelehrt. In diesem Jahre wurde es anders, denn der Lehrplan, der am 26. Mai 1884 für die österreichischen Gymnasien hinausgegeben wurde, ließ auch den deutschen Unterricht nicht unberührt. Im ganzen bezeichnete der neue Lehrplan im Deutschen ein Verlassen unfruchtbarer Wege, ein gesundes Fortschreiten auf lebensfrischen Pfaden, in der Lektüre, wie in der Grammatik, aber es fehlte auch nicht an Bestimmungen, die weniger Beifall finden konnten. Zu diesen gehörte vor allem die Abschaffung des mittelhochdeutschen Unterrichtes. Nachdem im Jahre 1882 Preußen damit vorausgegangen war, folgte nun auch Österreich nach. Dort wurde als Grund dieser Neuerung angegeben, es sei nicht möglich, „eine solche Kenntnis der mittelhochdeutschen Grammatik und der eigentümlichen Bedeutung der scheinbar mit den jetzt gebräuchlichen gleichen Wörter zu erreichen, daß das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen mehr als ein ungefähres Raten sei, welches der Gewöhnung zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit Eintrag thut." In Österreich wurde die Ausschließung des mittelhochdeutschen Unterrichtes vom Gymnasiallehrplane damit begründet, daß er „namentlich in Bezug auf die eigentliche Sprachkenntnis nicht solche Erfolge hat erzielen lassen, welche der Absicht bei der Einführung dieses Gegenstandes entsprechen und seine Beibehaltung zu rechtfertigen vermöchten." So fiel denn der mittelhochdeutsche Unterricht in den österreichischen Gymnasien. An den österreichischen Oberrealschulen blieb er jedoch nach wie vor aufrecht, gemäß dem Normallehrplan, der im Jahre 1879 für die österreichischen Realschulen erlassen wurde und noch heute in Kraft steht.

Einen Ersatz für das Mittelhochdeutsche sollten die österreichischen Gymnasien zufolge des Lehrplanes vom Jahre 1884 in einer Erweiterung und Vertiefung des grammatischen Unterrichtes finden. Dementsprechend wurde dieser Unterricht auch auf die V. und VI. Klasse

ausgedehnt. In diesen beiden Klassen sollte er, ohne den Boden des Neuhochdeutschen zu verlassen, „auf Grund der vorhandenen Formenkenntnis und des Wortmaterials dadurch eine Steigerung des lebendigen Sprachgefühles bewirken, daß er die lebendigen Kräfte der Sprachbildung und deren Gesetze zum Bewußtsein bringt." Im Besonderen wurde für die V. Klasse angesetzt: eine physiologische Beschreibung und Einteilung der Laute, dann Umlaut, Brechung, Ablaut, Wortbildung, für die VI. Klasse: Genealogie der germanischen Sprachen und Einführung in einige wichtigere Prinzipien der Sprachbildung (wie Apperception, Analogie, Isolierung).

Wohl selten fand ein Akt der Schulgesetzgebung einen so heftigen und nachhaltigen Widerspruch, als die Aufhebung des Mittelhochdeutschen an den österreichischen Gymnasien. Das maßgebendste und gewichtigste Wort gegen diese Verfügung sprach Rudolf Hildebrand in den feinen und sinnigen Ausführungen, die er über das Altdeutsche in der Schule als Anhang zur dritten Auflage seines prächtigen Buches „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule" veröffentlichte. Scharfsinnig und entschieden kehrte sich auch Burdach gelegentlich einer Rezension im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur" (XII., 1886, S 134—163) gegen die Abschaffung des Mittelhochdeutschen und die Einführung des oben angedeuteten grammatischen Unterrichtes in den oberen Klassen der österreichischen Gymnasien. Und schon 1883 hatte sich O. Lyon in seiner Neubearbeitung von Beckers deutschem Stil, die sich gerade in Oesterreich großer Verbreitung erfreut, scharf gegen die gleiche Maßregel in Preußen ausgesprochen (S. 547).

Am meisten aber wurde die Neuerung in Österreich selber von den dadurch zunächst Berührten, den Lehrern des Deutschen, bekämpft. Sie konnten das um so offener und freier thun, als eine Ministerialverordnung ausdrücklich die Aufforderung ergehen ließ, die Erfahrungen und Urteile über den neuen Lehrplan und die Instruktionen ungescheut zur Kenntnis der Unterrichtsbehörden zu bringen. So gab man denn rückhaltlos dem Bedauern über die Ausschließung des Mittelhochdeutschen von dem neuen Lehrplane Ausdruck, wies nach, wie wenig begründet diese Maßregel sei, wie wenig Ersatz der neueingeführte grammatische Unterricht für den verlorenen mittelhochdeutschen zu bieten vermöchte, ja wie unfruchtbar sich jener gestalte und gestalten müsse. Auf die Beweisgründe für die aufgestellten Behauptungen soll hier nicht weiter eingegangen werden. Man findet sie in einer Reihe von trefflichen Aufsätzen klar dargelegt, so vor allem in den einschlägigen Abhandlungen von K. F. Kummer[1]) (Zeitschrift für die österr. Gymn. Bd. 36) und

1) Diese und andere einschlägige Aufsätze sind gesammelt in den „Stimmen über den österreichischen Gymnasiallehrplan vom 26. Mai 1884 von Dr. K. F. Kummer Wien 1886."

Fr. Prosch (ebenda Bd. 37). Auch die Vereine „Mittelschule" in Wien und „Innerösterreichische Mittelschule" in Graz beschäftigten sich eingehend mit dem in Rede stehenden Gegenstande. Dort bildete ein Vortrag von Leo Smolle den Ausgangspunkt für die Verhandlung und für eine von Landesschulinspektor Dr. K. F. Kummer vorgeschlagene und von der Vereinsversammlung einstimmig angenommene Resolution bezüglich der Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen,[1]) in Graz wurde ein diesbezüglicher Vortrag von Ferd. Khull gehalten, dem in der darauffolgenden Besprechung alle anwesenden Fachmänner beistimmten. Aber auch im österreichischen Reichsrate kam die Angelegenheit zur Sprache, indem der Abgeordnete Dr. Menger, ein Jurist, in einer ebenso klaren und zutreffenden, als warmen und entschiedenen Rede für die Wiederaufnahme des Mittelhochdeutschen in den Gymnasiallehrplan eintrat. Zuletzt nahm auch noch der erste österreichische Mittelschultag, der zu Ostern des Jahres 1889 in Wien abgehalten wurde, den Antrag auf obligatorische Einführung des Mittelhochdeutschen an den Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache einstimmig an. Dem so vielseitig und dringend geäußerten Wunsche hat nun das Unterrichtsministerium mit dem Erlasse vom 14. Januar 1890 Z. 370, der sich im „Verordnungsblatt" vom 1. Februar abgedruckt findet, nachgegeben. In diesem an sämtliche k. k. Landesschulbehörden gerichteten Schriftstücke wird unter anderem bemerkt: „In zahlreichen Gutachten, wie in amtlichen Berichten über den thatsächlichen Erfolg des neuen Lehrplanes, der nun schon durch fünf Jahre in Anwendung steht, bietet sich der Unterrichtsverwaltung ein reichliches Material dar, aus dem die Überzeugung von dem Bedürfnisse einer Revision des Lehrplanes und der Instruktion für den Unterricht im Deutschen gewonnen wurde. Es hat sich erwiesen, daß der systematische Unterricht in der deutschen Grammatik in den Oberklassen, namentlich in seinem lautphysiologischen und sprachphilosophischen Teile erheblichen Schwierigkeiten begegnet und die gewünschten Erfolge nicht zu erzielen vermag. Nach dem Urteile bewährter Fachmänner kann hingegen erwartet werden, daß der Unterricht im Mittelhochdeutschen an bestimmten Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache bei entsprechender Umgrenzung seines Zieles und bei angemessener Methode nicht nur an sich erfreuliche Erfolge erreichen, sondern auch überhaupt die Zwecke

---

1) Vgl. „Der Gymnasiallehrplan und die Instruktionen für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien. Verhandlungen des Vereins „Innerösterreichische Mittelschule in Graz. Wien 1886." In diesem Buche findet sich außer Khulls Vortrag auch ein solcher von dem Unterzeichneten (der damals als Lehrer des Deutschen am I. Staatsgymnasium in Graz wirkte) über den deutschen Unterricht im Obergymnasium (Lektüre, Redeübungen, Aufsätze).

des deutschen Unterrichtes wesentlich fördern werde." Es wird sonach verfügt, daß das Mittelhochdeutsche in der VI. Klasse der Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg, Steiermark, Kärnten, Böhmen, Mähren und Schlesien vom Schuljahr 1890/91 ab obligatorisch zu lehren ist. Für die nötigen Lehrbehelfe wird auch gleichzeitig gesorgt; denn in derselben Nummer des „Verordnungsblattes" wird das mittelhochdeutsche Lehrbuch von Kummer und Stejskal (Wien 1888. Julius Klinkhardt) und jenes von Prosch und Wiedenhofer (Wien 1888. Karl Graeser) zum Lehrgebrauche an Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache, an welchen mittelhochdeutsche Dichtungen im Grundtexte gelesen werden, zugelassen.

Infolge der erwähnten Neuerung haben Lehrplan und Instruktion vom Jahre 1884 einige Abänderungen erfahren. Der grammatische Unterricht wurde in der V. Klasse belassen, aber der Stoff desselben soll ein anderer werden. Die lautphysiologischen Unterweisungen werden ganz aufgegeben, Umlaut, Brechung, Ablaut sind in der VI. Klasse bei dem Mittelhochdeutschen den Schülern klar zu machen. Als grammatischer Lehrstoff der V. Klasse ist angesetzt: „Wortbildung, Lehnwörter, Fremdwörter, Volksetymologie." Es sind das Gegenstände, deren Wichtigkeit man nicht bestreiten wird und die dazu dem Verständnisse der Schüler keine großen Schwierigkeiten in den Weg stellen. Von dem früheren grammatischen Lehrstoffe der VI. Klasse ist nur die Genealogie der germanischen Sprachen und die Lautverschiebung dieser Klasse erhalten geblieben. Auf die *systematische* Einführung in die Prinzipien der Sprachbildung wird verzichtet; aber es „werden die Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen dennoch der Verpflichtung nicht enthoben, die Schüler, so oft die Gelegenheit bei der Lektüre oder bei der Besprechung der schriftlichen Arbeiten *ungesucht* sich bietet, auf die sprachbildenden Elemente hinzuweisen, diese in einer der Fassungskraft der Schüler entsprechenden Weise zu erklären, und in solcher Art die bereits gewonnenen Kenntnisse in der deutschen Sprache zu erweitern und zu vertiefen. Die begriffliche Erörterung der sprachlichen Apperception (Association, Analogie u. s. w.) möge beim Unterricht in der philosophischen Propädeutik im Sinne der Instruktion für diesen Unterricht Berücksichtigung finden." Damit ist jedenfalls das *Richtige* getroffen. Was die mittelhochdeutsche Lektüre anlangt, so wäre nur noch zu bemerken, daß dieselbe auf eine Auswahl aus den Nibelungen und aus Walther von der Vogelweide beschränkt wird.

Die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen macht, um dafür die nötige Zeit zu gewinnen, einige Änderungen in der bisherigen Wahl und Verteilung der neuhochdeutschen Lektüre nötig, denen man die Zu-

stimmung umsoweniger versagen wird, da hierdurch gleichzeitig auch einige Mängel in dem Lehrplane und der Instruktion beseitigt werden. Für die V. Klasse war bisher eine Inhaltsangabe (nach Uhlands Auszügen) und genaue ästhetische und litterarhistorische Analyse der deutschen Volksepen, auch der minderwertigen, vorgeschrieben. Was hiervon zu halten sei, hat Burdach a. a. O. S. 137 flg. schlagend dargelegt. In der neuen Instruktion ist nun jene Forderung bedeutend herabgestimmt, indem es heißt: „In der V. Klasse ist die Mitteilung des Inhaltes des mittelalterlichen Epos auf dessen Hauptvertreter zu beschränken.“ Ebenso ist eine heilsame Verminderung des Lehrstoffes bei Klopstock eingetreten. Auch die Änderungen, welche die Lessing-Lektüre betreffen, wird man billigen. Ein glücklicher Griff ist ferner die Ausscheidung der Schillerschen Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ aus dem Lehrplane des Gymnasiums. Ich habe mich bereits in meinem, oben erwähnten Vortrage gegen diese Abhandlung als einen Gegenstand der Gymnasiallektüre ausgesprochen. Fachmänner, wie A. Dietrich und Laas, in Süddeutschland Wendt haben sich nicht entschließen können, die genannte Abhandlung zum Lesen auf dem Gymnasium zu empfehlen. Hierzu stimmen auch die Erfahrungen, die ich als Schüler des evangelischen Gymnasiums in Hermannstadt und als Lehrer am I. Staatsgymnasium in Graz gemacht habe. Es war mir auch bei den besten Schülern trotz aller Bemühung nicht möglich, jenen Grad des Verständnisses für die Abhandlung zu erzielen, der wünschenswert gewesen wäre. Durch die Ausscheidung der Schillerschen Abhandlung wird auch Zeit gewonnen für die Lösung einer anderen Aufgabe, die vielseitigem Wunsche entsprechend, in dem abgeänderten Lehrplan für das Deutsche der VIII. Klasse angesetzt erscheint: den „Überblick über die Entwickelung der deutschen Litteratur in Österreich im XIX. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung Grillparzers.“ Bezüglich der Privatlektüre wird eine Einschränkung derselben „nach Maßgabe der besonderen Verhältnisse“ zugestanden. Hierbei wäre wohl vor allem an Goethes Faust zu denken, der in den Instruktionen zum Lehrplane des Jahres 1884 der Privatlektüre der VIII. Klasse zugewiesen ist, aber nach meiner Ansicht gar nicht auf das Gymnasium gehört, sondern auf die Universität, weshalb es auch zu wünschen wäre, daß auf den deutschen und österreichischen Hochschulen für Hörer aller Fakultäten regelmäßig Vorlesungen über Goethes große Dichtung gehalten würden, wie das an einigen wohl geschieht.

Bedeutende Fachmänner haben die Vorzüge und Fortschritte, die bezüglich des deutschen Unterrichtes in dem österreichischen Gymnasiallehrplan und den dazu gehörigen Instruktionen vom Jahre 1884 hervor-

treten, rückhaltlos anerkannt. Ich darf hier wohl vor allem auf das ehrende Urteil hinweisen, das im Jahre 1886 mein verehrter Lehrer, Herr Professor Hildebrand in Leipzig, gelegentlich eines Schreibens an mich über die den deutschen Unterricht in Österreich betreffenden neuen Verfügungen im ganzen (wenn auch nicht bezüglich aller Einzelheiten) gefällt hat. Heute können wir nun freudig bekennen, daß auch jene Mängel, die dem Lehrplan und der Instruktion hinsichtlich des Deutschen ursprünglich noch anhafteten, fast durchaus beseitigt erscheinen. Und darum bezeichnet der 14. Januar 1890 in der Entwickelung des deutschen Unterrichtes an den österreichischen Gymnasien einen bedeutsamen Markstein.

Sprechzimmer.

1.

In den letzten Heften Ihrer Zeitschrift für den deutschen Unterricht finde ich einen Aufsatz: „Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart" von Hermann Boll in Brühl.

Erlauben Sie mir, daß ich zu dem dort aufgestellten Verzeichnis häufig vorkommender grammatischer Fehler eine Nummer hinzufüge. Es handelt sich um einen Mißbrauch, der gewiß nicht mir allein unleidlich ist und der wohl eine gelegentliche Rüge in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht verdient.

Erst gestern las ich wieder im Aprilheft der Paul Lindauschen Zeitschrift „Nord und Süd" auf S. 96 folgenden Satz: „Würde sie[1]) alsdann von der künstlerischen Leitung[2]) ganz zurückgetreten sein, so wäre dies als ein hochherziger Entschluß zu bezeichnen gewesen." Der so schreibt, nennt sich Paul Marsop in München und ist mir nicht weiter bekannt; aber der eben angeführte Satz hat mich in dem Augenblicke, als ich ihn las, zu einem unchristlichen Kraftausdruck hingerissen. Das Überwuchern der umschreibenden Konjunktivform mit „würde" ist mir schon lange ein Greuel. Überall liest man's, aus dem Munde akademisch gebildeter Leute hört man's nur zu oft, und deshalb wagt man kaum, es in der Rede- und Schreibweise der Schüler zu tadeln. Und doch ist der Gebrauch unstreitig falsch. Ganz richtig bemerkt W. Wilmanns auf S. 135 seiner deutschen Grammatik: „Die Formen mit würde darf man nur in den Hauptsätzen" (der Konditional-

1) Nämlich Frau Cosima Wagner. — 2) Der Bayreuther Bühne.

säße) „nicht in den bedingenden Vordersätzen“ (können freilich auch bedingende Nachsätze sein) „gebrauchen“. Auch aus der Bemerkung auf der vorhergehenden Seite (134): „Die Formen mit würde kann man als Konditionalis bezeichnen“ geht hervor, daß Wilmanns diese Formen auf den Ausdruck des konditionalen Verhältnisses eingeschränkt wissen will. Anstatt dessen muß man heutzutage nicht selten die unschöne Umschreibung des Konjunktivs mit „würde“ sogar in Wunschsätzen anwenden hören, wie z. B.: Würde er doch kommen! oder: Ich wünschte, es würde nicht geschehen sein! Ja, selbst in die indirekte Rede dringt diese Form ein, so daß man in Schüleraufsätzen schon Sätze findet wie: „Man erzählte ihm, in dem Kasten würde ein Kobold sitzen“.

Der Ursprung dieses Mißbrauchs ist, wie mich dünkt, nicht schwer zu erkennen. Es ist zunächst eine Überwucherung der umschreibenden Form, die von dem Gebiete der Bedingungssätze aus um sich greift und die einfache Konjunktivform zu verschlingen droht. Wenn das so weitergeht, so werden die klangvollen Formen des Konjunktivs wie gäbe, träte, grübe, flöge allmählich ganz verschwinden, und dann ist unsere Sprache auf dem Standpunkte der englischen angelangt, die nur noch unbedeutende Überreste dieser Präteritalformen besitzt und den Konjunktiv entweder umschreibt oder durch den Indikativ ersetzt. Ich würde eine solche Entwicklung beklagen, weil sie an Stelle einer zweckmäßigen, wohlklingenden Form eine weitschweifige und unschöne setzt; besonders in den Bedingungssätzen macht sich das doppelte „würde“ im Haupt- und Nebensatze sehr häßlich. Daher halte ich es für notwendig, den gerügten Mißbrauch zu bekämpfen und dem Verfall der Präterialformen entgegenzuarbeiten.

Gebweiler im Els. — Dr. H. von Dadelsen, Gymn.-Oberl.

2.

Rudolf Hildebrand führt in seiner liebenswürdigen Abhandlung „Geographische Namendeutung“ (Zeitschr. f. d. d. Unterr.; 1889, 4. Heft) die mundartliche Kürzung von „Rudolstadt: Rulscht“ an. Ein paar ähnliche Kürzungen finden sich in unserer Nachbarschaft, so leicht zu erklären „Zeigerheim: Zärm“ (ä in der hellsten Färbung nahe an ä) und das noch dunkele „St Jakob: Gupfeh“. Merkwürdig als Beispiele für Zusammenziehung von Artikel und Namen sind „Eichicht: Mäch“ (= im Eichicht), „Aue am Berge: Rah“ (= in der Aue) „Hockeroda: Ruckeruh“ (= in der Hockerode).

Rudolstadt. — Dr. B. Rein.

3.

In Kopisch's Gedicht „Die Bärenschlacht“ (Auswahl von Brümmer S. 222) werden wohl manchem, wie sie es mir lange waren, die Worte des Bürgermeisters:

> Nun Männer, Bürger, Tapferkeit!
> Zeigt, daß ihr nicht vom Nußbaum seid!

unklar sein. Ich beziehe sie jetzt auf den Volksglauben, daß der Nußbaum, um Früchte zu tragen, weidlich geschlagen werden muß; ein alter Glaube, der sich auch aus Dedekinds Grobianus und Gerhards v. Minden Fabeln belegen läßt. Übrigens nennt man noch jetzt in Norddeutschland einen willenlosen Menschen „eine alte Nuß“ und Fr. Reuter hat seinen Jochen Nüßler wohl mit Rücksicht auf diesen Sprachgebrauch so genannt.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Zu Voß', Luise I, 425—450.

Daß die Parabel, in welcher der „bescheidene Walter“ den christlichen Konfessionen Toleranz predigt, nicht, wie Voß angiebt, auf einem wirklichen Volksmärchen, sondern auf Schubarts Gedicht „Der rechte Glaub“ beruht, hat R. Köhler seinerzeit in Zachers Zeitschrift nachgewiesen. Mir scheint jedoch Voß auch noch ein anderes Gedicht Schubarts vorgeschwebt zu haben, das unter der Aufschrift „Mährchen“ in G. Hauffs Ausgabe S. 343 zu finden ist. Vgl. Schubarts Verse:

> Doch plötzlich sprang das goldne Thor,
> Der ganze Himmel war ein Chor;
> Es schwammen süße Symphonien
> Durch den entzückten Himmel hin.

mit Luise 443 flg.

> auch hörten sie rauschen harmonisch
> Im viellautigen Chor der seligen Völker und Engel
> Hallelujagesang.

und 448 flg:

> Da mit einmal sprangen die Flügel
> Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Äther
> Leuchtete.

Somit scheint es nur ein Gedächtnisfehler, nicht etwa eine beabsichtigte Täuschung Vossens gewesen zu sein, wenn er ein „Mährchen“ als seine Quelle bezeichnete.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Vergangenen Sommer hörte ich auf Rügen aus dem Munde eines Einheimischen die bekannte Redensart: „Er machte sich auf die Socken“ in der Form „er machte sich auf den Socken“. Obgleich ich nun wußte, daß es im älteren Neuhochdeutsch entsprechend dem lateinischen soccus der Sock heißt, so glaube ich doch hier nur einen falschen Gebrauch der Präposition (Dativ statt Accusativ Plur.) zu erkennen. Davon kam ich aber zurück, nachdem ich in E. M. Arndts Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. Aufl., Leipzig 1842 gelesen habe: „Erst wenn die erste Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Überfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzet waren, stieg man wieder in den Alltagssocken seines gemütlichen Plattdeutsch hinunter“. (Arndt beschreibt sein Jugendleben in Schoritz.)

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Zu Körners Zriny II (5) 327.

Aus fernem England kam der Ritter Grainville
Herr Heinrich Chambernon, Herr Philipp Bußdell
Und viel der edlen Britten zu dem Heer
Auf eignem Zaum und Sold mit großen Zügen.

Auf eignem Zaum. Obgleich wir es hier wohl mit einem Austriacismus zu thun haben, habe ich in Tomanetz' Schulausgabe (Wien, Graeser 1887) vergeblich eine Bemerkung gesucht. Man denkt zunächst an „auf eignem Roß“, was dem Zusammenhange nicht widersprechend wäre. Es heißt aber „auf eigne Kosten“, wie auch in einer Nürnberger Chronik (Chroniken der deutschen Städte, Leipzig 1862 flg, 2. Bd.) S. 47, Z. 10: auf sein selbs zaum aus ziehen“ heißt: auf eigene Kosten einen Kriegszug unternehmen. Richtig wäre also auch in unserer Stelle, zu schreiben: Auf eignen Zaum. Ob aber der Dichter selbst, oder der Setzer diesen Fehler veranlaßt hat, möchte ich nicht entscheiden.

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Ich zweifle nicht, daß das von R. Götze Bd. 4 S. 85 dieser Zeitschrift mitgeteilte Scherzrätsel auf Eva zu deuten ist. Dergleichen Scherzrätsel sind bekanntlich sehr alt. Vielleicht ist die Quelle desselben in den Gesprächen zwischen Salomon und Saturn zu finden, welche oft bearbeitet sind. Zu Z. 5 sü starb, ee das sü wart geporn findet sich eine Parallele in einer angelsächsischen Rätselfrage, welche in Ett-

müllers angelsächsischem Lesebuch S. 41 (nach Haupt und Hoffmanns altdeutschen Blättern II, 189—193) mitgeteilt ist. Sie lautet:

A.[1]) Saga me, hvylc man være deád, and nære ácenned, and äfter þam deáde være eft bebyrjed in his móder innóde?

R.[2]) Ic þe secge: þät väs Adam se æresta man, for þam eorde väs his móder, and he väs bebyriged eft in þære eordan.

Northeim. R. Sprenger.

8.

Als Lösung des von ihm S. 85 mitgeteilten Rätsels vermutet R. Götze ganz richtig Eva. Ich finde es deutsch zuerst in Huldrich Theranders (Joh. Sommers) Aenigmatographia Rythmica, Magdeburg 1602 (s. Gödekes Grundr. 2², 583) unter andern Evarätseln. Nr. 72 lautet dort:

Ein Jungfraw eines tages alt,
Nahm einen Mann schön, wolgestalt,
Ehe denn verflossen war ein Jar
Ein Jungen Sohn sie jhm gebahr,
Vnd starbe, ehe sie ward geborn
Jhr Leib vnd Seel ist vnverlohrn.

Ähnlich heißt es in Nr. 75:

Kaum einen tag war ich Jungfraw
Werde alsbald ein Weib vnd Fraw
Darauff ein Mutter ich bald werd
Starb, wurd begraben in die Erd
Ehe mich mein Mutter hat geborn
Wer ist das? Rath mir Das zuvorn.

und von Adam in Nr. 68:

Ich starbe, ehe ich war geborn
Der Todt kam meiner Gburt zuvorn u. s. w.

Sommer hat sein „newes kunstreiches Rätzelbuch" aus mehreren lateinischen Sammlungen hergestellt. Zu Nr. 72 fand ich keine Quelle, die Vorlage von Nr. 75 aber enthalten J. Lorichii Hadamarii Aenigmatum libri III, Francof. 1545:

Virgo fuit, cui vix dedit una diecula vitam,
Cum nupsit pulcro non temerata viro.
Ut decies plenos Phoebe reparaverat orbes,
Conjugii casti pignora grata dedit.
Et prius excessit vita, quam nata fuisset.
Haec res offertur conjicienda tibi.

Dresden. Carl Müller.

---

1) Adrianus. — 2) Ritheus.

9.

Nochmals Iphigenie I, 3,226. Herr Direktor Reichel hat S. 85 flg. darauf aufmerksam gemacht, daß in der Ausgabe letzter Hand nach V. 226 ein Doppelpunkt steht. Er meint, daß, wenn dieses Satzzeichen richtig sei, die Stelle nur mit Neubauer (Schulausgabe. Wien, Gräser 1884) folgendermaßen erklärt werden könne: „Zufrieden wäre ich, wenn mein Volk mich rühmte, daß andere mehr als ich genießen, was ich erwarb." Eine derartige Abhängigkeit des V. 227 von 226 muß ich entschieden bestreiten. Denn wollte Goethe Thoas die Rede des Volks wörtlich anführen lassen, so mußte jener etwa so sprechen:

Zufrieden wär ich, wenn im Volk man rühmte:
Was er erwarb, genießen andre mehr
Als er.

Auf die Frage, ob unsere großen Dichter in Bezug auf die Satzzeichensetzung richtig vorgegangen seien, kann ich nur erwidern, daß meines Wissens besonders Goethe sich um dieselbe wenig kümmerte, die Regelung derselben vielmehr meist dem Setzer überließ. Wer aber auch den Doppelpunkt setzte, unmöglich kann derselbe hier zur Einleitung direkter Rede dienen. Es ist dies jedoch nicht die einzige Verwendung dieses Satzzeichens, und ich glaube, daß man es hier in der Bedeutung eines mittleren Unterscheidungszeichens zwischen Punkt und Komma zu fassen hat. So wurde es in älterer Zeit öfter gebraucht und ist es auch von Lachmann für seine Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter, später auch von anderen, wieder verwandt. Da dieser Gebrauch jetzt veraltet ist und, wie wir sehen, zu Mißverständnissen führen kann, so halte ich allerdings die Herausgeber für berechtigt, den Doppelpunkt durch den Strichpunkt zu ersetzen.

Zu meiner Freude stimmt Reichel im wesentlichen mit mir überein. Jedenfalls kommt es vor allem darauf an, daß man betont: mein Volk. Dann ergiebt sich ungezwungen die richtige Erklärung: Ich wäre zufrieden, wenn ich die Anerkennung meines eigenen Volkes besäße. — Daß der König derselben nicht ganz sicher ist, geht aus der Form des Satzes hervor. Wäre er das, so würde er sagen müssen:

Zufrieden bin ich, wenn mein Volk mich rühmt.

Sollte also wirklich die Beziehung auf V. 296 (516) flg. eine gezwungene sein?

Daß die meisten der früheren Erklärungen nur verwirrend wirken, behaupte ich auch jetzt noch, und es ist mir von seiten urteilsfähiger Männer mitgeteilt, daß sie sich selbst durch die Erklärer hätten „fangen" lassen.

Northeim. **Robert Sprenger.**

10.

Zu Sprechz. 3 im 1. Hefte der Z. f. d. d. U. 1890 erlaube ich mir, Ihnen meine Auffassung der Stelle Iph. I, 3 Anf. mitzuteilen.

In der Antwort des Königs wird Satz um Satz auf die drei bestimmten Wünsche der Iphigenie Bezug genommen, der vierte allgemeine, alle anderen in sich schließende Wunsch („und jedes frommen Wunsches Fülle dir") natürlicherweise unberücksichtigt gelassen.

Iphigenie wünscht 1. Sieg und Ruhm (= Siegesruhm, Ruhm durch Besiegung fremder Völker), 2. Reichtum, 3. Wohl der Deinigen (= Deines Hauses, Deines Geschlechtes, das auch nach dem Tode der Königssöhne doch fortbesteht, aus dem gegf. der Thronerbe selbst genommen wird). Auf 1. erwidert Thoas: Ruhm würde ihn freilich zufrieden machen, d. h. wenn *sein eigenes* Volk ihn rühmte, was aber (seiner späteren Ausführung gemäß) nicht der Fall ist; auf 2. auch der Reichtum vermöge ihn nicht zu beglücken, weil andre dessen mehr als er genießen; auf 3. am glücklichsten in der That würde er durch seines Hauses Wohl sein, aber dieses ist zerstört worden. Iph. kann den 2. Wunsch nicht erfüllen und braucht es nicht, da er schon erfüllt, der Reichtum vorhanden ist, wohl aber den 1. und 3., indem sie seine Gattin wird „zum Segen seines Volks", das infolge der erneuten Hoffnung auf einen Königssohn und unmittelbaren Thronfolger „Sorg' und Unmut" aufgeben und den König voll und ganz zu rühmen nicht länger Bedenken tragen wird, und „ihm zum Segen", da seine Liebe erwidert und gestillt ist. Durch Iphigeniens Einwilligung würden also die drei wichtigsten Wünsche erfüllt und Thoas zum glücklichsten Manne gemacht werden. Das angemessenste Satzzeichen hinter „rühmte" ist daher ein Punkt, dem Punkt hinter „als ich" und „bereitet ist" entsprechend.

Zu 5. Sprechz. möchte ich nebenbei bemerken, daß ich in „Wer wollte Mücken *saugen*" eher den Druckfehler „saugen" statt „*fangen*" annehme, als „eine volkstümliche Entstellung des Lutherischen *seigen*".

Eupen. **W. Wartenberg.**

11.

Der mythische Gehalt des auf S. 84 mitgeteilten Kinderliedchens scheint mir doch nicht über jeden Zweifel erhaben. Sollte der Knabe durch die dritte Zeile nicht einfach seinen Wunsch ausdrücken, daß das Christkind unter seinen Gaben ihm auch ein hölzernes Pferdchen beschere?

Northeim. **R. Sprenger.**

12.

Noch ein Scherflein zu Goethes Iphigenie I, 3. Herr Direktor Reichel hat in dem 1. Hefte dieses Jahrganges nachgewiesen, daß die für dunkel geltende Stelle verständlicher wird, wenn man nach: rühmte anstatt des in den meisten Ausgaben vorkommenden Doppelpunktes einen Strichpunkt oder Punkt setzt. Eine „ganz unanfechtbare ungekünstelte Deutung“ scheint man nur deshalb nicht gefunden zu haben, weil die stilistische Symmetrie zwischen der Ansprache der Priesterin und der Antwort des Königs übersehen wurde.

Ich wünsche Dir — sagt Iphigenie — insbesondere drei Güter: a) Sieg und Ruhm, b) Reichtum, c) das Wohl der Deinigen. Thoas erwidert, welchen Wert er jedem dieser Güter beilegt. Sieg und Ruhm (im Auslande) begehre ich nicht; zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte. Ebensowenig steht mein Sinn auf Reichtum; was ich erwarb, was ich schon besitze, genießen andre mehr als ich. Aber um häusliches Glück bitte ich die Göttin; denn der ist am glücklichsten u. s. w. Die nicht wegzuleugnende Identität von „dem Wohl der Deinigen“ und „in seinem Hause Wohl“ verbietet, ersteres auf die Wohlfahrt des Volkes zu beziehen.

Krakau. **Dr. Johann Molin**, Gymnasialprofessor.

13.

Zu dem Aufsatze: Form und Konstruktion des attributiven und prädikativen „voll“. (4. Jahrg., 1. Heft, S. 30.) Im Erzgebirge (Gegend von Annaberg und Schwarzenberg) hört man in volkstümlicher Rede noch häufig: Der Topf (Krug) ist voller, und zwar in Anwendungen, bei welchen der Gedanke an einen Komparativ völlig ausgeschlossen ist, der Satz vielmehr nur in dem Sinne stehen kann: Der Topf ist voll, d. i. gefüllt. Es läßt sich diese Konstruktion zwar keinem der Fälle einfügen, die im obengedachten Aufsatze so sauber unterschieden werden, doch gewährt dieselbe insofern ein besondres Interesse, als sie noch als ein Rest jenes aus dem Ahd. und Mhd. bekannten Sprachgebrauches erscheint, nach welchem das prädikativ gesetzte Adjektiv flektiert wird. Wie es im Mhd. heißen konnte: Der Boum ist grüener für: Der Baum ist grün, so sagt man hier: Der Topf ist voller (eigentlich: Der Topf ist ein voller). Unser Satz stellt sich demnach ganz zu dem von Behaghel (Die deutsche Sprache) S. 208 angeführten Beispiel: daz glas ist vollez = das Glas ist voll, nur mit dem Unterschiede, daß hier das prädikative Adjektiv dem voraufgehenden Neutrum folgt, der Form, nach welcher mir jene Konstruktion im Erzgebirge noch nicht begegnet ist.

Annaberg. **E. Göpfert.**

14.

Die Redensart „An etwas vergessen“. Daß die Redensart „an etwas vergessen“ nicht aus dem jüdischen Jargon und zumal dem einer engbegrenzten Gesellschaft (Rheinische Juden, vergl. die Mitteilung des Herrn Dr. Hugo Ganz im III. Bande dieser Zeitschr. S. 78 flg.) zu erklären ist, liegt auf der Hand. Denn die Redensart ist nicht bloß Eigentum einzelner Mundarten, sondern weit verbreitet und sogar schon in die Schriftsprache eingedrungen (vergl. den Aufsatz des Herausgebers d. Zeitschr., Band I, S. 155, sowie die Bemerkungen dazu in Band II, S. 351 flg.). „An etwas vergessen“ ist nichts weiter als eine Analogieschöpfung nach dem Muster des sprachrichtigen „an etwas denken“. Die Sprache ist stets bestrebt, häufig verbundene — sich ergänzende oder sich entgegenstehende — Wendungen womöglich unter die gleiche Formkategorie zu bringen. So versucht die Sprache auch eine gleiche syntaktische Verbindung bei den nach einem bekannten Gesetz der Ideenassociation häufig zu gleicher Zeit im Bewußtsein vorhandenen Wörtern „denken“ und „vergessen“ herzustellen. Man vergleiche z. B. lat. obliviscor und memini, die beide, wie die Schulgrammatik sagt, meist den Genitiv regieren, obwohl dies zumal bei dem letzteren, wie die ältere Sprache und die verwandten Worte (z. B. im lat. selbst moneo „ich ermahne“) beweisen, nicht ursprünglich Regel gewesen sein kann. Es ist ja bekannt, daß diese Analogiewirkung sich sogar auf rein lautliche Verhältnisse erstrecken kann, wie z. B. ital. greve = lat. gravis sein e dem Einfluß von leve = lat. levis verdankt. Indes ist die Sachlage bei unserm Beispiel so klar, daß sie weiterer Erläuterung nicht bedarf.

Mainz. **Dr. Sigmund Feist.**

15.

Das Prädikat für das Deutsche in unseren Schulzeugnissen. Mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß in unseren höheren Schulen dem Unterricht in der Muttersprache eine leitende Stellung gebühre. Freilich entspricht die geringe Stundenzahl, die man dem Deutschen zuerkennt, dieser Wertschätzung durchaus nicht. Aber man kann auch beim Deutschen die Stundenzahl nicht zum Maßstabe seiner Stellung im Unterricht nehmen. Denn es ist kein Fach neben anderen Fächern, sondern es bildet, wie früher das Lateinische, das gemeinsame Verständigungsmittel zwischen Lehrern und Schülern. Seine Bedeutung greift daher weit über den Rahmen der seiner besonderen Pflege gewidmeten Stunden hinaus. Jede Stunde ist, so lautet ein schon längst anerkannter Satz, zugleich eine deutsche Stunde. Geschmackvolles Übersetzen und Erzählen, genaue Beschreibung der beob-

achteten Erscheinungen, bündige und klare Beweisführung — alle diese für den Schüler wie für den Menschen so wichtigen Übungen werden in den Sprachen, der Geschichte, der Mathematik usw. ebenso sorgfältig und in ausgedehnterem Maße vorgenommen wie in den deutschen Stunden.

Wenn daraus den Lehrern dieser Fächer besondere über die Grenzen des Stoffes hinausgehende Pflichten erwachsen, so kann auf der andern Seite auch nicht bestritten werden, daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, über die Befähigung der Schüler im Gebrauche der Muttersprache ein Urteil zu gewinnen, und daß ihnen ein Recht zusteht, diesem Urteil Geltung zu verschaffen. Wie dies geschehen könne, ist leicht zu zeigen.

Bekanntlich enthalten die Schülerzeugnisse zwei Klassen von Prädikaten: die allgemeinen, die sich auf Fleiß, Aufmerksamkeit und sittliches Verhalten beziehen, und die besonderen, die über die Fortschritte in den einzelnen Fächern Rechenschaft ablegen. Naturgemäß werden die ersteren auf Grund einer gemeinsamen Besprechung festgestellt, während die Bestimmung der letzteren den Fachlehrern allein obliegt. Ist nun die obige Darlegung richtig, so erscheint es als angemessen, daß das Deutsche nicht, wie jetzt geschieht, als einzelnes Fach behandelt, sondern jener ersterwähnten Gruppe zugesellt, daß also das Prädikat für das Deutsche nicht vom einzelnen Lehrer, sondern in der Konferenz festgestellt werde.

Auch dem Schüler würde ein solches Verfahren besser gerecht werden, als das jetzige. Nach der herrschenden Praxis sind für die Fortschritte im Deutschen wohl ausschließlich die Aufsätze entscheidend. Nun sind aber die Leistungen im schriftlichen und im mündlichen Ausdruck nicht selten erheblich verschieden; es wäre daher nur billig, wenn man einem Schüler, dessen Aufsätze weniger Lob erfahren, eine größere Gewandtheit in der mündlichen Rede zu gute rechnete. Auch könnte unsern jungen Leuten ein stärkerer Antrieb, ihre Fähigkeiten nach dieser Richtung besser auszubilden, nur von Nutzen sein. Legt man doch überhaupt in Deutschland auf deutliches und geschmackvolles Sprechen noch viel zu wenig Gewicht. Kurzum, soviel ich sehe, würde die vorgeschlagene Neuerung, ohne weder im Lehrstoff noch im Gange des Unterrichts Änderungen zu bedingen, nur nützliche Folgen haben. Ich möchte daher die Herren Fachgenossen bitten, sie in Erwägung zu ziehen und vorkommendenfalls zu unterstützen

Flensburg. **C. H. Metger.**

16.

In dem 1. Hefte des 4. Jahrganges Ihrer geschätzten „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ lese ich im Sprechzimmer unter Nr. 2

ein „Scherzrätsel aus Tirol“, dessen Lösung ich gefunden zu haben meine.

Es ist in dem Rätsel die Rede von einer Jungfrau, die noch nicht einen Tag alt war und schon einen Mann nahm, die ein Kind gebar, bevor sie ein Jahr alt war, und die starb, ehe sie geboren war. Diese Jungfrau ist die Nacht: denn sie ist keinen Tag alt und nimmt (nach alter Anschauung) einen Mann, mit welchem sie, nicht ein Jahr alt, ein Kind erzeugt, nämlich den Tag. Die Jungfrau stirbt, ehe sie geboren wird, d. h. während die Nacht noch im Werden (in der Geburt) begriffen ist, geht sie, nachdem sie (um Mitternacht) dicht vor der Geburt gestanden, schon wieder ihrem Ende zu: sie bildet sich gewissermaßen rückwärts.

Diese Anschauung von der Nacht als der Gebärerin des Tages ist eine alte; ich erinnere nur an die griechische Sage, nach welcher aus dem Chaos zuerst Erebos und Nyx (die Nacht) hervorgingen. Diese beiden verbanden sich mit einander und zeugten den Äther und die Hemera (den Tag).

Das Rätsel wäre demnach kein Volksrätsel, sondern aus der Beschäftigung eines Gelehrten mit mythologisch-poetischen Studien hervorgegangen.

Bromberg. **Karl Krüger.**

Hans Wolff: Der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Straßburg, Heitz 1888. M. 2.60.

H. Schultz: Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1888. M. 3.

Herm. Dunger: Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Festschrift zur Begrüßung der 1. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins in Dresden am 8. und 9. Oktober 1887. Dresden, Albanus (Christian Teich) 1887.

Es zeugt mit von dem Geiste der Mäßigung, welcher — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — den gegenwärtigen Sprachreinigungsbestrebungen inne wohnt, daß ihre Träger von Anfang an sich in Gegensatz stellen zu müssen glaubten zu den Übertreibungen, in die gleichgerichtete Bestrebungen früherer Zeit verfallen waren. Man war besonders beflissen, darauf hinzuweisen, daß der Purismus des 17. Jahrhunderts durch Mißachtung der Grenzen zwischen Fremdwort und Lehnwort und durch allzu hastiges Besserwollen dem Fluche der Lächerlichkeit ver-

fallen und sich selber das Grab gegraben habe. Es wurde betont, daß man durch Schaden belehrt und auf den Ergebnissen moderner Sprachwissenschaft fußend, nunmehr sich nicht nur von Fehlgriffen wie die bekannten Tageleuchter, Windfang und ähnlichen sogenannten Verdeutschungen fern halten, sondern auch mit Vermeidung jeglicher Überstürzung in ruhiger Arbeit Schritt für Schritt vorwärts gehen wolle. Der Gegensatz, in den man so die gegenwärtige Bewegung zu der des 17. Jahrhunderts brachte, war nicht nur in den landläufigen Ansichten über letztere begründet, sondern er entsprach im allgemeinen auch dem Urteil der Wissenschaft. Dieses aber war — wie das ja hinsichtlich einzelner Bezirke ausgedehnter Wissensgebiete oft nicht anders sein kann — mehr aus allgemeinen Erwägungen und einzelnen Thatsachen geschöpft, nicht durch eingehende Untersuchung begründet. Nachdem in den beiden oben zuerst genannten, fast gleichzeitig erschienenen Schriften eine solche angestellt worden, hat es sich als in mehr denn einer Hinsicht der Berichtigung bedürftig erwiesen.

Die beiden Schriften ergänzen einander in vieler Beziehung. Wie die Titel ausweisen, hat Wolff es auf den Purismus des 17. Jahrhunderts im allgemeinen, Schultz nur auf die von den Sprachgesellschaften, bez. ihren einzelnen Mitgliedern ausgehenden Bemühungen abgesehen. Da die letzteren aber überwiegen, so decken sich doch beide Abhandlungen vielfach in ihrem Inhalt. Die Untersuchung von Schultz ist die bei weitem gründlichere, sie geht durchaus auf die Quellen zurück, die Schrift Wolffs ist zwar auch quellenmäßig und erfreulich, aber sie steht doch hinter der ersteren zurück. Schultz erweitert, um das gleich hier zu bemerken, seine Schrift teilweise zu einer Untersuchung über das Wesen und die Geschichte der Sprachgesellschaften überhaupt — diese werden einzeln durchgegangen — er betrachtet manches unter neuem Gesichtspunkte und fördert einige bisher unbeachtete Thatsachen zu Tage. Schultzs Buch ist auch besser geschrieben.

Einleitend handelt Wolff über die Vorgeschichte des Fremdwörterunwesens besonders im 16. Jahrhundert. Im II. Abschnitt kennzeichnet er die Stellung Opitzens zu der Sprachreinigung als eine grundsätzlich freundliche, aber er rechnet ihn den eigentlichen Puristen nicht zu, weil er wenig Thatsächliches für die Sprachreinigung (warum sagt Wolff fast ausschließlich Purismus?) geleistet habe. Hier trat die fruchtbringende Gesellschaft ein, die im Kampfe gegen die Fremdwörterei sich zwar vorwiegend „theorethisch-ideale" Verdienste erworben, jedenfalls aber „die sprachliche Bewegung in zweck- und zielbewußte Formen gebracht hat". Einige kurze Andeutungen über die Stellung der fruchtbr. Ges. zu Zesens Übertreibungen, über den Verfall der fruchtbr. Ges. und ihre Nachahmungen schließen den Abschnitt. III wendet sich zu den einzelnen Vorkämpfern

der Sprachreinigung. Wolff unterscheidet zwischen den Puristen der fruchtbr. Ges., welche, wie z. B. Schottel, sich vornehmlich gegen die aus gelehrter Quelle fließenden Fremdwörter wendeten und gegen diese vorgingen, indem sie für die wissenschaftlichen Begriffe, für die deutsche Ausdrücke bisher gefehlt hatten, solche zu finden oder zu schaffen suchten — und denjenigen, die wie z. B Moscherosch, und der Verfasser des Sprachverderbers[1]) mehr den Fremdwörterkram bekämpften, welcher sich aus der gesellschaftlichen und geistigen Abhängigkeit von Frankreich ergab. Diese schwingen die Waffe der Satire, besonders betonen sie, daß es thöricht sei, aus der Fremde zu holen, was man daheim besser haben könne. Man kann diese Scheidung gelten lassen, wenn sie auch, wie begreiflich, keineswegs eine durchgängige ist. Die letztere Richtung wird sodann des näheren behandelt, der Feind, den sie bekämpft, eingehend gekennzeichnet und in dem Bewußtsein der Gefährlichkeit dieses

---

1) S. 40 weist Wolff mit guten Gründen nach, daß der Verfasser des Sprachverderbers nicht Moscherosch gewesen sein könne, wie Reinhold Köhler vermutet hat. Vergl. auch Schultz S. 155. — S. 39 sagt Wolff über das Verhältnis der Ausgabe des Sprachverderbers von 1644 zu der von 1643, die erstere sei „ein wörtlicher Abdruck" der letzteren, „mit bedeutenden, aber wenig vorteilhaften Erweiterungen und Hinzufügung einer Kritik der damaligen Sittenverderbnis". Ein wörtlicher Abdruck, der bedeutende Erweiterungen aufweist, ist eine von den der Schärfe und der Bestimmtheit entbehrenden Ausdrucksweisen, die uns in Wolffs Schrift nicht selten begegnen. Das, was damit gesagt sein soll, ist aber auch nicht richtig. Das Exemplar des Sprachverderbers von 1643, welches einst der deutschen Gesellschaft in Greifswald gehörte und in deren kritischen Versuchen 1 (1742), S. 194 flg. beschrieben ist, befindet sich jetzt in der Greifswalder Universitätsbibliothek und liegt mir vor. Eine Vergleichung des Textes von 1643 mit dem, was Schultz S. 150 flg. wörtlich aus der Ausg von 1644 mitteilt, ergiebt, daß auch der Ausdruck sehr oft geändert ist. Zum Beweise seien die Abweichungen in den Anfangsworten des Buches (Schultz S. 150) hierher gesetzt: vnartigen fehlt. alten fehlt. dasselbe — tag] das ist nun leider mehr hell vnd klar an den Tag / vnd darff nit viel Beschreibens. beschmiert] vermischet. Frembder sprach] außländischer Zungen. vnd so hell als die Mittägige Sonn] fehlt. Der bei Schultz S. 153, Mitte angeführte Absatz lautet in der Ausgabe von 1643 so: „Dann es ist insonderheit bey diesen itzigen zeiten dahin kommen / kein sicheres Geleitzettel / Paßzettel / Paßbrieff / vnd dergleichen kann verfertiget werden / es muß mit fremden Wörtern vnd dasselbige hauffenweiß geschehen / vnd wiewol wir es aus dem Teutschen (Paßwort) vrsprünglich her haben / so schmackt es den Narren doch besser / wann man es mit einem welschen Brey anrichtet vnd Passeport nennet." Angesichts solcher Abweichungen pflegt man nach gemeinem Sprachgebrauch doch nicht von einem wörtlichen Abdruck zu reden. Daß die Ausgabe von 1644 auch noch ein kleines Verdeutschungswörterbuch enthält, welches der ersten fehlt, hätte schon deshalb nicht übergangen werden dürfen, weil dieses wohl der älteste Versuch der Art ist. Das Verhältnis der beiden Drucke zu einander bedarf noch näherer Feststellung.

Feindes für Leib und Seele des deutschen Volkes mit Recht einer der Gründe erkannt, welche manche in Übertreibung verfallen ließen. – In IV. behandelt Wolff die Sprachreiniger der ersteren Richtung, unter denen er Schottel und Harsdörffer den ersten Platz einräumt. Man kann fragen, ob hier nicht statt oder doch neben Harsdörffer Christian Gueinz zu nennen gewesen wäre, den Wolff erst im weiteren Verlaufe des Abschnittes behandelt. Harsdörffer wird doch in allen seinen Leistungen durch seinen Gesellschaftsnamen „der Spielende" allzu sehr gekennzeichnet, als daß man ihn Gueinzen voranstellen dürfte, der vor Schottel in der Schöpfung deutscher grammatischer Kunstausdrücke bedeutendes geleistet hat. Nicht weniges davon hat Schottel dann in seine Grammatik herübergenommen. Den Beschluß des IV. Abschnittes machen Tscherning, Neumarck und Enoch Hannman. — V. bespricht Zesens puristische Thätigkeit in sehr ausführlicher, fast erschöpfender Weise. Seite 85 wird bemerkt, Zesen habe manche eingebürgerte Fremdwörter wie Poet, Person u. s. w unangetastet gelassen und auch von Balsam, Korallen, Demant u. s. w. spreche er in seinen Romanen. Einmal aber habe er Goldapfel für Pomeranze gebraucht und es sei ihm daher von seinen Gegnern der Vorwurf gemacht worden, er wolle selbst eingeführte fremde Gegenstände deutsch benennen. Darauf fährt Wolff fort: „Dieses unklare Widerspiel zeigt sich am auffallendsten in dem praktischen Gebrauche solcher Wörter, einmal liest man große Zeugemutter aller Dinge, einmal Natur, dann wieder Tageleuchter und bald darauf Fenster, so Venus und Lustinne, Liebreiz und Cupido u. s. w." Warum muß ein solcher Wechsel auf Unklarheit beruhen? Er kann ebensowohl aus einer gewissen Mäßigung, die ja Zesen bez. der Lehnwörter nicht fremd ist, oder auch — und dies ist das wahrscheinlichere — aus der stilistischen Rücksicht erklärt werden, welche beim Vorhandensein mehrerer gleich oder ähnlich bedeutender Worte einen Wechsel mit denselben nahelegt. — VI behandelt Zesens Gegner, die jedoch nicht auch Gegner der Sprachreinigung überhaupt waren, sondern nur ihrer Übertreibung. Vielmehr seien um die Mitte des Jahrhunderts fast alle deutschen Schriftsteller der Sprachreinigung günstig gewesen, wofür noch Spee (ob mit Recht?), Rachel, Gryphius und Logau als Beweise vorgeführt werden. Im weiteren Verlaufe des 17. Jahrhunderts sei jedoch das Fremdwörterunwesen immer mehr nur als eine der Erscheinungsformen der Ausländerei aufgefaßt und bekämpft worden und seine Bekämpfung schließlich vor dem Verlangen nach einer durchgreifenden sittlichen und gesellschaftlichen Reinigung des deutschen Wesens in den Hintergrund getreten. — In VII. faßt Wolff die Gründe zusammen, welche die Sprachreinigungsbestrebungen nicht zum Ziele gelangen ließen und weist darauf hin, daß sie dennoch für die Folgezeit nicht wirkungslos geblieben seien, denn sie hätten Leibniz

zu seinen bekannten beiden Schriften über deutsche Sprache angeregt. Diese aber seien dann von den Sprachgesellschaften des 18. Jahrhunderts aufgegriffen worden (es kann dies nur von den „Unvorgreiflichen Gedanken" gelten, die 1717 gedruckt wurden; die „Ermahnung an die Teutsche" ist erst 1846 veröffentlicht worden) und Gottsched habe dann in seinen „Beyträgen zur kritischen Historie u. s. w." mehrere Werke der Puristen des 17. Jahrhunderts abdrucken lassen und besprochen. — Ein Anhang, enthaltend ein Verzeichnis der durch die Puristen des 17. Jahrhunderts der deutschen Sprache zu dauerndem Besitz hinterlassenen Worte macht den Schluß.

Schultz beginnt gleichfalls mit einem einleitenden Abschnitt über das Fremdwörterwesen der früheren Jahrhunderte. II. behandelt die Gründung der fruchtbr. Ges. Hier wird u. a. nachgewiesen, daß es unzutreffend ist, diese bedeutendste der Sprachgesellschaften als die fruchtbr. Ges. oder den Palmenorden oder gar bloß als den Palmenorden zu bezeichnen. Sie hieß zu Lebzeiten ihres Gründers, des Fürsten Ludwig von Anhalt, lediglich „Die fruchtbringende (Gesellschaft)". Schultz führt aus dem Jahre 1647 eine briefliche Äußerung Ludwigs an, in der er die Bezeichnung als Orden ausdrücklich ablehnt, weil das Wort „eigentlich nicht Deutsch und weil der Zweck der Vereinigung allein auf die Deutsche sprache und löbliche tugenden, nicht aber auf Ritterliche thaten allein gerichtet sei." Allerdings war das Sinnbild der Gesellschaft von Anfang an ein „indianischer Palmen- oder Nußbaum", aber die Bezeichnung Palmenorden erscheint erst in Neumarcks bekanntem Werke über die Gesellschaft (1668), gehört also einer Zeit an, zu welcher die Blüte der Gesellschaft längst vorüber war. Für diese Blütezeit die Bezeichnung Palmenorden anzuwenden oder gar von der Gründung des Palmenordens zu sprechen, ist also ganz ungeschichtlich. — III. behandelt gleichzeitige Gegenbestrebungen, die bald nach der fruchtbr. Ges. gestiftete Academie des Loyales und die Academie des vrais amants. — IV. behandelt das Wirken der fruchtbr. Ges. für die Sprachreinigung. Es werden zuerst die Übersetzer besprochen, dann Opitz, K. G. v. Hille, Gueinz (warum Gueinzius?), Buchner, Harsdörffer, Schottel, Moscherosch, Rist, Logau. S. 62 flg. folgen Mitteilungen aus dem Briefwechsel der fruchtbr. Ges., welche zeigen, daß Liebe zur deutschen Sprache und möglichste Enthaltung von der Sprachmengerei als Bedingung der Aufnahme angesehen, und diese Pflicht von den Mitgliedern im wesentlichen auch wirklich meist im Auge behalten wurde. Namentlich sandten sich die Mitglieder gegenseitig ihre Schriften zur Durchsicht zu. Der Tadel war freimütig und schonte auch des Oberhauptes nicht: als Fürst Ludwig einmal in einem Briefe das Wort Skribent gebraucht, wurde ihm dies von Dietrich v. d. Werder sehr

ernstlich vorgehalten. Der Verfasser berichtet dann die Verwandlung der fruchtbr. Ges. in den Palmenorden, d. h. den Verfall derselben, welcher nach Ludwigs Tode (1650) eintrat. Es wurden zwar noch zahlreiche Mitglieder aufgenommen, aber von einer inneren Gemeinsamkeit der Zwecke und Ziele war nicht mehr die Rede. Nachdem Schultz noch drei der späteren Mitglieder, Neumarck, Gryphius und Stieler, besprochen hat, geht er zu der Beurteilung über, welche die Thätigkeit der fruchtbr. Ges. von seiten der Wissenschaft erfahren hat. Er zeigt, daß einer gerechten Würdigung der Gesellschaft F. W. Bartholds Geschichte der fruchtbr. Ges. (1848) sehr hinderlich gewesen sei. Diese Darstellung, auf Neumarcks Palmbaum gegründet, stelle die gelegentlich uns seltsam berührenden Äußerlichkeiten in den Vordergrund und würdige nicht ernsthaft genug das innere Recht und die thatsächlichen Erfolge der Gesellschaft. Die seit 1855 und 1879 durch G. Krause veröffentlichten Akten der Gesellschaft können allein die Mittel zu einem gerechten Urteil gewähren, sie zeigen, daß Neumarcks Darstellung, die zu einer Zeit verfaßt wurde, als der Lebensnerv der fruchtbr. Ges. bereits vertrocknet war, vielfach der Wahrheit nicht entspricht. Später in Anhang I weist dann Schultz auch noch darauf hin, daß Neumarcks Buch zum Teil wörtlich abgeschrieben ist aus dem „Teutschen Palmbaum" von K. G v. Hille (1647). Mithin ist die bisher herrschende Ansicht über die fruchtbr. Ges. aus einer abgeleiteten späten und trübe fließenden Quelle geschöpft und es ist Zeit, diese Ansicht richtig zu stellen. Der Verfasser schließt daran eine Gesamtwürdigung der fruchtbr. Ges. — V. behandelt die „aufrichtige Gesellschaft von der Tannen". Es wird wahrscheinlich gemacht, daß „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz" (1644) von Hans Heinrich Schill, einem Mitgliede dieser Gesellschaft, verfaßt ist. Diese Schrift enthält eine sehr lesbare Zusammenfassung dessen, was die Freunde der deutschen Sprache gegen die Fremdwörterei auf dem Herzen hatten und gehört zu den erfreulichsten und bedeutendsten Erzeugnissen der puristischen Litteratur — ein Urteil, das Schultz durch reichliche Mitteilungen aus dem seltenen Buche erhärtet. — VI. „Die deutsch gesinnte Genossenschaft und die neunständige Hänseschaft" Etwas größere Bedeutung als die letztere Gesellschaft, von der wir nur weniges durch Zesen wissen, hat die von Zesen begründete „deutsch gesinnte Genossenschaft". Im Anschluß an die Besprechung derselben behandelt der Verfasser Zesens puristische Bestrebungen kürzer als sie es an sich verdienten, indem er auf Wolffs ausführliche Darstellung verweist. — VII. „Die Gegner der genannten Sprachgesellschaften." Dieser Titel ist eigentlich nicht zutreffend, denn er paßt nur auf einen der hier besprochenen, nämlich auf Christian Weise. Wenn dagegen Balthasar Schupp einmal äußert, er halte die Absicht der fruchtbr. Ges. für gut, doch scheine sie nicht alleweil die geeigneten Mittel gewählt

zu haben, so wird man ihn darum doch nicht als einen Gegner bezeichnen dürfen. Und von den andern, die in diesem Abschnitt noch genannt werden, hebt Schultz selbst hervor, daß sie sich nur gegen Zesens Übertreibungen wenden. — VIII behandelt die Pegnitzhirtengesellschaft, IX den Elbschwanenorden, X bespricht geplante Sprachgesellschaften und giebt einen Rückblick. Es folgen 7 Anhänge: I giebt den schon oben erwähnten Aufschluß über Neumarcks Palmbaum, II eine Bemerkung über die gestickte Wappentapete im Gesellschaftssaale der Fruchtbringenden, III behandelt die undeutschen Vornamen, IV bespricht die Bedeutung der Reformabsichten des Pädagogen Ratke (Ratichius) für die Sprachreinigung, V stellt die Ansichten über die Verdeutschung der Kunstwörter zusammen, VI aus den unvorgreiflichen Gedanken und der Ermahnung die Ansichten Leibnizens über die Fremdwörter, sonderbarerweise ist die Äußerung übergangen, in welcher Leibniz seine Überzeugung ausspricht, daß der Gebrauch muttersprachlicher Ausdrücke die Klarheit des Denkens befördere, der Gebrauch von Fremdwörtern dagegen ihr hinderlich sei. Auf diesen Gedanken als einen zuerst von Leibniz in Worte gefaßten weist Schultz S. 74 selbst hin. VII behandelt namenlose Schriften gegen die Sprachmengerei, besonders ausführlich den unartigen Sprachverderber (Schultz lag nur der Druck von 1644 vor, er wiederholt daher Wolffs, wie vorhin gezeigt worden, unzutreffende Angabe über das Verhältnis des Druckes von 1644 zu dem von 1643). Die „Newe außgeputzte Sprachposaune" 1648 ist nur ein Abklatsch des Sprachverderbers.

Der Eindruck, den die Untersuchungen Wolffs und Schultzs übereinstimmend hervorbringen, läßt sich dahin zusammenfassen: die Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts waren in ihrer Gesamtheit bei weitem mäßiger, verständiger und zielbewußter als sie die gemeine Ansicht glaubt. Die Bewegung ist nicht in erster Reihe dadurch um den Sieg gebracht worden, daß ihre Vertreter den Bogen zu straff spannen wollten, sondern in viel höherem Grade durch die unglückliche Gesamtlage des deutschen Lebens, das Darniederliegen des Nationalgefühls in denjenigen Kreisen des Volkes, deren freudige Teilnahme allein der Sache der Sprachreinigung hätte zum Siege verhelfen können. Wurde aber auch dieser nicht errungen, so sind doch die Bestrebungen jener Zeit nicht spurlos vorübergegangen, vielmehr haben sie den gleichen des 18. Jahrhunderts vielfach Antrieb und Inhalt gegeben und außerdem haben die Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts der deutschen Sprache eine nicht kleine Zahl von Wortbildungen hinterlassen, welche entweder ganz an die Stelle vorher üblich gewesener Fremdwörter getreten sind oder doch wenigstens einen dauernden Platz neben jenen sich erobert haben. Wolff zählt nicht weniger als 125 solcher Worte auf[1]), es sind

1) Hinsichtlich ihrer Urheber ist Wolff mehrfach im Irrtum, besonders hat er manches Schottel zugeschrieben, was Gueinz gehört. Vergl Schultz, S. 37, Anm.

nicht durchweg Neubildungen, sondern zum Teil wie bei Beispiel, Gemeinwesen, Gotteshaus, Statthalter, handelt es sich nur um festere Prägung bereits vorhandener Bildungen und deren Einführung in die Schriftsprache, zu einem andern Teile um Anwendung vorhandener Worte als Kunstausdrücke, vorzüglich der Grammatik, so Geschlecht, Wurzel u. s. w. Aber eine nicht unerhebliche Bereicherung des schriftsprachlichen Wortschatzes liegt zweifellos vor.

Ich muß der Lockung widerstehen, auf die einzelnen Züge des Bildes der Sprachbewegung des 17. Jahrhunderts, welche sich zu dem eben erwähnten Gesamteindruck vereinigen, näher einzugehen. Es würde dies hier zu weit führen und den Raum ungebührlich in Anspruch nehmen, da ja die Pflicht des Berichterstatters über die beiden fraglichen Bücher als erfüllt gelten darf. Es sei daher nur noch darauf hingewiesen, daß die Gründe, welche wir heute für die Sprachreinigung ins Feld führen (sie sind z. B. von Dunger auf S. 44 seiner oben zu dritt genannten Schrift in kurzer Fassung zusammengestellt), mehr oder weniger deutlich und entschieden fast alle schon im 17. Jahrhundert geltend gemacht worden sind. Das deutet auch Schultz S. 74 kurz an. Durch diese Erkenntnis wird die heutige Bewegung in ihrem Werte natürlich nicht herabgedrückt — bei richtiger Betrachtung einer Sache werden sich ja trotz des verschiedenen Gesichtskreises zu allen Zeiten ähnliche Gesichtspunkte ergeben —, wohl aber wird die damalige auf eine höhere Stufe erhoben, als sie bisher in der Schätzung auch der Freunde der Sprachreinigung eingenommen hat. Ebensowenig sind bei den Gegnern von damals und von heute die verwandten Züge zu verkennen. Die damaligen Gegner hatten es insofern leichter, als unter den namhaften Sprachreinigern einer war, der „als Dichter zu sehr Philolog und als Philolog zu sehr Dichter“ (Cholevius, Romane des 17. Jahrhunderts, S. 18) über das Ziel hinausschoß: Philipp von Zesen. Dieser diente den Gegnern als willkommene Zielscheibe, als der Popanz der Sprachreinigung überhaupt. Die heutigen Gegner müssen sich einen solchen Popanz erst schaffen, sie denken sich einen Sprachreiniger zusammen, wie sie ihn brauchen, um sich ihm in der heldenhaften Stellung eines wahren Wächters der deutschen Kultursprache gegenüberstellen und ihre glänzenden Fechterkunststücke zum besten geben zu können. Dungers Streitschrift hat es u. a. auch damit zu thun, diesem Popanz die ihn graulich machenden Hüllen abzureißen. Es ist übrigens von den führenden Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, wie oben schon erwähnt wurde, nur einer als wirklicher Gegner der ganzen Bewegung hervorgetreten: Christian Weise[1]. Die

1) Ihn bezeichnet daher auch Joh. Georg Eccard ausdrücklich als denjenigen, der in der Verteidigung der Fremdwörter vorangegangen sei Vgl. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, S. 351

übrigen waren alle für die Sprachreinigung oder zogen wenigstens nicht gegen sie zu Felde, vielleicht aus Nationalgefühl, dessen (allerdings manchmal ungeschickte) Äußerungen als Chauvinismus zu brandmarken man damals noch nicht gelernt hatte. In dem, was Chr. Weise gegen die Sprachreinigung geschrieben (Schultz, S. 108 flg.), spielt der Tageleuchter eine Rolle, er erzählt von der „Tannzapfenzunft“ und der „Narrenkolbenzunft“, welche über die Verdeutschung der Wörter Thür und Stiefel verhandeln. Das scheint für den ersten Blick nur auf Zesen zu zielen; daß aber Weise diesen nur als Popanz der ihm widerwärtigen Sprachreinigung überhaupt benutzt, ergiebt sich klar aus seinen Äußerungen in „Der grünenden Jugend Nothwendigen Gedancken“. Hier giebt er allerdings, wie ja auch unsere heutigen Gegner, zu, daß man im Gebrauch fremder Wörter zu viel thun könne, aber „wer kann davor, daß man heutiges Tages lieber Affection als Gewogenheit, Courtoisie als Höfflichkeit, Galan als Liebhaber und dergleichen sprechen wil? Man muß dencken, die Deutschen haben neue Wörter erfunden, welche ein jeder nachsprechen muß, der nicht ein Herr alleine bleiben wil“. Hinsichtlich der Kunstwörter heißt es dann: „Da soll bey etlichen Objectum ein Gegenwurff, Subjectum eine Unterlage, Element ein Urwesen, Pistole ein Reitpuffer, Contrescarpe ein verdeckter Weg, Lieutenant ein Platzhalter, Corps de Garde ein Wach-Versamlung heißen.“ Damit sei doch nichts gewonnen, wenige verstünden es, die meisten lachten darüber. „Gleich als wäre dieß nicht das beste Wort, welches der Rede die beste Manier giebt: Oder als wäre dieses nicht Deutsch genug, welches von allen Deutschen verstanden wird. . . ich halte am meisten davon, wenn man keine Außländische Thorheit und keine Altväterische Einfalt affectirt (ich sage affectirt, weil ich kein Deutsch Wort finde, welches diese Meinung so wohl treffen würde).“ Es ist genau, als hörte man einen der Sprachreinigungsgegner von heute. Man muß alle die fremden Wörter, die nun einmal statt der vorhandenen deutschen beliebt werden, ruhig hinnehmen und sie für deutsche ansehen. Es ist dieselbe Gleichgiltigkeit gegen die Muttersprache, die sich z. B. in der Äußerung eines der heutigen Gegner von der Unverbindlichkeit der „zufällig zum Gebrauch vorliegenden Sprache“ für den Schriftsteller (Dunger, S. 20/1) und in der Erklärung eines anderen offenbart, daß der Gebrauch fremdsprachlicher Worte sein deutsches Gewissen ebensowenig belaste, als wenn er sich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke (Dunger, S. 26/7). Sodann greift Weise einige ganz ungeschickte oder weniger gute Verdeutschungen heraus, um daran die Frage zu knüpfen, was sollen wir damit, man versteht sie nicht und lacht darüber. Mit diesen für seinen Zweck klug

gewählten Beispielen glaubt Weise alle Versuche deutscher Neuschöpfungen als thöricht abgewiesen zu haben, ohne zu bedenken, daß man sein vorher hinsichtlich der Fremdwörter ausgesprochenes Verlangen, man müsse eben denken, die Deutschen hätten neue Wörter erfunden, auch gegenüber den Neuschöpfungen aus deutschem Sprachmaterial wohl mit Recht geltend machen könnte. Ganz ähnlich verfahren die heutigen Gegner, wenn sie (Dunger, S. 14. 21. 32) den Sprachreinigern vorwerfen, sie wollten die Sprache berauben, indem sie jedem Fremdwort ein deutsches Ersatzwort gegenüberstellen, das dann natürlich den Begriff des ersteren nicht völlig decke; devot sei doch etwas anderes als demütig, galant etwas anderes als höflich, Essay decke sich nicht mit Versuch und für Projekt oder Prospekt könne man nicht mit Plan auskommen. Auch hier ist überall nur eines der entsprechenden deutschen Wörter herausgegriffen, um bei dem Leser das Gefühl hervorzurufen, zwei sich nur teilweise deckende Worte habe man, werde das eine gestrichen, so entstehe natürlich eine Lücke — mithin sind die Bemühungen der Sprachreiniger nicht zu billigen. Dunger giebt die richtige Antwort, indem er zeigt, daß kein verständiger Freund der Sprachreinigung das Fremdwort da bekämpfen werde, wo es wirklich allein neben nur einem bloß begriffsverwandten deutschen steht, daß aber thatsächlich neben den meisten Fremdwörtern eine ganze Reihe sinnverwandter deutscher Worte stehe, die je nach den besonderen Umständen angewendet eben das Fremdwort entbehrlich machen. Da kommt nun aber die Lehre von der angeblichen Unzulänglichkeit unserer Sprache zu Hilfe, um deren Ausbildung in der Gegenwart vor allem Rümelin sich wenig beneidenswerte Verdienste erworben hat, die aber auch schon von Weise, wenngleich noch etwas schüchtern, an dem einzigen Worte affektieren angedeutet wird. Rümelin hat bekanntlich den Mut gehabt, nicht weniger als etwa 5000 Fremdwörter für unbedingt nötig zu erklären, die durch muttersprachliche Ausdrücke ersetzen zu wollen, ihm verlorne Liebesmüh scheint. Was an thatsächlichen Beweisen für diese Lehre beigebracht wird — von Rümelin sehe ich dabei ganz ab, über seine 5000 vgl. man Dunger, S. 37 flg. — ist zum allergrößten Teil von ebenso starker Beweiskraft wie Weises affektieren, wofür ihm damals doch mindestens das allerdings etwas sehr deutsche heucheln zu Gebote gestanden hätte. Bei unseren neueren soll z. B. individuell ein etwas enthalten, das in persönlich, eigentümlich oder eigenartig nicht liegt, Resultat etwas anderes tiefsinnigeres sein als Ergebnis, Quadrat unentbehrlich sein neben Viereck, Symmetrie neben Ebenmaß, weil sie wissenschaftlicher seien. Daß die hier angenommenen Unterschiede willkürlich bez. irrig sind und im besten Falle auf einem rein persönlichen Sprachgefühl beruhen, liegt auf der Hand. Im besonderen zeigt dies Dunger,

S. 21 flg. Schon Martin Opitz aber erkannte einen wirklichen Hauptgrund der Ansicht von der Unentbehrlichkeit der Fremdwörter in der Vornehm- und Gelehrtthuerei (Schultze, S. 27, Anm.), und golden ist ein Wort Leibnizens in der „Ermahnung an die Teutsche", das hier noch Platz finden möge, weil es verdient, möglichst niedrig gehängt zu werden: „Sagen sie (die Schriftsteller nämlich, „denen keine eilende Post die Wort abdringet und denen das Bücherschreiben niemahls durch Kayserlichen Befehl auferleget worden"), daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrliche Gedancken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr die Armuth ihrer vermeinten Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen." Wenn das Leibniz von der damaligen deutschen Sprache sagen konnte, der er an anderer Stelle (de stilo philosophico Nizolii) einen großen Reichtum an vorzüglichen Bezeichnungen für wirkliche Dinge mit dem Hinzufügen nachrühmt, daß dieser Reichtum bis dahin noch wenig nutzbar gemacht sei für den philosophischen Ausdruck, — sollte es dann nicht heute erst recht gelten, da wir eine von hervorragenden Schriftstellern reich ausgebildete Prosa besitzen, die dem Ausdruck höchster und tiefster Ideen auch ohne maßlose Inanspruchnahme fremdländischer Hilfe schon oft gedient hat. So sollte man denken, wenn wir nicht durch Rümelin belehrt wären, daß unsere großen Dichter und Denker nur dichten und denken konnten, indem sie für zahlreiche Fremdlinge die Thore der Muttersprache weit öffneten (Dunger S. 29).

So sind wir mitten in das hineingekommen, was Dunger zur Abfassung der oben zu dritt genannten Schrift veranlaßt hat. Es erübrigt über diese noch zusammenfassend einige Worte zu sagen. Die Widerlegung, welche den Behauptungen und Ansichten der Gegner hier zu teil wird, muß als fast in jeder Hinsicht treffend und gelungen bezeichnet werden. Dabei ist sie in guter und eindrucksvoller Sprache geschrieben und jedem zu empfehlen, der etwa noch im Zweifel wäre, auf welcher Seite in diesem Streite das Recht zu finden sei. Dunger hat sich aber nicht mit der Widerlegung der Gegner begnügt, sondern auch (in Abschnitt VI flg.) die Gründe, welche die Freunde der Sprachreinigung für sich ins Feld führen, übersichtlich und klar zusammengestellt und des näheren ausgeführt. Zu Abschnitt VIII, wo das Verhalten der Deutschen gegenüber fremden Worten verglichen wird mit dem Verhalten anderer Völker, könnte darauf hingewiesen werden, daß die Schwäche gegenüber solchen sprachlichen Fremdlingen nicht bloß deutsch, sondern allgemein germanisch zu sein scheint. Dadurch wird sie natürlich um kein Haar weniger Schwäche und um nichts weniger bekämpfenswert. Aber die Sache wird um so schwerer durchzufechten

sein, je mehr es sich um einen germanischen, nicht bloß deutschen Nationalfehler handelt. Eine Mahnung mehr, den Bogen nicht zu straff spannen zu wollen, aber auch eine Aufforderung mehr zu zähem Festhalten an den erreichbaren Zielen. Das erwachte deutsche Nationalgefühl ist zwar noch nicht so weit erstarkt, als die wahren Freunde des Vaterlandes wünschen müssen, aber es ist doch bereits kräftiger und allgemeiner als je zuvor und wird das Seinige beitragen zur Gewinnung des Sieges. Die lebensnützlichen (wenn ich diesen Ersatz des Wortes praktisch hier einmal wagen darf) Gesichtspunkte der Sache, die ja in unserer Zeit der Wirkung meist sicher sind, werden ihn vollenden. Das, was Dunger in den letzten Abschnitten seiner Schrift auseinandersetzt, wird in der Weiterentwickelung der Sprachreinigung immer seinen unmittelbaren Wert behalten; daß die ersten Abschnitte recht bald nur noch eine geschichtliche Bedeutung haben möchten, müssen wir natürlich wünschen. Und der Verfasser wird sich von diesem Wunsche um so weniger ausschließen, als er ja, wenn er erfüllt wird, sich sagen darf, daß er durch die vorliegende Streitschrift das Seinige zur Erfüllung beigetragen habe.

Greifswald. **Paul Pietsch.**

Die Ahnfrau. Trauerspiel von Franz Grillparzer. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. A. Lichtenheld, k. k. Professor am Staatsgymnasium im IX. Bezirk in Wien. Stuttgart 1889. Cotta.

Wenn Grillparzer in früheren Jahren nicht die Würdigung gefunden hat, die er verdient, wenn er oft genug verkannt und ebenso oft oberflächlich betrachtet worden ist, so hat man seit kurzem begonnen, sich ihm liebevoll zu widmen und mehr und mehr sich in die Erzeugnisse seiner Muse forschend zu versenken. Besonders die allerletzten Jahre haben einiges in dieser Richtung gebracht. 1885 veröffentlichte Fäulhammer eine ausführliche Biographie des Dichters, 1887 schrieb Sauer als Einleitung zu der vierten Ausgabe von Grillparzers sämtlichen Werken eine geistvolle litterarhistorische Skizze und 1888 ließ Volkelt sein schönes Buch „Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen" erscheinen. Und nun eröffnet die Cottasche Verlagsbuchhandlung eine Reihe von Schulausgaben des Dichters.

Die Ahnfrau ist die erste dramatische Dichtung, mit welcher Grillparzer (1817) an die Öffentlichkeit trat. Sie ist nicht in allem vollendet und muß hinter den spätern Dramen des Dichters mehrfach zurückstehen. Aber sie hat doch auch wieder — und zum Teil selbst gegenüber seinen

reiferen Werken — viele Vorzüge und nimmt in der Entwickelung Grillparzers etwa die Stelle ein, wie „die Räuber“ in jener Schillers. So wenig die letzteren in einer Sammlung von Schulausgaben Schillerscher Werke fehlen dürften, ebenso wenig könnten wir in dieser Reihe die Ahnfrau missen. Ist sie doch trotz aller Auswüchse und Unvollkommenheiten eine Dichtung voll Kraft und Leidenschaft, voll Frische und Kühnheit, voll Spannung und erschütternder Wirkung, eine Dichtung in reicher, glühender Sprache und wohlklingenden Versen. Für Österreichs Poesie bedeutet sie noch mehr, das Wiedererwachen nach jahrhundertelangem Schlafe.

Der Herausgeber A. Lichtenheld ist auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes keine unbekannte Persönlichkeit. So hat er unter anderm in „Graesers Schulausgaben klassischer Werke“ „Hermann und Dorothea“, „Klopstocks Oden“, „Kleists Hermannschlacht“ herausgegeben. Wir schätzen an ihm den guten Geschmack, die eingehende, sachkundige Behandlung, das feine, selbständige Urteil. Mit diesen Eigenschaften ist er auch an die Herstellung der vorliegenden Ausgabe herangetreten. Seine besondere Befähigung, über Grillparzer zu handeln, hat er bereits 1886 durch seine „Grillparzerstudien“ (Programm des Gymnasiums im IX. Bezirk in Wien) nachgewiesen.

Dem Abdruck der Ahnfrau sendet Lichtenheld eine ausführliche Einleitung voraus, die sich über die Entstehung des Dramas, den Stoff und die Behandlung desselben, die Schicksalstragödie, die Charaktere, die Einheit der Zeit und schließlich über Vers und Sprache verbreitet.

Gegenüber der Ahnfrau ist es die interessanteste Frage, ob sie eine Schicksalstragödie ist oder nicht. Diese Frage ist wiederholt auf das lebhafteste erörtert worden. Verwickelt wurde sie dadurch, daß in einem durch alle Auflagen wiederholten „Vorberichte“ die Zugehörigkeit der Dichtung zu der Gattung der Schicksalstragödien in entschiedene Abrede gestellt wurde. Obwohl nun durch Laube (in dessen Grillparzer-Biographie) festgestellt worden ist, daß dieser „Vorbericht“ nicht von Grillparzer herrühre, sondern von Schreyvogel, dem ehemaligen Dramaturgen des Burgtheaters, so bringt er doch ohne Zweifel des Dichters eigene Gesinnung zum Ausdrucke und hat auch stets für des Dichters Wort gegolten. Den Standpunkt, daß die Ahnfrau keine Schicksalstragödie sei, teilen unter anderen noch Laube, Zimmermann (Studien und Kritiken zur Philosophie und Ästhetik II. Band), Goedeke (Grundriß) und Terlitza (Programm der Staats-Oberrealschule in Bielitz 1883), der letztgenannte, indem er die Ahnfrau als ein Zwischenglied zwischen antiker Schicksalstragödie und modernem Drama auffaßt. Für eine Schicksalstragödie, die im Wesen nicht verschieden ist von den Trauerspielen Werners und Müllners, erklären die Ahnfrau Kuh (Zwei

Dichter aus Österreich), Fäulhammer, Sauer, Volkelt, Julian Schmidt, Cholevius u. a. m. Während die vier ersteren aber die Dichtung Grillparzers auch wieder scharf von den grobkörnigen Dramen Werners und Müllners zu unterscheiden wissen, stellen die beiden letzteren die Ahnfrau ganz und gar auf gleiche Stufe mit dem „vierundzwanzigsten Februar", der „Schuld" und anderen ähnlichen Werken. Ein derartiges Urteil ist unverständig und ungerecht. Grillparzers Ahnfrau steht an Feinheit der Ausführung weit über diesen plumpen und ungeschickten Stücken. Aber das Schicksal in der Ahnfrau gleicht allerdings im wesentlichen der in diesen Dramen hervortretenden Schicksalsmacht und aus diesem Grunde werden wir auch Grillparzers Jugenddrama eine Schicksalstragödie nennen müssen. Dieser Charakter spricht sich in der ganzen Anlage und Entwickelung des Dramas aus und ist ihm nicht erst durch die auf Schreyvogels Betreiben nachträglich eingeschaltete Erzählung Günthers im ersten Akte (515 flg.) verliehen worden. Man darf sich übrigens nicht wundern, Grillparzer unter den Schicksalstragikern zu finden. Zur Erklärung dessen weist Lichtenheld S. 1 flg. hin auf eine Reihe „von inneren und äußeren Erlebnissen" in Grillparzers Jugend, „die ihn nun (in der Ahnfrau) dazu trieben, diesen Einwirkungen, ohne sich jedoch damit gänzlich mit ihnen abzufinden, ein bis an die äußerste Grenze gehendes Zugeständnis zu machen." Noch tiefer dringt Volkelt ein, indem er (S. 170 flg.) scharfsinnig auseinandersetzt, wie die Hinneigung Grillparzers zur Schicksalstragödie „mit der ganzen Unfreiheit und Enge" seiner Persönlichkeit zusammenhängt. Glücklicherweise hat sich der Dichter später mehr und mehr von dieser Art des Tragischen losgemacht. Schon Sappho zeigt keine Spur mehr davon, wohl aber klingt es im „goldenen Vließ" und in „Libussa" noch nach.

Der Ansicht, daß die Ahnfrau zu den Schicksalstragödien zu zählen sei, pflichtet auch Lichtenheld bei, indem er nach einer eingehenden und feinsinnigen diesbezüglichen Untersuchung, in welcher er von dem antiken Drama und insbesondere vom „König Oedipus" ausgeht, zu dem Schlusse kommt: „Den Beweis dafür, daß wir es wirklich mit einer Schicksalstragödie zu thun haben, bringt ja, wie nun gezeigt wurde, die Fabel selbst mit allen ihren Motiven, ihren Zufällen, ihren Greueln und dem nicht hinwegzuklügelnden Zusammenhang dieser mit dem Fluch, der nun doch einmal in das Stück aufgenommen ist. Zu jener Klassifizierung würde mit unwiderstehlichem Zwange die bloße Beschaffenheit und Verkettung der Geschehnisse drängen, auch wenn der Dichter nicht seinen Personen derartige Schicksalsphrasen in den Mund gelegt hätte." Im übrigen steht auch für Lichtenheld die Ahnfrau weit über den Schicksalstragödien eines Werner und Müllner.

Auch dem, was der Herausgeber sonst zur Charakteristik des Stückes seiner Vorzüge und seiner Mängel (z. B. über die dürftige Zeichnung der Personen) beibringt, wird man die Zustimmung nicht versagen können. Wenn er aber meint, daß das Drama wohl ein Kunstwerk mit vielen Schönheiten sei, jedoch die Bezeichnung „Trauerspiel" nicht verdiene, weil Grillparzer dieselbe auch seinen viel höher stehenden Werken habe zu teil werden lassen, so dürfte er damit nicht allseitige Billigung finden. Treffend ist, was der Herausgeber über die Einheit der Zeit bereits in seinen „Grillparzerstudien" gesagt hat und hier wiederholt. Die rasche Aufbahrung der Leichen des Grafen und seiner Tochter braucht uns aber nicht „etwas gehastet" anzumuten, da, abgesehen von der dem Dichter zustehenden Freiheit, auch in der Wirklichkeit Derartiges vorkommt. Die Wahl des vierfüßigen Trochäus ist gewiß nur auf Calderons Vorbild erfolgt, der ja auch sonst Grillparzer bei der Abfassung dieses Stückes beeinflußt hat.

Hinsichtlich der Sprache konnte sich Lichtenheld auf die „Studien über die dramatische Sprache der Ahnfrau Grillparzers von Hans Schwetz" (Programm des Landes-Real- und Obergymnasiums zu Horn 1878) berufen. Den Charakter dieser Sprache hat er selber treffend gezeichnet, wenn er sagt: „Es ist immer, als sei jedem das Herz voll zum Ersticken und sie könnten nicht anders als sich Luft machen in langem Redestrom. Und dabei ist das in den Reden Gebotene doch selbst so gesättigt, als habe die Seele erst von einem Teile dessen sich entlastet, was dieselbe bedrückte."

Die Anmerkungen, die unter dem Texte fortlaufend den Sinn, den Aufbau, die Form und die Sprache betreffen, sind angemessen und bieten im ganzen weder zu viel noch zu wenig.

Wie die Verlagsbuchhandlung, die heute noch allein das Recht hat, Grillparzers Werke zu verlegen, in einem Rundschreiben an die Direktionen der höhern Lehranstalten in Österreich mitteilt, hat sie bei der Veranstaltung dieser Schulausgaben Grillparzerscher Werke die Absicht gehabt, „insbesondere der österreichischen Jugend sowohl in, wie außer der Schule ein Mittel an die Hand zu geben, mit diesem vaterländischen Dichter fortan viel besser vertraut zu werden, als es bei den bisherigen Mitteln der Fall sein konnte." Dementsprechend erscheint die Ausgabe auch in der österreichischen Schulorthographie.

Man wird von österreichischer Seite dem Verleger hierfür umsomehr Dank wissen, als durch die Ministerialverordnung vom 14. Januar 1890 eine „besondere Berücksichtigung Grillparzers" in den Lehrplan für den deutschen Unterricht an den österreichischen Gymnasien Aufnahme gefunden hat.

Der Ahnfrau gedenkt Lichtenheld in derselben Sammlung zunächst „König Ottokars Glück und Ende" folgen zu lassen. Wir sind überzeugt, daß auch dieses Bändchen trefflich ausfallen wird.

Bielitz in Österr.-Schlesien. **Karl Reissenberger.**

Bilder aus der Geschichte, der Kulturgeschichte und dem litterarischen Leben der Völker. Von Dr. Wilh. Ulrich, Rektor des Realprogymnasiums zu Langensalza. Leipzig, Albert Unflad. 1887/88.

Wir leben gegenwärtig in dem Zeitalter der Popularisierung von Kunst und Wissenschaft. Alles fachmäßige Können der Technik faßt man in Formen, die dem Volke verständlich sind, und die Ergebnisse der strengsten Gelehrsamkeit sucht man den breitesten Massen des Publikums nutzbar zu machen. Die früher abgeschlossene Wissenschaft stellt sich mit den sonst eifersüchtig gehüteten Schätzen in den Dienst weit gezogener Kreise. Besonders verdienstlich ist das allseitig erwachende Bestreben, der Bevölkerung im Anschluß an einen gründlichen Schulunterricht in der deutschen Geschichte weiterhin guten historischen Bildungsstoff zuzuführen, welcher das Auge für die tagtäglichen Vorgänge um uns herum offen erhält und den Blick durch klare sachliche Darlegung der Ereignisse in der vater- und fremdländischen Vergangenheit für die selbständige Beurteilung und Mitentscheidung von Fragen des heutigen Staatslebens schärft. Unter die lobenswertesten Bücher dieser Gattung sind von neueren Erscheinungen gewiß die von Rektor Dr. Ulrich mit vollster Liebe und dem richtigen Geschick gezeichneten „Bilder aus der Geschichte, der Kulturgeschichte und dem litterarischen Leben der Völker" zu rechnen. Das ist wahrhaft gesunde Nahrung auch für die arbeitenden und dienenden Klassen. Es herrscht darin keine wohlfeile Geschwätzigkeit, nicht jener absichtlich pikante, bald sentimental geschraubte, bald witzelnde oder gar lüsterne Ton wie in zahlreichen Nummern der leider in den niederen Volksschichten mit so nachdrücklichem Erfolge vertriebenen Kolportagelitteratur. Ulrich schreibt anziehend, aber nicht auf Kosten des Stoffs, lesbar, d. h. volkstümlich im guten Sinne, und bei alledem sachgetreu mit durchgängiger Beobachtung aller wissenschaftlichen Anforderungen. Daß der Verfasser der trefflichen Aufsätze sich verstand, die zerstreuten Beiträge aus der „Europa", den „Deutschen Blättern", Dr. Kehrs „Pädagogischen Blättern", dem „Langesalzaer Kreisblatt" und Mitteilungen in Schulprogrammen zu sammeln und, durch eine längere Reihe ungedruckter Skizzen ergänzt, zum wiederholten Male der Öffentlichkeit vorzulegen, ist aufrichtigen Dankes würdig. Der deutsche Unterricht zunächst muß dieses Unternehmen mit herzlichster Freude begrüßen. Was nützt

alle trockene theoretische Unterweisung, wenn nicht daneben ein erläuterndes farbiges Gemälde der wirklichen geschichtlichen Vorgänge entrollt wird? Gottlob, man ist hier nun seit einigen Jahren glücklich an der Arbeit, allen toten Formelkram abzustreifen und besonders im Unterrichte der Muttersprache, der vaterländischen Geschichte und in der Einführung in das nationale Schrifttum die neuen Bahnen eines frischen Lebens und Strebens einzuschlagen. Deshalb sei jeder Beleg dieser gesunden Strömung doppelt willkommen geheißen, wenn er sich noch dazu als eine That so tüchtiger Sachkenntnis darstellt wie vorliegendes Werk. Betrachten wir im Fluge dessen lehrreichen Inhalt. Der erste Abschnitt bringt historische und kulturelle Bilder, der großen Mehrzahl nach selbstredend aus deutschen Landen. Da werden geschildert: die Frauen Karls des Großen; ein blinder Heldenkönig des 14. Jahrhunderts (Johann von Böhmen); „Friedenstein", ein denkwürdiges Herzogsschloß im Thüringerlande. Ein Wort zur Ehrenrettung eines deutschen Kaisers aus Habsburgs Stamm, Friedrichs III., sowie die Erinnerung an den 17. August 1786, den Todestag Friedrichs des Großen, suchen vom Standpunkte des rückschauenden Späteren eine gerechte Auffassung verkannter Herrscher unseres Volkes zu vertreten. Es folgen Ausblicke in die auswärtige Geschichte, wobei aber stets der Zusammenhang mit gleichzeitigen Ereignissen auf deutschem Boden im Hintergrunde steht; dazu einige kulturgeschichtliche Skizzen, die sich auf gemeingermanischen Bräuchen aufbauen. Die Überschriften lauten: Eine Abtei für einen Königsthron, aus dem Leben Kasimirs V., des Polenkönigs; Donna Johanna Coëllo, aus den Tagen Philipps II. von Spanien; die Oriflamme, Frankreichs Heeresbanner; ein treuloser Marschall am Hofe Heinrichs IV. von Frankreich; Admiral Colignys erster französischer Kolonisationsversuch in Amerika; naive Urteile über Amerika vor Columbus; der letzte Stuart (Kardinal von York); Odo und sein Archimonasterium Clugny; Dunstan, ein wunderlicher Heiliger des 10. Jahrhunderts; das weiße Schiff, Ursache des Dynastiewechsels in England im 12. Jahrhundert. Hierauf fünf kulturgeschichtliche Studienblätter aus dem Kreise der germanischen Bildungswelt: die deutschen Innungen früherer Zeit; die Einführung der Buchdruckerkunst auf englischem Boden durch William Caxton; ein Stammbuch aus Wittenberger Studentenzeit vom Jahre 1569; Ursprung und Bedeutung der Pflanzennamen; poetische Stimmen aus der englischen Kinderstube. — Abschnitt II greift dann mancherlei Geeignetes aus der Litteratur heraus. Die Themata nennen sich: Das Schillersche Lied von der Glocke und seine Übersetzungen ins Englische und Französische; was haben die deutschen Dichter nach den Befreiungskriegen zur Hebung und Stärkung des Nationalbewußtseins gethan? Dr. Nikolaus Beets, Hollands

bedeutendster Dichter der Gegenwart; die französische Bearbeitung des Iphigenien-Mythus; das französische Volkslied im 19. Jahrhundert; die ehemaligen Blaustrumpfgesellschaften in Frankreich und England; Robin Hoods Bedeutung für die englische Sage und Litteratur; Alexander Pope und sein Versuch über Kritik; der englische Roman dieses Jahrhunderts und seine Verbreitung in Deutschland. — Es muß nach dieser Aufzählung ausdrücklich hervorgehoben werden, daß sämtliche Abhandlungen durchaus nicht in lehrhaftem Pedantentone, sondern frisch und fesselnd ausgeführt sind. Das Buch Rektor Ulrichs, trefflich ausgestattet und jetzt durch herabgesetzten Preis jedem zugänglich gemacht, sei jedem Lehrer des Deutschen, der neueren Sprachen und der vaterländischen Geschichte, sowie allen Freunden dieser Wissenschaften aufs angelegentlichste empfohlen.

Leipzig. **Ludwig Fränkel.**

Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs. Von August Mühlhausen. Hamburg, Verlagsanstalt A. G. (vormals J. F. Richter) 1888. (Aus der Virchow-Holtzendorffschen Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, N. Folge, 3. Serie, Heft 55.)

Der Verfasser berichtet in ansprechender Weise über die Entstehung des Wörterbuchs von dem Antrage an, den die Weidmannsche Buchhandlung den 1837 zu unfreiwilliger Muße verurteilten Brüdern stellte Die Ansicht sowohl über das geplante Unternehmen, die er in einem Briefe an Lachmann aussprach, als die herrlichen Worte, die Wilhelm 1846 an die Versammlung der Germanisten in Frankfurt richtete, werden mit Recht vollständig mitgeteilt. Daran schließen sich die ersten Anzeigen im Litterarischen Centralblatt und die „Bitte" der Brüder daselbst. In letzterer wird die rege Teilnahme, die sich zeige, anerkannt, Berichtigungen und Zusätze zu den erschienenen Heften abgelehnt, da sie „leicht zu mehren" seien und „im Flusse der warmen Arbeit mehr ärgern oder schmerzen, als daß sie helfen"; dagegen wird um Beiträge zu den Buchstaben, die zunächst erscheinen müssen, gebeten. Der Verfasser gedenkt hierauf der berüchtigten Angriffe der Herren Daniel Sanders und Wurm, von denen der letztere späterhin sein Unrecht zugegeben hat; nicht so natürlich Herr Sanders, dessen industriöse Sammelwerke eine erstaunlich geschäftige Reklame als wissenschaftliche Großthaten ausposaunt. Mit vollem Recht zieht der Verfasser die alten Sünden dieses Herrn ans Licht, den vor kurzem fast alle unsre Tages- und Wochenblätter, die aus Abrahams Samen sind, als „den großen Jubilar", den „gefeierten Altmeister" der deutschen Sprachwissenschaft u. s. w. gepriesen haben. Mühlhausen erwähnt dann die Männer, auf deren Spenden die Belegstellen des Wörterbuchs zum allergrößten Teile beruhen. Seltsamerweise nennt er aber gerade den Mann nicht, der von allen jenen

das Beste und Meiste gethan hat, der die ungeheure Aufgabe, Goethe zu excerpieren, mit dem treusten Fleiß und dem feinsten Verständnis gelöst hat: Julius Ludwig Klee. Es mag mir als dem Sohne des Unvergeßlichen geziemen, diese Lücke hier auszufüllen, indem ich die Worte Jakob Grimms (in der Vorrede zum ersten Bande des Wörterbuchs) hersetze, die Klee einmal mit bescheidenem Stolze sein monumentum aere perennius nannte und die ihn, wie Hiecke an ihn schrieb, in den litterarischen Adelsstand erhoben. Nachdem Grimm 83 Männern (darunter Freytag, Gervinus, Goedeke, Haupt, Koberstein, Pfeiffer, R. v. Raumer, Vilmar, Weigand u. a.) für ihren Fleiß gedankt und „die Fleißigsten unter den Fleißigen" genannt hat, fährt er fort: „Doch den allerfleißigsten und einsichtigsten muß ich nennen: es ist Klee... Ein Glück war es, daß gerade Goethe in Klees Hände kam und von ihm vortrefflich ausgezogen, ich würde sagen erschöpft wurde, wenn einen solchen Ausdruck der Unerschöpfliche gestattete. Hätten aber alle übrigen Dichter von annähernder Bedeutsamkeit ähnliche Auszüge erlangt, es stände besser um manche Beispiele des Wörterbuchs." Auch die hohen Verdienste, die der Verleger, der herrliche Salomon Hirzel, nicht nur durch eine großartige Opferfreudigkeit, sondern auch durch selbstthätige Mitarbeit sich um das Wörterbuch erworben hat, scheinen mir bei Mühlhausen nicht nachdrücklich genug anerkannt. Der Verfasser beleuchtet sodann die Arbeit der Gebrüder in ihrer Eigenart, weist die große nationale Bedeutung des Werkes nach und versucht schließlich auch die Fortsetzer kurz und bündig zu charakterisieren. Dabei durfte und mußte er Hildebrand als den bedeutendsten über die andern stellen, ohne dadurch die trefflichen, hochverdienten drei: Weigand, Heyne, Lexer, nur im geringsten herabzusetzen; denn in der That muß jedem, der sich wirklich in das Studium des Riesenwerkes vertieft, die Einsicht kommen, daß Hildebrands Anteil sich mit dem der unsterblichen Brüder nicht nur messen darf, sondern ihn an peinlicher Gewissenhaftigkeit und erschöpfender Gründlichkeit unstreitig noch übertrifft. Freilich ist es ein billiges Vergnügen über den „Schneckengang", in dem das Wörterbuch vorwärts gehe, zu schimpfen, wie dies ein anonymer Beurteiler obengenannter Schrift in der „Deutschen Dichtung" sich nicht hat versagen können. Diesem Namenlosen mag es ja „unbegreiflich" erscheinen, daß Hildebrand zehn Jahre für das K gebraucht hat und seit fünfzehn Jahren am G arbeitet; ein solcher „Beurteiler" hat ja keinen Begriff von dem äußeren Umfang dieser Arbeit eines Vierteljahrhunderts, geschweige denn von ihrer Schwierigkeit, von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, von der rührenden Selbstentäußerung, die darin liegt, wenn ein geistvoller, vielseitiger, tiefdenkender Gelehrter sein ganzes Leben, seine ganze Kraft einem einzigen Werke weiht, und

noch dazu einem Werke, das nicht unter seinem Namen geht, einer Arbeit, deren stille, geräuschlose Gleichmäßigkeit wahrlich schon an die Geduld des Arbeiters tausendmal höhere Ansprüche stellt als an die der ungeduldigen Abonnenten und Rezensenten, von allen geistigen Potenzen, wie Reichtum des Wissens, Scharfsinn, Tiefblick u. s. w. zu geschweigen. Für all seine thörichten Worte kann jener Rezensent seine Unkenntnis als Entschuldigung vorschützen (obschon einer ohne genügende Kenntnisse nicht urteilen sollte); wenn er aber von seiner angeblich „tiefen Verehrung für die Verdienste der Brüder Grimm" redet und gleich darauf ein von Mühlhausen nur citiertes Lob des Centralblattes (das auch mir zu überschwänglich scheint) dazu benutzt, um von „Coterie" und „einer geradezu ungeheuerlichen Anmaßung", die nicht scharf genug zurückgewiesen werden könne, zu deklamieren, ja wenn ihm „diese nachgerade zu unerquicklicher Berühmtheit (so!) gelangte Geschichte des G eine weit ärgere Versündigung (so!!) an dem Namen Grimm bedeuten will, als ein 1852 in einem Münchner Blatt erschienener Artikel", so offenbart er in diesen Worten eine so unedle Gesinnung, daß man nur sagen kann: Es ist tief zu bedauern, daß eine angesehene Zeitschrift in Deutschland ihre Spalten dazu her giebt, einen der edelsten deutschen Gelehrten und wackersten deutschen Männer zum Dank für seine fünfundzwanzigjährige, treue Arbeit in so gemeiner und thörichter Weise zu beschimpfen. Ein Glück für den Rezensenten aber ist es, daß er so feig oder schlau gewesen, seinen Namen nicht unter sein schnödes Geschreibsel zu setzen; er hätte ihn im andern Falle der Verachtung aller Wissenden und Billigdenkenden preisgegeben.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Revue de l'enseignement secondaire et de l'enseignement supérieur. Secrétaire de la Rédaction. M. Jules Gautier. Paris, Paul Dupont 1888.

Die rühmlichen Anstrengungen, welche Frankreich in neuester Zeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens macht, spiegeln sich in den neu erstandenen Zeitschriften, besonders deutlich in der vornehmen Revue de l'enseignement secondaire et de l'enseignement supérieur (Paris, Dupont) wieder, welche von einem aus hohen Staatsbeamten, Professoren der Akademien und höheren Schulen gebildeten Ausschuß geleitet und von Jules Gautier, dem Professor der Geschichte am Lycée Michelet in Paris redigiert wird.

Was die Revue charakteristisch von andern ähnlichen Zeitschriften scheidet und was sie auch für uns interessant macht, ist, daß sie sich

gewissermaßen in den persönlichen Dienst der Kandidaten für das höhere und mittlere Schulamt stellt. Aus den verschiedenen Unterrichtsgebieten heraus giebt die Redaktion eine Fülle von Aufgaben zur Bearbeitung und ladet die Kandidaten ein, ihr dieselben zur Verbesserung einzusenden; eine auch für die Revue ungemein wertvolle Einrichtung. Ich brauche in dieser Hinsicht nur an den großen Nutzen zu erinnern, welchen Professor Langenscheidt für die stetige Vervollkommnung seiner Sprachbriefe aus jenen Arbeiten zog, die ihm auf seine Einladung zur Verbesserung übersandt wurden.

Aber noch unmittelbarer geht die Revue darauf aus, ihre Leser, soweit sie Kandidaten des Schulamtes sind, für ihre bevorstehenden Prüfungen zu unterstützen. Es ist dieses in Frankreich bei dem Streben zu generalisieren leichter, als bei uns, wo der Individualität des einzelnen Kandidaten ein größerer Spielraum sich zu bethätigen gegeben wird. In Frankreich werden die Schriftsteller, auf welche sich die Prüfung erstreckt, schon geraume Zeit vorher bekannt gegeben und daher findet sich denn auch bereits in der Novembernummer des Jahres 1888 das Programm des „Concours d'agrégations“ für das Jahr 1889 angegeben, welches, soweit es die Prüfung im Deutschen betrifft, folgende Schriftsteller aufweist:

Flemming. — Poetische Wälder, 11, 12, 17; Oden 1, 3, 10; Sonette, 20, 21, 27, 28, 49, 50, 53 (Gedichte, éd. Tittmann).
Wieland. — Oberon I, II.
Lessing. — Emilia Galotti.
Goethe. — Werther; Egmont; West-Östlicher Divan.
Schiller. — Wallensteins Lager; Demetrius.
Hebel. — Sonntagsfrühe, der Wächter in der Mitternacht (Alemannische Gedichte).
Schleiermacher. — Über die Religion: Zweite Rede, Über das Wesen der Religion.
Simrock. — Der Rosengarten (das kleine Heldenbuch).
Bodenstedt. — Die Lieder des Mirza-Schaffy.
Behagel. — Die deutsche Sprache.

Zur Erläuterung werden vorgelegt:
Lessing: Fabeln.
Campe: Robinson.
Grimm: Märchen.
Krummacher: Ausgewählte Parabeln.

Zu den in erster Linie genannten Schriftstellern hat nun der verdienstvolle Mitarbeiter der Revue de l'enseignement, Professor A. Girot (Le Havre), eine Bibliographie geschrieben, welche bei jedem der genannten

Werke nicht nur die besten Ausgaben angiebt, sondern gleichzeitig auch die besten Erläuterungsschriften. Wir haben es hier mit einer äußerst schätzenswerten Zusammenstellung zu thun, die von einer ebenso großen Sachkenntnis und Belesenheit, wie von jenem taktvollen Maßhalten zeugt, welches den Hauptzweck nie aus dem Auge verliert.

Hiermit hat sich Girot jedoch nicht begnügt, sondern gleichzeitig diejenigen Werke namhaft gemacht, welche allgemein als die besten Werke für das Studium deutscher Sprache und Litteratur anerkannt werden (standard works). Die Auswahl, welche Girot hier trifft, beschränkt derselbe treffend auf „Allgemeine Litteratur, Grammatik, Poetik, synonymische und stilistische Hilfsmittel und den Hinweis auf die beiden neu erstandenen Zeitschriften für deutsche Sprache (Sanders) und für deutschen Unterricht (Hildebrand, Lyon)". Namentlich für den Ausländer, welcher oft ratlos der Fülle der Erscheinungen gegenüber steht, dürfte diese Auswahl, welche ebenfalls in der oben erwähnten Nummer enthalten ist, sich als ein kundiger Führer erweisen.

Wie trefflich Girot durch eigene Erläuterungen für eine vertiefte Erkenntnis deutscher Schriftsteller in Frankreich zu wirken sucht, soll durch eine demnächst folgende Besprechung seiner Ausgabe der Minna von Barnhelm gezeigt werden.

Dresden. **Wilh. Scheffler.**

Lessings Minna von Barnhelm. Mit ausführlichen Erläuterungen von Dr. A. Funke, Seminardirektor. 3. verbesserte Auflage. Paderborn, Schöningh. 1888.

Im voraus sei gesagt, woran es dieser Ausgabe mangelt: an einer philologisch-sorgfältigen Behandlung des Textes. Wer öfter etwas drucken läßt, weiß, was für Streiche der Druckfehlerteufel einem armen Autor zu spielen vermag, und wie wohlfeil das Vergnügen gewisser Rezensenten ist, stehengebliebene Druckfehler als Beweise für die Flüchtigkeit des Schriftstellers aufzumutzen. Hier aber handelt es sich nicht um ein neu erschienenes, sondern zum dritten mal aufgelegtes Buch und nicht um den Funkeschen, sondern um den Lessingschen Text. Die größte Sorgfalt diesem gegenüber ist eine Pflicht, die der Herausgeber nicht ganz erfüllt hat; dies wird sich aus folgendem Verzeichnis fehlerhafter Stellen, die mir aufgefallen sind, ergeben.

S. 15, Z. 10: „mache mir zugleich deine (l. auch deine) Rechnung". — S. 20, Z. 3 sind nach „schuldig bin" die Worte: „so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können" ausgefallen. — S. 42, Z. 4 v. u. steht: „Nun (l. Nur), gnädiges Fräulein". — S 43, Z. 13 fehlen nach „fröhliches Geschöpf" die Worte: „(Franciska kömmt.) Bist

Du wieder da, Franciska?" — S. 60, Z. 1 ist vor „ich will gehen" ausgefallen: „Ich will nicht dabei sein." — S. 65, Z. 20 steht „als aller (l. alle) der Quark." — S. 78, Z. 2 v. u lies „diese gute Nachricht" statt „diese Nachricht". — S. 79, Z. 2 lies „telle que je la vois, statt „telle que la vois". — S. 80, Z. 3 lies „das (statt: dat) iß ein brav Mann". — S. 83, Z. 3 v. u. lies „das nenn die Deutsch betrügen" statt „das nun die Deutsch betrügen". — S. 89, Z. 20 lies „ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt" (nicht: das; sowie es wenige Zeilen später heißt: das Fräulein v. B., die). — S. 90, Z. 5 v. u. lies „Ein Krüppel, sagten Sie?" statt „Ein Krüppel sind Sie". — S. 91, Z. 6 lies „Und ich höre . . . nur das (nicht: die!) liebe Minna". — S. 93, Z. 20 lies „Nein, wir (nicht: wie!) können". — S. 94, Z. 11 steht „Tellhein", S. 95, Z. 16, „Das Franziska" (statt Das Fräulein). — S. 100, Z. 11 v. u. lies „dann suche so viel aufzubringen (nicht: aufzutreiben!). — S. 105, Z. 12 v. u. lies „Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlassen" (nicht: entlassen!). — S. 107, Z. 20 lies „Von (nicht: vor) der unschuldigen Ursache". — S. 123, Z. 8 lies „Zöge Sie wohl auch (fehlt bei Funke) mit nach Persien?" Daß der Herausgeber in dieser für den Schulgebrauch bestimmten Ausgabe am Schluß des ersten Aufzuges Justs rohe Frage (Oder, wenn wir ihm seine Tochter ꝛc.) und Werners darauf bezügliche Antwort gestrichen hat, billige ich durchaus; daß er aber das Wort Maul stets in Mund ändert (wobei er doch Mäuler stehen lassen muß), scheint mir eine recht überflüssige Zimperlichkeit.

Die Anmerkungen unter dem Texte erleichtern dem Anfänger das Verständnis in dankenswerter Weise; doch scheinen mir einige Erklärungen überflüssig; wenn z. B. Wörter wie: melancholisch, frisieren, Komplott, Avancement, perfekt, Ordre erläutert werden, so möchte man wohl fragen, was für Lesern damit etwas Neues gesagt werden kann; und ebenso dürfte es im deutschen Reich schwerlich einen Leser, der über das Buchstabieren hinaus ist, geben, dem die Bedeutung des Wortes „Subordination" ein Geheimnis wäre. — Ein Anhang bringt reichhaltige und lehrreiche „Fragen über die einzelnen Aufzüge und Auftritte" und „über das ganze Drama". Unter den dann folgenden „Denksprüchen" sollten etliche fehlen; denn Weisheiten wie: Auf einem Beine ist nicht gut stehen, Aller guten Dinge sind drei, Eine vierfache Schnur hält desto besser, Zu viel ist zu viel — sind doch nicht Lessingsches Eigentum und können schwerlich als „Denksprüche" gelten. Und wenn der Herausgeber Franziskas Wort „Man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist als ehrlich" (das sie nach kurzem eigentlich zurück-

nimmt) oder gar Riccauts „Man muß erst weiß, wovon leben, ehe man haben kann, wovon su spielen" für „Denksprüche" hält, so begreift man nicht, warum er andere, die gewiß bedeutender und wahrer sind, übergeht, wie: „Das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß" oder: „Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen", oder das echt Lessingsche: „Ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben."

Bei einer neuen Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, wäre zur Erklärung des „echten doppelten Lachs" Sprengers Bemerkung Akad. Bl. I,168 zu vergleichen und die volkstümliche Syntax in Tellheims Worten „Die hundert Louisdor geh und bringe Justen" zu besprechen. Daß durch obige Ausstellungen das Verdienst der Funkeschen Ausgabe nicht wesentlich beeinträchtigt werden soll, bedarf wohl kaum einer Bemerkung; sie ist schon jetzt eine schätzbare Arbeit, die Dank verdient, und wird es durch erneute Durchsicht von seiten des Herausgebers noch mehr werden.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Kleists Prinz von Homburg, herausgegeben von Reinhard Kade, Wien, Graeser. (Preis 50 Pf.)

Kades Ausgabe ist wärmster Empfehlung würdig. Der Verfasser, als tüchtiger Kleistkenner mehrfach bewährt, bietet vor allem einen musterhaft korrekten Text, der, wie der Kundige weiß, gar nicht so leicht herzustellen war. Nicht weniger Beachtung verdient die knapp gehaltene Einleitung, die ohne Überladung, in geschmackvoller und klarer Weise über den Dichter, die Entstehung des Dramas, Erfolg und Urteile, die Quelle, die Schlacht bei Fehrbellin, die einzelnen historischen Persönlichkeiten, die Verwertung der Geschichte bei Kleist, über Charakteristik und Sprache alles bietet, was für den Schulgebrauch unentbehrlich ist. Ebenso sind die Anmerkungen, obwohl sie sich möglichster Kürze des Ausdrucks befleißigen, doch ausgiebig genug und unterstützen wirksam das Verständnis. Alles ist wohl erwogen und hält Stich. Nur bei einer einzigen Stelle kann ich die gegebene Erklärung nicht unterschreiben; ich bezweifle nämlich, ob Kade, dessen Ausgabe zu den besten der ganzen Graeserschen Sammlung gehört, dem Dichter mit Recht eine so wunderliche Blumensprache zutraut, wie seiner Meinung nach Vers 1844 enthält. Auf jeden Fall wäre sie nicht „hochpoetisch", sondern höchst manieriert. Bulthaupt, dem sich auch Zürn in seiner trefflichen Ausgabe anschließt, hat in der „Dramaturgie" meiner Ansicht nach das Richtige erkannt.

Bautzen. **G. Klee.**

Wetzel, Dr. Paul, Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung. Nach der Einteilung des preußischen Regelbuchs zum Gebrauch in höheren Lehranstalten. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1889. 110 S.

Da der Verfasser sein Buch für schon weiter vorgeschrittene (11- bis 12jährige) Schüler bestimmt hat, so verdient es durchaus Billigung, daß er uns nur zusammenhängende Übungsstücke bietet. Keineswegs können wir uns aber mit deren Auswahl einverstanden erklären. Der Hauptzweck zusammenhängender Stücke kann doch nur die Gewöhnung an einen guten Stil sein, und wir erwarten daher eine Auswahl aus Goethes und Lessings Werken. Doch nichts von alledem finden wir hier; wohl bietet uns der Verfasser einiges aus der deutschen Mythologie und Geschichte, sowie einige Erlasse der drei Kaiser aus dem Hause der Hohenzollern, und das ist recht verwendbar; der größte Teil der Stücke sind aber freie Übertragungen aus griechischen und lateinischen Schriftstellern, besonders aus Cicero, und zwar zuweilen in einer Form, die durch ihre Langatmigkeit und Schachtelei ihren lateinischen Ursprung verrät und den deutschen Stil der Schüler nur schädigen kann. Manche der Sätze erreichen eine Länge von acht Zeilen. Wir führen beispielsweise einen sechszeiligen an, S. 16, 1: „Der römische Ritter Cajus Canius, ein feiner und nicht ungebildeter Mann, pflegte, als er sich nach Syrakus zu seiner Bequemlichkeit, wie er behauptete, nicht Geschäfte halber, begeben hatte, zu sagen, er wolle einige Landgütchen kaufen, wohin er seine Freunde einladen, und wo er sich, ohne durch Quengeleien von Störenfrieden gequält zu werden, erquicken könne.“ Sehr scheint der Verfasser die von Cicero berichteten Ammenmärchen von erfüllten Träumen zu lieben, denn er tischt uns fünf derselben auf.

Nur bei großer Vorsicht und sorgfältiger Auswahl ist dieses Buch für den Unterricht verwendbar.

Leisnig. **Carl Franke.**

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Nr. 2. Stephan Waetzoldt, Goethes Iphigenie auf Tauris. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1889. Preis gebunden 0,50 M.

Wohl selten hat eine Sammlung von Schulausgaben so rasch in unseren Schulen allgemeine Verbreitung gefunden und festen Boden gefaßt wie die von dem umsichtigen und sachkundigen Dr. J. Wychgram in Leipzig veranstaltete und geleitete Sammlung deutscher Schulausgaben, die seit Beginn des vorigen Jahres bei Velhagen und Klasing in Biele-

feld und Leipzig erscheint. Die Vielseitigkeit der Sammlung (Prosawerke, Epen, Dramen), die Sorgfältigkeit in der Behandlung der Texte, die Beschränkung der Einleitungen und Anmerkungen auf das Allernotwendigste, was zum Verständnis erforderlich erscheint, sodaß hier endlich einmal der übliche gelehrte Ballast, der unsre Schulausgaben zu überwuchern pflegt, grundsätzlich — zum Segen unsrer Schule — beiseite geworfen ist, die vorzügliche Ausstattung in Bezug auf Druck, Papier, Format und Einband, die außerordentliche Billigkeit des Preises (durchschnittlich 50–60 Pfennige für den gebundenen Band): das alles sind so bemerkenswerte Eigenschaften, daß wir wohl begreifen, wie willkommen der Schule diese Ausgaben sein müssen. Unsere Zeitschrift begrüßt aber diese Sammlung mit besonderer Freude deshalb, weil es durch sie möglich wird, daß in einer Klasse jährlich eine ganze Reihe von Werken (teils in der Schule, teils zu Hause) gelesen werden, ohne daß den Eltern ein zu großes Opfer an Geld auferlegt wird, und weil so endlich — ähnlich wie durch Böttichers und Kinzels Denkmäler für die ältere Zeit — auch für die andern Zeitabschnitte unserer Litteratur das Lesen ganzer Werke an Stelle der Lektüre bloßer Proben treten kann. Denn auf diesem Wege allein wird es möglich sein, in der Schule zu einem tieferen Eindringen in den Geist unserer Litteratur und über den bloßen Personenkultus und litterarhistorische Schlagwörter hinaus zu den Sachen selbst zu gelangen. So wird durch Velhagen und Klasings Sammlung zugleich ein bedeutender Fortschritt in dem Betriebe unseres deutschen Unterrichts allgemein möglich gemacht, und dem Begründer und Leiter der Sammlung, Herrn Dr. Wychgram, sowie der rührigen Verlagshandlung gebührt dafür unser Dank.

Als eine der vorzüglichsten Arbeiten, die bisher in dieser Sammlung erschienen sind, greifen wir hier Stephan Waetzoldts Iphigenienausgabe heraus. Trotzdem Waetzoldt in den Anmerkungen weiter geht, als die meisten übrigen Mitarbeiter der Sammlung, hat er doch ein von beschwerender Gelehrsamkeit freies Buch geliefert. Er tastet nicht an der Außenseite des Werkes herum, wie so viele Erklärer, welche die schönsten Dichtungen in das Herbarium ihrer litterarhistorischen Gelehrsamkeit einsargen, sondern er führt uns mitten in das gewaltige Leben der Dichtung hinein, er läßt uns in die Seele des Dichters und der Dichtung blicken. Das ist ihm namentlich dadurch gelungen, daß er den einzelnen Aufzügen und Auftritten einleitende Worte vorausschickte, welche die Lage, in der sich die Personen befinden, und den Gang der Handlung lebendig schildern. Waetzoldt hat es verstanden, den Stoff mit dichterischem Sinne zu durchdringen und viele eigne feine Beobachtungen in den Anmerkungen niederzulegen. So weht ein Hauch der Poesie auch in den An-

merkungen und in der Einleitung, ein Beweis, wie innig sich Waetzoldt in die herrliche Schöpfung Goethes vertieft hat. Bei aller sachlichen Genauigkeit hat Waetzoldt doch das Werk nicht als bloßer Gelehrter, sondern als Künstler behandelt, und das ist meines Erachtens auch zugleich der einzige der Erziehungs- und Unterrichtskunst würdige Standpunkt.

Einzelne Druckversehen, nicht im Text, sondern in der Einleitung und den Anmerkungen (S. VI, Z. 5 v. u. doppeltes der; S. 84, Lehrer statt Leser; S. 90, Untergegebener statt Untergebener; S. 4, 35 statt 45 u. a.) thun der Arbeit um deswillen keinen Eintrag, weil sie jeder Leser ohne weiteres selbst verbessern kann. Die Stelle aus den „Grenzen der Menschheit", die Waetzoldt S. 90 anführt, heißt nicht: „Denn mit den Göttern u. s. w." sondern: „Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch". Der Brauch, einfache Stammwörter statt der Zusammensetzung zu verwenden (S. 87), ist nicht eine besondere Eigentümlichkeit Klopstocks und Goethes, sondern überhaupt eine Eigenschaft der dichterischen Sprache. In der Stelle: „Und jedes frommen Wunsches Fülle dir" (S. 11), ist Fülle keineswegs als Erfüllung zu fassen, wie z. B. in der Hempelschen Goetheausgabe nach einer Stelle aus dem Wörterbuche von Sanders vermutet wird und wie auch Waetzoldt annimmt (S. 89), sondern Goethe will sagen: „Jeder Wunsch (Wunsch = alles, was du wünschest) werde dir in Fülle zu teil". Wunsch steht also hier nicht abstrakt für die Thätigkeit des Wünschens, sondern konkret für den Gegenstand des Wunsches, wie oft in unsrer Sprache. Goethes gegenständliches Denken tritt hier recht deutlich zu Tage. In späterer Zeit hat er einen ähnlichen Gedanken einmal auseinandergelegt in die Worte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" (d. h. man hat im Alter des Wunsches Fülle). Hätte Goethe wirklich nichts weiter gesagt als „jedes Wunsches Erfüllung werde dir zu teil", so wäre das platt und undichterisch, ganz und gar ungoethisch. In Bezug auf die bekannte Stelle Iph. I, 3, 7—11, über die in unserer Zeitschrift schon vielfach geschrieben worden ist, trete ich vollkommen der Meinung R. Sprengers bei. Die Erklärung Recks ist entschieden zu verwerfen.

Doch was ich hier hervorgehoben habe, sind Kleinigkeiten, die in der Fülle von feinsinnigen Bemerkungen, die der Verfasser gegeben hat, verschwinden. Waetzoldts Ausgabe verdient die wärmste Empfehlung und die weiteste Verbreitung. Möchte eine derartige Behandlung unserer Dichterwerke in der Schule mehr und mehr durchdringen, und möchte Waetzoldts wertvolle Arbeit vorbildlich werden für die Bearbeitung von Schulausgaben überhaupt.

Dresden. **Otto Lyon.**

O. König, Rektor der höheren Mädchenschule zu Bunzlau, Litterargeschichtliche Mustersammlung. Ein Lesebuch zu des Verfassers Geschichte der deutschen Litteratur für höhere Mädchenschulen und die weibliche Jugend. Leipzig, B. G. Teubner 1889. IV, 548 S.

Eine im allgemeinen geschmackvolle Auswahl, die ihren Zweck wohl zu erfüllen im stande ist. Bei der Auswahl aus der älteren deutschen Litteratur sind jedoch leider die Übersetzungen von Simrock besonders bevorzugt, nur hie und da einmal ist eine neuere Übersetzung gewählt; das Verhältnis sollte unseres Erachtens gerade umgekehrt sein. Die Dichtung unserer Zeit ist viel zu dürftig bedacht. Von Felix Dahn, Paul Heyse, Martin Greif, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer u. a. findet sich auch nicht eine Zeile. Kinkels Verstümmelung des herrlichen Waltherschen Ir sult sprechen willekomen u. s. w., die auf S. 490 unter der Überschrift: „Deutschland über alles" gegeben ist, und manches andere hätte nicht aufgenommen werden sollen. Die Texte sind ungleich behandelt, zuweilen werden sie genau, zuweilen ungenau gegeben. Mit den Originaltexten übereinstimmend sind z. B die vom Herausgeber aufgenommenen Eichendorffschen Gedichte. Andere wieder sind ganz ungenau. Die übliche Umwandlung des Beiwortes „preußisch" in „deutsch", welche sich bei Arndts „Lied vom Feldmarschall" und Holteis „Mantellied" fast in allen Lesebüchern findet, ist aus patriotischen Gründen erklärlich und in Lesebüchern, die nicht litterargeschichtlichen Zwecken dienen, nicht zu beanstanden; in einem litterarhistorischen Lesebuche, wie dem vorliegenden, sollten diese willkürlichen Textesänderungen aber doch nicht stehen. Nach welcher Quelle der Herausgeber Simon Dachs „Ännchen von Tharau" gegeben hat, vermag ich nicht zu entdecken. Der Text, welchen König giebt, ist ein ungenießbares Gemisch aus den beiden Übersetzungen, die sich in Herders „Stimmen der Völker" finden. Zunächst hätte bemerkt werden müssen, daß Dach selbst das Gedicht in samländischem Niederdeutsch verfaßte, und daß die Übersetzung, in der wir es kennen, von Herder ist. Dann aber liegt doch die Textfrage hier einfach so, daß entweder die ursprüngliche Übersetzung Herders aus den „Stimmen der Völker" (Ausg. v. Suphan Bd. 25, S. 176) zu nehmen ist, Annchen, nicht Ännchen, von Tharau), oder daß diejenige Form zu wählen ist, in welcher das Gedicht in den nach Herders Tode veranstalteten Ausgaben der „Stimmen der Völker" erscheint und in welcher es durch die bekannte Komposition weite Verbreitung gefunden hat. Statt dessen giebt König ein verworrenes Gemisch aus beiden, das dadurch entstanden ist, daß man die letztgenannte Form der ursprünglichen Übersetzung wieder hat annähern wollen, wobei sich aber doch wieder Neuerungen

finden wie „Verfestigung" statt „Verknotigung", die nicht gerade als Verbesserungen des Textes gelten können. Eine sorgfältigere Behandlung des Textes ist also für eine neue Auflage an vielen Stellen zu wünschen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Red. Karl Kinzel. 9. u. 10. Jahrg. (1887 u. 1888 umfassend), Leipzig. Carl Reißner 1888. 1889. Preis für den Jahrg. M. 5,20.

Im Jahre 1888 schrieb Karl Bartsch, der bereits in der Germania 32, 384 erklärt hatte, daß schwere Krankheit ihn nötige, seine Bibliographie aufzugeben, an die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin: „Da ich aus Gesundheitsrücksichten meine Bibliographie aufgegeben habe, so erbitte ich mir die Ihrige, da ich zu lange an ein solches Nachschlagewerk gewöhnt bin" (Jahresbericht 10, S. 339 flg.). Der treffliche, leider nun durch den Tod uns entrissene Gelehrte sah also in dem Jahresbericht der Berliner Gesellschaft einen Ersatz seiner eigenen vorzüglichen Arbeit, die er nun nicht mehr zu leisten im stande war. Diese Anerkennung von so berufener Seite verdient das gediegene Werk, das alljährlich von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin herausgegeben wird, im vollsten Maße. Der vorliegende Jahresbericht führt alle bedeutenderen und nennenswerten Erscheinungen aus dem Gebiete der germanischen Philologie nach Titel, Verlag, Umfang und Preis, sowie bemerkenswerte Aufsätze aus Zeitschriften auf und zwar in folgenden Abteilungen: 1. Allgemeine Lexikographie (Berichterstatter: Kaiser); 2. Namenforschung (Berichterstatter: Kerckhoff); 3. Allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft (Berichterstatter: Mahlow); 4. Neuhochdeutsch (G. Bötticher); 5. Dialektforschung (Kaiser); 6. Litteraturgeschichte (Kinzel); 7. Altertumskunde (Bohm); 8. Kulturgeschichte (L. H. Fischer); 9. Recht (Bohm); 10. Mythologie und Volkskunde (J. Bolte); 11. Gotisch (R. Bethge); 12. Skandinavische Sprachen (Machule); 13. Althochdeutsch (Bethge); 14. Mittelhochdeutsch (Kinzel, Henrici und Bötticher); 15. Das 16. Jahrhundert (Bolte); 16. Englisch (Dieter und Brandl); 17. Niederdeutsch (Brandes); 18. Friesisch (Brandes); 19. Niederländisch (Brandes); 20. Latein (Kerckhoff); 21. Geschichte der germanischen Philologie (Löschhorn, Fulda). Die bedeutenderen Arbeiten erfahren eine kurze, durchaus objektiv gehaltene Besprechung; zu jedem Werke werden die hervorragenderen Rezensionen angeführt, die es erfahren hat. Die ganze Haltung ist eine ernst wissenschaftliche und vornehme. Für jeden, der in der so weitverzweigten Wissenschaft der ger-

manischen Philologie bei seinen Spezialstudien nicht den Überblick über das Ganze verlieren will, ist der Berliner Jahresbericht unentbehrlich, namentlich sollte auch kein Lehrer des Deutschen versäumen, diesen zuverlässigen Wegweiser seiner Bibliothek einzuverleiben, bez. dessen Anschaffung für die Schulbibliothek zu fordern. Den Herausgebern, sowie den Bearbeitern der einzelnen Kapitel gebührt der Dank jedes Freundes unserer Wissenschaft für die mühevolle und sorgfältige Arbeit.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilungen.

Das neueste „Armee-Verordnungs-Blatt" veröffentlicht nachstehenden die Organisation des Unterrichts im Kadettencorps betreffenden Allerhöchsten Kabinettsbefehl: „Ich erachte es für notwendig, daß das Kadettencorps auf der Grundlage, welche Se. Majestät der Kaiser und König Wilhelm I., Mein in Gott ruhender Herr Großvater, in nie rastender Fürsorge für die Wohlfahrt der Armee durch Einführung des Lehrplanes der Realgymnasien ihm gegeben hat, nach folgenden Gesichtspunkten noch eine weitere Ausgestaltung und Vertiefung seiner Lehraufgabe erfahren soll: 1. Zweck und Ziel aller, namentlich aber der militärischen Erziehung ist die auf gleichmäßigem Zusammenwirken der körperlichen, wissenschaftlichen und religiös-sittlichen Schulung und Zucht beruhende Bildung des Charakters. Keine Seite der Erziehung darf auf Kosten der anderen bevorzugt werden. Der wissenschaftliche Lehrplan des Kadettencorps stellt aber nach Meinen Wahrnehmungen gegenwärtig zu weit gehende Anforderungen an eine große Zahl von Zöglingen. Die Lehraufgabe muß durch Ausscheidung jeder entbehrlichen Einzelheit, insbesondere durch gründliche Sichtung des Memorierstoffes durchweg vereinfacht werden, so daß auch minder beanlagte Schüler bei entsprechendem Fleiße dem Unterricht ohne Überanstrengung folgen und den gesamten Lehrgang in der vorgeschriebenen Zeit zurücklegen können. Was der Unterricht hierdurch an Ausdehnung verliert, wird er an Gründlichkeit gewinnen. Nach diesem Gesichtspunkte werden die Lehrer in allen Fächern und auf allen Stufen ihre Methode fortan einzurichten haben. 2. Bei aller Vereinfachung muß der Unterricht indessen noch mehr dahin nutzbar gemacht werden, daß die Kadetten nicht allein die für den militärischen Beruf unmittelbar erforderlichen Vorkenntnisse und Fertigkeiten gewinnen, sondern auch ein geistiges Rüstzeug erhalten, welches sie befähigt, selber dereinst in der Armee, der großen Schule der Nation, sittlich erziehend und belehrend zu wirken, oder, falls sie später in einen anderen als den militärischen Beruf übertreten, auch dort ihren Platz auszufüllen. Im Religionsunterrichte ist die ethische Seite desselben hervorzuheben und das Hauptgewicht darauf zu legen, daß die Zöglinge in Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit zur Strenge gegen sich, zur Duldsamkeit gegen andere erzogen und in der Überzeugung befestigt werden, daß die Bethätigung der Treue und Hingabe an Herrscher und Vaterland gleichwie die Erfüllung aller Pflichten auf göttlichen Geboten beruht. Der Geschichtsunterricht muß mehr als bisher das Verständnis für die Gegenwart und insbesondere für die Stellung unseres Vaterlandes in derselben vorbereiten. Demzufolge wird die deutsche Geschichte, insbesondere die der neueren und neuesten Zeit, stärker zu betonen, die alte Geschichte und die des Mittelalters aber vornehmlich in dem Sinne zu lehren sein, daß der Schüler durch Beispiele auch aus jenen

Epochen für Heldentum und historische Größe empfänglich gemacht wird, sowie eine Anschauung von den Wurzeln und der Entwickelung unserer Kultur gewinnt. Die Erdkunde, die politische wie die physikalische, hat, auf der untersten Stufe von der Heimat ausgehend, zunächst den geschichtlichen Unterricht auf den verschiedenen Lehrstufen zu ergänzen und zu unterstützen. Das weitere Ziel des geographischen Unterrichts ist, daß der Schüler mit seinem Vaterlande und dessen Eigenart aufs innigste vertraut wird, aber auch das Ausland verstehen und würdigen lernt. Das Deutsche wird Mittelpunkt des gesamten Unterrichts. Der Schüler ist in jedem Lehrgegenstande zum freien Gebrauche der Muttersprache anzuleiten. In den deutschen Lehrstunden selbst gleichwie im Litteraturunterricht ist bei Auswahl der Lesestücke, Vorträge und Aufsätze neben dem klassischen Altertum, seiner Sagen- und Kulturwelt auch den germanischen Sagen, sowie den vaterländischen Stoffen und Schriftwerken ganz besondere Berücksichtigung zuzuwenden, der Schüler aber auch mit dem geistigen Leben der anderen wichtigen Kulturvölker der Gegenwart durch Einführung in einzelne Meisterwerke ihrer Litteratur bekannt zu machen. Im Unterricht der neueren Fremdsprachen ist von den ersten Stufen an die Anregung und Anleitung der Kadetten zum praktischen Gebrauche der Sprachen im Auge zu behalten".

Zum ersten Male ist hier eine Hoffnung, die unsere Zeitschrift immer gehegt hat, erfüllt, indem in einer wichtigen Gattung von Schulen das Deutsche in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts gestellt wird. Wir können nur wünschen, daß diese Maßregel, die unserm Vaterlande zu großem Segen gereichen wird, auch in den übrigen Schulgattungen recht bald Eingang finden möge. Und wir glauben, daß wir in dieser Beziehung mit frohem Hoffen in die Zukunft blicken können, nachdem unser junger herrlicher Kaiser so klar und bestimmt seine Meinung kund gegeben hat.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1889, Nr. 12: Friedrich Kluge, Angelsächsisches Lesebuch, besprochen von F. Holthausen. (Das Buch wird sich bei seinen mannigfachen Vorzügen als bewährtes Hilfsmittel zum Studium der angelsächsischen Litteratur bei Lehrenden und Lernenden dauernder Gunst erfreuen.)

—— 1890. Nr. 1: Gustav Burghauser, Die Bildung des germanischen Perfektstammes; Indogermanische Präsensbildung im Germanischen; Die germanischen Endsilbenvokale und ihre Vertretung im Gotischen, Altwestnordischen, Angelsächsischen und Althochdeutschen, besprochen von L. Sütterlin. — Otto Wächter, Untersuchungen über das Gedicht „Mai und Beaflor", besprochen von O. Behaghel. — Joseph Loos, Die Bedeutung des Fremdwortes für die Schule, besprochen von O. Behaghel. (Von den Sprachen, deren Erlernung durch das Anknüpfen an Fremdwörter gefördert wird, behandelt Loos das Lateinische und Griechische; es hätte aber auch die Kehrseite Beleuchtung verdient, daß nämlich der richtige Gebrauch französischer Wörter durch unsere Fremdwörter oft wesentlich erschwert wird. Der Verfasser zeigt sich mit sprachlicher Forschung nicht völlig vertraut.) — Franz Spengler, Der verlorne Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts, besprochen von Carl Heine. (Das Buch mit seinen zuverlässigen Angaben ist sehr schätzenswert.) — Karl Knortz, Die deutschen Volkslieder und Märchen, besprochen von Ludwig

Fränkel. (Tiefe und Gründlichkeit ist zu vermissen.) — Gregor Sarrazin, Beowulfstudien, besprochen von F. Holthausen.

Germania XXXIV, 3: W. Golther, Norddeutsche und süddeutsche Heldensage und die älteste Gestalt der Nibelungensage. — F. Jostes, Zur Freckenhorster Heberolle. — F. Kratochwill, Über den gegenwärtigen Stand der Suchenwirt-Handschrift. — L. Fränkel, Bibliographie der Uhlandlitteratur. — O. Brenner, Ein Brief. — O. Behaghel, Zu mhd. iu und u. — A. Gombert, Bemerkungen zum deutschen Wörterbuch.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXIV, 1: Schönbach, Bedeutung der Buchstaben. — Hildebrandt, Freidank und Walther. — Bolte, Die Sultanstochter im Blumengarten. — Kochendörffer, Bruchstück aus dem Willehalm Ulrichs von Türheim. — v. Ottenthal, Zwei Fundstücke aus Passeier. — Köhn, Die Handschrift des rheinischen Marienlobs. — Brandes, Drei Sammlungen mnl. Reimsprüche. — Schönbach, Die Quelle Wernhers von Elmendorf. — Schröder, Zum Hildebrandslied. — Stosch, Noch einmal mhd. gelouben. — Bolte, Zwei Stammbuchblätter Paul Flemings. — Weiland, Ahd. Schreibernotiz. — Rezensionen. — Preisausschreiben.

Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte II, 4: A. Hauffen, Die Trinklitteratur in Deutschland bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. — G. Roethe, Zu Lessings dramatischen Fragmenten. — E. Wolff, Neue Briefe von und über Jerusalem-Werther. — R. Kögel, Der vorweimarische Faust. — M. Dessoir, Schillers Fragment: Das Schiff. — Burkhardt, Ein Weimarer Hans Faust. — J. Bolte, Die streitenden Liebhaber. — B. Seuffert, Nachtrag zu Wielands Berufung nach Weimar. — C. Robert, Goethe und Hygin. — E. Schmidt, Parallelstellen zu Goethes Faust. — L. Geiger, Eine Quelle für Hebels Schatzkästlein.

Die Grenzboten 42 und 43: Lichtenheld, Grillparzer und die klugen Frauen. — 45: A. Heil, Karl Philipp Moritz. — 46: Necker, Immermanns Theaterleitung — 48—50: Allerhand Sprachdummheiten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 284—290: R. Weltrich, Schillers Lehrer an der lateinischen Schule zu Ludwigsburg. — K. Th. Gaedertz, Neue Mitteilungen aus dem Dichterleben Em. Geibels.

Berichte des freien deutschen Hochstifts 1890, 1: E. Wolff, Die Leiden des jungen Werthers in Leben und Dichtung. — Max Koch, Neuere Schillerlitteratur.

Nord und Süd, Dezbr.: W. Golther, Deutscher und nordischer Götterglaube.

Germania XXXIV, 4: R. Sprenger, Zu Gerhard von Minden.

Rostocker Zeitung, Nr. 538. 540 (1889): R. Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg. Aus dem Volksmunde gesammelt. (XIII.: de Jung. XIV.: Vom lieben Geld.)

Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Lehrerbildung, hgg., von Hans Sommert (Wien 1889), Nr. 3: H. Sommert, Über den Unterricht in der Muttersprache. — Franz Branky, Einige Beispiele, die zeigen, welche Gebiete bei dem Unterrichte in der Muttersprache in der Volks- und Bürgerschule sogenannter gesonderter Sprachübungen bedürfen (ein höchst lesenswerter Aufsatz, der jedem Lehrer des Deutschen aufs beste empfohlen sei).

Die Mädchenschule II, 3: H. Nehry, Über Deklamationsunterricht in der höheren Mädchenschule. — K. Hessel, Noch einiges über Behandlung deutscher Gedichte im Schulunterricht. III, 1: J. Wychgram, Das deutsche Mädchenschulwesen in französischem Urteil.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Novbr.: Matthias, Deutsches Lesebuch in Prima oder nicht? — Gloël, Zu Schillers Jungfrau von Orleans.

Neu erschienene Bücher.

Bettingen, Franz, Grundzüge der dramatischen Kunst mit Rücksicht auf die Behandlung der Dramenlektüre in den höheren Lehranstalten. Berlin, Weidmann 1890. 46 S. Pr. 1 M.

Deinhardt, Joh. Heinrich, Beiträge zur Dispositionslehre. 4. Aufl. Berlin, Gärtners Verlag (Heyfelder) 1890. 63 S. Preis 1 M.

Erfurth und Lindner, Deutsche Litteraturkunde. Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa, mit geschichtlichen Einleitungen und Übersichten. Potsdam, Aug. Stein 1889.

Heuwes, J., Goethes Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Für den Schulgebrauch. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1890.

Koller, Oswald, Klopstockstudien. 1. Klopstock als musikalischer Ästhetiker. 2. Klopstocks Beziehungen zu zeitgenössischen Musikern. Programm der Landes-Ober-Realschule. Kremsier 1889. Selbstverlag.

Lyon, Otto, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Deutsche Prosastücke und Gedichte erläutert und behandelt. I. Teil: Sexta bis Tertia. Leipzig, B. G. Teubner 1890. 433 S.

Machule, P., Bemerkungen über das Studium der deutschen Philologie und die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt. Leipzig, Roßberg 1890. 28 S. Pr. 0,60 M.

Pröhle, Heinrich, Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich. Potsdam, Aug. Stein 1889. 264 S.

Sanders, Daniel, Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtnis an das deutsche Volk. Berlin, Hans Lüstenöder 1889. 375 S.

Schwarz, P., Herders Cid. Für den Schulgebrauch. Paderborn, F. Schöningh 1889.

Schwarz, W., Übungsmaterial für den orthographischen Unterricht. 2. Aufl. Mannheim, Bensheimer. 135 S. Pr. 0,60 M.

Semler, Christian, Die Weltanschauung Luthers und Goethes und ihre Bedeutung für unsere Zeit. Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 63. Hamburg, Verlagsanstalt A. G (vormals J. F. Richter) 1890. 39 S.

Stiller, O., Leitfaden zur Repetition der deutschen Litteraturgeschichte für höhere Mädchenschulen und Seminarien (in vier Semester eingeteilt). Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius) 1890.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben: Nr. 15: Gustav Legerlotz, Das Nibelungenlied, übertragen und herausgegeben. Pr. geb. 80 Pf. — Nr. 40: Karl Heinemann, Klopstocks Leben und Werke, und: R. Boxberger, Wielands Leben und Werke. Pr. geb. 50 Pf. Matthias, Das deutsche Volkslied, Pr. geb. 75 Pf. — Imelmann, Schillers kleine philosophische Schriften. Pr. geb. 60 Pf. — Bielefeld, Velhagen und Klasing 1889 und 1890.

Wittich, Wilhelm, Goethes Torquato Tasso. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1890.

Bender, Ferdinand, Klassische Bildermappe. Abbildungen künstlerischer Werke zur Erläuterung wichtiger Schulschriftsteller Darmstadt, Lichtdruckanstalt von Zedler und Vogel 1890. — 1. Heft: Zu Lessings Laokoon. Pr. 1,20 M.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9II.

Altertümliches in unserer jetzigen Schriftsprache.

Von **Robert Richter** in Chemnitz.

So manches in unserer Umgebung erinnert den einzelnen je nach seiner geschichtlichen Kenntnis mehr oder weniger an Denken und Thun unserer Altvorderen. Alte Bauwerke und Ruinen erzählen uns von Leid und Freud einer früheren Zeit oder sind stumme Zeugen alter Kunstfertigkeit und alten Kunstsinnes. Altertümliches nehmen wir wahr in den Umgangs- und Verkehrsformen gewisser Kreise und Genossenschaften. Besondere Volkstrachten, wie manche Amtstrachten haben ihre Formen und Schnitte aus längst vergangenen Tagen. Trotz der tiefgreifendsten und vielseitigsten Wandlungen in Sitten, Denkweise und Anschauungen haben doch frühere Jahrhunderte noch mancherlei Spuren zurückgelassen. Wohl ist seit einem Jahrtausend der alte Heidenglaube vor dem Christentume gewichen, und dennoch hat noch mancher Brauch in Stadt und Land, noch mancher Aberglaube unserer Tage seinen Ursprung in jenen Zeiten, wo der Asen Göttergeschlecht in der Wälder heiliger Stille fromme Verehrung genoß. Ja daß auch unsere lieblichen Märchen in jene graue Vorzeit zurück reichen, wo von unseren heidnischen Vorfahren durch poetische Gestalten die Rätsel der Welt gelöst wurden, weiß jeder, der nur einigermaßen mit altdeutscher Göttergeschichte vertraut ist. Auch manches in den schlichten Spielen unserer Kinder entstammt einer älteren Zeit, als mancher wohl ahnt.

Bei so mannigfachen Beziehungen zur alten Zeit müßte es Wunder nehmen, wenn die Sprache trotz ihrer stetig oder sprunghaft fortschreitenden Entwicklung inmitten neuer Formen und Ausdrucksweisen des Alten ganz und gar hätte entraten oder vergessen können. Es ist bekannt, daß die Mundarten in Wortbildungen, Formen und Worten des Alten gar vieles bergen. Wörterbücher und wissenschaftliche Abhandlungen erbringen den Beweis, welch wertvolle Fundstätten hier für Wortschatz und sprachliche Formen vorhanden sind. Es ist bekannt, daß auch die Sprache gewisser Stände einen Vorrat mannigfach eigentümlicher Worte hat, deren Bestand sowohl durch die Dinge selbst gesichert wird, für welche sie der Ausdruck sind, als auch durch das Standesgefühl derer, die so sprechen. Altertümliches finden wir aber auch in der heutigen Schriftsprache. Nicht bloß daß man erstorbene Wörter wie Hain, Hort, Gau, Ger, Fehde, Kämpe, Minne in unserer Schriftsprache wieder hat aufleben lassen, es

stehen sich auch hier, wie wir sehen werden, Altes und Neues gegenüber. „Das Neue, schreibt Bechstein (Die Altertümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache. Rostock, 1878), wird Gesetz und Regel, das Alte wird zur Ausnahme, die aber doch Geltung hat. In seltenen Fällen wird diese Ausnahme, diese auf dem Alten beruhende Unregelmäßigkeit empfunden, meist wird sie nicht im mindesten gefühlt."

Mit sprachlichen Altertümern wird sich auch diese Abhandlung beschäftigen. Hervorgegangen ist sie aus gesammelten Aufzeichnungen für den Unterricht, nicht bloß für den deutschen, auch im fremdsprachlichen bot sich Gelegenheit, auf die Muttersprache zu kommen und des Schülers Sinn und Auge auf manche sprachliche Sonderheit hinzulenken. Ist doch der Schüler hierfür besonders empfänglich. Denn da dem Herzen nichts so nahe geht, als die Muttersprache, und was mit ihr zusammenhängt, so nimmt hieran auch Herz und Gemüt Anteil. Bei solchen Gelegenheiten werden Sprachgefühl und Sprachbewußtsein gefördert, der Blick in das Werden und Schaffen der Muttersprache erweitert sich, für sprachliche Betrachtungen wird der Sinn geweckt, und diese werden dadurch auch außerhalb der Schule in den Kreis der Unterhaltung gezogen.

Gegenstand dieser Abhandlung werden Formen sein, welche ohne Rückblick in die ältere Grammatik heute nicht mehr verständlich sind, werden Wörter und Redensarten sein, welche heute nur unter Bezugnahme auf den vor dem Neuhochdeutschen liegenden Wortschatz zu erklären sind. Auch Personen- und Ortsnamen werden, soweit sie zur Bestätigung oder Erläuterung des Gesagten geeignet sind, Berücksichtigung finden. Die Abhandlung wird dem Germanisten nichts sachlich Neues bieten; vielleicht aber dürfte die Art der Besprechung und Zusammenstellung der hier in Frage kommenden Wortformen manchem andern nicht ganz unwillkommen sein. Außer der einschlägigen Litteratur und der eben erwähnten Bechsteinschen Schrift ist vor allem Kluges Etymologisches Wörterbuch benutzt, ein Buch, welches jedem Lehrer des Deutschen zum unentbehrlichen Handbuch geworden ist. Der Anordnung des Stoffes liegt im ganzen die in den Sprachlehren übliche Einteilung zu Grunde.

Für unsern Zweck ist es erforderlich, zunächst einen kurzen Überblick über den Entwicklungsgang unserer Sprache zu geben, weil so der rechte Standpunkt gewonnen wird. Unsere Muttersprache hat einen weiten Weg ununterbrochener und selbständiger Entwicklung zurückgelegt. Stetige, wenn auch langsame Veränderung ist wie von allen organischen Gebilden, so auch von der Sprache unzertrennlich. An der Hand schriftlicher Denkmäler können wir nur für einen Zeitraum von etwa fünfzehnhundert Jahren zurückverfolgen, wie sehr sich im Laufe der Zeiten die sprachlichen Formen umgestaltet haben. Das Althochdeutsche ist die älteste

Form des Hochdeutschen. Im Gegensatz zu Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch sind auf dieser Stufe Endungen und Vokalisation reicher und volltönender. Organisch entwickelt sich aus diesem das Mittelhochdeutsche. Hier tritt nun bereits eine Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden volltönenden Vokale zu e ein, sowie eine möglichste Vereinfachung der Silben und Bestandteile des Wortes. Unter dem mächtigen Einflusse eines Kaisergeschlechtes, welches ebenso große Thatkraft und ebenso großen Heldenmut, wie Sinn für Poesie und Liebe zur Kunst in der deutschen Geschichte hoch auszeichnete, und getragen von einem ideal angelegten Rittertum entstand eine reiche und herrliche Litteratur, die erste Blüte deutscher Dichtung. Für kurze Zeit erhob sich die schwäbische Mundart zur Schriftsprache. Auf der früheren Sprachstufe war dies keiner Mundart gelungen. Allein sehr schnell schwand jenes ideal angehauchte Rittertum, und so ward nach dem früheren Untergang jenes mit diesem Rittertum eng verwachsenen Hohenstaufengeschlechtes eine Weiterentwicklung dieser Schriftsprache gehemmt, zumal ihr ja durch keine Grammatik eine Dauer gesichert ward. Die Folge hiervon war, daß in und mit den Sonderbestrebungen der einzelnen Stämme die einzelnen Mundarten an Bedeutung und Selbständigkeit gewannen. Nur ein großes Ereignis, welches in alle Gebiete des nationalen Daseins eingriff, konnte hier Einigung und Einheit schaffen. Die Mundart aber, welche durch Lage und politische Verhältnisse die größte Ausdehnung gewann, ist das Mitteldeutsche, auf dessen lebendigem Boden die Lutherische Sprache erwachsen ist. Vor einer drohenden Zersplitterung der hochdeutschen Schriftsprache bewahrte zunächst die sogenannte Kanzleisprache. Im vierzehnten Jahrhundert nämlich führte das Bedürfnis nach einer allgemein verständlichen Schriftsprache zu dieser aus der kaiserlichen Kanzlei hervorgegangenen Schreibweise. Sie blieb auch im folgenden Jahrhundert und wirkte natürlich durch ihre Herkunft aus der kaiserlichen Kanzlei auf die fürstlichen Kanzleien und auf Mitteldeutschland. Nach der Sprache der sächsischen Kanzlei hat sich Luther gerichtet. Mit einem beispiellosen Sprachgeschick und Sprachgefühl überwand er die heimische Mundart, und man nennt ihn mit Recht den Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache. Er folgt jener Kanzleisprache nur insoweit, als er in ihr die rechte Art deutscher Sprache fand, die er „noch in keinem Buche noch Briefe gelesen habe" d. h. sowie sie ihm als Ideal vorschwebte. „Dieselbe muß, sagt Grimm, ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden . . . Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Lauf aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken; was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüten einer neuen Prosa

getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther." Nur ein Ereignis, wie die Reformation, konnte durch das Übergreifen auf alle Gebiete des nationalen Daseins nach langer Zeit eine allgemeine Schriftsprache wieder schaffen.

Das Neuhochdeutsche ist also keine organische Weiterentwicklung des Mittelhochdeutschen. Zur Schwächung der Endsilben, wodurch schon das Mittelhochdeutsche einen modernen Anstrich erhielt, kommt im Neuhochdeutschen noch die Dehnung der Stammsilbe. Es hat sich im Neuhochdeutschen das organische Verhältnis der Längen und Kürzen nach und nach aufgelöst, der kurze Vokal hat sich vor einfachen Konsonanten nur in einsilbigen Wörtern wie „ob, ab, mit, weg, (aber „der Weg") in, um, man, sowie in einigen Zusammensetzungen: Wollust, (aber wohl) Herzog, Urteil erhalten.

Weiterhin trat eine Zerstörung der ursprünglichen Vokalisation ein durch den Einfluß des bayerisch-österreichischen Dialektes, welcher in jener Kanzleisprache unter den anderen Dialekten vorherrschend war. In dieser Mundart tritt bereits seit dem zwölften Jahrhundert eine Lautwandlung des î zu ei und û zu au hervor, und diese gelangt dann durch die Kanzleisprache zu allgemeinem Gebrauch. So werden die mittelhochdeutschen î und û zu ei und au verschoben und treten neben die grundverschiedenen echten ei und au. Es ward also beispielsweise aus wîse „Weise", aus lûne „Laune", dies Lehnwort ist ein nicht uninteressanter sprachlicher Rest des noch heute sich findenden Glaubens an das mit dem Mond zusammenhängende Geschick; denn Laune geht zurück auf das lateinische luna der Mond, eine Entlehnung, die für uns insofern besonders lehrreich ist, schreibt Dunger (Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins I, 4), als wir daraus die Anschauung des Mittelalters von dem Einfluß des „wechselnden Mondes" auf die Gemütsstimmung des Menschen erkennen.

Indes auch hier gilt der alte Satz „keine Regel ohne Ausnahme". Sagen wir „Kegel schieben", so bedienen wir uns eines alten Zeitwortes in einer alten Form. Denn mhd. schîben (rollen lassen, rollend fortbewegen) müßte wie in Österreich und Bayern bei uns eigentlich auch „scheiben" lauten. Wir sagen „Fensterscheibe" in Anlehnung an jene alten runden, in Blei eingefaßten Butzenscheiben, obwohl jene heutzutage nicht mehr rund ist.

Eine ungleiche Behandlung hat die dem Romanischen entlehnte mhd. Endung îe erfahren. Im Neuhochdeutschen bleibt sie noch oft in französischen und lateinischen (bez. griechischen) Wörtern. In einigen wenigen Fällen ist sie in ei übergegangen, z. B. Schalmei, Barbarei, Türkei. Beide Formen stehen nebeneinander in Melodie und Melodei (Und singt ein Lied dabei,

Das hat eine wundersame, gewaltige Melodei). Zu einem Stamme gehören **Partei** und **Partie**, der Wandel der Bedeutung hat sie getrennt. Gelehrtem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß wir zu der Form **Artillerie** zurückgekehrt sind, während im 15.—17. Jahrhundert (Grimm, Gr. II, 97) **Artillerei** gebräuchlich war. Dasselbe gelehrte Streben, dem fremden Worte seine ursprüngliche Endung zu wahren, erhielt dem Worte **Firnis** sein is, obschon mhd. neben firnis die Form firnes sich findet.

Durch volksetymologische Umdeutung ward in sehr sinniger Weise das alte frîthof nicht wie in Bayern zu Freithof, sondern zu **Friedhof**. So wird der Ort, der eigentlich zu schonen ist (frîtan = schonen), in echt christlichem Sinne als ein Ort des Friedens bezeichnet. Das nhd. Zeitwort **einfriedigen** hat mit der alten Bedeutung den alten Vokal gewahrt. Insofern dadurch Sicherheit und Schutz geschaffen wird, gewährt es Frieden und Ruhe. Daß indes den Worten eine gemeinsame Wurzel zu Grunde liegt, ist leicht ersichtlich.

Die Nachsilbe **lich** müßte eigentlich leich lauten, gehalten gegen **gleich** mhd. gelîch (eigentl. einen übereinstimmenden Körper habend). Zu Grunde liegt lîch = Leib, Körper, erhalten in Leichnam, Leichdorn (Dorn im Fleisch), **Leiche**. Allein schon im Mittelhochdeutschen findet sich die Nachsilbe kurz. Der Hauptton ruht auf dem ersten Wortbestandteil, als dem bedeutenderen; dies geschah um so mehr, je mehr Sinn und Bedeutung der Nachsilbe schwand. — Bei dem Worte **Hermelin** bewirkte die urdeutsche Betonung und die falsche Beziehung des urdeutschen Wortes zu dem französischen armeline, daß lîn nicht zu lein ward.

Schon oben bei den Formen **Partei** und **Partie** mußte der Gedanke kommen, ob sich die schöpferische Kraft der Sprache nicht auch anderweit durch Beachtung oder Nichtbeachtung dieses Gesetzes ein einfaches Mittel schaffe zur Bereicherung des Wortschatzes oder zur Vermehrung der Wortformen. Dies ist nun in der That auch der Fall. Folgende Doppelformen beweisen es. So gehören zusammen **Ritter** und **Reiter**. Der weitere Begriff hat im Gegensatz zu dem älteren engeren seine Form der Regel entsprechend erweitert. In demselben Verhältnis stehen zu einander **Schwyzer** und **Schweizer**. Der Kanton hat seinen alten Namen behalten, auf das Gesamtland geht er über in der Form **Schweiz**. Nach **Egli** (Etymologisch-geographisches Lexikon) rührt die Ausscheidung der beiden Formen **Schwyz** im engeren und **Schweiz** im weiteren Sinne ohne Zweifel von Joh. v. Müller (1785) her. Doppelformen begegnen uns ferner im Bereich der Personennamen. Das mhd. rîch bedeutet „mächtig", nicht aber „mit Glücksgütern gesegnet". Der kirchliche Ausdruck „reicher Gott", sowie das Reich erinnern noch an die alte Bedeutung. Nach Egli kann Reichenbach jeder Bach heißen,

der im Verhältnis zu einem andern als der große (ahd. rîchi) bezeichnet wird.

Der ursprüngliche Vokal ist beibehalten in den Namen Friedrich, Richard, Heinrich; auch der Pflanzenname Wegerich gehört hierher (eigentl. Wegbeherrscher). Daneben sind entstanden Eigennamen wie Friedreich, Reichard, Heimreich. Ebenso gehören nebeneinander Rithardt und Neidhart, Weigand und Wiegand, Wieland und Weiland. Es ist unschwer zu erraten, wo der Wandel des î in ei zuerst sich vollzogen, wo also die eigentliche Heimat derer mit ei ist.

Wie î so hat sich auch das û erhalten. Neben dem mehr dichterischen Ur (gewohnt den wilden Ur zu greifen) steht jetzt gewöhnlich Auerochs; desselben Stammes ist Auerhahn; „denn der eine erschien unter den Vögeln des Waldes, was der andere unter dem Wild." An uralte Zeiten erinnert der unveränderte Name Rune. Das Zeichen schwand, der Name desselben blieb unverändert. Staunen aber und Alraun haben den Diphthong. brûn ward zu braun, wie Bruno zu Braune und Braun. Braunschweig ist Brunostadt, so benannt nach dem Gründer „Herzog Bruno von Sachsen"; das alte wîch = Wohnsitz, Stadt, Ort (vgl. Schleswig d. i. Ort an der Schleie). Wie Bruno: Braun(e) so auch Hugo: Haug(e). Für Gertrud steht auch Gertraud.

Altertümlich ist nach dem oben Gesagten auch die volltönende Endung. Daß sie in Fremdwörtern begegnet wie Balsam, Bisam, Inful, obgleich mhd. der Vokal der Endung zu e geschwächt war, kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, mit welcher Vorliebe seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften dem fremden Wort auch die volle fremde Form gewahrt wird.

Volltönende Endung klingt uns entgegen in folgenden deutschen Wörtern.

Zunächst haben wir neben einander Trübsal, Mühsal, Labsal u. s. w. neben Rätsel, Amsel, Wiesel. Doch ist zu bemerken, daß die letzteren schon mhd. auf -sel endigen. Die nicht tonlose Endung hat in jenen den Vokal erhalten, sowie ein gewisses dunkles Gefühl einer vorhandenen Zusammensetzung; -sel ist nur Bildungssilbe, das beweisen Wörter wie Überbleibsel, Anhängsel, Füllsel.

Das Wort „Leumund" hat, obschon gar viele an der Leute Mund denken, zunächst nichts mit „Mund" zu thun; vielmehr ist hier die althochdeutsche tieftonige Ableitungssilbe -unt bewahrt, welche sonst in -end geschwächt ist (vergl. Tugend, Jugend). Da nun aber mhd. liumont vorkommt, so haben wir die zufällige Rückkehr zur alten Endung volksetymologischer Umdeutung zu verdanken, auf die ich oben schon angespielt habe. Nicht hierher gehört jetzund, dessen tieftonige zweite Silbe

(Gr. Wtb. IV, 2, 2323) sich aus -ent entwickelt hat, wie in ähnlicher Weise das mhd. wilen (t) zu weiland geworden ist, dessen a freilich schon im 15. Jahrhundert begegnet und sich auf das ahd. wilom (=zu Zeiten) berufen dürfte. In Verbindung hiermit ist als Altertümlichkeit auch jetzo zu erwähnen. (Jetzo mit der Kraft des Stranges u. s. w.)

Den alten Vokal der Bildungssilbe ôt uot finden wir in Kleinod, Armut, Wermut, in Einöde, wenn auch hier die Anlehnung an öde zur Bewahrung des Vokals beigetragen hat, sowie in Monat und Heimat mit Wandlung des o in a. In Kleinod hat sich außerdem die ursprüngliche Bedeutung von klein = zierlich, fein (eigentlich glänzend, glatt) erhalten. Abgeschliffen erscheint die Endung in Gänseklein, daneben auch Gänsekleind. Die eine Form der Mehrzahl Kleinodien erinnert noch an die ins Mittellateinische übergegangene Form clenodium. In Monat wie Montag haben wir das Wort Mond ohne Zusatz des jüngeren d; das ô aus mhd. â (mâne) wie auch sonst vor Nasalen (vergl. die Namen Anesorge, Ansorge und Ohnesorge und die Wörter Ohm und nachahmen).[1] — Das seltener gebrauchte, weil anderweitig verdrängte Eidam (mhd. eidem) kehrte zu schwererer Endung zurück, als ob es durch volleren Klang seine Stellung im Wortschatz sich behaupten wollte. — Mhd. nâchgebûr (bûr = Wohnung) ward nhd. zu Nachbar. Die volle alte Form hat der Eigenname Nachbauer. Das Wort Bauer = Käfig läßt die alte Bedeutung noch durchblicken.

Während z. B. in Tagewerk der Stammauslaut des Bestimmungswortes geblieben, aber in e geschwächt ist, hat er sich rein erhalten durch mitteldeutschen Einfluß in Bräutigam und Nachtigall. Im ersten Wort erhielt sich das gotische guma (Mann, vergl. lat. homo), der zweite Wortteil des anderen hat das alte galan, singen, erhalten. Im Mittelhochdeutschen lauteten diese Wörter so, wie sie noch heute bei uns im Volksmunde gesprochen werden.

Mit volltönendem vokalischem Auslaut erfreut das Ohr gar mancher schöne und klangreiche und gehaltvolle alte deutsche Rufname. Nur verkehrte und unnatürliche Geschmacksrichtung kann den deutschen Namen vernachlässigen. Ich erinnere an Namen wie Arno, Bruno, Otto, Kuno, Udo, Guido.

Der letztere Rufname ist durchaus deutschen Ursprungs; er ist die fremde und zwar langobardische Form für unser Wido (vgl. Guelfen und Welfen). Ferner sind zu nennen die Frauennamen Anna (nach Bechstein vielleicht nur zufällig mit dem fremden Anna zusammengetroffen,

---

1) âmen = ein Faß messen; ermessen. Unschwer ist zu finden, wie sich der Bedeutungswandel vollzogen beim Übergang auf geistiges Gebiet.

da früher auch der Mannsname Anno vorkommt), Bertha, Emma, Frida, Ida, Minna, Hulda. Der letzte dürfte wohl von den genannten der einzige sein, dessen Bedeutung nach dem allgemeinen Sprachgefühl völlig klar ist. Hulda, das fühlt jeder, ist die Holde. Der Name hat sich in ursprünglicher Weise erhalten, das Wort aber und die Form haben sich umgewandelt. Ja der Volksmund hat dem sprachlichen Entwicklungsgange sich anlehnend aus der Frau Hulda die bekannte Frau Holle gemacht. Und ebenso wie aus Bruno und Hugo sich Eigennamen entwickelten, so auch aus Otto Otte und Ott, aus Kuno Kuhn, Kühne, Kühn: so entwickelt die Sprache aus einem einzigen Keim und geringen Mitteln neue Formen. — Hierher gehört auch also mit seinem volltönenden o-Laut. Es ist eines Stammes mit als (mhd. alsô alse als). Das neue also mit anderer Bedeutung behielt den kräftigeren Auslaut und wahrte rein den zweiten Bestandteil.

Während im Mittelhochdeutschen durch Schwächung der ursprünglich volltönenden Vokale der Endsilben zu e ein doppeltes e, tonloses und stummes, entstand, und dieses stumme e in vielen Fällen ausfallen konnte, insbesondere hinter l, r, m, n, und zuweilen auch nach stummen Konsonanten, ist im Neuhochdeutschen dieser feine Unterschied zwischen tonlosem und stummem e geschwunden, da durch die Verflüchtigung der nicht betonten Silben die betonte Silbe doppelt stark betont ward und eine Verlängerung der betonten Kürze vor einfacher Konsonanz erfolgte. So kam es, daß im Neuhochdeutschen ein nach mittelhochdeutscher Quantität tonloses e ausfällt, ja oft regelmäßig abgewiesen wird, während das stumme bleibt. Somit sind alte Formen da, wo gewissermaßen ein Fortwirken des mittelhochdeutschen Sprachgeistes dieses e schützt und erhält. Wir haben die Kürzung, wo auslautendes e stehen sollte, in Fürst, Mensch, Herr, Bild, schön, mild (vgl. auch Lehmann, Goethes Sprache S. 350); aber das e noch in Friede, Brücke, Auge, Name. Wir haben gegenwärtig noch nebeneinander Bette und Bett, Hirte und Hirt, Stirne und Stirn, Narre und Narr, Käse und Käs, Hemde und Hemd, blöde und blöd, träge und träg, böse und bös, enge und eng. Ob die eine oder andere Form besser gehegt werde, ist mit Rücksicht auf den Gebrauch von gar keinem, in betreff sprachlicher Gesetzmäßigkeit von sehr geringem Belang. Leichter könnte man sich von Thüre lossagen, da es im Mittelhochdeutschen tür hieß, dem freilich ahd. tur zu Grunde liegt; allein, wenn aus kel, mül im Neuhochdeutschen Kehle, Mühle geworden sind, so begreift sich auch die Zweisilbigkeit von Thüre (Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit S. 63).

Während hier eine gewisse Willkür nicht ausgeschlossen ist, welche die eine Form begünstigt, die andere nicht, und welche fortdauern wird,

bis das herrschende Gesetz des Gleichmachens, dem so manche Form im Neuhochdeutschen zum Opfer gefallen ist, die ältere verdrängt haben wird, giebt es anderseits Formen, welche obschon eines Stammes in alter Form und in neuer neben einander stehen und stehen bleiben werden. Auffallen müssen die verschiedenen Vokale in den in Beziehung zu einander stehenden Wörtchen da — wo. Das Mittelhochdeutsch giebt uns hier den alten Vokal z. B. wâ ich den künec vinde, kan daz mir iemen sagen? Woher kommt dieses wo? warum heißt es nicht auch do? Weshalb ist nicht worum, sondern warum die übliche Form? Wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch auf ein paar andere Worte, so werden wir im w die vorwärtswirkende, störende Kraft wahrnehmen. Die Formen worin, woran 2c. gehen auf mhd. war zurück. Wir sagen: „Wahn, wähnen" aber Argwohn, argwöhnen, mhd. arcwân, ahd. arcwânen. Aus mhd. wunne (vgl. Wunsiedel) ward Wonne, und der Wonnemonat ist eigentlich der „Weidemonat" wunni—winnnimânôd zu gotisch winja = Weide, Futter. Ebenso ist auch in Woche und wollen der o-Laut nicht der ursprüngliche. In überantworten liegt mhd. antwart (gegenwärtig), die Form ist in Beziehung gebracht zu Antwort.

Der Diphthong ei ist mhd. sehr häufig entstanden aus den Formen age ege u. s. w. Hiervon haben sich Reste erhalten. So ward Getreide aus getregede, es hat ahd. seine weitere Bedeutung verengt zur Bezeichnung dessen, was das Feld hervorbringt. Verteidiger geht zurück auf tagedinc teidinc = auf einen Termin anberaumte Gerichtsverhandlung, Gerichtstag, Verhandlung, Versammlung, auch Rede, Worte. Desselben Stammes ist auch bethätigen, wenn auch die Form einen anderen Stamm vorauszusetzen scheint und die heutige Bedeutung sich an „That" anschließt. Hain, durch Klopstock wieder aufgebracht, reicht zurück ins Mittelhochdeutsche, hat aber mit hagen nicht die Bedeutung gemein. Wir haben nebeneinander das Lehnwort Meister und das Fremdwort Magister, neben Magd, Maid und Mädchen, neben Vogt Voit. Unberechtigt ist, wie Dunger nachgewiesen hat, die Schreibung Voigtland für Vogtland. Nebeneinander stehen die Personennamen Vogt und Voigt; die letztere Schreibung ist ein Gemisch aus Vogt und Voit. So wenig sprachlich das i in Voigt berechtigt ist, so bedeutungsvoll kann es doch in Erbangelegenheiten werden. Ebenso geht Rein in Reinhardt auf got. ragin = Rat zurück, und es ist wohl nur Scherz, wenn Schnack (Sammlung deutscher Vor- und Taufnamen) es zunächst deutet = reines Herz. Die hierher gehörigen Namen siehe bei Heintze unter Ragan (Die deutschen Familiennamen. Halle 1882).

Die neuhochdeutsche Schriftsprache hat eine Vorliebe für den Umlaut. Dennoch hat sie in manchen Fällen durch den Einfluß der Dia-

lekte die alten reinen Laute erhalten. Ahd. churi ist mhd. kür, md. kur. Diese Formen haben wir in Willkür, Walküre und Kurfürst, das zugehörige Zeitwort ist küren. — Der alte reine Laut ist bewahrt in Gulden, mhd. guldin gulden, während die streng hochdeutsche Form Gülden ist, ein Wort, welches altertümlich erscheint, weil es in der Neuzeit außer Gebrauch gekommen ist. Bei Goethe findet sich für vergolden noch die ältere Form vergulden. (Vgl. auch: Der Hürnen Siegfried, bei Tieck.) Zusammensetzungen und Namen wahren, wie wir noch öfter Gelegenheit zu beobachten haben werden, die ursprüngliche Form treuer; Kurfürst, Gulden beweisen es. Dies beweist auch das Wort Bosheit, welches, wie die auf -heit vom Eigenschaftswort gebildet, ohne Umlaut aus mhd. bôsheit hervorgegangen ist, weil früh das den Umlaut bewirkende i abgefallen ist. Hierher auch erbosen. — Die von Gutenberg erfundene Kunst heißt Buchdruckerkunst, und die Ausübung derselben wird durch Drucken bezeichnet, obwohl Gemeindeutsch die Form wegen des Umlautes drücken (druckjan) heißen müßte, das auch früher in dieser Bedeutung vorgekommen ist. Von Einfluß auf die Form dürfte wohl der Umstand gewesen sein, daß in Bayern, sowie in Mitteldeutschland mit die bedeutendsten Druckereien gewesen sind. Denn drucken ist ebensogut mitteldeutsch, wie bayerisch-österreichisch, da die mitteldeutsche Mundart in früherer Zeit dem Umlaut abgeneigt ist, und die österreichisch-bayerische den Umlaut ü meidet (vgl. Innsbruck). (In der Schweiz: Brugg, Bruggen.)

Betrachten wir nun weiter, was auf dem Gebiete des Konsonantismus an Altem sich erhalten hat, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß sich hier ein merkwürdiges Schwanken zeigt, sowie eine gewisse Gleichgültigkeit des Sprachgefühls. Eine gewisse Schuld mag wohl die Lautverschiebung tragen. Diese hat im Hochdeutschen bekanntlich im großen ganzen eine doppelte Änderung der stummen Konsonanten hervorgerufen. Am schlimmsten von allen ist es dem h-Laut im Neuhochdeutschen ergangen, nachdem man begann, ihn zwischen zwei Vokalen verstummen zu lassen. So ist derselbe, wie das e nach dem i zum bloßen Dehnungszeichen herabgesunken. Daher kam berechtigtes h und unberechtigtes neben einander zu stehen. Altes würde nun überall da sein, wo h innerhalb des Wortes seine berechtigte Stelle hat. Es ist selbstverständlich unmöglich, hier alle Fälle zu verzeichnen, aber auch unnötig.

Sprachgeschichtlich berechtigt ist z. B. h in zehn. Dies beweist das g. in zig zur Bildung der Zehner z. B. vierzig, sowie die Verwandtschaft mit dem lateinischen decem. Das h in Vieh erklärt noch heute abgesehen vom mhd. das mundartliche Viech. Wegen des mhd. rûch, dem unser rauh entspricht, heißt es noch Rauchwerk, Rauchwaren.

Der Name Schuchardt hat ch, weil auch hier die mhd. Form für Schuh schuoch ist. Nach einer alten Regel wird inlautendes h im Auslaut zu ch. Daher ist die Form des Imperativs von besehen im Sprichwort besich, z. B. „Ei, lieber Aff' dich erst besich, danach lob' oder schelte mich". So erklärt sich auch im Kirchenlied die Form Zeuch (ein zu deinen Thoren) von ziehen. Doch auch noch heute ist derselbe Wechsel bei folgenden Worten zu beobachten. Wir sagen „der hohe Berg" aber „der Berg ist hoch", „komm nach" aber „komm nahe"; ebenso verhält es sich mit schmähen und Schmach. Entsprechend geschehen—Geschichte reimt Goethe (Faust):

Und wie's in solchem Fall geschicht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht.

Schreiben wir ausmergeln mit g in der Mitte, aber Mark mit k am Ende, ferner Wert—Würde, dazu hindern mit d, so ist das ein zufälliger Rest der alten Regel, daß im Auslaut der harte, im Inlaut der weiche Konsonant steht. Brot mit t würde demnach die ältere Schreibweise sein.

Nach mhd. Gesetz fällt w im Auslaut fort. Sonach ist fahl älter als falb, das volkstümliche gehl als gelb. Daher heißt es Mehl (mel, melwes), in Süddeutschland Melberei (=Mehlhandlung). Das allgemeine Fürwort man hat die ältere Schreibung bewahrt im Gegensatz zu dem Mann. Die ältere, allgemeine Bedeutung „Mensch" ist noch erhalten in niemand, jemand (nieman, ieman). Die beiden Worte haben noch das Beachtenswerte, daß das eine den i-Laut, das andere den e-Laut für's Ohr vernehmbar gewahrt hat.

Die älteste Form der Dichtung ist nicht der Reim, sondern der Stabreim, d. h. der durch Gleichheit des Anlauts hervorgerufene Zusammenklang von Wörtern. Bekanntlich ist der Krist[1]) des Mönches Otfried von Weißenburg die erste deutsche Dichtung, in welcher der Stabreim durch den Reim ersetzt wird. Dieser wurde seit Ausgang des 9. Jahrhunderts das übliche Mittel, die Verse zu binden. Allein eine so tiefgewurzelte Eigentümlichkeit wie der Stabreim konnte nicht ganz in Vergessenheit geraten und außer Gebrauch kommen. Es ist zwar eine bewußte Rückkehr zum Alten, wenn ein in allen Sätteln gerechter Verskünstler wie Rückert sich seiner in kürzeren Gedichten bedient, wenn in

1) So hatte die ältere Sprache diesen Namen verdeutscht. So ist er völlig deutsch dekliniert bis zu Luthers Zeit geblieben. Dann kam die lateinische Form Christus auf, und mit ihr begann die Not der Deklination. (Schiller: „Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.") Unser der Christ ist eine Kürzung aus mhd. kristen.

unseren Tagen große Dichtungen von Tausenden von Versen in diese Form gegossen sind, wenn zum Zwecke der Tonmalerei sich Schiller und Goethe[1]) dieses Kunstmittels als eines zusätzlichen mit großem Erfolge bedienten. Im Volksmunde aber lebt er bis auf diesen Tag in vielen Wendungen und Wortverbindungen fort. Eine umfassende Zusammenstellung und eingehende Besprechung giebt Heinze (Die Alliteration im Munde des deutschen Volkes). Für unseren Zweck können von Belang nur solche durch den Stabreim verbundene Wortpaare sein, welche ein altes Wort oder eine alte Bedeutung gewahrt haben. So hat sich in frank und frei das mhd. frank erhalten, welches frei bedeutet.[2]) Gleichbedeutende Begriffe sind verbunden in „Leib und Leben", „wie er leibt und lebt". Denn die Grundbedeutung von Leib ist Leben, daher Leibrente, d. i. eine Rente für's Leben. In Schimpf und Scherz, Schimpf und Spaß hat Schimpf seine alte Bedeutung eines Synonyms von Spaß und Scherz, die gleichfalls alliterierend verbunden werden; schimpf bedeutet mittelhochdeutsch soviel wie: Kurzweil.

In festen Wortverbindungen ist der Stabreim auch in der Schriftsprache erhalten, zur Belebung und Veranschaulichung des Ausdrucks wird er noch heute gebraucht. Nicht so glücklich war eine andere alte deutsche Eigentümlichkeit, eine Eigentümlichkeit, welche die deutsche Sprache wie so manche andere mit einer der schönsten Sprachen, mit der griechischen teilt[3]), ich meine die doppelte Verneinung. Diese verleiht dem Gedanken Kraft und Nachdruck. Die Verneinung kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, damit sie nicht überhört, damit sie ganz und voll beachtet wird. Das hatte der feinfühlige Grieche wohl gemerkt, daher bei seinen besten Schriftstellern die gehäufte Negation. Doch auch unsere Altvordern hatten dasselbe Gefühl, daß es notwendig

---

1) Ich erinnere nur an Glocke und Taucher, Fischer und Erlkönig.

2) Über die paarweise Verbindung gleichartiger Begriffe, Heinze a. O. S. 3. — Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, 130: „Unsere ältere Sprache neigt da, wo wirklich Leben in ihr pulsiert, mit Vorliebe zu solchen Tautologien, nicht bloß in der Poesie, die ohne sie begreiflich nicht leben könnte, sondern auch in der gewöhnlichen Rede. Selbst in der fahlen Nüchternheit unserer neueren und neusten gebildeten Poesiesprache sind viele davon festgewurzelt. Wenn wir lieber ein und dasselbe, statt dasselbe, Art und Weise, Maß und Ziel, angst und bange, ganz und gar, gäng und gebe, gut und gern, Hab und Gut u. s. w. sprechen und sogar schreiben, wo doch ein Wort vollkommen ausreichte, stehen wir unbewußt unter dem Banne dieser uralten deutschen Stilformel. Ihre Kraft wird noch verstärkt, wenn Alliteration und Reim mitwirken."

3) Leider wird in den griechischen Grammatiken außer in der trefflichen Kochschen nicht gelegentlich kurz auf Ähnlichkeiten mit der deutschen Sprache hingewiesen, und doch erklärte Luther deshalb die deutsche Sprache für die schönste.

sei, gerade die Verneinung so nachdrücklich als möglich zu bezeichnen. Freilich ward im Deutschen die Regel nicht so zum bindenden Gesetz wie im Griechischen. Von früher Zeit, schreibt Andresen (a. O. S. 142) bis tief ins vorige Jahrhundert hinein sind die Beispiele so zahlreich und wirken bei guten Schriftstellern auch des gegenwärtigen Jahrhunderts so sehr nach, daß es unstatthaft ist, mit einem einzigen Machtspruch ihre Berechtigung zurückzuweisen. Weil der lateinische Kunststil diese Regel nicht kennt, die ein Gemeingut des Gesamtsprachstamms zu sein scheint, so ward sie aus unserer Sprache verdrängt. Dem jetzt herrschenden Brauche zuwider sich ihrer in der nüchternen Prosa zu bedienen, dürfte kaum zu gestatten sein. Im Volksmund, in der Poesie und in der Nachahmung des Volkstones aber wird sie weiter verwendet werden und fortleben dürfen.

Sprichwörtliche Wendungen, sowie stehende Wortverbindungen, die immer in einem gewissen Sinne gebraucht werden, sind besonders geeignet, alten Worten und Wortformen auch dann noch, wenn sich bereits ihre Bedeutung geändert hat, eine bleibende Stätte im Wortschatz der Sprache zu gewähren. Denn sie haben in sich selbst etwas Festes, Bestimmtes und Abgegrenztes, was einem Wechsel und Wandel sich nicht fügt, sich nicht fügen kann, wie das einzelne Wort, wenn nicht der in der Verbindung liegende Sinn gestört werden soll.

Sagen wir z. B. schlecht und recht, so ist es augenfällig klar, daß in dieser Verbindung schlecht nicht seine heutige Bedeutung haben kann, sondern eine andere, ältere haben muß. In der That hatte schlecht anfangs eine gute Bedeutung; diese lebt noch jetzt in schlicht fort. Denn mhd. sleht hieß soviel wie eben, gerade, glatt. Die gute Bedeutung schlug, wie bei manch anderem Worte (wie einfältig eigentl. einfach, natürlich, albern, ahd. alawâr gütig, freundlich, zugeneigt, auch wahrhaftig, ganz wahr), in eine schlechte um, und diese Herabsetzung der eigentlichen Bedeutung hat gegenwärtig die ursprüngliche verdrängt.[1]) An die alte Bedeutung aber erinnern noch „schlechtweg, schlechthin, schlechterdings“. Die einstige Bedeutung klingt noch nach an einer Stelle im Hauptstück von der Taufe. Luther sagt „ohne Gottes Wort ist das Wasser schlecht Wasser“, d. h. doch nur einfaches und natürliches Wasser. Im Sprichwort heißt es:

Wer sein Ding macht recht und schlecht,
Bleibt immerzu ein armer Knecht.

---

1) Behaghel S. 70: Aufrichtigkeit, Einfachheit kann die Folge der Dummheit sein: daher wird der Dumme auch als einfältig oder als albern bezeichnet, oder sittliche Mängel werden als Folge geistiger Schwäche aufgefaßt: so bekommt schlecht seine jetzige Bedeutung.

Auch das „musikalische Gegenbild“ wahrt einem Worte seine ursprüngliche Bedeutung. Über Knicken und Knacken, schreibt Grabow (S. 19 Über Musik in der deutschen Sprache): knicken bedeutet jetzt schon einen Bruch, Riß oder eine Faltung bekommen oder hervorrufen, während es ursprünglich doch nur das Geräusch bezeichnete, welches durch diesen Riß hervorgerufen wurde. Dasselbe Wort kehrt aber sofort zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurück, wenn es mit seinem musikalischen Gegenbild zusammentritt. „Dann knickt und knackt es im Rohr“.

In der Wendung aber und abermals hat aber seine alte Bedeutung, die sich deckt mit der des nebenstehenden Wortes. In Aberwitz dagegen geht aber zurück auf abe = ab; es heißt also ursprünglich soviel als ohne Verstand. Ein anderes aber endlich liegt in Aberglaube. Das Wort ging hervor aus Ober(= übertriebener)=Glaube.

Wendungen wie mit nichten, zu nichte machen beweisen, daß nicht eigentlich Hauptwort ist. Dies geht ferner hervor aus „hier ist unsers Bleibens nicht“; denn der Genitiv kann nur von nicht abhängig gemacht werden. Luther fühlte noch die substantivische Kraft. Daher heißt es in seinem berühmten Liede „thut er uns doch nicht, das macht er ist gericht“. Mit Rücksicht auf den heutigen Sprachgebrauch und um das Verständnis der Stelle zu erleichtern, hat man in unserm Landesgesangbuch, ohne den Reim zu beachten, nicht in nichts geändert. Unser heutiges nichts, welches an die Stelle des alten substantivischen nicht getreten ist, als dies zur Bezeichnung der Verneinung herabsank, ist entstanden aus nihtes nicht, das eine Verstärkung des einfachen nicht war; nicht fiel weg, und so blieb nichts. In nicht steckt das noch heute erhaltene Wicht; daher auch die Möglichkeit, daß es Hauptwort sein konnte.

In dem Sprichworte „besser ichts, denn nichts“ haben wir das alte iht = irgend ein Ding, etwas. Das s ist ebenso zu erklären, wie in nichts.

An das mhd. die irre = Irrtum, Irrfahrt, Verwirrung erinnert noch „in der Irre sein, in die Irre gehn“. Wir können nur noch sagen ich irre mich, also rückbezüglich auf das Subjekt. Schiller sagt noch in einem bekannten Gedicht: „Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei“. Hier ist irren in seiner alten transitiven Bedeutung = irre machen gebraucht.

Ebenso wie in diesen adverbiellen Ausdrücken bleibt das alte Wort unangetastet auch in folgenden präpositionalen Wendungen, die zu Redensarten geworden sind und nun dem alten Wort etwas Dauerndes verliehen haben. Das mittelniederdeutsche belank = Bedeutung ist nur noch mit einer Präposition, meist von, im Gebrauch; sowie die genüege

(Fülle) noch fortlebt in „zur Genüge." Gebrauchen wir die Wendung „im Nu", so bedienen wir uns, ohne es weiter zu fühlen, des alten mhd. Wortes daz nû = der Augenblick, und hierbei ist noch zu bemerken, daß eine Altertümlichkeit außerdem noch in der Wahrung des u besteht, obschon im Mittelhochdeutschen die Form auch nuo lautete. Es wird da wohl das Mitteldeutsche die Diphthongierung verhindert haben, wie durch seinen Einfluß ja uo zu u ward z. B. guot zu gut. Für unsere Betrachtung ist ebenso von doppelter Wichtigkeit die Redensart „zu Nutz und Frommen". Wie in Eigennutz ist auch hier das mhd. der nuz in seiner kurzen Form erhalten; außerdem liegt in dem zweiten Worte das alte vrume = Vorteil, Nutzen, Gewinn, dessen ursprüngliche Bedeutung noch der Ausdruck „es frommt" uns veranschaulicht. Ähnlich wie hier bleibt auch in folgenden Ausdrucksweisen das alte Wort unangetastet, und es tritt, um dessen Sinn auszudeuten und dadurch neu zu beleben, ein anderes hinzu, welches ganz oder teilweise den gleichen Begriff enthält, aber der jüngere, übliche Ausdruck dafür ist; es tritt hinzu vor oder hinter das veraltete. Zu diesen Verbindungen gehört mit Fug und Recht. Dem alten vuoc = Schicklichkeit ward so sein Platz im deutschen Wortschatz gewahrt. Hierher dürfen wir zählen Schiff und Geschirr, Schiff in seiner ahd. Bedeutung = Gefäß, sowie Nutz und Genieß, Schutz und Schirm, Schatz und Hort (vgl. Nibelungenhort), Verbindungen, in denen die alte Bedeutung an zweiter Stelle sich findet.

Aus der großen Menge bildlicher Redewendungen, an denen unsere neuhochdeutsche Sprache überaus reich ist, dürften zwei in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen sein, weil sich Altes in Begriff und Form erhalten hat.

Ein Mann von echtem (altem) Schrot und Korn zu sein ist gewiß jedes Wackeren Bestreben. Daß das Wort Schrot nichts mit dem Schrot des Jägers, nichts mit dem des Müllers zu thun haben kann, leuchtet wohl jedem Denkenden sofort ein, und daß auch Korn in einem besonderen Sinne angewendet wird, wem sollte es beim Nachdenken entgehen? Es beruht diese Ausdrucksweise auf einem alten Fachausdruck des Münzwesens. In der Münzkunde nämlich nennt man das ganze Gewicht einer Münze Schrot, das Gewicht des darin enthaltenen reinen Goldes oder Silbers heißt Korn. Sonach bezeichnet die Redensart einen Mann, welcher nach seiner ganzen äußeren Erscheinung, aber auch nach seinem inneren Wesen echt und gediegen ist und dem entspricht, was er sein soll. — Wer ohne jegliche Vorbereitung spricht, der spricht, wie wir in bildlicher Weise sagen, aus dem Stegreif. In Wahrheit und Dichtung lesen wir, daß in sittlichen und religiösen Dingen der

Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreif thun mag. Was ists nun mit diesem Stegreif? Im Mhd. war „Stegereif“ der für unser „Steigbügel“ gebräuchliche Ausdruck. Das Bild erinnert also an einen Reiter, welcher schon den Fuß im Steigbügel hat und nun, ehe er fortreitet, noch schnell etwas, woran er nicht gedacht, zu sagen oder anzuordnen hat.

Für unsere Betrachtung die reichste Ausbeute wird im Bereich der zusammengesetzten Hauptwörter sein, die einer früheren Zeit entstammen und Wortbestandteile enthalten, welche heutzutage selbständig nicht mehr im Gebrauch sind, weil das, was sie bezeichneten, durch andere Wörter ausgedrückt wird. Es sind auf diese Weise nicht bloß alte Wortformen, sondern auch alte Wortbedeutungen erhalten und gerettet worden.

Hierher gehören zunächst alle die Zusammensetzungen, deren Grundwörter so geschwächt sind, daß sie nur als Ableitungen erscheinen; so sehr konnte die Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Sinn und Gehalt ehemals selbständiger Wörter zunehmen, daß sie nur noch als Bildungsmittel für neue Wörter dienen. Ehemalige Hauptwörter, jetzt nur noch Ableitungssilben, sind -tum -heit -schaft -der. Auf Beispiele können wir abgesehen von der letzten Endung verzichten, weil die Zahl derselben eine so große ist.

Das ahd. tuom, von dem -tum stammt, hatte, wie manch anderes alte Wort, vielfache Bedeutungen. Im allgemeinen bezeichnete es Stand, Beschaffenheit, Art. Diese Grundbedeutung läßt sich noch heute erkennen. Mit ziemlicher Kühnheit braucht es Maßmann als selbständiges Wort, wenn er singt „Für deines Volkes Tume, Weih' ich mein Herz und Hand“. Auch -heit und -schaft, ursprünglich scaf, haben ähnliche Bedeutung. Aus -heit ist -keit hervorgegangen. Kam nämlich -heit im Ahd. mit ec oder lih zusammen, so verschmolz allmählich c und h zu k; erst später tritt es noch an andere Silben als ig und lich.

Die Ableitungssilbe -der geht zurück auf got. triu = Holz, Baum, Stock. „Einige Obstarten, heißt es bei Grimm (Gr. II, 530), und Gesträucher, welche dem Deutschen früher bekannt geworden sein müssen, als der Weinstock, Kirschenbaum, Feigenbaum u. s. w. führen zusammengesetzte Namen und zwar mit dem Worte triu.“ Hierher gehören die Wörter Holunder (auch Holder) Maßholder, Wacholder (fälschlich auch Wachholder geschrieben). In Holunder lehnt sich der erste Bestandteil an hol = hohl an; es ist also der hohle Baum mit Rücksicht auf seine weite Markröhre. Wacholder ahd./mhd. wëchalter ist nach dem alten zu erschließenden wehhal = lebensfrisch, kräftig, immergrün, der mit dieser Eigenschaft behaftete Baum. Das mhd. affalter (Apfelbaum) hat dem schon seit dem 13. Jahrhundert nachzuweisenden Apfelbaum weichen müssen. Es kommt jetzt fast nur noch in Ortsnamen

vor, z. B. Affalterbach, Affaltern, Effelder, Affeltrach, Affeltrangen; dadurch wird bewiesen, daß der Baum früh in Deutschland gepflanzt worden ist. Außerdem waren alle Holzpflanzen, deren Namen mit unserem -der zusammengesetzt sind, in Deutschland früher heimisch, als die, welche mit dem auf einen Holzstamm gehenden Worte „Baum" zusammengesetzte Namen führen (Wgd. Wb. unter -der).

Ein selbständiges Hauptwort war einst auch das im Nhd. zur Endsilbe gewordene -lei, mhd. lei(e) Art, Art und Weise. Seine Bedeutung wird nicht mehr gefühlt, daher sagen wir z. B. mancherlei Art.

Das ältere Wort, welches sich in der Zusammensetzung mit einem noch gebräuchlichen erhalten hat, erscheint nicht bloß als Bildungssilbe; die Zusammensetzung ist derartig, daß beide in ihrer Selbständigkeit gefühlt werden, aber sich zu einander verhalten wie Art und Gattung.

Schon im Mhd. heißt jenes Untier, welches der starke Siegfried überwand, und in dessen Blut er sich badete, Lindwurm. Das ahd. lint bedeutet Schlange, daher ist der bekannte Ort Lindau eigentlich Schlangenau. Wurm dagegen bezeichnet im allgemeinen jedes Kriechtier, auch das fliegende, daher es denn auch Drache, Schlange bedeutet. In Schillers „Kampf mit dem Drachen" wechseln die Worte Wurm und Drache, denn der Dichter fühlt keinen Unterschied. Ebenso kommt schon in der älteren Sprache neben dem einfachen Wal das zusammengesetzte Walfisch vor. Man fügte, sagt Grimm (II, 441), als das einfache Wort vielleicht undeutlich oder zweideutig zu werden anfing, das Kennzeichen des ganzen Geschlechtes hinzu. Desgleichen ist eine alte Bildung Turteltaube; das schon im 14. Jahrhundert nachzuweisende einfache Turtel ist uns nicht geläufig; das Verkleinerungswort „Turtelchen" gebraucht Goethe. Das mhd. tame, welches überhaupt ein Tier aus dem Rehgeschlecht bezeichnet, findet sich noch heute in Damwild, Damhirsch; mit schärferer Scheidung des Geschlechtes heißt es Dambock, Damgeiß. — Wohl sind ferner die einfachen Wörter für Maultier, Saumtier, Windhund, welche noch heute in der Lutherischen Bibelübersetzung gelesen werden, durch die genannten zusammengesetzten verdrängt, doch sind sie in dieser Zusammensetzung dem Sprachschatz erhalten geblieben. Für unser Windspiel hat schon das Mhd. wintspil. Nach Tobler (Wortzusammensetzung) bezeichnet Windspiel auf Grundlage der alten Bedeutung von spil = schnelle und leichte Hin- und Herbewegung, ursprünglich die Jagd mit Windhunden, und wurde erst später auf das Tier selbst eingeschränkt, wie mhd. vederspil ursprünglich Falkenjagd, dann Jagdfalke be-

deutet.[1]) — Für Sahlweide genügte einst das einfache salhe. Das Streben nach Deutlichkeit also veranlaßte den allgemeinen Zusatz und führte zur Zusammensetzung. Doch nicht nur in derartigen Zusammensetzungen haben sich alte Wörter erhalten, sondern vornehmlich in solchen, die zur Bereicherung des Wortschatzes erforderlich wurden.

In die ältesten Zeiten zurück versetzt uns die Benennung der Wochentage. Zwar die neuntägige Woche ist nicht mehr vorhanden, nur bei der Verehrung der heiligen Walpurgis ist sie noch im Gebrauch (Simrock, Mythologie S. 84), aber drei alte deutsche Götternamen erklingen in der Benennung folgender Tage: des dritten, fünften und sechsten. An die alte Götterkönigin Freia erinnert der Freitag, an den Gott des rollenden Donners der Donnerstag[2]) an den Kriegsgott Tiu ahd. Zio der Dienstag.[3]) Einer alten Auffassungsweise in der Zeitrechnung begegnen wir in den Worten Sonnabend und Fastnacht. Denn unsere Altvorderen zählten Nacht und Abend schon zum folgenden Tag. In beiden Zeitbenennungen ist die Teilbezeichnung übergegangen in die Bezeichnung eines ganzen Tages. Wie Fastnacht also eigentlich der Vorabend vor der Fastenzeit, so ist Sonnabend eigentlich der Abend vor Sonntag. Darnach sind auch die Worte Christabend und Fastelabend zu erklären.

Der heiligste der christlichen Feiertage konnte kaum besser benannt werden, als durch das ahd. chara, welches die stille, innere Wehklage bezeichnend so den Gefühlen, welche des frommen Christen Herz bewegen, am sinnigsten und innigsten Ausdruck verleiht: ich meine den Karfreitag.

Wie in Wetterleuchten durch Umdeutung des zweiten Wortes, an dessen Stelle einst das alte Leich (= Spiel und Tanz) mit Rücksicht

---

1) Da wir auf die Zusammensetzung mit -spiel gekommen sind, dürfte eine Betrachtung der Bedeutung des Wortes in der Zusammensetzung nicht unangebracht sein.

Das mhd. spël = Erzählung, Fabel, Gerede liegt nhd. vor in Beispiel. Schwerer zu deuten ist -spiel in Kirchspiel, wodurch offenbar die Kirchgemeinde bezeichnet wird, die in ein und dieselbe Kirche eingepfarrt ist, wie Dorfspiel alles das umfaßt, was zum Dorfe, zur Dorfgemeinde gehört. Sonach hat Kluges Vermutung sehr viel Wahrscheinlichkeit, daß diesem -spiel das mittelengl. spelien = schonen, schützen zu Grunde liegen dürfte. — spielig aber in dem Worte kostspielig geht zurück auf mhd. spildec = verschwenderisch. Volksetymologische Umdeutung hat das unverständlich gewordene alte Wort in das dem nhd. Sprachgefühl verständlichere spielig umgewandelt.

2) Vergl. auch Donnersberg, und da Donar dem St. Peter weichen mußte, auch christlich umgedeutet in Petersberg.

3) In Schwaben Ziestag, Zistag.

auf das zuckende Spiel der entfernten Blitze stand, aus leichen leuchten ward, so ward auch hagestalt volksetymologisch in Hagestolz geändert. Nach altem Erbrecht ging nach des Vaters Tode das Hauptgut samt der väterlichen Gewalt auf den ältesten Sohn über, während die jüngeren nur kleine Grundstücke (hac = Umfriedigung, kleines Grundstück) bekamen. So waren sie vom älteren Bruder abhängig und konnten sich aus eigenen Mitteln keinen Hausstand gründen. Hieraus erhellt der Übergang der Bedeutung des Wortes in die des ehelosen Lebens. Als die letztere Bedeutung die ausschließliche ward und das Wort in seiner alten Form nicht mehr verstanden wurde, da wurde stalt in das verständlichere -stolz umgewandelt. Diese Umwandlung läßt zugleich eine scharfe Beobachtungsgabe des Volkes erkennen; denn ehelose Männer pflegen in der That mit der Zeit eine eigentümliche, stolze Haltung anzunehmen.

Unter Werwolf versteht der Volksaberglaube einen Menschen, der sich in einen Wolf als gespenstiges Ungetüm verwandeln kann. Zu Grunde liegt das ahd. wer = Mann. Dies Wort steckt auch in Wergeld, nach altem deutschem Recht das als Sühne oder Buße für einen getöteten oder beschädigten Mann zu zahlende Geld; verborgen ist es in Welt, mhd. werlt: wer und das altn. öld und eldir = Zeitalter. — Mhd. marc ist das Roß. Edle Rosse stehen im Marstall. Marschall, schreibt Kluge, entstand unter teilweiser Einwirkung von maréchal aus marschalk, das eigentlich und ursprünglich Pferdeknecht bedeutet, dann Aufseher über das Gesinde auf Reisen und Heerzügen, als städtischer oder Hofbeamter, Marschall. schalc hat seine Bedeutung „Knecht" geändert und bezeichnet jetzt einen munteren Menschen, der in listiger Weise harmlos seinen Scherz und Mutwillen treibt. In der ursprünglich allgemeinen Bedeutung kommen die beiden Worte Schalk und Knecht zusammen in Schalksknecht (Matth. 18, 32), doch da Luther Schalk = πονηρός (Matth. 6, 23) faßt, so hat Schalk für ihn den schon mhd. vorhandenen besonderen Sinn von „Mensch mit knechtisch bösem, ungetreuem, schadenfrohem Charakter." In seiner ursprünglichen Bedeutung steht es in den Eigennamen: Gottschalk, Gottschall. — Das alte vron (= was den Herrn betrifft) ist noch erhalten in Fronleichnamsfest, Frondienst, Fronveste. — Ein altes dio = Knecht, Diener verbirgt sich in Demut (Gesinnung des Dienenden). In Diener, Dienst, Dirne ist derselbe Stamm. Da Dienst früher auch soviel als Diener bedeutete, so bildete Voß in seiner Übersetzung der Horazischen Ode (II, 4, 1) Dienstin zur Wiedergabe des lat. ancilla, weil der Vers ein zweisilbiges Wort verlangte und Dirne wegen des Bedeutungswandels nicht verwendbar war. — reiter ist mhd. der Rechner, daher noch heute Hüttenreiter. — Das alte diu swiger (= Schwiegermutter) hat sich in

vielen bekannten Zusammensetzungen erhalten. Nur der Volksmund kennt noch Schwäher und Schwieger, und ungleich häufiger als Eidam ist das im 17. Jahrhundert entstandene Schwiegersohn.

Das alte spanan locken liegt dem Worte Gespenst zu Grunde; es begegnet uns in abspannen, wenn Luther in der Erklärung des zehnten Gebotes sagt „daß wir unserm Nächsten nicht sein Weib, Gesinde oder Vieh abspannen u. s. w. In dem sinnverwandten Kobold (old für walt) haben wir sicher ein deutsches Wort in uralter Bedeutung, da unmöglich ein in den Anschauungen des Volkes wurzelndes Wort seinen Ursprung im Griechischen haben kann. Hierauf weist auch Kofen, durch niederdeutschen Einfluß aus Koben entstanden.

Aus der Tierwelt gehören hierher Heuschrecke. So fürchterlich auch das Wort klingt, es bezeichnet das Tier doch nur als einen Springer im Grase, denn schricken[1]) bedeutet springen. Der Krammetsvogel hat seinen Namen von krane-wite (Wacholder), die Fledermaus von vledern (flattern), das Spanferkel ist ein Saugferkel, denn spen bedeutet Brust, Milch.

Die Himbeere ist die Beere der Hindin oder Hinde, mhd. hintber, weil dieses Tier solche Beeren gern fressen soll, die Brombeere wächst auf dem Dornstrauch (brâme).

Firn, schreibt Egli, heißen jetzt in der wissenschaftlichen Sprache die in den höheren Gebirgsteilen angehäuften Massen dauernden Schnees, namentlich diejenigen jener Mulden, welche die Gletscher nähren, vom altd. firn = alt, also der alte nie schmelzende Schnee. Wir haben noch Firneis und Firnewein. — Während quec = lebendig, frisch, munter sich erkennbar nur noch in Quecksilber, sowie in erquicken findet, haben wir es mit Ausfall des u vor q auch noch in keck; k:q hier in derselben Weise wie in kommen und bequem. Keck ist heute sinnverwandt mit dreist. Der Bedeutungswandel ist hier leicht erkennbar.

In Walstatt begegnet uns das alte wal (Kampfplatz, Schlachtfeld), schon mhd. walstat. Walhalla heißt mit altertümlich voll austönendem a jener Tempel deutscher Ehren nahe bei Regensburg. An bôzen (schlagen) erinnert Amboß, und Beifuß (mhd. bibôz) ist eigentlich das, was zerschlagen und zerstoßen wird. bor die Höhe treffen wir in empor, vlât die Sauberkeit, Zierlichkeit in Unflat. Für das einfache schar und meste haben wir die verdeutlichenden Zusammensetzungen: Salzmäste, Pflugschar. Mhd. diu halbe = Seite, Richtung ist geblieben in allenthalben, meinethalben.

1) Erschrecken ist also eigentlich aufspringen; nicht der Seelenzustand wird ursprünglich bezeichnet, nur die Wirkung desselben geschildert.

Infolge einer gesunden Strömung, welche gegenwärtig unnötige Fremdwörter hinwegschwemmt und gute deutsche Ausdrücke dafür bringt, ist es üblich geworden für das nichtige Wort Parterre Erdgeschoß zu sagen und zu schreiben, und so kommt das alte Geschoß = Stockwerk wieder auf. — In Meineid fühlen wir dunkel den Begriff des ersten Bestandteils, während das Mittelhochdeutsche daneben mein = falsch, betrügerisch hat, sodaß auf dieser Entwicklungsstufe der Sprache der Begriff des Bestimmungswortes noch im Sprachgefühl lebt. — In Wahnwitz, sagt Kluge, ist der letzte Rest einer alten, besonders im Norden bewahrten Art von Zusammensetzung mit wana = ermangelnd. — Unser gewärtig setzt ein mhd. gewarten (= sich bereit halten) voraus. In wildfremd sind zwei Wörter von gleicher Bedeutung vereint, da wilde fremd bedeutet. — Blutjung und blutarm mit dem Ton auf der letzten Silbe haben nichts gemein mit Blut, der erste Bestandteil ist blut = bloß.

Die Zusammensetzung wahrte nicht bloß ein altes Wort, das sonst außer Gebrauch gekommen, sie erhielt bisweilen auch die Grundbedeutung eines noch gebräuchlichen Wortes.

Noch die heutige Sprache nennt den Sturmwind Windsbraut, was ganz wörtlich zu nehmen ist. Er ist die Braut des Windes d. h. die (junge) Frau, was in alten Zeiten Braut auch bedeutete. Es lebt eine ganze Windfamilie in den Gedanken unserer Väter, und ein junger Herr Wind ist noch heute im Aberglauben zu finden (Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, S. 110). Brunst in seiner eigentlichen Bedeutung haben wir in Feuersbrunst. — Aus der Bedeutung des Wortes Wallfahrt geht hervor, daß fahren ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung gehabt haben muß. In der That heißt es ursprünglich „von einem Ort zum andern sich bewegen". Noch nach einer andern Seite ist das Wort der Betrachtung und Beachtung wert. Das mhd. wallen hatte abgesehen von seiner allgemeinen Bedeutung des Wanderns, vornehmlich die des Pilgerns, Wallfahrens. — Die Worte fertig und Gefährte gehören ebenfalls hierher, so sehr sie auch infolge der verschiedenen Schreibung auseinander zu liegen scheinen. Hoffart aber und Wohlfahrt bewahren das alte varn = leben. — Welches ferner die Grundbedeutung von sehr ist, erhellt deutlich aus versehren. Mhd. ser = wund, verwundet, verletzt. Die Worte Sache und Ding haben infolge häufigen Gebrauchs einen anderen Beruf, als früher. Wie sehr das Wort Sache in seiner Bedeutung abgeblaßt ist, das erhellt aus den Worten Widersacher und Sachwalter. Aus diesen Worten ist noch ersichtlich, daß das alte sache auch den Begriff Streit, Streitsache, Rechtshandel enthielt. In gleicher Weise hatte das Wort

dinc eine engere Bedeutung, als heute. Die Wörter Bedingung und dingen erinnern noch an „Vertrag“, daher das mhd. Wörterbuch unter dinc als Bedeutungen angiebt „rechtliche und gerichtliche Verhandlung, Vertrag; Gericht, Gerichtstag“. Mildthätigkeit ist aus christlicher Nächstenliebe entsprungene Freigebigkeit. In Eberhards synonymischem Wörterbuch steht es zusammen mit freigebig, wohlthätig, gutthätig: „es vereinigt in sich beide Begriffe, den der Freigebigkeit und den der Gutthätigkeit.“ Desgleichen beweisen eine „milde Hand, milde Stiftungen“, daß in früherer Zeit das Adjektiv den Begriff „freigebig“ gehabt hat. — In dem frommen Liede Paul Gerhardts, welches nach Psalm 37, 5 gedichtet ist „Befiehl dem Herrn“ u. s. w. hat befehlen noch seine alte Bedeutung „übergeben.“ — Daß das alte rât eine weitere Bedeutung hatte, erkennt man aus dem Worte Heirat (Zurüstung zur Ehe, dieses Wort wiederum mhd. ê, ewe = altherkömmliches Gewohnheitsrecht, Recht, Gesetz, Ehe hat noch einen Nachklang seiner alten Bedeutung in echt[1]), hat seine alte Form gewahrt in Ewald = der Gesetzwaltende (vgl. Heintze unter Ewa). Daher heißt es bei Kluge unter Rat: aus mhd. rât = Rat, vorhandene Mittel, Vorrat an Nahrungsmitteln: diese Bedeutung bewahren teilweise noch nhd. Gerät, Vorrat, Hausrat, Unrat. — Daß Reise einst insbesondere Kriegszug bedeutete, dürfte hervorgehen aus „reisig“; man denke auch an Reislaufen, jene Vereinigung junger Schweizer zum Solddienst für fremde Staaten, eine Sitte, die im 15. Jahrhundert aufkam. — Wie wenige endlich fühlen, daß in dem Worte Zeughaus der erste Bestandteil eine der heutigen Bedeutung des Wortes nicht entsprechende enthält? daß das Wort einst auch „Ausrüstung, Waffen“ bedeutete? — Springen in der Bedeutung „entspringen“ bewahrt noch der Ort Lippspringe (vgl. auch Ursprung).

Altes und Neues hat sich nebeneinander erhalten in folgenden Vorsilben.

In erster Linie ist hier zu erwähnen die betonte Vorsilbe ur neben der unbetonten er. Aus dem got. urlaubjan ward schon mhd. erlouben und urlouben. Im Nhd. ward aus Urlaub beurlauben. So haben wir die Doppelformen erlauben und beurlauben. In Urlaub geht „laub“ zurück auf das ahd. loup, Vergangenheitsform von liopan (geneigt, günstig sein, vgl. lat. lubet = es beliebt), woher auch Glaube,

---

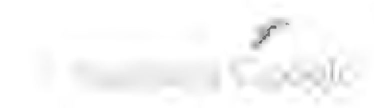
1) Freybe, Sprachlicher Gehalt in Grundanschauungen des deutschen Volkes (Lehrproben und Lehrgänge. 21. Heft. 1889. S. 51/52: echt, was dem Gesetze entspricht; im 14. Jahrhundert auch Adjektiv = ehrlich. — Die Protestanten des 16. Jahrhunderts sagten statt des Ehestandes ganz richtig der echte Stand. Er ist der Urstand aller Gesellschaftsentwicklung.

lieb, Lob stammen. Urlaub hat einen engeren Begriff als Erlaubnis und wird jetzt nur gebraucht, wo es sich um eine zeitliche Befreiung aus dienstlichen Verhältnissen handelt. Wie zu Urlaub ein beurlauben, so ward zu Urkunde ein beurkunden gebildet. Zu Urkunde gehört erkunden mhd. erkunnen. Begrifflich auseinander gegangen sind heutzutage urteilen und erteilen, während sie im Mhd. sich in ihrer Bedeutung noch nahe berühren. Die starkbetonte Vorsilbe führte schon mhd. zur Schwächung der folgenden in Urtel neben Urteil, eine Schwächung, die wir auch in Drittel und Viertel haben. Indes Urtel dürfte nur noch von Dichtern und in altertümelnder Redeweise gebraucht werden.

Die volltönende Vorsilbe ant ferner finden wir nur noch in Antwort, antworten, Antlitz.

Die Vorsilbe ga ward im Verlauf der Sprachentwicklung zu ge und zu bloßem g. Die ursprüngliche Form ga finden wir nur noch in dem durch das Französische zu uns zurückgekommenen Galopp, welches nach Diez und Littré auf got. ga-hlaupan zurückgeht. Altem und Neuem begegnen wir da, wo ge zu g verkürzt noch nebeneinander besteht. Es ist ebenso richtig, zu sagen eine gerade Linie, als eine grade Linie. Während wir nur Gnade gebrauchen, sagen wir stets genade dir. Hier ist nicht nur das ältere ge gewahrt, sondern zugleich das mhd. Zeitwort genâden erhalten. Neben genug hört und liest man auch gnug (vgl. vergnügen eigentlich gänzlich genug thun, befriedigen). Der Unterscheidungstrieb der Sprache wahrt ge in geleiten im Gegensatz zu begleiten, welches nicht mißverständlich ist. Freilich ist bei der Bildung des letzteren Wortes der Wohlklang, die Herrschaft des Tones, maßgebend gewesen. Er gestattete nur die Form entgleisen, während Geleise und Gleis gleich gut sind und nebeneinander gebraucht werden. Wie ge zu g, so ward auch be zu b verkürzt. Durch diese Verkürzung ist manche alte Wortform aus dem Sprachgebrauch geschwunden. Nur zwei Worte dürften hier der Betrachtung wert sein. Zusammengesetzt ist das Wort Beichte. Außer der erwähnten Vorsilbe finden wir hier noch das alte Zeitwort jehen = sagen erhalten. Erst im Mittelalter bekommt es die Bedeutung des Sündenbekenntnisses, welches man dem Geistlichen hersagt. Auch in bieder (mhd. biderbe) haben wir diese Vorsilbe und zwar in ihrer ursprünglichen Gestalt bi.

Im Bereiche der Wortbeugung hat sich im Neuhochdeutschen gar manches verändert im Vergleich mit den früheren Stufen sprachlicher Entwicklung. Alten Kasusformen begegnen wir insbesondere in den uneigentlichen Zusammensetzungen, d. h. den Zusammensetzungen, welche anfangs getrennt waren, aber später zu einem Worte zusammenrückten,



weil sie einen Begriff bezeichneten. Die Hauptursache dieser Art Zusammensetzung liegt darin, daß „konkrete Bezeichnungen allgemeine Namen wurden". Im Gegensatz zur heutigen Deklination des Wortes Auge heißt es Augenlid, der erste Bestandteil hat den alten Genitiv „Augen". In Lid ist das mhd. lit erhalten, welches Deckel bedeutete. Der gleiche Kasus einer älteren Wortbeugung liegt vor in Mägdesprung, der sagenhafte Sprung jener Hünentochter vom Rammberg ins Thal, in Mäusezahn = Zahn der Maus, Gänsefuß = Fuß der Gans u. s. w. Es würde zu weit führen, alle die uneigentlichen Zusammensetzungen hier aufzuzählen, in denen alte Genetive verborgen sind. Hand ging einst nach der u-Deklination, Spuren davon sind in „zuhanden, abhanden, vorhanden"; die Mehrzahl wird durch den Umlaut gebildet die Hände; die ältere Schreibung zeigt behende, welches eigentlich das ist, was bei der Hand ist. Daß Nacht ursprünglich nicht nach der i-Deklination ging, erhellt aus Weihnachten = ze den wihen nahten d. i. in den heiligen Nächten. Uralt ist die Nebenform nachts, ja wir können noch jetzt des Nachts sagen. Die ursprünglich starken Formen des mhd. der rücke zeigen noch hinterrücks, zurück, Hundsrück. In Anlehnung an die ältere Form heißt es auf Erden, daher im Anfang der Schillerschen Glocke „Fest gemauert in der Erden"; auf dieselbe Weise zu erklären ist auch das Röslein auf der Heiden. In das Mittelalter weist zurück der Ausdruck „Kirche unserer lieben Frauen", der gleichbedeutend ist mit dem kürzeren Frauenkirche. Zugleich hat Frau hier seine alte Bedeutung „Herrscherin, Herrin", gemeint ist ja die Himmelskönigin. — In dem Sprichwort: „Wer bauet an der Straßen, der muß sich meistern lassen" haben wir die schwache Dativform Straßen.

Haben wir den Satz „Viele tausend Mann stehen in den Reichslanden" so läßt sich bei Besprechung desselben zweierlei bemerken. Zunächst ist Mann der alte Nominativ der Mehrzahl, sonst lautet er Männer. Sodann gehört der älteren Sprache an die Form „die Lande"; diese Form ist gewählter, daher bei den Dichtern (z. B. Weit glänzt' es über die Lande u. s. w.) gebräuchlich. Es giebt noch mehrere Hauptwörter mit dieser doppelten Pluralbildung. Regelmäßig heißt es aller Orten. Im allgemeinen sagt man Wörter nur dann, wenn es sich um einzelne, nicht miteinander logisch verbundene Wörter handelt; doch es verstößt keineswegs gegen den Sprachgebrauch auch hier, Worte zu setzen. Die übrigen Doppelformen auf -e und -er können wir wohl übergehen; sie lassen sich leicht auffinden.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß alte Kasusformen sich in Ortsnamen erhalten haben. Der uralte Name, in ältester Zeit ge-

geben, rettete die alte Form, machte sie auf Dauer unantastbar. Dazu kommt noch eine Altertümlichkeit. Fluren und Gemarkungen benennt der Deutsche, wenn nicht eine Verbindung oder Zusammensetzung mit den Appellativen Acker, Wiese u. ähnl. stattgefunden hat, regelmäßig in lokativischer Form d. h. durch Verbindung mit einer Präposition.[1]) Im Mhd. ist die gebräuchliche Präposition ze[2]) in einer richen bürge: diu was ze Santen genant. Noch heute heißt ein Ort im Walliser Nikolaithale Zermatt = bei der Matte; hierzu bemerkt Egli „Die Lokativpartikel zen- zer- ist im Ober-Wallis nichts seltenes: Zenhäusern, Zenschmieden, Zerpletschen, Zeschwinden.“ Dieselbe Präposition ward auch bei Ländernamen gebraucht z. B. dâ zen Burgonden, sô was ir lant genant. Die alte Form aber blieb, nachdem der Sprachgebrauch die Präposition hat fallen lassen; jetzt aber erscheint uns dieselbe als Nominativ. Folgende alte Kasusformen kommen nun hier in Betracht.

Die Häuser ist mhd. diu hiuser und diu hus. Daher die damit gebildeten Ortsnamen auf hausen endigen, z. B. Sachsenhausen. Verweilen wir einen Augenblick bei dem Worte. sahs hieß einst das Messer; es ist ein kurzes messerartiges Schwert zu Hieb und Stich. Danach ist der ein solches tragende Sachse benannt. In unserem Messer ist dies Wort ebenfalls enthalten; es ist ein zusammengesetztes Wort. Zu Grunde liegt noch got. mats die Speise (vergl. Mettwurst aus ndd. met = gehacktes Schweinefleisch). Messer ist also ein Schneidewerkzeug zum Zerlegen der Speisen. Von dem ursprünglichen zweiten Bestandteil des Wortes ist nur der in r übergegangene Anlaut geblieben. — Ferner mhd. diu velt haben wir noch in den auf felden ausgehenden Namen, z. B. Königsfelden, seiner Zeit als Kloster gestiftet zum Andenken an den am 1. Mai 1308 auf offenem Felde gemordeten König Albrecht. — Daß der Plural von Wald ursprünglich ohne Umlaut war, beweist der Name des Kantons Unterwalden (= unter den Wäldern), der zu den Füßen großer Bergwälder liegt und durch den Kernwald in die beiden Landesteile Obwalden und Niedwalden zerfällt. — Einen solchen Plural ohne Umlaut haben wir auch in der Endung -haupten, z. B. Berghaupten; in -garten, z. B. Weingarten; in -hofen, z. B. Solenhofen. — Baden mhd. baden = in den Bädern.

Auf -leben endigen in Norddeutschland, z. B. im Harz, viele Ortsnamen; diese Endung geht zurück auf eine frühere Form lebe, löwe = Laube, Wohnung.

---

1) Daß auch bei antiken Städtenamen diese Entstehung zuweilen noch klar vorliegt, sucht Usener nachzuweisen (Neue Jahrbücher für Philologie. 1878).

2) Vergl. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht u. s. w.

München ist bei den Mönchen. Der Name deutet auf erste Ansiedlung durch Münche oder auf Kloster Schäftlarn, auf dessen Boden die Stadt erbaut ward. Ein Mönch mit fliegender Kutte und erhobenen Armen, in der einen Hand ein Buch haltend, bildet das Wappen der Stadt. Auch der Personenname Münch hat die alte Form bewahrt. Gelehrte Anlehnung an das lat. monachus hat nhd. die Form Mönch geschaffen.

Von den heilsamen Quellen hat Aachen seinen Namen, eigent. zu den Wassern. Das alte aha, verwandt mit lat. aqua = Wasser hat sich hier erhalten, sowie als Endung in vielen Flußnamen auf -ach. In Tirol gebraucht man die Ache als selbständiges Wort. Der zweite Bestandteil ist ganz beseitigt in dem Flußnamen Weser. Sie hieß anfangs Wisuraha, oder zusammengezogen und angeglichen, aber noch als Benennung desselben Flusses Wirraha, dann Wisura und Wirra, endlich jetzt, indem man die beiden Formen geographisch unterscheidet, Weser und Werra; von dem alten aha ist an der ersteren nichts mehr übrig. (Wackernagel Über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache S. 44.)

Die Dativform tritt ferner im Innern des Wortes auf. Sie ist erkennbar am ersten Bestandteil des aus Adjektiv und Substantiv zusammengesetzten Ortsnamens. Wir haben hier sogenannte Binnenflexion, wie sie sich auch in Mitternacht zeigt, entstanden aus ze mitter naht. Ich erinnere hier an Städtenamen, wie Schwarzenberg, Weißenburg (Wittenberg ndd. witt = weiß), Homburg (Hohenburg), Hannover (am hohen Ufer, weil die eigentliche Stadt auf dem erhöhten rechten Leineufer liegt), Hohenstein (stein in der alten Bedeutung Felsberg, Bergspitze, vornehmlich, wenn sie befestigt waren, daher so viele Burgennamen; ja es steht geradezu für Steinbau, Burg), Hoheneck (eck = Bergvorsprung), Heiligenloh [lô[1]) = Hain, Gebüsch].

Linde und Eiche dienten in alter Zeit als Gerichtsbäume; sind sie doch vorzüglich heilige Bäume, jene der Frouwa oder Erka, diese dem Donar geheiligt. Unter diesen war in alter Zeit gewöhnlich die

---

1) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. S. 516: Wald- und Tempelnamen fielen zusammen: heidnische Tempel hießen gern Alh, Wich, Forst, Loh oder Harug und so werden wir durch Ortsnamen wie Ahlstetten [Allerstädt, Alahdorf, Altdorf, Alsheim, Ahlberg] Weihenstephan, Marienforst, Heiligenloh, Horgesheim an jene Waldheiligtümer erinnert. Aus den alten Hain- und Waldtempeln wurden Wallfahrtsorte wie Kirchlinden, Gnadenwald, Heiligenbuch, Maria Waldrast. — Das älteste und erste Wort für eigentlich feste Ansiedelung ist lar (Stätte, Niederlassung, Gerichts-, Opferplatz), vergl. Goslar, Fritzlar, Wetzlar (Wetafalar = Ort am Flußwasser).

Gerichtsstätte. Solchen alten Gerichtsstätten verdanken Orte wie Hohenlinden, Dreilinden, Dreieichen, Siebeneichen, Siebenlinden ihre Namen. Zu beachten sind hierbei die Zahlen 3 und 7.[1])

Solche alte Kasusformen haben wir auch in Ländernamen wie Preußen, Sachsen, Bayern, Lothringen (bei den Angehörigen Lothars: -ingen bezeichnet insbesondere die Nachkommen). Thüringen erinnert an die alten Hermunduren, nach denen seit dem vierten Jahrhundert ein Teil der mitteldeutschen Landschaften benannt ist. Den ursprünglichen Anfangslaut haben wir noch in den Personennamen: Düring, Döring. Die außerdeutschen Ländernamen auf -en wie Spanien, Arabien, Persien sind nicht solche Kasusformen.

Seit alter Zeit beugt das Eigenschaftswort stark und schwach. Diese Eigentümlichkeit teilt keine Sprache mit der unserigen. Die Grundbedeutung der schwachen Stammbildung ist nach Erdmann (Grundzüge der deutschen Syntax S. 39) isolierend. Die Eigenschaft wird beobachtet an einem für sich dastehenden Gegenstand, ohne die Andeutung, daß auch andere an derselben teilhaben. Eigennamen wie Weiße, Weise, Rote, Schöne u. s. w. erinnern noch daran. Ohne Kasusendung ist das Eigenschaftswort als Satzaussage. Einst entbehrte es auch in attributiver Stellung der Endung. Reste hiervon finden sich bei unsern Dichtern z. B. Gellert: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" — Uhland: „Klein Roland"; „Jung Siegfried" — „Begegnet ihm manch Ritter wert". Durch diesen alten Sprachgebrauch wird die flexionslose Adjektivform vieler zusammengesetzter Hauptwörter erklärt z. B. Edelmann, Alldeutschland u. s. w. Die ursprüngliche Zusammensetzung ist nicht mehr ersichtlich in Adler mhd. adelar, zusammengesetzt aus mhd. adal = edel und aro der Aar. Dies ist des Adlers echter Name. Heute ist Aar nur noch in gewählter Sprache gebräuchlich. Desgleichen ist das mhd. grüen mât jetzt zusammengezogen zu Grummet (auch die gekürzte Form Grumt begegnet), d. i. Gras, welches grün gemäht wird, Nachheu. Hierher gehören ferner noch die Wörter Junker aus mhd. juncherre, sowie Jungfer. In diesem Worte ist die schon im Mhd. vor Eigennamen übliche Kürzung vër für vrouwe noch erhalten.

Ein letzter Rest davon, daß die starke Form des Eigenschaftswortes auch im Prädikat, sowie nach dem Hauptwort verwendet wird, ist die verhärtete Form voller, z. B. die Welt ist voller Widerspruch. — Eine

---

1) Im Mhd. sind die Städtenamen auch weiblichen Geschlechts. Daher heißt es im Tell:

Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt —
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte.

Google

Schüssel voller Pflaumen. Verhärtet ist diese Form zu nennen, weil sie sich auch mit anderen Geschlechtern als dem männlichen verbunden zeigt. Bei diesem Worte dürfte hier noch einer andern Altertümlichkeit gedacht werden. Während der jetzige Sprachgebrauch im allgemeinen bei der Zusammensetzung des Wortes voll mit einem Zeitwort die Wortbestandteile bei der Flexion desselben trennt, hat sich die alte feste Zusammengehörigkeit erhalten in den Wörtern: vollbringen, vollenden, vollführen, vollziehen.

Die die Aussage näher bestimmenden Worte heißen Adverbien. Dieselben sind, wie in anderen Sprachen, Kasusformen[1]), teils noch kenntliche, teils nicht mehr kenntliche, z. B. da; die alte Form dar ist in Zusammensetzungen mit vokalischem Anlaut wie darin, daran u. s. w. bewahrt. Darnach ist häufiger als danach. o war in der alten Sprache die besondere Endung für das ins Adverb verwandelte Adjektiv. Der klangvolle Vokal weicht dem klanglosen e, und dieses e schwand der Neigung der Sprache folgend später ganz. Die weitere Folge war, daß Nhd. die flexionslose Adjektivform mit der Adverbialform zusammenfällt. Hierdurch hat die Klarheit des sprachlichen Ausdrucks ungemein gelitten. Daher verwechseln die Schüler so oft Adjektiv und Adverb in ihren Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische. In dieser Beziehung war das Mhd. besser daran. So lesen wir z. B. im Anfang des Nibelungenliedes Kriemhilt wart ein schoene wip und an einer anderen Stelle der künec si grueste schône. Die Erklärung des Umlautes liegt in der ahd. Form scôni. Die o-Endung des Adverbs hebt den Umlaut wieder auf. Unser heutiges schon ist also eigentlich Adverb zu schön. Daher im Kirchenlied „Ich danke dir schon durch deinen Sohn“. Im zweiten Teil des Faust heißt es an einer Stelle „von Aberglauben früh und spat umgarnt“: hier ist das alte Adverb zu spät spat, welches auch sonst öfter begegnet, erhalten. Spat findet sich oft bei Dichtern um des Reimes willen gesetzt.

Fast war einst Adverb zu fest, z. B. do daz gesach Hagne den helm er faster gebant. Mit veränderter Bedeutung haben wir es noch jetzt. Der Bedeutungswandel vollzog sich auch hier, wie bei schon, weil die Adjektivform im Nhd. auch als Adverb gebraucht wird und so fast neben fest als Adverb unnötig ward, wenn es dasselbe bezeichnen sollte. Denn die Sprache giebt, wo ein Wort überflüssig wird, dieses auf oder „prägt ihm eine neue Bedeutung ein“.

---

1) Ein Genitiv der Art und Weise in flugs (von Flug), mittels und mittelst; die ursprünglichen Akkusative einsît, andersît, jensît, jetzt einerseits, anderseits, (die ältere und bessere Form), jenseits mit unorganischem s, daher fälschlich für Genitive gehalten.

Oben schon ward darauf hingewiesen, daß die alte Adverbialendung o mhd. zu e geworden ist. Sonach sind die Formen gerne, ferne älter, als die verkürzten gern, fern. Hierher gehört auch lange. Die verkürzte Form lang ist zu meiden. Daher sagt Andresen (a. O. S. 70) mit Recht: Wer das Zeitadverb lange ohne Not in lang kürzt und somit den letzten vollkommen gesicherten Rest einer alten Ordnung zu tilgen wünscht, entgeht bis jetzt dem Tadel nicht". Im Sprichwort steht geschwinde, z. B. „Viel bauen, halten viel Gesinde, das hilft zur Armut gar geschwinde", sachte für sacht: bergauf sachte, bergab achte, gradaus trachte.

Einst war baz die übliche Steigerung von wol. In fürbaß = besser fort, weiter begegnet uns noch heute diese Form. Die Endung -ist als Bezeichnung des höchsten Grades der Steigerung haben wir noch in Obrist.

In enger Verbindung mit den Adverbien stehen die Präpositionen. Denn diese sind ursprünglich Adverbien, die frei und selbständig auch ohne abhängigen Kasus mit dem Zeitwort verbunden werden konnten (Erdmann S. 70). Altes haben wir in folgenden Fällen. In sintemal = seit dem Mal, seit der Zeit ist das alte sint erhalten. An die unmittelbare Verbindung der Präposition mit einer Ortsbezeichnung erinnert die Bezeichnung „Hessen und bei Rhein, Pfalzgraf bei Rhein". Ohnedies ist die dem Sprachgebrauch entsprechende Verbindung, daneben geht ohnedem auf eine frühere Verbindung mit dem Dativ zurück. Im Mhd. stand neben dieser Präposition noch ein unflektiertes Adjektiv âne mit vorausgehendem Genitiv; daher noch heute zweifelsohne. Durch ohne wird sonder verdrängt, sodaß dieses jetzt veraltet. Es beschränkt sich fast nur auf die Verbindungen sondergleichen, sonder Zweifel. Daß es veraltet, ist zu beklagen, da es die Vorstellung der räumlichen Trennung, Absonderung anschaulicher zum Ausdruck bringt als ohne. — Die alte Verkürzung der Präposition gegen zu gen ist nur noch in altertümelnder Rede in Verbindung mit Ortsnamen zu finden. Es lohnt sich aber gegen vor Veraltung zu schützen da, wo es sich um Vergleichungen handelt, damit das breitere neue im Vergleich mit, im Vergleich zu nicht überwuchert. — Altertümlich ist ob. Es steht noch in Österreich ob der Enns, Rothenburg ob der Tauber, Obwalden, sonst begegnet es nur äußerst selten. — Wegen ist entstanden aus von Wegen. Dies ist jetzt altertümlich und findet sich nur noch in von Rechts wegen, von Amts wegen. — Neben meines Erachtens kann man heutzutage auch meines Erachtens nach hören und lesen. Kaum liegt hier bewußte Nachahmung einer früheren, heute veralteten Verbindung mit dem Genitiv vor (Gr. Wtb. 7, 16), vielmehr dürfte es eine Vermischung zweier richtiger Konstruktionen sein

(Andresen a. O. S. 200). Eine Nachahmung dieser Konstruktion verstößt gegen den Sprachgebrauch. Diesem liegt hier jeder andere Fall als der dritte fern, wenn auch bei nach das verwandte nahe, das den Dativ erklärt, nicht mehr gefühlt wird. — In außer Landes ist außer nicht sowohl Präposition als vielmehr Adverb in der ursprünglichen Bedeutung außen, ûzan mit Genitiv = außerhalb. — Von den Präpositionen, welche eigentlich Partizipien sind und mit dem Genitiv verbunden wurden (vergl. Lehmann, Sprachliche Sünden der Gegenwart, S. 158 Anm. Schottelius Deutsche Sprachkunst, S. 874 flg.), ist nur noch ungeachtet im Gebrauch, z. B. ungeachtet des Befehls.

In heute und heuer birgt sich ein alter Instrumentalis. Freilich sind diese Wörter im Verlauf der Sprachentwicklung, wie so manche andere Form, infolge des sehr häufigen Gebrauches auf die Hälfte der früheren Buchstaben eingeschränkt. Heute lautete einst hiû tagû (mit diesem Tage) und heuer hiû jarû (mit diesem Jahre). Im ersten Wortbestandteil ist der alte Pronominalstamm hi, der sich auch in hier, hin, her findet. Damit aber sind wir zu den pronominalen Altertümern gekommen.

Während die Beugung der Hauptwörter und Eigenschaftswörter im Nhd. an Reichtum der Formen bedeutend verloren hat, ist das ungeschlechtige persönliche Fürwort fast in ungeschmälertem Besitze derselben verblieben, wie überhaupt die Fürwörter in dieser Beziehung am wenigsten eingebüßt haben. Eine schlimme Verderbnis jedoch hat sich eingeschlichen. Durch Angleichung an unser, euer entstand meiner, deiner, nach diesem Muster seiner aus den alten Genitiven mein, dein, sein. Der Genitiv mein ist rein erhalten in dem Blumennamen Vergißmeinnicht; sonst sind die alten mein, dein, sein fast nur noch der edleren, namentlich der Dichtersprache eigen. In der Redewendung das ist dein (Wtb. 2, 910) ist dein entweder das flexionslose, besitzanzeigende Fürwort oder der alte Genitiv des persönlichen Fürworts, wie Graff meint. Die letztere Vermutung hat Wahrscheinlichkeit, da ja sein den Genitiv regieren kann, z. B. er ist des Teufels. In der Verbindung „mein gehört" ist mein zweifelsohne Genitiv (Wtb. IV, 2508). Leider fängt es an, daß sich auch dem Genitiv der Mehrzahl ein -er noch ansetzt, sodaß unser u. s. w. zu einer alten Form werden könnte neben unsrer.

Eine Altertümlichkeit in der Stellung haben wir am Anfang des Gebets des Herrn: Vater unser. Es ist das kein Gräcismus schreibt Grimm (Gr. IV, 339), sondern altertümliche Nachsetzung des Possessivs. Denn Matth. 6, 9, Luk. 11, 2 steht unser voran. An den gleichlautenden Genitiv der Mehrzahl ist nicht zu denken; die Übersetzung des pater noster der Vulgata hebt alles Bedenken.

Spuren des alten es als Genitivs des persönlichen geschlechtigen Fürwortes haben wir noch in ich bin es satt, ich bin es zufrieden, wo wegen des Zeitworts sein an den Akkusativ nicht gedacht werden kann, sowie im Lutherliede, wenn es daselbst heißt „sie haben's keinen Gewinn".[1])

Erst aus dem 16. Jahrhundert stammt die Unterscheidung zwischen daß als Bindewort und das als Fürwort und Artikel. Beide sind ursprünglich dasselbe. Die alte richtige Schreibung zeigt das Bindewort. Dieses gehört ursprünglich dem Hauptsatz an. Also, ich weiß, daß er kommt ist gleich ich weiß das: er kommt.

Wes ist der alte Genitiv zu wer, z. B. weshalb, weswegen, um weswillen, ihm entspricht des (vgl. deshalb, deswegen, deswillen, indes, unterdes; daneben die bekannten längeren Formen), z. B. des freut sich das entmenschte Paar — Wes Brot ich esse, des Lied ich singe — Wes das Herz voll ist, des fließt der Mund über. — Im Nebensatz

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Des bleicher Mund kein Lied beginnt.

Seltsam altertümlich, schreibt Bechstein (S. 20) ist unser desto, mhd. deste. Es ist von Haus aus eine Verbindung des alten Instrumentalis diu mit des. Im 16. Jahrhundert kommt desto auf, dies auslautende o wurde verdunkelt, das 17. Jahrhundert hat desto als regelmäßige Form. o ist also nur scheinbar Bewahrung einer alten Endung, immerhin aber ist diese Wortform eine altertümliche, weil sie dem 17. Jahrhundert angehört und sich bis heute behauptet hat.

Anders verhält es sich mit dero, der nhd. Form des Genitivs der Mehrzahl. Im Mhd. selten, wird dero im 16. Jahrhundert wieder üblich. Beispiele hat gesammelt Gortzitza, Die neuhochdeutsche Deklination S. 22. Im ganzen ist zu bemerken, daß sich diese Form in der Regel wohl nur in komischer Darstellung und in dem oft komischen Höflichkeitsstil findet. Nach dieser Form ist wahrscheinlich ihro gebildet (Bechstein S. 20), da das heutige ihro und das alte iro jeglicher Verbindung entbehren und die lange Zwischenzeit gegen eine Rückkehr zum Alten spricht.[2])

1) Das den Satz eröffnende es, erst seit dem Mhd. üblich, ist nach Erdmann (S. 49. 187) ein adverbieller Akkusativ, da es dieselbe Wirkung thut, wie ein vorangestelltes da. Doch hat sich die Freiheit erhalten, daß auch noch jetzt nachdrucksvoll das Verbum in der Prosa wie in der Poesie am Anfang des Satzes steht.

2) Nur nebenbei weisen wir darauf hin, daß der Pronominalstamm alja lat. alius sich findet in den Worten Elend (ahd. elilenti) und Elsaß aus mlt. Alisatia. Daß Elend (eigtl. Abwesenheit aus der Heimat, Aufenthalt im fremden Land, Uhland „jedem ist das Elend finster, jeder liebt sein Vaterland") der stärkste Ausdruck für Unglück ist, beweist, wie tief die Heimatsliebe bei den Deutschen gewurzelt ist.

Auch im Bereiche der Zeitwörter giebt es Formen, welche einer älteren Zeit angehören. Zwar hat die im Nhd. zur Herrschaft gelangte Angleichung auch hier, wie bei der Deklination der Hauptwörter, manche alte Form verdrängt, aber es haben sich doch auch alte Formen erhalten und gerettet.

Ein Beispiel des Wechsels zwischen schwacher und starker Konjugation haben wir bei dem Zeitwort fragen. Die Vergangenheit lautet sowohl ich fragte als auch ich frug. Unwillkürlich entsteht die Frage, welche von beiden Formen ist die richtige oder im Sinne unserer Betrachtung, welche ist die ältere und ursprünglichere. Der Hinweis auf die Form gefragt mit ihrem die schwache Beugung kennzeichnenden Laut ergiebt, daß das Zeitwort, wie es auch wirklich der Fall ist, eigentlich schwach zu beugen ist. Durch die Anlehnung an das mit ihm reimende tragen entstand ich frug;[1]) im Volksmund kann man auch umlautende Formen der Gegenwart hören, die ebenfalls durch trägst und trägt vermittelt sind.

Eine merkwürdige Altertümlichkeit liegt vor in der Form sie sind und zwar wegen des uralten d. Der Vergleich mit lat. sunt beweist dies. Zu dem Hilfszeitwort gab es einst einen Infinitiv wesen. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts ward er aufgegeben und an seine Stelle trat sein. Vorhanden ist derselbe noch heute in dem Hauptworte das Wesen, sowie in abwesend, anwesend; an ihn erinnert noch war,[2]) gewesen. In Goethes Faust steht die Form west für ist: „Dort west auch wohl der achte, An den noch niemand dachte“.

Wohl konnte die Sprache eines doppelten Infinitivs des Hilfszeitwortes entraten, die doppelte Form ist wegen der ganz gleichen Bedeutung überflüssig. Geschickt aber wußte der Sprachgeist die alte und die neue Form begrifflich als Hauptwörter zu verwerten. Denn das Wesen und das Sein sind zwei grundverschiedene Begriffe. Der verschiedene und geschiedene geistige Gehalt rechtfertigt vollkommen ihr Nebeneinander im Wortschatz unserer Sprache.

Bei den ablautenden Zeitwörtern schied einst die Sprache in der Vergangenheit Einzahl und Mehrzahl durch verschiedene Vokale. Einen Rest hiervon haben wir noch bei den Stammformen des Zeitwortes

---

1) Doch ist hierzu zu bemerken, daß frug, früge alte niederdeutsche Formen sind, und daß im Angelsächsischen auch das starke Partic. Prät. (gefrägen) vorkommt. D. L. d. Bl.

2) Nach der Mehrzahl wir waren, s zwischen 2 Vokalen geht häufig in r über; Verlieren für verliesen (vgl. Verlust); Friesel, Frost haben noch das s von vriesen = frieren.

werden. Es heißt ich ward — wir wurden. In Anlehnung an die letztere Form entstand in der Einzahl wurde; nicht ohne Grund verwirft dieselbe Schleicher. Einst lautete die Vergangenheitsform von singen in der Mehrzahl sungen. Daher im Sprichwort „Wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen".

Daß unter den Partizipien manche alte Form begegnet, ist nicht eben auffällig. Leicht konnte ja infolge der Ähnlichkeit des Partizips mit dem Eigenschaftswort jenes zum Eigenschaftswort werden, zumal, wenn sich die Beugung des Zeitworts, zu dem es gehört, geändert hat oder das Zeitwort, von dem es gebildet ist, außer Gebrauch gekommen und veraltet ist. So sind veraltet und vergessen die Zeitwörter, von denen folgende Partizip-Adjektive gebildet sind: verrucht, vertrackt, verschämt. Ferner erinnern noch an die alte starke Beugung des zugehörigen Zeitworts die Partizipien gefalten, gesalzen, gespalten. Indes einen sichern Stand behaupten sie nur dann, wenn sie als Eigenschaftswörter gebraucht sind. Starke und schwache Form aber stehen nebeneinander, wenn es sich um die Verbalform handelt. Man kann sich, sagt Andresen a. O. S. 51, diesen Unterschied, der auch sonst vorkommt, gefallen lassen; wer aber auch für die verbale Bedeutung die alte Form gewahrt wissen will, begeht kein Versehen.

Streng dagegen sind im Sprachgebrauch geschieden die Formen: verworren und verwirrt, verhohlen (unverhohlen) und verhehlt. Bescheiden zeigt noch heute, daß das Zeitwort scheiden in der dritten Stammform gescheiden hatte, während das Partizip zu bescheiden beschieden ist. Die alte Form erhaben von erheben hat eine besondere Bedeutung, ebenso wie gediegen neben gediehen, getrost neben getröstet.

Das ge[1]), mit dem das Partizip der Vergangenheit gebildet wird, ist nicht ursprünglich zur Bildung desselben erforderlich gewesen; denn es steht eigentlich mit dieser Form in keinem Zusammenhang, in keiner Beziehung. Denn es heißt wohl er hat gearbeitet, aber er hat das verarbeitet — er ist groß geworden, aber er ist geliebt worden.

---

1) Rückert a. O. S. II, 268: Opitz hat ferner, und das ist ein zweifelhafteres Verdienst, die Schablone der mit ge zusammengesetzten Partizipien vollständig ausgefüllt bis auf das eine worden, das ihm noch entschlüpft ist, und dessen Maßregelung erst spätern Pedanten vorbehalten war. Die Trümmer des alten, lebensvollen Sprachgefühles, die sich in funden, kommen, gangen, bracht, blieben u. s. w. noch bei Luther und bald mehr, bald minder kräftig bei den andern unabhängig neben ihm stehenden Meistern der Gemeinsprache gerettet haben, sind jetzt dem Erdboden gleichgemacht, und die Schablone ist fertig mit jener einzigen Ausnahme von worden.

Behaghel a. O. 195: „Es gab in der alten Sprache eine große Anzahl Zeitwörter, neben denen mit ge zusammengesetzte standen. Der Bedeutungsunterschied der nebeneinanderstehenden Wörter war kaum viel mehr als ein gradueller: ge diente der Verstärkung, bezeichnet die Vollendung der Thätigkeit. Begreiflicherweise wurde die so zusammengesetzte Form besonders häufig im Partizipium der Vergangenheit angewendet, und so erschien die Silbe ge nach und nach als charakteristisch für diese Form". Der Wohlklang verhindert das Eindringen dieses ge in das Partizip der Zeitwörter, die mit tonlosen, untrennbaren Vorsilben zusammengesetzt sind, z. B. gesiegt neben besiegt; aber:

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit.

Abgesehen von geschaffen neben rechtschaffen, gethan neben unterthan gehört außer worden noch hierher das zum Eigenschaftswort gewordene trunken. Schwieriger ist die Entscheidung der Formfrage bei sehen, heißen, lassen nach einem Infinitiv, z. B. ich habe ihn gehen sehen (lassen, heißen). Grimms Ansicht (IV, 168), daß wirklich das Part. Prät. vorliege, aber ohne die Vorsilbe ge paßt nach Erdmann (S. 110) unbeschränkt nur auf mhd. (ge)sehen, (ge)lâen, (ge)heizen. Daher legt Stier in seinem vorzüglichen Büchlein „Material für den mittelhochdeutschen Unterricht auf höheren Lehranstalten" dieser vielfach angewendeten Konstruktion (Beispiele bei Andresen S. 53 flg.) die mit lassen nach einem Infinitiv zu Grunde. Sonach kommt es in den übrigen Beispielen auf eine Ausgleichung der Formen hinaus. „Der Sprechende hatte von dem einen Verbum den Infinitiv schon in Gedanken und bildete danach auch die Form des andern, ihm eng verbundenen." Die Analogie anderer Tempusumschreibungen mag mitgewirkt haben wie „ich werde ihn kommen lassen". Dies erleichterte Eingang und Verbreitung dem „ich habe ihn kommen lassen".

Als Form des Befehls, die nicht neu erfunden, sondern wahrscheinlich sehr alt ist (Gr. Gr. IV, 87 flg.) und deren sich Luther oft bedient, kann auch heutzutage das Partizip gebraucht werden. Dadurch soll kein neuer, sondern ein fortdauernder Zustand angezeigt werden, z. B. aufgeschaut, aufgemerkt, „Ins Feld, in die Freiheit gezogen!" — Eine bewegte, heftige Aufforderung geben wir auch durch den Infinitiv. Spuren dieser Erscheinung weist Grimm (IV, 36) im Gotischen nach.

Auch bei uns findet sich noch eine unabhängige Partizipialkonstruktion und zwar der unabhängige Akkusativ. In einem sehr beachtenswerten

Aufsatz[1]) tritt Becker (das Übersetzen aus dem Lateinischen, besonders in den mittleren Klassen. Lehrproben und Lehrgänge. 21. Heft. 1889. S. 90) für diese Konstruktion ein. „Es sind bequeme Satzformen, sagt er, im Deutschen absterbend, wenn die Schule nichts dafür thut . . . Wilmanns bietet nur vorausgesetzt, ausgenommen, eingerechnet, abgerechnet. Das wäre auch nicht mehr, als ein paar Altertümlichkeiten, denen sich etwa in ähnlichem Sinne noch vorbehalten, ausgeschlossen anreihen ließ.[2])

Die alte vollklingende Partizipialendung -anti ist bewahrt in Heiland. Ehrfurchtsvoll hat der tiefchristliche Sinn unseres Volkes diesen teuern Namen seines Erlösers so bewahrt, wie er in jenen fernen Tagen lautete, wo die frohe Botschaft des den Menschen erschienenen Heiles zu unsern Altvordern gekommen war. Unangetastet blieb die Form, als im Laufe der Sprachentwicklung die Partizipialendung zu end ward. Der Name ist selbständig gegenüber dem Wandel des Zeitworts, dem er entstammt. Auch in dem Namen Wigand (Weigand) ist die alte Endung erhalten. wigan bedeutete kämpfen. Es ist einer von den vielen alten Ausdrücken für Kampf. An die Freude an Waffen und Krieg, an Kampf und Sieg erinnern noch heute Namen mit hild, gund, had, bad, wig (vergl. Heintze, die deutschen Familiennamen S. 14). Das alte wigen findet sich noch in Geweih.

Eine auffällige, aber alte Verbindung ist zu mit dem Partizip der Gegenwart. Neben: der Herr ist zu verehren steht der zu verehrende Herr. Beispiele dieser Nachlässigkeit finden sich bereits im Ahd. Schon da ist die Dativform enne mit ende vertauscht (Erdmann S. 92). Unsere Sprache besitzt von Haus aus keine besondere Form zur Bezeichnung der Zukunft, sie verwendet dafür noch jetzt vielfach das einfache Präsens. Erdmann a. O. S. 96 urteilt: „Das einfache Präsens ist auch heute noch allgemein üblich, besonders, wenn durch adverbiale Zeitbestimmungen die Beziehung auf die Zukunft deutlich bezeichnet ist". Werden, welches heutzutage zur Umschreibung benutzt wird, beginnt im 16. Jahrhundert (Erdmann a. O. S. 99) die Umschreibungen mit ich soll und ich will zu verdrängen. Das alte wollen

---

1) Dieser ist jedem Lehrer des Deutschen aus der Seele geschrieben. Man hüte sich vor einseitigen Übersetzungsweisen; durch solche wird die Muttersprache bei all ihren mannigfachen Wendungen verknöchert.

2) Eine Reihe passend gewählter Beispiele aus Lessing hat gesammelt Lehmann (Sprachliche Sünden der Gegenwart S. 156 flg.). Auch er wünscht die Beibehaltung dieser Konstruktion wegen des großen Mangels an Partizipien und an ihrem freieren Gebrauch.

haben wir noch im Infinitiv, z. B. es scheint regnen zu wollen (= es wird, wie es scheint, regnen).

An eine frühere im Indikativ übliche Bildung der Vergangenheit mit „ward" (Beispiele bei Kehrein III, § 10) erinnert heute noch die mit würde gebildete Konjunktivform. Sie steht namentlich in Haupt-, seltener in bedingenden Nebensätzen. Da wir in unserer Betrachtung zu dieser Modusform gekommen sind, stellen wir wie ward, würde als ältere und deutlichere Formen: stürbe, würfe, würbe (z. B. mhd. warp wurben) verdürbe hin, wenn auch der Indikativ den a-Laut hat. Für stünde mhd. stüende könnte man sich nur dann entscheiden, wenn auch im Indikativ das alte stund (mhd. stuont) geschrieben und gesprochen würde, eine Form, welche Sprachforscher wie Schleicher und Weinhold ohne Ausnahme gebrauchen.

In ältester Zeit konnte die Verbindung des Zeitworts mit einem persönlichen Fürwort noch häufiger unterbleiben als jetzt. Je mehr aber dem Sprachgefühl bei den Endungen der Zeitformen Sinn und Verständnis des Ursprungs und der Bedeutung schwand, umsomehr ward die Hinzufügung des persönlichen Fürworts nötig. Denn vergleicht man die auf Grund der Sprachvergleichung nach Vermutung u. a. von Schade (Paradigmen zur deutschen Grammatik S. 76) aufgestellte ehemalige Beugung des Zeitworts mit den späteren Formen, so sieht man, wie trümmerhafte Reste der ehemaligen Pronominalstämme noch vorhanden sind. Um so erfreulicher ist es, wenn wir noch heute Reste des alten Brauchs in unserer heutigen Schriftsprache finden.

Regelmäßig steht von ältester Zeit bis heute der Imperativ ohne das persönliche Fürwort. Die dem Befehl notwendige Kürze, sagt Erdmann a. O. 2, hat offenbar zur Erhaltung der einfachen Form mitgewirkt. Ohne das Fürwort ich stehen insbesondere noch heute: bitte, danke. Geschweige (= ich schweige, zugleich ein Rest des veralteten geschweigen) ist zum Bindewort geworden. Bei Goethe besonders findet sich vielfach die alte Kürze des Ausdrucks „teils aus Streben nach Einfachheit oder Volkstümlichkeit, teils aus zurückhaltender Knappheit". Auch bei Schiller, z. B. wiederholt im Gang nach dem Eisenhammer, fehlt volkstümlicher Erzählung entsprechend das persönliche Fürwort beim Zeitwort.

So haben wir denn gesehen, wie trotz der Veränderungen der Wörter und Formen, gelegentlich auch trotz des Bedeutungswandels unsere Muttersprache so manches Alte bewahrt, wenn auch davon hinwiederum manches nur in der Dichtersprache oder in gewählter Rede sich noch ein Plätzchen behauptet. Insbesondere ist es das Hauptwort, sind es Namen, welche uns alte Formen bieten. Wir hatten auch Veran-

lassung auf die schöpferische Kraft der Sprache hinzuweisen. Mit einfachen Mitteln weiß sie neue Wörter und Begriffe zu schaffen, weiß sie Altes zu besonderen Zwecken festzuhalten. Gerne hätte ich noch einiges hinzugefügt. Ich habe es unterlassen, weil es sich auf die Behandlung der Muttersprache beim Übersetzen aus den alten Sprachen erstreckt. Hier kann manche alte gute und schöne Satzform erwähnt und gepflegt, hier kann insbesondere auf die reiche Fülle in den Formen unserer Nebensätze hingewiesen werden, hier ist auch der rechte Platz zu fortwährendem Kampfe gegen die fremdländische Nachahmung der Periode. Eins aber kann ich nicht übergehen. Wir müssen noch einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit auf etwas Näherliegendes lenken, ich meine auf die alte Reinheit und Schönheit unserer Sprache. Fremd ist ihr das Fremdwort, wie es bis jetzt überwuchert. Man hat es ihr aufgedrungen, man hat dies Sprachgift dem urgesunden deutschen Sprachkörper eingeimpft. Sorgen auch wir daher mit für die alte Reinheit und Schönheit der Sprache, fördern auch wir nach Kräften die edlen Bestrebungen des allgemeinen Sprachvereins, auf daß unsere Sprache in alter Reinheit wieder erklinge. Dann singen wir mit Klopstock von unserer Muttersprache:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfacher Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

Sesenheim, nicht Sessenheim.

Von **Rudolf Hildebrand**.

Es ist ein wahrhaft verdrießliches Ding, daß für den lieben Dorfnamen im Elsaß, der jedem deutschen Herzen so theuer ist, neuerdings eine Unsicherheit in Bezug auf die Schreibung einreißen mußte, gerade in der Zeit, als das liebe Dorf wieder deutsch wurde.

Es war niemand anders als der Amtsnachfolger von Friederikens Vater, der Pfarrer Lucius, der zuerst in einem Aufsatze in der Gartenlaube 1871 Nr. 27 ff., nachher in einer besondren Schrift, Friederike Brion von Sessenheim, Straßb. 1877, der bei uns herkömmlichen Schreibung einen Stoß gab und Sessenheim verlangte. Das hat denn

in der Litteratur bald eifrige Nachfolge gefunden, an und für sich gar löblich und doch nicht richtig.

Der treffliche Pfarrer (der indeß verschieden ist) hatte allerdings auf seinem Standpunkt völlig Recht, wie man ihm zugeben muß, wenn man seine Ausführung auf Seite 162 seiner Schrift nachliest. Denn „in den ältesten Urkunden des Dorfes, in seinen alten Bann- und Kirchenbüchern und officiellen Aktenstücken, wechselt — seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts — der Name nur zwischen Seßenheimb, Säßenheim und Sessenheim; in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich nur noch Sessenheim, und diese Schreibart ist denn auch die sämmtlicher uns bekannten Documente der Brion'schen Familie. Goethe selbst — man übersieht es gewöhnlich — schreibt das einzige Mal, wo der Name des Dörfchens in seinen Briefen an Salzmann vorkommt, „Sessenheim, wie Jedermann", im Jahre 1773: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sessenheim unter Aufschrift an Mſll . . . . .", (Hirzels Junger Goethe I, 385).

Aber die Form Sesenheim haben wir eben auch von Goethe aus Wahrheit und Dichtung im zehnten und elften Buch, zuerst gedruckt 1812 und 1814, Aus meinem Leben, zweiter und dritter Theil, und die Form mit ihrer heutigen Aussprache ist bei Goethe weiter gestützt durch eine Schreibung Seesenheim vom Jahre 1823 (wiederholte Spiegelungen) in einem Briefe an Professor Näke in Bonn. Da steht im ersten Druck Ausgabe letzter Hand 49, 19, „um über die Nachrichten von Seesenheim (die ihm Näke zugeschickt hatte) meine Gedanken kürzlich auszusprechen" u. s. w.

Ich äußerte mich damals, als die übrigens vortreffliche Schrift von Lucius erschienen war, über die leidig auftauchende Frage in einem Aufsätzchen „Sesenheim oder Sessenheim?" in Schnorr's Archiv für Litteraturgeschichte 8, 111 (1879). Ich kam damals zu dem Schluß, daß beide Formen richtig wären. Die erste hat nämlich als Stütze die Schreibung im 16. Jahrhundert und rückwärts. Das Dorf erscheint z. B. i. J. 1528 in einem sog. Jahrspruch der eilf Dörfer „im Ufriet" (d. i. oberen Riet), abgedruckt in J. Grimms Weisthümern 5, 492 ff. Da wird u. a. bestimmt, man solle „das geseige" der eilf Gemeinden, d. h. die Urmaße zum seigen oder eichen der Gemäße nach dem Gebrauch wieder gen Sesenheim in die Pfarrkirch legen (S. 498); und so öfter und immer nur in dieser Form, S. 492—493, 494 (vergl. Trusenheim S. 496). Und noch weit älter ist es glücklich einmal verzeichnet, im 8. Jahrh. in den von Zeuß herausgegebenen Traditiones Wizenburgenses 1. Bd. Nr. 55, und heißt da Sesinhaim, s. Förstemanns Altd. Namenbuch 2, 1324.

So ist denn Sesenheim sicher das Alte und Richtige. Wenn ich auch Sessenheim als daneben richtig dachte, so beruhte das auf der

falschen Annahme, daß es auch die Sprechform wäre. Das ist es aber nicht, wie mir Pfarrer Lucius brieflich selbst berichtigte. Ich hatte ihm nämlich von jenem Aufsätzchen einen Abzug geschickt und in freundlich dankender Zuschrift blieb er zwar sachlich unberührt von meinen Ausführungen, machte aber die willkommene Angabe: „Die örtliche Aussprache ist jedoch nicht, wie Sie meinen, Seſſenheim, sondern lang gedehnt Säsem, wie man hier zu Land sagt Drüsem, Runtzem“; heißt doch auch Manheim im Volksmunde Mannem. Auch in der Straßburger Aussprache gilt die Länge, keine Kürze, sie ist „Sesene“, wie mir ein geborener Straßburger sagte. Damit ist aber die Frage philologisch entschieden, Sesinhaim im 8. Jahrh. und Sesenheim im 16. Jahrh. und Sæsem in der Gegenwart reichen sich ununterbrochen die Hand und Goethes Sesenheim tritt richtig in die Reihe ein. Er hat es auf alle Fälle so zuerst in Straßburg gehört, hat es selber so gesprochen, auch als er 1812 ff. und 1823 davon dictirte, so daß es seine Schreiber so hörten und wiedergaben. Wenn Goethe selber i. J. 1773 Seſſenheim schrieb, so brauchte er da nicht die Sprechform, sondern die dem Auge und der Hand geläufige Canzleiform.

Denn aus der Canzlei stammt die Form, für die Lucius ficht, und steht im Gegensatz mit dem Leben wie so oft. Aber eigentlich auch nicht einmal das, denn die älteste Gestalt der Canzleiform, die er beibringt, Seßenheimb, meint gar nicht die Form Seſſenheim, sondern Sesenheim. Man nahm in der Canzlei in der Zeit gern die Feder voll wie beim Sprechen (wenigstens im Schreibstil) den Mund; daher das breitspurige ß für das alte einfache ſ, das doch damit gemeint bleibt, wie auch das schwerfällige falsche -heimb, das doch sicher niemand gesprochen, wie es auch die Canzlei nicht fortgeführt hat. Es entspricht das auch ganz wohl der Zeit, in der es nach Lucius zuerst auftritt, der Mitte des 17. Jahrh. Wenn nachher auch Seſſenheim vorkommt, so ist damit immer noch nichts anderes als Sesenheim gemeint, denn es ist mit dem ſſ z. B. wie mit der Schreibung ſaſſen für saßen, was im 17. Jahrh. und noch im 18. zu finden ist.

Die deutsche Verwaltung hat also recht gethan mit dem, was Lucius beklagte, daß sie mit dem Poststempel u. s. w. Goethes Sesenheim annahm, und auch die Litteratur wird allein recht thun, wenn sie an dem Sesenheim des Lebens festhält oder dazu zurückkehrt.

Bemerkungen zu „Waetzoldt, zum deutschen Unterricht an höheren Mädchenschulen".

Von **Alexander Schöne** in Dortmund.

In der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Jahrgang IV, S. 47—54 bespricht Herr Direktor Professor Dr. Waetzoldt die Schrift „Bemerkungen zum deutschen Unterricht" vom Oberlehrer Dr. Wychgram-Leipzig.

In manchen Einzelheiten wird man Herrn Direktor Waetzoldt ohne weiteres zustimmen können. Was er z. B. über die deutschen Lesebücher für Mädchenschulen sagt, habe ich und hat gleich mir gewiß mancher Lehrer des Deutschen an höheren Mädchenschulen hinreichend bestätigt gefunden. Die gegenwärtig benützten Lesebücher haben zum teil recht bedenkliche Mängel. Wirth bespielsweise giebt in dem für die Mittelstufe bestimmten Bande (V) einige Lesestücke (ich nenne unter anderen: Kummer, die Königin der Blumen und Gebrüder Grimm, Wesen der Sage), die dem Verständnis selbst viel reiferer Mädchen nicht zugänglich sind, andere wiederum sind meiner Meinung nach zu lang.

Auch die Ansicht Waetzoldts über Dr. Buchners Verzeichnis der klassischen Lesestücke für die Oberstufe (a. a. O. S. 51) teile ich und glaube ferner, daß er richtig und treffend urteilt über Aufsätze in Briefform (a. a. O. S. 49), sowie über den Unterricht in der Litteraturgeschichte (S. 53). Jedoch nicht in allen Stücken wird man mit Waetzoldt einerlei Meinung sein. Stellenweise glaubt man kaum, Aussprüche eines Mädchenschuldirektors, also doch wohl auch eines Freundes der Mädchenschule zu lesen, hie und da meint man es vielmehr mit einem spottenden Verächter dieser Anstalten zu thun zu haben, der demgemäß denn auch mit den Worten schließt: „Wenn man vom deutschen Unterricht an der höheren Mädchenschule spricht, so ist es manchmal schwer, keine Satire zu schreiben". Welchen Vorwurf schleudert der Verfasser damit gegen seine Herren Kollegen und gegen die Lehrer des Deutschen an höheren Mädchenschulen überhaupt! „Es gähnt eine tiefe Kluft", sagt er nicht ohne Spott, „zwischen den hochtrabenden Thesen der großen und kleinen Versammlungen und Tage und der Wirklichkeit des deutschen Unterrichts und seiner Erfolge in der höheren Mädchenschule" (a. a. O. S. 50). Ist diese Kluft wirklich noch so groß, so sind doch — das hätte der Verfasser immerhin anerkennen dürfen — die Amtsgenossen des Herrn Direktors, sowie ohne Zweifel die meisten Lehrer des Deutschen ernstlich bestrebt, sie zu verengern; und daß sie dies Ziel durch Austausch der Meinungen und Erfahrungen in Wort und Schrift zu erreichen suchen,

braucht nicht bespöttelt zu werden. Freilich, Meinungsverschiedenheiten wird es immer geben, aber jene großen und kleinen Versammlungen und Tage haben auch schon allseitig anerkannte Grundlagen geschaffen, auf die wir unser Werk stützen und auf denen wir es erfolgreich weiter bauen können.

Weit gehen die Meinungen auseinander in Beziehung auf den grammatischen Unterricht. Verstehe ich Waetzoldt recht, so stimmt er für Beseitigung desselben. Mich aber haben gewissenhafte Beobachtungen und Prüfungen überzeugt, daß wir den Unterricht in der Grammatik nicht entbehren können und daß es eine Täuschung ist, zu glauben, die Belehrungen über das Leben und die Gestalt der Muttersprache könnten gelegentlich den schriftlichen oder mündlichen Übungen entwachsen (a. a. O. S. 48). Ich habe es auch mit solchen gelegentlichen Unterweisungen versucht, mit den Erfolgen und mit der eigenen Befriedigung sah es aber schwach aus. Gerade weil es sich um etwas Gelegentliches und daher Planloses handelt, ist auf Erfolg nicht fest zu hoffen. Für manche Lesestücke eignen sich grammatische Bemerkungen überhaupt nicht, weil sie dem poetischen Reiz Abbruch thun, andere erfordern wiederum zu viel sachliche Erklärungen und lassen daher der Grammatik zu wenig Raum. Aber die Rückgabe der Aufsätze, könnte man sagen, bietet ja dem Lehrer hinreichend die erwünschte und notwendige Gelegenheit, seine Schülerinnen über Grammatik und Stilistik zu unterrichten. Das ist richtig, aber eine an die Besprechung der Aufsätze geknüpfte Belehrung kann nur von Erfolg sein, wenn man die Schülerinnen zugleich auf früher Gelerntes verweisen kann; ich halte es, mit anderen Worten, für notwendig, daß ein sicherer Schatz von Kenntnissen vorhanden sei, auf den der Lehrer jederzeit verweisen kann, der ferner die Schülerinnen von vornherein besser vor Fehlern schützt als die dunkle Erinnerung an gelegentlich gehörte Regeln, die bald diese, bald jene grammatische oder stilistische Frage betrafen. — Ich wünschte, grammatischer Unterricht würde auch noch auf der Oberstufe erteilt, unerläßlich aber erscheint es mir, daß er mindestens bis in die dritte Klasse voll entwickelter höherer Mädchenschulen hineinreicht. Hinsichtlich der Methode schließe ich mich der Forderung Dr. O. Lyons an, der verlangt, daß man vom Grammatischen ausgehe und an dieses das Stilistische anknüpfe, sodaß man nach und nach die Stilistik des Substantivs, des Adjektivs, des Pronomens u. s. w. nacheinander durcharbeitet (Lyon, das Schrifttum der Gegenwart und die Schule, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, I, S. 453); mit Lyon sage ich ferner: „man schließe die grammatischen Einzelübungen an die Lektüre an, stelle aber auch die Lektüre in den Dienst eines einheitlichen und lückenlosen Lehrgangs der deutschen Sprache“ (ebenda S.

455). Ein für diesen Zweck geeignetes Lehrbuch haben wir in Wilmans deutscher Schulgrammatik, der ich allerdings nicht ganz uneingeschränkte Anerkennung zollen kann[1]), in einer Seminarklasse habe ich früher Engelien III schätzen gelernt.

Auf eine Äußerung Waetzoldts muß ich noch näher eingehen. a. a. O. S. 48 heißt es: „Es giebt allerlei junge Mädchen, welche die Fälle der Veränderung des Part. passé am Schnürchen wissen, und die geneigt sind, bei der Stelle „er fiel durch seiner Frauen und Ägisthens Tücke" Agamemnon zunächst der Polygamie zu beschuldigen". Ein Irrtum oder eine Lächerlichkeit dieser Art kann gelegentlich bei der Lektüre oder bei der Rückgabe der Aufsätze besprochen und für immer beseitigt werden. Um dies nun aber möglichst gründlich zu thun, könnte der Lehrer die Zöglinge auffordern, Fälle, in denen jene alte Genitivform sich zeigt, aufzusuchen und zu nennen; er schweift dann, ohne es zu wollen und zu dürfen (eben wegen der Weitschweifigkeit) über zu den Regeln von der Wortzusammensetzung, zu der Wortbildungslehre — plötzlich ist die Stunde aus, die Aufsätze sind nur zum geringen Teil zurückgegeben, die Besprechung des Lesestücks muß abgebrochen werden, kurz, man schließt die Stunde, ohne sein Pensum erledigt zu haben. Hat man dagegen in der Grammatikstunde die Regeln der Wortzusammensetzung eingeprägt, dann kennt die Schülerin die alte Genitivform, und Fehler jener Art kommen entweder gar nicht vor, oder, sollten sie doch auftauchen, so braucht die Schülerin nur an die eingeprägten Regeln erinnert zu werden, um fernerhin vor solchen Verstößen sicher zu sein. — So geht es in vielen andern Fällen. Ist eine Schülerin im Zweifel über die Korrektheit der Bezeichnung kleine Kinderschule oder dergleichen, so kann man ja in der Lese- oder Aufsatzstunde ihr den berühmten Witz von der reitenden Artilleriekaserne als warnendes Beispiel nennen, willkommener aber wird es ihr sein, sich die Regeln über nähere Bestimmungen bei zusammengesetzten Wörtern ins Gedächtnis zurückrufen oder auch ihre Grammatik aufschlagen und dort Belehrung suchen zu können.

Ich sollte glauben, gerade in unserer Zeit wäre es nötig, für den Gebrauch unserer Schriftsprache einen festen Grund schon in der Schule zu legen, der die Jugend befähigt, das Falsche vom Richtigen zu unterscheiden und zugleich anzugeben, warum diese Wortform oder Wendung richtig, jene falsch ist, warum ferner die Schule manche Redewendung verbietet, welche in der Umgangssprache völlig unangefochten bleibt.

---

1) Wilmans räumt, meine ich, dem schwankenden modernen Sprachgebrauch zu große Berechtigung ein und betont zu gering die Sprachrichtigkeit, auch vermißt man zuweilen Klarheit und Schärfe im Ausdruck.

Man denke an die Ungeheuer von Wortbildungen, die heutzutage gedruckt werden, man denke an die Verwirrung, die in der Satzkonstruktion eingerissen ist und immer weiter um sich greift[1]), und dann frage man sich, ob es nicht Pflicht der Schule ist, einen planmäßigen, gründlichen grammatischen Unterricht festzuhalten, resp. wieder einzuführen. Unsere Zöglinge müssen ein festes grammatisches Wissen mit ins Leben hinausnehmen, damit man wenigstens hoffen darf, daß unsere Sprache in Zukunft wieder in die rechten Bahnen zurückgebracht wird[2]).

Was endlich den deutschen Aufsatz in der höheren Mädchenschule betrifft, so teile ich auch hier nicht Wätzoldts Ansicht. Ich kann mich freilich nicht auf eine so reiche Erfahrung stützen, wie Herr Direktor Waetzoldt, ich maße mir auch nicht an, ihn zu korrigieren, aber die Frage möchte ich doch aufstellen, erreichen wir die Ziele des Mädchenunterrichtes, wenn die Schülerinnen allwöchentlich eine ganz kurz gefaßte Antwort auf eine dem geschichtlichen, geographischen oder litterarischen Gebiete entnommene Frage als Aufsatz abliefern müßten? Inhaltlich und stilistisch wohl erwogene Antworten, wie sie Waetzoldt fordert, verlangt man doch sicherlich schon bei der mündlichen Wiedergabe eines durchgenommenen und zur Wiederholung aufgegebenen Pensums, d. h. man gewöhnt die Schüler, auf verständliche und korrekte Weise die an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Charakterschilderungen, sowie

---

1) Ich will nur erinnern an die beliebte, abscheuliche Inversion nach und; nicht allein in Zeitungen und amtlichen Bekanntmachungen, auch in Schriften gelehrter Schulmänner ist sie zu finden, ja man hört sie auch schon von der Kanzel herab, „an den Thüren sind die Becken ausgesetzt und werden die Andächtigen gebeten. . .“

2) Man vergl. hierzu „Verhandlungen der Direktorenversammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen“, Band 33, S. 120, These 2 und (im Korreferat) S. 125. — Kehr, theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke, 8. Auflage, S. 79, bemerkt: „wo das Sprachgefühl der Kinder irrt, da müssen feste und bestimmte Regeln gegeben werden, an denen sich das Kind festhalten und in Fällen der Not sich anklammern kann“. Wie wichtig die Berücksichtigung der von Kehr an der angeführten Stelle erwähnten Verschiedenheit zwischen dem Haus- und Schuldeutsch der Kinder ist, habe ich eingesehen, als ich eine zeitlang Quartanern einer kleinen brandenburgischen Stadt deutschen Unterricht erteilte. Dort ist es fast unmöglich, den falschen Gebrauch des Dativs auszurotten. Mir las z. B. ein Knabe aus Hopf und Paulsieck die Worte vor: „er nähte ihn in einer Ochsenhaut“, obwohl er doch „eine Ochsenhaut“ gedruckt vor Augen hatte, er hatte den Accusativ eben nicht über die Lippen bekommen; oft genug habe ich, wenn Kirchenlieder aufgesagt wurden, gehört: „nichts, nichts hat dir getrieben zu mir . . .“ oder „ich will dir lieben, meine Stärke“ und ähnliches mehr. Selbst in der sogenannten besseren Gesellschaft erfreut sich dort der Dativ einer wohlwollenden Pflege.

Google

Bearbeitungen vieldeutiger Sinnsprüche wird ein Lehrer seinen Schülerinnen kaum zumuten, aber warum soll man verächtlich über Beschreibungen von Sonnenuntergängen sprechen? Eine richtige Anleitung wird auch durch Aufgaben dieser Art Segen stiften. Veranlaßt man die Kinder auf diese Weise nicht auch, die Natur, die Wunder der Schöpfung Gottes mit offenen Augen anzuschauen und selbst zu sehen, was sie sonst nur in Büchern lesen oder aus dem Munde des Lehrers hören? Ist es verwerflich, die Kinder anzuhalten, daß sie nach Worten suchen, um die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, welche die auf- oder untergehende Sonne, welche die Dämmerung des Abends oder der Glanz des Morgens auch in dem reinen Kindergemüt und in dem Kindergeist hervorrufen? Ich pflege Themata aus diesem Gebiet am Anfang des Schuljahrs zu stellen, und entdecke ich dann hohle Phrasen und Zeichen „innerer Unwahrheit", dann finde ich auch Worte und Mittel, Phrasen und innere Unwahrheiten den Mädchen des betr. Jahrganges abzugewöhnen. Schülerinnen ferner, welche Schillers Glocke gelesen haben, können auch einen Aufsatz über den Abend schreiben, können auch die Goethischen Worte „Tages Arbeit, Abends Gäste" u. s. w. oder den Sinnspruch „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand" bearbeiten. Letzteres verstehen namentlich Mädchen, die in großen Industrie- oder Handelsstädten wohnen, man muß sie eben nur anhalten, die Augen aufzumachen. — „Überschätzen wir nicht die Rhetorik?" fragt Waetzoldt. Gewiß, man muß in Mädchenschulen der Schwärmerei, der Phrase, der Schönrednerei und dem Gebrauch überflüssiger Worte und schwerfälliger Redewendungen energisch entgegentreten.

Aber man darf von unsern Mädchen auch nicht zu schlecht denken, auch Jünglinge schwärmen, auch Zeitungsschreiber und Romandichter mißhandeln uns mit Wortschwall und Phrase, gegen sie wenden sich nur wenige, allgemein verspottet man den Aufsatz der „höheren Tochter". Die Frau und Jungfrau der gebildeten Stände soll und mag auch nicht immer nur über den lieben Nächsten, über Kostüme und dergleichen sprechen, man verlangt auch von ihr, daß sie urteilen und ihr Urteil in gefälliger Form aussprechen oder auch wohl niederschreiben lerne über Naturerscheinungen, über Dichterwerke, über Gegenstände der bildenden Künste, über Erlebnisse, Ereignisse des täglichen Lebens u. s. w. u. s. w. In der Schule muß sie beginnen, sich solche Fähigkeiten zu erwerben, und es genügt nicht, daß sie bloß klar spricht, nein, sie muß auch gewandt reden lernen, sie muß sich einen möglichst reichen Wortschatz aneignen und sie kann von der Schule verlangen, daß sie ihr die Wege zeigt, auf denen sie die Werke unserer Dichter sowohl in Beziehung auf den Inhalt als auch auf die Schönheit der Sprache kennen, verstehen

und schätzen lernt. Ob das alles durch die von Waetzoldt vorgeschlagene Methode zu erreichen ist, bezweifle ich. Er warnt vor Übertreibungen — möchte uns die Furcht vor Übertreibung nicht zur Unterschätzung oder gar zur Vernachlässigung unserer Aufgabe verführen! Der auf das Materielle gerichtete Geist unserer Zeit legt diese Befürchtung nahe.

Erwiderung.

Von Stephan Waetzoldt in Berlin.

Daß meine Äußerungen über den deutschen Unterricht an höheren Mädchenschulen im Jahrgang IV dieser Zeitschrift nicht ohne Widerspruch bleiben würden, durfte ich erwarten. Ich bin deshalb Herrn Dr. Schöne dankbar, daß er in so maßvoller und sachlicher Form die aufgeworfenen Fragen beleuchtet. Er möge mir freundlichst ein kurzes Wort der Erwiderung gestatten.

Gerade als Freund der Mädchenschule glaubte ich so schreiben zu sollen wie ich geschrieben habe. Freilich ein Freund der sogenannten „höheren“ Mädchenschulen, wie sie in unseren großen Städten sich entwickelt haben, bin ich nicht. Daß allseitig anerkannte Grundlagen auf den großen und kleinen Tagen und Versammlungen geschaffen worden wären, möchte ich bezweifeln. Die Weimarer Artikel z. B. fordern zehn Schuljahre, der Berliner Normalplan begnügt sich mit neun; diese sind auch völlig ausreichend für das, was die Mädchenschule leisten soll, wenn sie ihre Aufgabe vernünftig beschränkt. Nicht meinen Amtsgenossen und denen, die Deutsch an unseren Schulen lehren, mache ich den ersten Vorwurf, sondern den Thesenfabrikanten und Normalmethodikern, den Grammatisten und Dispositionsfexen, welche die Kluft zwischen dem Hausdeutsch und dem Schuldeutsch immer tiefer graben, dem Kinde die sprachliche Unbefangenheit und die naive Ausdrucksfähigkeit nehmen und ihm dafür Logik und Regeln geben, d. h. Steine für Brot reichen. Wie leicht und lebendig drückt sich ein achtjähriges Kind in seiner Muttersprache aus, wie schlicht und natürlich spricht es sein Verschen, und wie gering ist die Fähigkeit der Vierzehnjährigen, zu erzählen, zu schreiben, zu sprechen: Das sind nicht zum geringsten die Folgen des deutschen Unterrichts, der mit seinen Regeln und seinen oft so kleinlichen Verbesserungen des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks das Kind unsicher und unfroh macht in seiner eignen Heimat, in der Muttersprache. — Ob man eigne Grammatikstunden auch in den mittleren und oberen Klassen halten will, darauf möchte ich weniger Gewicht legen als auf das, was in diesen

Stunden getrieben wird. Ich setze voraus, daß das, was ich „mechanische Einprägung formelhaften Wissens" genannt habe, in den Unterklassen abgemacht ist, daß z. B. mir und mich nicht verwechselt werden und daß die Schülerin die Verhältniswörter, denen der Genetiv folgt, gelernt hat. Eine systematische Grammatik nun, wie Herr Dr. Schöne sie zu wollen scheint, führt aus der Sprache hinaus, nicht hinein. Das Leben der Muttersprache kommt in ihr, die Regeln abstrahiert, nicht zur Erscheinung und nicht zum Bewußtsein. Wie die Einführung in das innere Leben der Muttersprache geschehen soll und worauf es dabei ankommt, das hat Meister Hildebrand in seinem Buche vom deutschen Sprachunterricht in der Schule uns allen gezeigt und zu immer wieder nützlicher Mahnung vorgehalten. So sollte es sein auch in der Mädchenschule, oder vielmehr hier zuerst, denn Mädchen sind, auch in der Sprache, zur Anschaulichkeit und Nachempfindung geneigt. Freilich, der Lehrer darf kein trockener Papierdeutscher sein und er muß Freiheit der Bewegung haben, auch wenn etwa der geheiligte Lehrplan davon, was in der oder jener deutschen Stunde in II oder III getrieben worden ist, nichts wüßte. Die deutschen Stunden, in denen gelegentlich einmal etwas ganz anderes besprochen wird, als man sich vorgenommen hatte oder als im Pensenbuch steht, sind nach meiner Erfahrung oft die fruchtbarsten und anregendsten.

Einer meiner Berliner Kollegen hat allmonatlich 60 Aufsätze einer ersten Klasse zu korrigieren. Schon aus diesem Grunde wird er den Umfang der Aufsätze thunlichst beschränken müssen. Wenn er schließlich dazu käme, zweimal im Monat, sagen wir in der Klasse, auf 1 bis 2 Seiten eine Frage in zusammenhängender Form schriftlich beantworten zu lassen, so bin ich überzeugt, daß für das Schriftdeutsch der Mädchen dabei ebensoviel gewonnen würde als durch häusliche Aufsätze. Wieviel ungeeignete Aufsatzthemen noch gestellt werden, davon kann man sich durch einen Blick in die Jahresberichte der höheren Mädchenschulen überzeugen. Nach meiner Erfahrung kommt eine Schülerin, der man die Schulaufgabe stellt, einen Sonnenuntergang zu schildern, nicht dazu, „die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, welche die untergehende Sonne in dem reinen Kindergemüt und in dem Kindergeist hervorruft". Dazu ist sie viel zu sehr durch die Notwendigkeit, ihre Eindrücke zu formulieren, in Anspruch genommen. Es bedarf eines reifen Geistes und einer künstlerischen Begabung, um sich über eigene seelische Eindrücke anders als in herkömmlichen Phrasen zu äußern. Wir verwechseln uns mit dem Kinde, wenn wir meinen, dieses empfinde und sehe bei einem Naturschauspiel, was wir sehen und empfinden. Gerade solche Themata verführen zur poetischen Redensart und zur inneren Unwahrheit.

Wenn ich fragte, „überschätzen wir nicht die Rhetorik?“ so meinte ich damit die Kunstregeln des Stils und der Sprache im Gegensatz zu der natürlichen Äußerung. Die herkömmliche Stilistik und Rhetorik arbeitet auch in der Mädchenschule noch gern mit den alten Formeln lateinischer Kunstredner. Auf die Einleitung und den Schluß muß manche Schülerin mehr Mühe wenden als auf den Inhalt ihrer Arbeit. Die Disposition soll womöglich hübsch schematisch ausgeführt sein mit A und B, a und b, womöglich α und β. Eines schickt sich nicht für alle! Was für einen Primaner eine nützliche Übung sein mag, verödet den Unterricht in der Mädchenschule. Die Schülerin soll lernen, gerade weil Mädchen zum Schein neigen, schlicht und klar und sachlich sich über Dinge ihres Erfahrungskreises auszusprechen. Schönheit und Wohllaut der Muttersprache lernt sie empfinden in der Lesestunde; aber man soll sie nur ja nicht veranlassen wollen, das nachzumachen. In unseren höheren Mädchenschulen ist noch recht viel Scheinwerk, darum zurück zu Natur und Wahrheit!

Eigentümliche Beschlüsse und Maßregeln über die Stellung des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen.

Von **Ludwig Viereck** in Braunschweig.

Es ist unverkennbar, daß die Anzeichen des mehr und mehr erwachenden deutschen Sprachbewußtseins von Jahr zu Jahr zunehmen. Immer weitere Kreise ergreift die Ansicht und setzt sich fester und fester, daß unsere Muttersprache eine tiefere und gründlichere Pflege verdient, als ihr bisher zu teil geworden ist. Es ist unumgänglich notwendig, daß der Gebildete sich über diese oder jene Eigentümlichkeit seiner Sprache Rechenschaft geben kann; es ist dringend erforderlich, wo durch das so frühe Erlernen fremder Sprachen das Sprachgefühl so leicht getrübt wird, daß dieses durch einen gründlichen deutschen Unterricht wach gehalten, gestärkt und gepflegt wird. Durch eine planmäßige Unterweisung der Jugend in der deutschen Sprachlehre durch alle Klassen kann nur der immer zunehmenden Sprachsudelei ein Damm entgegengesetzt, kann eine Sprachrichtigkeit annähernd erzielt werden. Vaterländische Gesinnung zu wecken und zu pflegen, in die Eigenart deutscher Sprache, deutscher Sitten und Gebräuche einzuführen, ist in erster Linie der deutsche Unterricht berufen. Um jedoch diese hohe und edle Aufgabe zum Wohle der heranwachsenden Jugend lösen zu können, dazu ist vor

allem nötig, daß er auch in den höheren Schulen eine seiner Bedeutung würdige Stellung erhalte. Nicht treffender kann dieses ausgedrückt werden, als es Hildebrand in seinem Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" S. 77 thut: „Das Hochdeutsche darf, sagt er, nicht länger als ein anderes Latein in der Schule behandelt werden, sondern muß unmittelbar in den Dienst jenes hohen Zieles gestellt werden, das wir unmittelbar in uns selbst haben, nicht mehr bloß vermittelt durch ein fremdes Bildungsideal. Der Gewinn, um dessentwillen einst der ganze bildungsuchende Teil unseres Volkes Latein lernte, der ist nun auch für die andern, ja für das ganze Volk im eignen Hause zu haben, und zwar tiefer, voller, rascher, weil näher und ohne die Umwege gelehrter Vermittlung, dazu mit ganz andern Wurzeln, die ja nun die ganze Nation zur Ausbreitung und Vertiefung finden, und denen gegenüber die Wurzeln jener gelehrten Bildung, vom Mutterboden getrennt, wie Luftwurzeln erscheinen."

Aber ist denn dies schon Wirklichkeit geworden, ist es nicht noch immer ein schöner Traum? Leider nimmt der deutsche Unterricht in unseren höheren Schulen, besonders den lateinischen, weder dem Umfange, noch dem Inhalte nach die Stellung ein, die ihm gebührt. Ja es sind sogar Anzeichen vorhanden, daß man ihm auch die gegenwärtige, doch wahrlich recht bescheidene Stellung nicht einmal gönnt. In der blinden Überschätzung alles Fremden haben Vertreter höherer Schulen Beschlüsse gefaßt, welche jeden Freund deutscher Sprache und Litteratur mit Wehmut erfüllen und als ein betrübendes Zeichen angesehen werden müssen dafür, wie man in jenen Kreisen über den Wert des deutschen Unterrichts überhaupt denkt. Verstärkt muß dieser Eindruck noch dadurch werden, daß den Beschlüssen einmal die betreffende Landesregierung sehr weit entgegengekommen ist, und daß sie das andere Mal an dieser einen ganz bedeutenden Rückhalt gefunden haben. Und das ist zu einer Zeit geschehen, wo allenthalben Klagen über den mangelhaften deutschen Stil, über den fehlerhaften Gebrauch unserer Muttersprache laut werden, und wo anderseits das Nationalgefühl mächtig erstarkt zu sein und gebieterisch nach einer ihm genügenden Pflege im Unterricht zu verlangen scheint.

Im Februar 1883 haben über eine Revision des Gymnasiallehrplans Verhandlungen württembergischer Gymnasialrektoren stattgefunden, an denen auch Vertreter der Regierung teilnahmen. Dabei hatten sich mehrere Stimmen auch für die Beseitigung des deutschen Aufsatzes als Prüfungsfaches bei Versetzung nach Untersekunda unter Berufung auf die geringen Leistungen in diesem Fache ausgesprochen. Doch hat die Konferenz sich schließlich für die Beibehaltung desselben entschieden; dafür aber wurde der aus dem Schoße der Konferenz gestellte Antrag,

dem deutschen Aufsatze seine präponderierende Stellung bei der Abiturientenprüfung zu entziehen, indem künftig die erfolgreiche Erstehung (!) derselben nicht mehr davon abhängig gemacht werde, daß der Abiturient mindestens das Zeugnis „genügend" im Aufsatz erhalte, von der Konferenz einstimmig angenommen.

Diesem Beschlusse ist die Unterrichtsverwaltung bereitwilligst entgegengekommen, und die Regierung hat in einem Erlaß an die Lehrkörper der Gymnasien unter dem 19. April 1883 folgendes verfügt: „Hinsichtlich der Wertung des deutschen Aufsatzes wird unter Absatz 3 des § 7 der Instruktion (vom 19. Juni 1873, die Abiturientenprüfung an den Gymnasien betreffend) angeordnet, daß eine ungenügende Leistung in diesem Fache die Erteilung des Reifezeugnisses künftig nicht ausschließen soll, dagegen bei Feststellung des Gesamtergebnisses der Prüfung die Leistung im deutschen Aufsatze doppelt gezählt werde. Bezüglich der Leistung im Lateinischen bleibt es bei der Bestimmung des § 7, wonach ungenügende Noten in diesem Fache die Erteilung des Reifezeugnisses ausschließen."[1]) Das ist ein deutlicher Beweis für die unglaubliche Überschätzung des Fremden und für die Geringachtung des eignen Besitzes. Der unberechtigte ausgedehnte Betrieb des Lateinischen trägt ja die Hauptschuld, daß es mit dem richtigen Gebrauch unserer Muttersprache heute so überaus traurig bestellt ist. Über fünfzig Jahre hat man am Lateinischen die deutsche Sprache lernen wollen; die zahlreichen Klagen — wir wollen nur an die Gutachten der Hochschulen zu Bonn und Halle, an die Worte des Gießener Universitätskanzlers Wasserschleben, an das Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens, an die vortrefflichen Ausführungen Richthofens, an das Urteil Wieses erinnern — die zahlreichen Klagen über den mangelhaften Gebrauch der Muttersprache beweisen vollständig ausreichend, daß der Weg völlig verfehlt war. Erst wenn der Schüler in seiner Sprache eine gewisse Sicherheit erlangt hat, kann die fremde Sprache mit Nutzen zur Unterstützung herangezogen werden. Darum lasse man doch endlich ab von dem bisherigen Verfahren und gebe dem deutschen Unterricht, da er vor allem das Nationalbewußtsein hebt und stärkt, die Liebe zum eignen Besitz fördert und kräftigt, die Stellung und die Bedeutung, welche ihm im gymnasialen Unterricht gebührt, und auf welche Freiherr von Richthofen in seinem beherzigenswerten Mahnruf: „Zur Gymnasialreform in Preußen" unter sorgfältigster Prüfung aller einschlägigen Verhält-

1) Vergl. Pädagogisches Archiv XXVI. Jahrgang 1884 S. 172 flg., besonders S. 185, 188 und 190.

nisse mit folgenden Worten hingewiesen hat: „Die möglichst vollkommene Beherrschung der Muttersprache wird als der erste und vornehmste Zweck des Gymnasialunterrichts anerkannt; sie enthält zugleich das allein geeignete Mittel, den ethischen und nationalen Gedanken zu erreichen. Die Aszension von einer Klasse zur andern ist der Hauptsache nach von der Erreichung des näher festzustellenden Klassenziels in der deutschen Sprache und dem Fortschritt im mündlichen und schriftlichen Gebrauche derselben abhängig; wer hierin nicht genügt, darf nicht aszendieren. Wer im Abiturientenexamen einen deutschen Aufsatz nicht völlig genügend zu schreiben vermag, darf, wie immer seine Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen beschaffen sein mögen, kein Maturitätszeugnis erhalten. Wer indes in diesem Fache völlig genügt, dem darf ein solches Zeugnis selbst dann nicht versagt werden, wenn seine Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Grammatik einige Lücken zeigen. Das Gleiche ist hinsichtlich der Versetzung von einer Klasse zur andern zu beobachten."

Das sind Worte eines echt deutsch fühlenden Mannes, welche beherzigt werden sollten, und die dem Verlangen so vieler Ausdruck geben, daß das Deutsche der Mittelpunkt, das Rückgrat des Unterrichts auch in den höheren Schulen sein müßte. Was 1769 schon Herder forderte, daß statt des Lateinischen die Muttersprache den ersten Platz im Unterrichte erhalten sollte, von dessen Erfüllung sind wir heute mindestens noch ebenso weit entfernt wie damals. Ja man hat sich nicht gescheut, zu verlangen, daß das Deutsche nicht einmal soviel wie das Französische in Quinta und Quarta gelten soll. Wenn ein solcher Beschluß in Frankreich gefaßt wäre, so wäre es zu billigen, da der Muttersprache mehr Gewicht im Unterricht gebührt als einer fremden. Aber von Lehrern deutscher Schulen, von Erziehern der deutschen Jugend! — das klingt sehr wenig glaubhaft, und doch ist es leider eine Thatsache!

Der Direktorenversammlung der Provinz Hannover war für das Jahr 1888 u. a. aufgegeben worden, über die bei den Versetzungen der Schüler zu befolgenden Grundsätze zu beraten. In der Sitzung vom 24. Mai 1888 wurde über den Gegenstand verhandelt. Der Berichterstatter, Realprogymnasialrektor Schöber-Ülzen, hatte eingehend über die eingelieferten Arbeiten berichtet und das Ergebnis der Übersicht in bestimmte Sätze zusammengefaßt. Er hatte als Hauptfächer für das Gymnasium bezeichnet: die alten Sprachen, Deutsch, Französisch in Quinta und Quarta, Mathematik (bezw. Rechnen); für die Realgymnasien die sprachlichen und mathematischen Fächer, ebenso für die höheren Bürgerschulen. In der folgenden Beratung wurde jedoch, nachdem Gymnasialdirektor

Dr. Ebeling-Celle vor Überschätzung des Deutschen als Unterrichtsfaches gewarnt hatte, von Dr. Wachsmuth, Direktor des Kaiser-Wilhelmgymnasiums zu Hannover, der Antrag gestellt und vom Gymnasialdirektor Dr. Koppin-Stade unterstützt, in jenem Satze des Berichterstatters hinter „Deutsch" einzuschalten: „von Obersekunda an", da das Deutsche für die unteren und mittleren Klassen überhaupt nicht als Hauptfach gelten könne. Es gelangte schließlich der Satz in folgender Fassung zur Annahme: „Als Hauptfächer gelten für die Gymnasien: die alten Sprachen, Deutsch von Obersekunda an, Französisch in Quinta und Quarta, Mathematik (bezw. Rechnen); für die Realgymnasien und höheren Bürgerschulen: die fremdsprachlichen und mathematischen Fächer, außerdem für die Realgymnasien Deutsch von Obersekunda an."[1])

Man muß es offiziell gedruckt lesen, um solche Beschlüsse für möglich zu halten. Stiefmütterlicher kann doch kaum über die Stellung und Bedeutung des deutschen Unterrichts abgeurteilt werden, als es hier in einer Versammlung von 43 Vertretern der höheren Schulen der Provinz Hannover geschehen ist. Dabei muß man noch bedenken, daß die Beschlüsse der Direktorenversammlungen die Unterlage für Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung bilden. Und das geschieht zu einer Zeit, wo sich die Stimmen an Zahl und Gewicht mehren, welche dem deutschen Unterricht mehr Raum und mehr Licht im Lehrgange unserer höheren Schulen verschaffen wollen. Wir erinnern nur an die zahlreichen Ausführungen, welche in dieser Hinsicht die Zeitschrift für den deutschen Unterricht veröffentlicht hat, an Hildebrands Bemerkungen in seinem Buche vom deutschen Sprachunterricht, an Richthofens Worte in dem obengenannten Schriftchen, an Paulsens Darlegungen, welche er in seinem Werke: „Geschichte des gelehrten Unterrichts" S. 763 flg. und neuerdings in seiner Schrift: „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung" über den hohen Wert des Deutschen und dessen Zukunft gemacht hat, an die Aufsätze Münchs. Sie alle fordern für das Deutsche eine grundlegende Stellung im Unterricht, verlangen ein größeres Verständnis der Entwickelung unserer Muttersprache, eine tiefere Kenntnis ihrer Hauptschriftwerke und ihre möglichst sichere Beherrschung in Wort und Schrift. Aber sie alle haben für jene 43 Herren der Provinz Hannover in den Wind gesprochen.

Jener Beschluß verdient jedoch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus gewürdigt zu werden. Es ist ein scharfes Wort: „Die Deutschen sind Staatsbürger aus Pflichtgefühl und Weltbürger von

1) Vergl Verhandlungen der fünften Direktorenversammlung in der Provinz Hannover. 1888. S. 114 flg. und S. 183 flg., besonders S. 187 und 190.

Natur und aus Neigung", dem leider eine gewisse Wahrheit nicht abzusprechen ist. Mit Recht wird unsere übertriebene Neigung getadelt, das Eigene gering zu achten und das Fremde, das, was weit her ist, anzustaunen, zu bewundern, zu überschätzen, wird über Mangel an Nationalstolz geklagt. In dem übertriebenen Weltbürgertum liegt noch heute für uns eine große Gefahr. Zutreffend ist darauf hingewiesen, daß der Franzose und Engländer unter fremden Völkern kaum etwas von ihrer gewohnten Lebensart aufgeben, daß aber in solchem Falle der Deutsche bei seiner thörichten Vorliebe für das Fremde erstaunlich schnell seine Sprache, seine Sitten mit der fremden vertausche und sich nun mit besonderer Vorliebe in dem fremden Gewande zeige. Es ist hinreichend bekannt, welche Verluste deshalb noch alljährlich die deutsche Nation erleidet. Sind nun solche betrübende Thatsachen wunderbar, wenn im deutschen Vaterlande solche Beschlüsse, wie der angeführte einer ist, gefaßt werden? Wir Deutsche haben wahrlich keinen Überfluß an vaterländischer Gesinnung. Es wäre wünschenswert, daß wir wirklich etwas von dem hätten, was man Chauvinismus nennt, und woran der Franzose bekanntlich Überfluß hat. Das Wort des Großen Kurfürsten: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist" hat auch heute noch Geltung. Und ich meine: deutsches Recht und deutscher Brauch, deutsche Sitte und deutsche Sprache, wahres Nationalgefühl und vaterländisches Selbstbewußtsein — all dies Edle, Wahre und Gute kann ich wahrhaft nur lernen, wenn ich mich in die Geschichte meines Volkes versenke, wenn ich meine Sprache hege und pflege, sie richtig und verständlich, lauter und rein im mündlichen wie schriftlichen Ausdrucke zu gebrauchen bestrebt bin. Das sollte auch weit mehr die höhere Schule bedenken. Sie sollte endlich ablassen von der Überschätzung des in den alten Sprachen und Litteraturen liegenden Bildungswertes, von der Überschätzung des Fremden und damit von der Forderung, daß die deutsche Jugend ihre Ideale in der alten, längst abgestorbenen Welt suchen soll, — man sollte die deutsche Schule endlich aus den Fesseln der alten Welt lösen und auf deutscher Grundlage umgestalten, damit die deutsche Jugend sich an den hehren Erscheinungen deutscher Geschichte, an den edlen und herrlichen Schöpfungen des deutschen Geistes erfreue, erwärme und bilde. Gerade das hat unser Kaiser angedeutet, als er im vorigen Jahre der Abordnung der Göttinger Hochschule gegenüber die größere und tiefere Pflege einer echt vaterländischen Gesinnung als die wesentlichste Pflicht und Aufgabe der höheren Schulen bezeichnet hat. Es muß jeden Freund deutscher Sprache und Litteratur mit einer gewissen freudigen Genugthuung erfüllen, daß der Kaiser diese Forderung gerade in der Provinz gestellt hat, wo die Vertreter der höheren Schulen

die Ansicht zum Beschlusse erhoben haben, daß das Deutsche nur von Obersekunda an als Hauptfach zu zählen sei, daß es für die unteren und mittleren Klassen überhaupt nicht als solches gelten könne.

Wie überaus kurzsichtig dieser Beschluß ist, das zeigt sich ganz besonders, wenn man ihn auf die sechsklassigen lateinlosen höheren Bürgerschulen anwendet. In ihrem Lehrplane nimmt das Deutsche mit 21 Stunden wöchentlich nach dem Französischen, dem 40 Stunden zugewiesen sind, die erste Stelle ein — Rechnen und Mathematik werden in 29, Geschichte und Erdkunde in 22 Stunden gelehrt — und trotzdem soll es auch auf diesen Anstalten nicht als Hauptfach gelten. Wunderbar bleibt dabei auch das, daß keiner der anwesenden Vertreter der höheren Bürgerschulen Widerspruch erhoben hat. Haben sie das Erfolglose eines solchen erkannt, oder sind sie willenlos der vermeintlichen besseren Einsicht ihrer Herren Kollegen vom Gymnasium gewichen? Ich glaube denn doch, daß sie den Versuch wagen mußten, die Wirkung jenes Beschlusses für ihre Anstalten abzuwenden.

Dürfen wir auch die Erwartung hegen, daß seitens der Unterrichtsverwaltung jenem Beschlusse keine weitere Folge gegeben wird, so bildet der Beschluß an sich doch einen ausreichenden Beweis, welcher geringe Wert für die Stärkung des Geistes und die Veredlung des Gemüts des deutschen Jünglings in manchen Kreisen der deutschen Lehrerschaft selbst nach den großen vaterländischen Ereignissen der neuesten Zeit dem deutschen Unterricht beigelegt wird. Wir können nicht verkennen, daß ein solches Verhalten einen gewissen Rückhalt an den Lehrplänen von 1882 findet, da dieselben auch hinsichtlich der Pflege der deutschen Sprache und Litteratur sowohl dem Umfange, als auch dem Inhalte nach einen Rückschritt gegen früher bezeichnen.

Jene Lehrpläne beschränken den Lesestoff überhaupt auf die klassischen Werke aus der neueren poetischen und prosaischen Litteratur, und die Schüler sollen nach den Erläuterungen nur einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationallitteratur aus guten Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichtungen gewinnen, während früher die Einführung in die klassische Litteratur des Mittelalters (Nibelungen, Gudrun) entweder nach Übersetzungen, oder nach dem Grundtexte mit Belehrungen aus der historischen Grammatik gefordert wurde. Wenn die Entfernung des Mittelhochdeutschen aus der Schule damit begründet wird, daß das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen nichts mehr als ein ungefähres Raten sei, welches der Gewöhnung zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit Eintrag thue, so ist eine solche Begründung so fadenscheinig wie möglich. Das ungefähre Raten kann nur dann eintreten, wenn der Unterricht in der Hand eines ungeschickten Lehrers liegt.

Was hier aber die Person verschuldet, das sollte man nicht den Gegenstand entgelten lassen. Sodann kann der Grund vom ungefähren Raten gegen das Übersetzen aus jeder fremden Sprache in mehr oder weniger hohem Grade geltend gemacht werden. Jeder weiß aus seiner Schülerzeit, und viele werden diese Erfahrung im Amte aufs neue bestätigt gefunden haben, was im Herumraten bei der Übertragung aus dem Französischen und Englischen sogut wie aus dem Lateinischen geleistet wurde und noch wird. Das möglichst zu hindern, liegt allein in der Hand des Lehrers. Und ganz genau so steht es mit dem Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen.

Unter dem Betrieb des Mittelhochdeutschen habe die „wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit" gelitten! Unglaublich! Ja, genau so steht es da! Welcher von aller Unterrichtskunst verlassene Geist mag denn diesen Grund ausgesonnen haben? Er bezeugt die Geringschätzung unserer Sprache aufs neue. Das Denken kann am besten nur an der Muttersprache geschult werden. In ihr und mit ihr denken wir am meisten und unmittelbarsten. Alles Fremde, mag es nun das Griechische, Lateinische, Französische sein, erfassen wir nur durch sie. Die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit kann in diesen Sprachen nur dann erzielt werden, wenn sie in der Muttersprache erreicht ist. Und hier ist sie wiederum nur möglich, wenn Verständnis und Klarheit, wenn ausreichende Kenntnis von ihrem Entstehen und Werden vorhanden ist. Das Neuhochdeutsche steht ja auf den Schultern des Altdeutschen und reicht mit tausend Wurzeln in jene Zeit zurück; wie viele sprachliche Erscheinungen sind nur aus dem Altdeutschen her zu erklären und zu verstehen! An diesen ewig jungen, stets frisch und erquickend sprudelnden Born sollte man die deutsche Jugend führen, dort sie sich erlaben lassen und in ihrem warmen Herzen wahre Begeisterung für deutsche Sprache und deutsche Eigenart wecken und pflegen. Wenn die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit sonst nur nicht leidet, der richtige Betrieb des Mittelhochdeutschen hat ihr — es ist sachlich ganz unmöglich — niemals thatsächlichen, höchstens einen eingebildeten Abbruch gethan. Oberflächlichkeit und Halbheit können nirgends so leicht entlarvt werden, wie in der Muttersprache; und gerade weil Mittel- und Neuhochdeutsch scheinbar so nahe liegen, ist doppelte Aufmerksamkeit, wirkliche Klarheit notwendig. Gerade der richtige Betrieb des Mittelhochdeutschen bietet das sicherste Mittel, jede Unklarheit, jede Halbwisserei zu bannen, die wahre Klarheit in den jugendlichen Geist zu pflanzen, diesen an die echte wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit zu gewöhnen.

Wir meinen aber, es wäre sehr wohl möglich, dem deutschen Unterricht auch eine größere Stundenzahl zuzuweisen. Zwar haben die Lehrpläne von 1882 ihm für die Gymnasien eine ganze Stunde zuge-

legt, sodaß er jetzt 21 Stunden statt früher 20 inne hat, aber in dem Lehrplan der Realgymnasien ist er von 29 auf 27 wöchentliche Stunden zurückgesetzt. Dem gegenüber sind die beiden alten Sprachen im Gymnasium mit 117 vertreten, ist im Realgymnasium das Lateinische um 10 Stunden (von 44 auf 54), also auch wieder auf Kosten des deutschen Unterrichts bedeutend vermehrt worden. Zum Heile unserer deutschen Jugend, welcher in erster Reihe die wärmste Teilnahme für ihre Muttersprache und die vaterländische Litteratur zu übermitteln ist, muß als das geringste Maß gefordert werden, daß der deutsche Unterricht in den unteren stets mit fünf und in den mittleren Klassen stets mit vier, in den oberen stets mit drei Stunden wöchentlich vertreten ist, also im Lehrplane unserer neunklassigen Schulen im ganzen 36 Stunden statt 21 im Gymnasium und 27 im Realgymnasium inne hat.

Mit dieser Vermehrung der Stundenzahl für den deutschen Unterricht fordern wir nur einen Teil dessen zurück, was er an die alten Sprachen hat abtreten müssen. Der Lehrplan von 1856 überwies ihm nur 20 Stunden — der von 1882 legte ihm eine ganze Stunde zu!! —, während er im Lehrplan von 1837 doch noch 22 Stunden zählte. In dem Lehrplan von 1816 waren aber 40 Stunden wöchentlich für das Deutsche angesetzt, während das Lateinische in 68, das Griechische in 43 Stunden erteilt wurde. 1837 wurden also dem Deutschen 18 Stunden (!!) genommen und dem Lateinischen zugelegt, das von 1837 bis 1882 demnach 86 Stunden inne hatte. Was also unter dem Einflusse der Befreiungskriege auch in dem Lehrplan der Gymnasien seinen bezeichnenden Ausdruck erhielt, die Wertschätzung des eignen Besitzes, die unzweideutige Anerkennung der hohen Bedeutung der Muttersprache und ihrer Schriftwerke für die Bildung der deutschen Jugend, das haben die in ihren Ergebnissen ja ungleich herrlicheren und bedeutungsvolleren großen vaterländischen Ereignisse der Jahre 1870/71 nicht hervorzurufen vermocht.

Recht bemerkenswert ist auch, was der Lehrplan von 1816 über das Verhältnis der Stundenzahl des Deutschen zu den alten Sprachen auf den verschiedenen Stufen sagt: „Das Verhältnis der Stundenzahl für einzelne Sprachen muß sich im Lateinischen und Griechischen in den beiden oberen Klassen der Gleichheit nähern, das Deutsche kann etwa die Hälfte der dem Lateinischen oder Griechischen gewidmeten Zeit einnehmen. Auf der unteren Bildungsstufe wird das Latein beschränkt und das ihm Abgehende dem Deutschen zugelegt, welches jenem gleichsteht.“ Damals hatte das Latein in Sexta und Quinta wie das Deutsche sechs Stunden; heute wird in diesen Klassen das Lateinische in neun, das Deutsche nur in drei bezw. gar zwei Stunden

gelehrt. In den übrigen Klassen überwies der Lehrplan von 1816 dem deutschen Unterricht je vier Stunden wöchentlich.

Auch die Stellung des Deutschen im Unterrichte war eine seiner würdige; ausdrücklich wird bei der Betrachtung der Lehrgegenstände nach dem Lehrgange betont: „Dabei kommt zuvörderst der Unterricht in den Sprachen in Betrachtung, und zwar zuerst in den alten Sprachen, ohne jedoch der Muttersprache den ersten Platz, den sie in jeder deutschen Bildungsanstalt einnehmen muß, dadurch streitig zu machen." Das System der Muttersprache wird als dasjenige bezeichnet, „für welches der Schüler durch seine Nationalität gleichsam präformiert ist, und in welchem er sein ganzes Dasein und Leben darstellen kann."

Wie weit sind wir heute in unserm höhern Schulwesen von diesem gesunden Standpunkte entfernt! Das Deutsche ist heute an unsern Schulen aus seiner berechtigten Stellung verdrängt und muß an Wert und Bedeutung hinter andere Fächer zurücktreten. Diese das gesunde Nationalgefühl verletzende Behandlung unserer Sprache und Litteratur hat einerseits in dem Verhalten der württembergischen Gymnasialrektoren und der württembergischen Regierung, anderseits in den Lehrplänen von 1882 und dem Beschlusse der hannöverschen Direktorenkonferenz ihren bezeichnenden Ausdruck erhalten.

Die neueste Schrift über die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters.[1])

Von **Karl Biltz** in Berlin.

Die Kunst, einen unbequemen Gegner zu ignorieren und womöglich tot zu schweigen, welche Schopenhauer in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Abhandlung „Über den Willen in der Natur" so trefflich gegeißelt hat, ist zwar keine schöne, aber eine sehr alte. Mit einer wahren Meisterschaft hat die protestantische Kirche diese Kunst vom 16. bis 18. Jahrhundert gegenüber einem Werke ausgeübt, welches allerdings der Rival von einer der Hauptleistungen Luthers, seiner Bibelverdeutschung, war: ich meine, gegenüber jener Übersetzung der Bibel ins Deutsche, welche, man weiß nicht von wem, etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßt, eins der ersten Bücher war, deren sich die hundert

1) Vortrag, gehalten in der „Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen".

Jahre später erfundene Buchdruckerkunst bemächtigte, um sie durch ihre neuentdeckten Mittel der Vervielfältigung in alle Welt zu verbreiten. Nicht weniger als siebzehn Auflagen dieser spätmittelhochdeutschen Bibelübersetzung, und zwar vierzehn Auflagen der hochdeutschen, drei Auflagen der niederdeutschen Fassung derselben, sind vom Jahre 1465 bis 1522, dem Jahre, in welchem Luthers ungleich vorzüglicheres „Neues Testament" den bisherigen Konkurrenten verdrängte, in Deutschland und in der Schweiz gedruckt worden. Nichtsdestoweniger konnte man noch vor fünfundzwanzig Jahren in allen Schulen Deutschlands und selbst in gelehrten Kreisen die alte Fabel wiederholen hören, daß Luther die Bibel zum ersten Male ins Deutsche übertragen habe, eine Behauptung, welche gegenüber jenen siebzehn Auflagen einer, der seinigen unmittelbar vorangegangenen älteren Übersetzung in der That etwas kühn war! So gründlich hatte es die protestantische Partei in Deutschland verstanden, durch konsequente Bemühung die Kenntnis von jener älteren Übersetzung im Volke auszurotten, eine Bemühung, welche gleich von den Mitstreitern Luthers ausgegangen war, die, weil sie damals das Dasein eines solchen Werkes noch nicht völlig leugnen konnten, dasselbe wenigstens auf jede Weise herabzusetzen bemüht waren. So hatte der alte Joh. Mathesius die vorlutherische Bibel als ein „dunkles und finstres" Buch, Bugenhagen dieselbe sogar als ein „Narrenwerk" bezeichnet, nicht wert, wie er als ein richtiger grober Pommer hinzusetzt, „dat se dübesch heten schal". Es gelang auf diese Weise in der That, jene Übersetzung ein paar Jahrhunderte lang zu einer toten Sache zu machen.

Einigermaßen wieder aufzutauchen in der Menschen Gedenken begann die alte deutsche Bibel erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als einige Liebhaber alter Bücherschätze, zunächst nur aus Kuriosität, wieder auf dieselbe aufmerksam machten. So der Bürgermeister von Gera, D. G. Schöber, welcher einen „ausführlichen Bericht von alten deutschen geschriebenen Bibeln" herausgab, die er auf einer zu dem Zwecke unternommenen Bibliotheksreise erforscht hatte, so ein Magister Johann Nast in Stuttgart, welcher im Jahre 1767 „Historisch kritische Nachrichten von den sechs ersten deutschen Bibelausgaben" herausgegeben hatte. Die größten Verdienste um die Beschreibung und Erforschung dieser alten Bibelschätze erwarb sich aber der treffliche Schaffer, d. h. Diakonus, an der St. Sebalduskirche in Nürnberg, Magister Johann Wolfgang Panzer, der größte deutsche Bibliograph des vorigen Jahrhunderts, welcher uns in seinen lateinischen und deutschen „Annalen" wahre Musterwerke büchererforschenden Fleißes hinterlassen und auch jene alten Bibeln in verschiedenen Monographien spezieller beschrieben hat. Dieselben sind teils den ersten sechs Ausgaben der gedruckten vor-

lutherischen Bibel an sich, teils der in Augsburg und Nürnberg erschienenen besonders gewidmet.

Höchst Beachtenswertes leistete auf diesem Gebiete auch ein andrer Geistlicher des vorigen Jahrhunderts, dem aber im übrigen die wenigsten heutzutage das Prädikat eines trefflichen zuzugestehen bereit sein möchten, der wegen seiner theologischen Streitigkeiten mit Lessing allbekannte Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg, Johann Melchior Goeze. Selbst Besitzer einer der größten Bibelsammlungen seiner Zeit, hat er in seinem 1775 erschienenen „Versuche einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln" auch von einer Anzahl jener vorlutherischen deutschen Bibeln eine höchst genaue, in ihrer Art klassische Beschreibung gegeben. Es ist nicht allgemein bekannt, daß Goezes Beschäftigung mit jenen alten Bibeln auch die erste Veranlassung zu dem Groll gegeben hat, den er gegen Lessing später hegte. Ursprünglich waren beide die besten Freunde. Als Lessing in seiner Stellung eines Dramaturgen des Hamburger Theaters dorthin gekommen war, besuchte er den würdigen Pastor oft, teils von seinen Bibelschätzen angezogen, deren Sprache ihn interessierte, teils, wie wenigstens Lessings über eine solche Verbindung sich entsetzenden Freunde spöttisch behaupteten, gelockt von den guten Rheinweinen in dem Keller des vermögenden Prälaten. Als aber Lessing später, an die Bibliothek zu Wolfenbüttel berufen, dem Ansinnen Goezes, einige dortige plattdeutsche Bibeln für ihn zu kollationieren, eine Zumutung, die für den lebhaften unstäten Geist eines Lessing allerdings etwas stark war, nicht Folge gab, da war es mit der alten Freundschaft aus. Goeze hat Lessingen diese „bibliothekarische Ungefälligkeit", wie er es nannte, niemals vergeben. Lessing spielt, als seine geistliche Polemik mit dem Hauptpastor hell entbrannt war, wiederholt auf dessen Bibelliebhaberei an. „Allerdings", bemerkt er spöttisch im neunten „Antigoeze", „möchte es wohl schwer zu erweisen sein, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine ebenso ausgebreitete Kenntnis gehabt, als der Herr Hauptpastor". Und im ersten „Antigoeze" hatte er seinem Gegner schon ironisch zugerufen, daß er freilich seine Bibliothek der Welt nutzbarer, als durch die Herausgabe der „Fragmente" hätte machen können, wenn er alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für ihn verglichen hätte.

Nach jenen beachtenswerten Anfängen in der Erforschung der gedruckten mittelalterlichen Bibelübersetzung ruhte dieselbe in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wieder so gut wie ganz. In den Kreis der zu jener Zeit so lebhaft aufblühenden germanistischen Studien wurde dieselbe schlechterdings nicht hineingezogen; selbst die Lexikographen, denen die Kenntnis jener Bibeln doch von so wesentlichem Nutzen gewesen sein

würde, ignorierten dieselbe mit einer schon von Goeze seiner Zeit bedauerten ausgezeichneten Hartnäckigkeit. Eine beachtenswerte kleine Schrift „Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther" gab um die Mitte des Jahrhunderts der inzwischen verstorbene Professor am Gymnasium zu Hadamar, Joseph Kehrein, heraus. Schade, daß er dieselbe durch die Schrulle, so muß man es wohl nennen, verdorben hat, als ob jene vierzehn hochdeutschen Ausgaben der betreffenden Bibel ebenso viele selbständige Übersetzungen derselben seien. Es war diese Schrulle diktiert von jenem, bekanntlich von dem Historiker Janssen in so überschwenglichem Maße ausgeübten unglücklichen Bestreben der katholischen Gelehrten der Gegenwart, den wissenschaftlichen Leistungen der vorlutherischen Zeit eine Höhe und Ausdehnung zu geben, die sie nun einmal schlechterdings nicht besessen haben. Es hätte ein Wunder, wie das bekannte von den siebzig griechischen Dolmetschern der Bibel erzählte, dazu gehört, um in jenen, von Kehrein angenommenen vierzehn separaten vorlutherischen Bibeln jene Übereinstimmung herbeizuführen, die sie im großen und ganzen thatsächlich besitzen. Ein Blick in dieselben genügt, um die Ungeheuerlichkeit jener Behauptung zu widerlegen. Ich selbst habe dies unter anderem in meinem in Herrigs Archiv Band 61 Heft 4 veröffentlichten Aufsatze über die vorlutherische Bibel gethan und darauf hingewiesen, daß die verschiedenen Herausgeber jener Bibel, deren Sprache schon zur Zeit ihres Erscheinens eine veraltete war, zwar fortwährend an derselben, wie Luther später an der seinigen, gebessert haben, und daß besonders in der vierten Ausgabe derselben in dieser Hinsicht eine sehr gründliche und umfassende Revision vorgenommen worden sei, daß aber an eine so große Zahl verschiedener Übersetzer gar nicht zu denken sei.

Einen neuen Aufschwung nahmen jene Studien in den ersten Jahren des vergangenen Jahrzehnts, ja sie fingen an, selbst das größere Publikum zu interessieren infolge einer kühnen Hypothese des Dr. Keller, des Verfassers der im Jahre 1885 in Leipzig erschienenen Schrift „Die Reformation und die Reformparteien", wonach die vorlutherische deutsche Bibel, über deren Urheberschaft das tiefste Dunkel herrscht, aus den Kreisen der ketzerischen Waldenser hervorgegangen sein sollte. Ein anderer Gelehrter, der jetzige Oberbibliothekar in Gießen, Dr. Haupt, adoptierte diese Hypothese, die freilich nur von einem ähnlichen Übereifer in der Hervorhebung der litterarischen Leistungen der Ketzer, wie die oben erwähnte Kehreinsche von einem solchen in der Verherrlichung der litterarischen Leistungen der orthodoxen Kirche hervorgegangen ist. Es kam dadurch zu einem lebhaften, viel Staub aufwirbelnden Streite zwischen Haupt und dem Privatdozenten Dr. Jostes in Münster, welcher

das Besitzrecht auf jene Urheberschaft für die orthodoxen Kreise in Anspruch nahm. Eine definitive Entscheidung des Streites war bisher nicht erfolgt. Ein paar schon vorher erschienene Programme von Professor Krafft in Bonn und Professor Grimm in Jena über die vorlutherische Bibel hatten die Kenntnis derselben, auch jene Frage über ihren Ursprung, kaum gefördert.

Einen wesentlichen Fortschritt in der Erforschung der vorlutherischen Bibel bildet dagegen ein soeben veröffentlichtes Werk von Wilhelm Walther, Pastor in Kuxhaven: „Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters“ (Braunschweig, Verlag von Wilhelm Wollermann). Es ist zwar zunächst nur das erste Heft, den vom Verfasser so benannten „ersten Übersetzungskreis“ behandelnd, herausgekommen, allein schon dieses beweist, daß der Verfasser seine Aufgabe gründlich angreift, es steckt viel Arbeit in den 208 Spalten, welche dasselbe umfaßt. Seines Fleißes kann sich, nach Lessing, jedermann rühmen und so verdenken wir es Herrn Walther gar nicht, wenn er gleich im Beginn seines Buches hervorhebt, daß, während in dem oben erwähnten Kehreinschen Büchelchen nur etwa 30 Handschriften von jener vorlutherischen Bibel oder einzelnen Teilen derselben erwähnt werden, er seinerseits 130 Handschriften werde in Betracht zu ziehen haben und während Kehrein nur 7 hierhergehörige Psalterien kenne, der Verfasser deren 22 besprechen wolle. Was den Inhalt der bisherigen Waltherschen Veröffentlichung betrifft, so konzentriert sich derselbe etwa auf vier Hauptpunkte. 1. Welche unter den gedruckten Ausgaben der mittelalterlichen deutschen Bibel die erste sei, die von dem Drucker Joh. Mentel in Straßburg oder die ebenda von Heinrich Eggestein veröffentlichte, welch' letztere man bisher für die erste gehalten hat? 2. Ob diejenige unter den folgenden Bibelausgaben, welche, wie ich oben bemerkte, zuerst eine revidierte Fassung der ursprünglichen Übersetzung bringt, die von Günther Zainer in Augsburg etwa ums Jahr 1473 gedruckte sei oder ob dieses Verdienst derjenigen zukomme, welche, wie man seit einem Jahrhundert so ziemlich allgemein angenommen hat, bei Frisner und Sensenschmidt in Nürnberg herausgekommen sein soll, deren Druckort nach des Verfassers Annahme aber vielmehr in der Schweiz zu suchen ist? 3. Ob in der That die vorlutherische deutsche Bibel waldensischen Ursprungs sei und endlich 4. wie das Verhältnis der Handschriften, welche noch von dieser Bibel existieren, untereinander und zu den gedruckten Ausgaben sei? Über alle diese Fragen bringt Herr Walther relativ Neues bei. Ich sage relativ Neues, denn zum Teil ist das von ihm Behauptete auch schon von anderen gesagt worden. So hat die Priorität der Mentelschen Bibelausgabe vor der Eggesteinschen schon vor hundert Jahren der

„regulirte Chorherr von Polling, kurfürstlich Bayrische wirkliche geistliche Rath und Hofbibliothekar“ Gerhof Steigenberger in München verteidigt in seiner 1787 veröffentlichten „Literarisch-kritischen Abhandlung über die zwo allerältesten gedruckten deutschen Bibeln“. Ich selbst habe den Nachweis, daß die Mentelsche Bibel älter als die Eggesteinsche und die letztere nur ein Nachdruck jener ersteren sei, umständlich und, wie ich glaube, endgiltig wenige Monate vor dem Erscheinen des Waltherschen Buches in einem vom 31. August bis 6. September des vorigen Jahres in der „Neuen Preußischen Zeitung“ abgedruckten Aufsatze geführt. Es handelt sich hier um Beseitigung einer irrigen Annahme, welche, zuerst von Panzer gemacht, später von Hain in seinem Repertorium bibliographicum adoptiert, sich ein Jahrhundert lang durch alle unsere Litterargeschichten, deren ja, wie üblich, immer eine von der anderen abschreibt, durch alle Kataloge unserer größeren Bibliotheken, welche jene Bibelschätze besitzen, sowie durch die Antiquarkataloge, welche einen derselben gelegentlich einmal zum Verkaufe anbieten, hindurch geschleppt hat. Alle die Gründe, welche für die Priorität der Mentelschen Bibel sprechen, hier nochmals zu wiederholen, würde zu weit führen. Ich habe sie in jenem Aufsatze in der „Neuen Preußischen Zeitung“, wie gesagt, ausführlich dargelegt. Einer derselben für diese Frage, welche dem und jenem an sich vielleicht kleinlich erscheint, welche aber eine der interessantesten ist, die es auf bibliographischem Gebiete überhaupt giebt, liegt in der Persönlichkeit beider Drucker. Joh. Mentel, einer der Nestoren des deutschen Buchdrucks, welcher mit Gutenberg, der die Anfänge seiner Erfindung noch in Straßburg gemacht hatte, in persönlichen Beziehungen gestanden hatte, erscheint durchaus als der angesehenere vornehmere Meister dem jüngeren Heinrich Eggestein gegenüber. Einer alten elsässischen Familie entsprossen, hatte er im Jahre 1466, in welchem ungefähr jener Bibeldruck von ihm vollendet sein mag, von Kaiser Friedrich III. das Recht bekommen, ein adliges Wappen zu führen. Bei seinem Tode im Jahre 1478 ward ihm die besondere Auszeichnung zu teil, daß am folgenden Sonntag Abend ihm zu Ehren die große Glocke des Münsters geläutet ward. Seine beiden Töchter heirateten wieder angesehene Druckherren. Dagegen war Heinrich Eggestein zwar ein überaus strebsamer Mann, der auch eine Zeitlang mit dem älteren Mentel ein Compagniegeschäft betrieben zu haben scheint, dann aber aus demselben austrat und durch selbständige Drucke, deren große Menge er gelegentlich selbst rühmend hervorhebt, dem älteren Meister Konkurrenz machte. Es ergiebt sich schon aus dieser Charakteristik, welchem der beiden Drucker der Gedanke, zum ersten Male eine deutsche Bibel zu drucken, nachdem Gutenberg, Fust und Schöffer schon verschiedene lateinische

Bibelwerke hergestellt hatten, zuzutrauen sei, welchem das sofortige Bemühen, diesem ersten Drucke durch einen, äußerlich ein klein wenig eleganter ausgeführten Nachdruck Konkurrenz zu machen. Der hauptsächliche und entscheidende Grund, welcher von beiden Bibeln, der Mentelschen oder der Eggesteinschen, aber die Priorität in der Zeitfolge einzuräumen sei, liegt auf sprachlichem Felde und dadurch wird diese ganze Untersuchung eben zu einer so überaus interessanten. Die Mentelsche Bibel ist, ganz kleine Veränderungen abgerechnet, fast noch völlig in der Sprache gehalten, welche man zur Zeit der Abfassung dieser Übersetzung, d. h. um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Deutschland redete. Eggestein, in dem mehr und mehr erwachenden Bewußtsein, daß viele Wörter und Ausdrücke dieser ein Jahrhundert alten Redeweise seinen Lesern nicht mehr verständlich sein würden, hat darin schon hier und da Veränderungen, d. h. Modernisierungen vorgenommen. So hat Mentel für rechte und linke Hand noch überall die mittelhochdeutschen Bezeichnungen zese, flektiert zeswer, zeswe und winster, Eggestein hat, worauf schon Steigenberger hingewiesen, dafür fast überall das neuere „gerechte" und „gelinke" eingesetzt. „Ob dich betrüb dein zesem aug, brich es aus vnd wirffs von dir", heißt es bei Mentel Matth. 5, 29. Bei Eggestein dagegen: „dein gerechtz aug". — „Ernstlich die schaff schicket er zur seiner zesem: wann die Böck zur der winster" lautet es in der Schilderung des jüngsten Gerichts Matth. 25, 33 in der Mentelschen Bibel, in der Eggesteinschen dagegen: „ernstlich die schaff schicket er zur seiner gerechten: wann die böck zur d' gelinken." Es ist unnütz, Beispiele von dieser Modernisierung Eggesteins zu häufen, sie ließen sich in Menge anführen. Interessanter noch ist seine Umsetzung anderer älterer Wörter und Formen in neuere. So hat Mentel noch sehr häufig die mittelhochdeutsche Form dirre für das Pronomen demonstrativum dieser oder jener. „Sy sprechen an dem tag: secht dirr ist vnser gott" heißt es bei ihm Jesaias 25, 9, bei Eggestein: „secht der ist vnser gott". Bei Mentel in der Erzählung von der Begießung des Hauptes Christi mit köstlichem Wasser, Matth 26, 8: „worumm ist gemacht dirr verlust?" (d. h. diese Verschwendung); bei Eggestein: „dieser verlust". Mentel hat 1. Esra 3, 12 die alte mittelhochdeutsche Präteritalform schriren, sie schrieen: „Menig huoben auf die stymm vnd schriren in freuden"; Eggestein dagegen die neuere: „schrien in freuden". Mentel hat für „hören" noch meist das mittelhochdeutsche Wort lusamen, lusmen, welches Eggestein fast durchschnittlich mit dem modernen „hören" vertauscht hat. So Sprüche Salomo 4, 20 bei Mentel: „mein sun, lusam meiner wort!", bei Eggestein: „mein sun, hör meiner wort."

Die bei Mentel, der eine sehr unleserliche Handschrift bei seinem Abdrucke vor Augen gehabt zu haben scheint, sehr häufigen Druckfehler versucht Eggestein oft zu verbessern. Manchmal mit Glück. So wenn er Jesaias 5, 2 den Mentelschen Druckfehler: „er beschriet in“, nämlich den Weinberg, richtig ändert in „bescheiet in“. Bescheien, ein Wort, welches freilich, wie so viele alte Wörter und Formen jener mittelhochdeutschen Bibel, in keinem unserer mittelhochdeutschen, oder überhaupt deutschen Wörterbücher zu finden ist, kommt von dem, wohl dialektisch noch jetzt hier und da gebrauchten Substantivum schie, oder scheie, der Pfahl, her und heißt umzäunen, wie auch Luther die betreffende Stelle richtig wiedergegeben hat: „er hat ihn (nämlich den Weinberg) verzeunet“. Manchmal ist der gute Eggestein bei seinen Verbesserungsversuchen aber auch in wahrhaft ergötzlicher Weise hineingefallen. So, wenn er, worauf schon Steigenberger und nach ihm Walther aufmerksam gemacht hat, die Anfangsworte des Buches Hiob: „Ein man waz in dem land Hus bei namen iob“, wie sie in der Mentelschen Bibel lauten (bei Luther: in dem Lande Uz), ändert in: „ein man waz in dem land hieß bei namen iob“, weil er jenes: hus Mentels für die dialektische Imperfektform von heißen hielt. Oder wenn er, wie ich bemerkt habe, Genesis 45, 10 Joseph seinem Vater durch seine Brüder die Botschaft bringen läßt: „Steig ab zuo mir, nichten saum dich: vnd entwele in dem lande zesein“ (zu sein. Luther: Komm herab zu mir, seume dich nicht, du solt im Lande Gosen wohnen“). Die Vorlage Eggesteins, d. h. die Mentelsche Bibel, hatte in diesem Falle nämlich das Nomen proprium der Vulgata Gessen, d. h. Gosen, infolge eines Versehens zessen gedruckt und der Setzer Eggesteins glaubte diesen Druckfehler zessen superklug in ze sein, d. h. zu sein verbessern zu müssen.

Es würde mich zu weit führen und hieße die Geduld der geehrten Gesellschaft ermüden, wollte ich weitere Beweise für die Priorität der Mentelschen Bibel vor der Eggesteinschen, von denen Walther in seiner Schrift nur einige wenige giebt, anführen. Wem die von mir hier angezogenen noch nicht genügen, um jene so überaus interessante bibliographische Frage zu lösen, den verweise ich auf jenen, meinen Aufsatz in der „Neuen Preußischen Zeitung“, welcher dieser Frage ganz ausschließlich gewidmet ist.

Erwähnen will ich nur noch, daß Walther auf Grund dieses Ergebnisses mit vollem Rechte den Druck der Eggesteinschen Bibel um eine Zeit später ansetzt. Auch ich habe dies in jenem Aufsatze gethan, wenn auch nicht um so viel Jahre als Walther. Der Druck der Mentelschen Bibel hat sicher schon 1465 angefangen, und ist im folgenden Jahre 1466

vollendet worden. Denn in dem Exemplare derselben, welches sich auf der Königlichen Bibliothek zu München befindet, hat der Besitzer die Notiz eingetragen: „1466 27. Junio ward diß Buch gekauft uneingebunden vm 12 Gulden". Wenn also die Mentelsche Bibel im Jahre 1466 erst zum Verkauf kam, so wird nach Annahme Walthers die Eggesteinsche nicht vor 1470 gedruckt sein. Er unterschätzt hier aber vielleicht die Rührigkeit dieses flinken Nachdruckers, ich glaube, daß er immerhin schon 1467 oder 1468 mit seinem Nachdrucke fertig geworden sein kann.

Auch die Lösung eines zweiten Problems hinsichtlich des Druckes dieser vorlutherischen Bibeln, wie sie sich in der Waltherschen Schrift findet, der Frage nämlich, wie es möglich sei, daß die bisherige sogenannte vierte Ausgabe derselben, welche zuerst eine gründliche Revision des Textes bringt, bei Frisner und Sensenschmidt in Nürnberg gedruckt sei, wie Panzer und nach ihm Hain und alle folgenden Litterarhistoriker angenommen haben, während sie doch im Schweizer oder alemannischem Dialekte abgefaßt ist, der bekanntlich in und bei Nürnberg nicht gesprochen wird, ist schon früher angebahnt worden, wenn auch Herrn Walther das unbestreitbare Verdienst gebührt, diese Frage zum ersten Male in seiner Schrift glücklich und völlig gelöst zu haben. Schon der verstorbene Klemm in Dresden, jener höchst emsige und verdiente Sammler, der das Vermögen, welches er durch seine Berufsthätigkeit und seine, die Kunst des Zuschneidens behandelnde Schrift gewonnen hatte, in überaus löblicher Weise benutzte, um sich die ersten Erzeugnisse der neuerfundenen Buchdruckerkunst anzuschaffen, bemerkt in dem „Beschreibenden Katalog" seines „Bibliographischen Museums" bei Aufführung der sogenannten vierten, angeblich von Sensenschmidt und Frisner in Nürnberg gedruckten Bibel: „Es scheint uns übrigens zweifelhaft, ob man diese Bibel mit Recht die vierte deutsche nennt, oder ob nicht vielmehr der Günther Zainerschen, die als fünfte gekannt ist, der Vorrang gebührt". Ich selbst hatte in meinem oben erwähnten Aufsatze im Archiv, welchen Walther deshalb auch ein paar Mal zitiert, wenigstens auf die Unmöglichkeit hingewiesen, daß eine im Schweizer Dialekte gedruckte Bibel in Nürnberg herausgekommen sei. Walther löst nun alle diese Fragen in befriedigender Weise, indem er annimmt: 1. daß die Günther Zainersche in Augsburg gedruckte, bisher als fünfte bezeichnete Bibel entschieden vor der sogenannten Sensenschmidt-Frisnerschen herausgekommen sei, daß also ihr, nicht dieser, das Vorrecht gebühre, zum ersten Male eine umfassende Revision des alten Textes gebracht zu haben. Die bisher sogenannte vierte, angeblich Sensenschmidt-Frisnersche Bibel sei dagegen ein, offenbar in der Schweiz, wahrscheinlich in Basel angefertigter Nach-

druck der Günther Zainerschen, also als die fünfte Ausgabe der deutschen Bibel anzusehen und nicht vor 1474 herausgekommen. Beweise dafür sind ihm u. a.: 1. die Günther Zainersche Bibel hat noch eine, durch das ganze Werk fortlaufende Blätterzahl (532 Blatt), dagegen ist die Schweizer Bibel und nach ihr alle anderen in zwei Teile mit besonderen Blattzahlen geteilt. Zainer hätte diese sehr praktische Zweiteilung eines so umfassenden Folianten sicher auch angenommen, wenn seine Bibel nach der Schweizer gedruckt wäre. 2. Die Zainersche Bibel hat für die Über- und Unterschriften der Vorreden und der biblischen Bücher, entsprechend den Handschriften und den ersten drei Bibelausgaben, in welch' letzteren diese Über- und Unterschriften ebenfalls noch handschriftlich hinzugefügt sind, noch roten Druck gewählt, die Schweizer Bibel und alle folgenden schwarzen. 3. In Zainers Bibel ist das Gebet Manasse, welches er offenbar vergessen hatte, noch in einem Extrablatte hinzugefügt, in der Schweizer Bibel steht es schon im fortlaufenden Texte. Die anderen Gründe für die Priorität der Zainerschen Bibel sind ihrer Sprache entnommen, welche der der ersten drei Bibeln noch näher steht, als die Schweizer Bibel.

Der dritte Hauptpunkt, welchen die Walthersche Schrift behandelt, ist die oben schon berührte Frage, ob die vorlutherische deutsche Bibel waldensischen Ursprungs sei. Die darüber entstandene Controverse knüpfte sich an die im Jahre 1881—1884 im Verlage des litterarischen Instituts von Dr. Max Huttler zu München erfolgte Herausgabe einer Handschrift des neuen Testaments, welche sich in der Bibliothek des Stifts Tepl bei Marienbad in Böhmen befindet. Wie mir infolge meiner Besprechung des ersten Heftes dieser Publikation der greise Vorsteher dieser Bibliothek, Pater Klimesch, im Sommer 1883 (er zählte damals schon 75 Jahre) schrieb, war die Wichtigkeit des an sich unscheinbaren Manuskripts im Jahre 1839, als ihm die Verwaltung der Stiftsbibliothek übertragen wurde, noch unbekannt. Als Pater Klimesch dieselbe erkannt hatte, machte er, wie er mir mitteilte, den gelehrten Moskauer Professor Mich. Pogodin darauf aufmerksam und dieser wollte infolgedessen im Jahre 1847 jenen Codex mit nach Berlin nehmen, um ihn den Brüdern Grimm vorzulegen. „Ich hatte Mühe“, schrieb mir Herr Klimesch, „seinem Andringen nicht zu willfahren. Hätte mich damals mein guter Genius nicht bewahrt — der Codex wäre in dem darauf folgenden Jahre 1848 unrettbar verloren gegangen.“ Hier machte sich der gute Pater, dessen bibliothekarische Vorsicht an sich nur zu loben ist, denn doch übertriebene Vorstellungen von den Verwüstungen, welche die Stürme jenes Revolutionsjahres hier in Berlin angerichtet haben. Bibliothekarische Schätze sind in denselben meines Wissens nie zu Grunde

gegangen. Wie ich seinen brieflichen Mitteilungen weiter entnehme, machte sich Pater Klimesch darauf selbst über den Codex her und brachte seine Transskription in 10 Jahren zu stande, ein in Betracht der kleinen, höchst unleserlichen Schrift des Codex höchst mühsames und verdienstliches, leider der nötigen Sprachkenntnis entbehrendes Werk. Nachdem er zu verschiedenen, wie er selbst sich ausdrückt, unzähligen Malen Original sowohl als Abschrift bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, ohne ein mehr als flüchtiges Interesse zu erregen, bot er es endlich dem Huttlerschen Verlage, dessen saubere Druckproben seine Aufmerksamkeit erregt hatten, ohne jedes Honorar zur Veröffentlichung an, welche denn auch durch denselben erfolgt ist.

Die Annahme Haupts, daß unsere vorlutherische Bibel waldensischen Ursprungs sei, knüpfte sich nun hauptsächlich an den Umstand, daß der auf diese Weise zur öffentlichen Kenntnis gelangte Tepler Codex auch einige kleine dogmatische Stücke enthält, welche dem Bekenntnis der Waldenser entsprechen. Von einem einzigen derselben giebt dies auch Walther zu. Im übrigen sind alle von Keller und Haupt aufgestellten, hauptsächlich der Sprache entnommenen Gründe für ihre Hypothese hinfällig. Weder enthält die erste gedruckte Bibel, welche sich eng an den Tepler Codex anschließt, speziell waldensische Ausdrücke (auch daß sie das Wort Ketzer meide, ist durchaus unrichtig, wie Walther nachweist), noch ist die vierte Ausgabe, wie Haupt annimmt, eine im kirchlich-orthodoxen Sinne unternommene Überarbeitung des angeblich ursprünglich waldensischen Textes. Auch ich bin schon gelegentlich hinsichlich des letzteren Punktes der Annahme Haupts entgegengetreten. Jene Überarbeitung hat durchaus nichts speziell Kirchliches oder Katholisches, sondern verfolgt offenbar nur den Zweck, den alten Text dem Ende des 15. Jahrhunderts herrschenden Sprachgebrauche mehr anzupassen.

Einen Umstand, welcher sehr entschieden der Annahme widerspricht, als sei jene Verdeutschung von den Waldensern vorgenommen, will ich hier noch hervorheben. In der Vorrede zu der ersten niederdeutschen in Köln gedruckten Ausgabe der vorlutherischen deutschen Bibel wird bemerkt, daß die Handschrift derselben lange vor dieser Zeit schon „by mennygen devoten mynschen oeck yn kloesteren ende in conwenten gewest is". „Devote", d. h. fromme Menschen im Sinne des Verfassers dieser Vorrede, ebenso die Klöster und Konvente dürften nun wohl schwerlich in den Besitz einer waldensischen Handschrift gelangt und dieselbe ihrer Aufbewahrung würdig erkannt, sondern gewiß den ketzerischen Braten gerochen haben.

Der vierte Teil des Waltherschen Buches, welcher der originellste und selbständigste desselben ist, und wohl eigentlich den Anfang desselben

hätte bilden sollen, behandelt die verschiedenen zu seiner Kenntnis gelangten Handschriften derselben. Der Verfasser hat hier eine große Spürkraft und großen Fleiß bewiesen. Zu seiner Freude entdeckte er noch vierzehn solcher Handschriften, eine Freude, welche freilich wesentlich herabgestimmt ward, als sich bei weiterem Studium jener Handschriften ergab, daß nicht weniger als zehn davon nur Kopien einer schon gedruckten Ausgabe, meist der Mentelschen, sind. Die Thatsache, daß also auch noch nach Erfindung der Buchdruckerkunst so umfassende Werke, wie diese deutsche Bibel handschriftlich verbreitet wurden, ist an sich gewiß von Interesse. Auch die Handschrift, welche Goeze besaß und die jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek aufbewahrt wird, ist die Kopie eines Druckes und zwar sogar eines ziemlich späten. Der gute Hauptpastor ist dabei das Opfer eines Betruges und zwar eines ziemlich plumpen geworden. Die Handschrift dürfte nicht, wie die Unterschrift sagt, im Jahre 1404, sondern vielmehr 1504 angefertigt worden sein.

Die vier Originalhandschriften, welche also allein noch übrig bleiben, wenn man jene Kopien von gedruckten Exemplaren abzieht, sind eine in Wolfenbüttel, eine in der Stadtbibliothek zu Nürnberg vorhandene, sodann der mehrerwähnte Tepler Codex und endlich eine in der Gymnasialbibliothek zu Freiberg befindliche, welche von Dr. Reinhard Kade im Programm des Freiberger Gymnasiums von 1886 besprochen worden ist. Erwägt man nun, wie auch Walther Sp. 174. 177. 179 seines Buches konstatiert, daß selbst diese vier letztgenannten Handschriften Vorlagen folgen, welche den Text des Originals schon mehr modernisiert hatten, als die Rezension, welche in der ersten gedruckten, d. h. in der Mentelschen Bibel vorliegt, so ergiebt sich als wichtiges Resultat, daß diese Mentelsche Bibel überhaupt die Haupt- und beste Quelle für jene spätmittelalterliche deutsche Bibelübersetzung bildet. Der Wert derselben stellt sich also als ein wesentlich höherer heraus, als er bisher angenommen wurde, und wenn die Erwartungen Walthers hinsichtlich der Resultate seiner Handschriftenforschungen durch die geringe Originalität derselben getäuscht worden sind, so konnte das Vergnügen über den Besitz einer Mentelschen Bibel, in den auch ich aus dem Klemmschen Nachlaß gelangt bin, dadurch nur vermehrt werden.

Zum Schlusse will ich noch eine Probe von der Sprache dieser ersten deutschen Bibel geben. Ich wähle dazu das Gleichnis vom verlornen Sohn aus dem 15. Kapitel des Lukasevangeliums, welches darin folgendermaßen lautet: „Ein man der hett zwen sün: vnd d' jungst von in sprach zu dem vatter. Vatter =gib mir den teil des guts, der mich angehört. Und er teilt im dz gut. Vnd nit nach manigen tagen: do der jungst sun hett gesament alle ding er gieng fremdigliche in ein ferre

gegent: wann do verzert er sein gut lebent vnkeuschlich. Vnd dornach do er hett verzert alle ding: starcker hunger wart gemacht in der gegent: vnd im begunt zegebresten (Mangel zu leiden) Vnd er gieng vnn hielt sich zu eim der burger der gegent: vnd er sant in in ein dorff das er waident die schwein. Vnd er begert ze satten seinen bauch von den trabern die die schwein assen: vnd nyemant gab sy im. Wann er kert wider in sich vnd sprach: Wie manig mietling begnugten (d. h. hatten genug) des brotes in dem haus meins vatters: wann ich verdirb hie hungers. Ich stee auf (statt: ich werde aufstehen, die Sprache der ersten Bibel kennt noch kein Futurum) vn gee zu meinem vatter: vnd sprich zu im vatter: ich hab gesunt im himel vnd vor dir: vnd jetzunt bin ich nit wirdig dz ich werd geruffen dein sun: mach mich als einen von deinen mietlingen. Er stunde auff vnd kam zu seinem vatter. Wann noch do er was ferr. sein vatter sache in. vnn wart bewegt mit der erbarmbd: er lieff vnd viel auff seinen Hals: vn kust in. Vnd der sun sprach zu im . vatter: ich hab gesunt im himel vnd vor dir: jetzunt bin ich nicht wirdig das ich werd geruffen dein sun. Wann der vatter sprach zu seinenen knechten bringt her schier das erst gewand vnd vasst (bekleidet) in: vnd gebt ein fingerlin an sein hant: vnd schuch an die fusse vnd zufurt ein faistes kalb vnd derschlachtz . vnd wir essen vnd wirtschafften: wann dirr mein sun was dott vnn ist lebentig worden: er waz verdorben vnd ist funden. Vnd sy begunden zewirtschafften. Wann der eltest sun was an dem acker. Vnd do er kam vnd genachent (sich nahte) dem haus . er hort den don vnd die stymme . vnd er rieff eim von den knechten: vn fragt was dings do weren. Vnd er sprach zu im . dein bruder der ist kumen: vnd dein vatter hat nidergeschlagen ein faistes kalb: vnd hat in entpfangen behalten. Wann er verunwirdigtz (nahm es übel): vnd wolt nit eingeen. Wann sein vatter gieng auß er begund in zebitten. Er antwurt vnd sprach zu seim vatter. Sich (siehe) als (so) vil jar dient ich dir: vnd vbergieng nyt dein gebot: vnd du gabt (gabst) mir nye ein zicklin dz ich hett gewirtschafft mit meinen freunden. Wann seyt das dirr dein sun ist kumen d' (der) do hat verzert sein gut mit den gemeinen weiben: du hast niederschlagen ein faistes kalb. Vnd er sprach zu im: Sun du bist ze allen zeytten mit mir: vnd alle meine ding die seint dein. Wann es gezam (ziemte sich) ze wirtschafften vnd ze frewen: daz dirr dein bruder was dott vnd ist lebentig worden: vnd zw (war) verdorben vnd ist funden"

Ein Wort

zu meiner Schrift: „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung."

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Daß in unserem deutschen Unterrichte eine gewisse Geschraubtheit und Verstiegenheit sich geltend macht, in die er nach und nach, namentlich durch das einseitige Hinüberblicken der höheren Schulen nach den Universitäten und dem gelehrten Betriebe der Studien, hineingeraten ist, das ist eine Thatsache, der sich niemand verschließen kann, der den wirklichen Betrieb des Unterrichtes in unseren Schulen mit unbefangenem Blicke betrachtet. Die Gefahr liegt nahe, daß wir uns im deutschen Unterrichte in eine einseitige Linguistik und in litterarhistorischen Notizenkram verlieren oder in einem unfruchtbaren Arbeiten mit leeren ästhetischen Formeln und bloßen Schlagwörtern uns festfahren. Bei einem solchen Unterricht müßten aber Herz und Geist unserer Jugend, die ohnehin durch den materiellen Zug unserer Zeit schon schwer geschädigt werden, alle Spannkraft und Wärme verlieren und schier zusammentrocknen wie die ausgebrochenen Herzblätter der durch Kunst emporgetriebenen Pflanzen. Eine Rückkehr zur Einfachheit und Natur thut uns daher vor allem not, wie auf allen Gebieten so auch auf dem des deutschen Unterrichts. Muß denn in unserem geliebten deutschen Vaterlande erst allem ein gelehrtes Mäntelchen umgehängt werden, damit es Ansehen und Geltung erhält? Ich glaube vielmehr, der Lehrer vor allem darf sozusagen nicht in der Gelehrsamkeit stecken bleiben, in die er sich auf der Universität mit Recht eingearbeitet hat, sondern er muß über diese hinaus zu einer erhöhten Natur sich durchringen, indem er überall auf den Kern und das Wesentliche dringt und so zugleich die Gelehrsamkeit zu echter Wissenschaftlichkeit vertieft.

Eine solche Rückkehr zur Einfachheit und Natur hat mir vor allem als höchstes Ziel vor Augen geschwebt, als ich an die Abfassung meiner Schrift über die Behandlung der Lektüre ging. Ich habe das in dem Vorworte vielleicht nicht genügend hervorgehoben und darf es daher hier an dieser Stelle wohl nachtragen. So bin ich namentlich bemüht gewesen, alle tote litterarhistorische Gelehrsamkeit, die sich gerade bei Gedichterklärungen so breit zu machen pflegt, mit Entschiedenheit hinauszuwerfen. Bei meiner Erklärung des „Glückes von Edenhall" wird man z. B. einen Hinweis auf Ritsons Fairy tales und die dort als neunzehnte erzählte Geschichte „Das Glück von Edenhall" oder auf Hutchinsons

History of Cumberland vergeblich suchen. Oder bei der Erklärung des Gedichtes „Des Sängers Fluch" habe ich eine mehrere Seiten lange Ausführung über die Quelle, in der ich R. M. Werners schöner Abhandlung in Seufferts „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte" (I, 503—511) teils zustimmte, teils entgegentrat, nachträglich gestrichen, weil die Gefahr, daß der Lehrer derartige Dinge doch am Ende, durch meine Darstellung verführt, dem Tertianer mitteile, mir doch recht naheliegend erschien. Es ist ja ganz anziehend, zu erfahren, daß Uhland zu „Des Sängers Fluch" durch die schottische Romanze „Der eifersüchtige König" (in Herders Stimmen der Völker III, Nr. 5) begeistert worden ist, die nach Herders Angabe sich auf den Grafen Murray beziehen soll, welcher am 7. (oder am 1.) Februar 1592 vom Grafen Huntley auf Befehl des Königs Jakob VI. ermordet wurde, weil die Königin Anna (eine dänische Prinzessin) ihn zu eifrig gerühmt hatte. Aber in Uhlands Gedicht ist außer der Eifersucht des Königs auch nicht ein einziger Zug der schottischen Ballade beibehalten, auch die Motive, die er der englischen Ballade König Esthmer (Herders Stimmen der Völker III, Nr. 18) und der schottischen Murrays Tod (a. a. O. III, Nr. 6) entnommen haben soll, sind zu neuen und ganz eigenartigen Klängen umgestaltet: sodaß diese ganze litterarhistorische Beleuchtung des Gedichts für die Erklärung des Inhalts und die Darlegung der dichterischen Schönheiten ohne jede Bedeutung ist. Nur wenn derartige litterarhistorische Bemerkungen für die Auffassung des Inhalts und der dichterischen Gestaltung Wesentliches beibringen, wenn sie also für den Unterricht lebendig und fruchtbar gemacht werden können, gehören sie in die Schule, sonst sind sie aber mit rücksichtsloser Entschiedenheit von dem Unterrichte fern zu halten.

Die angeführten Beispiele, die ich leicht vermehren könnte, mögen genügen, um meinen Standpunkt darzulegen. Ob ich freilich das Ziel, das mir vorschwebte, auch wirklich überall erreicht habe, das ist eine Frage, die sich erst dann mit einiger Sicherheit wird beantworten lassen, wenn das Buch in einer Reihe von Jahren praktisch erprobt sein wird. Für die Benutzung des Buches wird aber das, was ich hier dargelegt habe, nicht ohne Bedeutung sein, und ich wünsche nur, daß meine bescheidene Arbeit ein wenig mit dazu beitrage, daß Einfachheit und Natur, Wahrheit und Gesundheit, Frische und Lebendigkeit die festen Grundlagen unseres deutschen Unterrichtes werden.

Ein sinnentstellender Druckfehler, der sich auf Seite 281, Z. 7 v. o., eingeschlichen hat, kann vielleicht hier berichtigt werden; es muß heißen: Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein!" (statt: nimmer).

Sprechzimmer.

1.

Wir bringen folgende, an den Herausgeber dieser Zeitschrift gerichtete Zuschrift zum Abdruck:

Ihr jüngst erschienenes Buch, durch welches Sie eine neue fruchtbare Behandlung der Lektüre im deutschen Unterricht anbahnen, hat auch mich hoch erfreut, und ich bekenne dankbar, manche neue Erklärung durch dasselbe kennen gelernt und manchen neuen Gesichtspunkt für die Betrachtung darin enthaltener Stücke gewonnen zu haben. War ich so an nicht wenigen Stellen genötigt, alte Anschauungen aufzugeben, so kann ich dies nicht in Bezug auf einige Stellen Uhlandscher Gedichte. Erlauben Sie, daß ich die Auffassung derselben, welche ich schon seit einem Jahrzehnt meinen Schülern vermittele, verteidige. Es handelt sich zuerst um Strophe 13 der zweiten Ballade vom alten Rauschebart:

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht.
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in acht;
„Drei Könige zu Heimsen," so schmollt es, „das ist viel!
„Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

Sie bemerken dazu auf Seite 370: „**Erwischt man noch den vierten**, gemeint ist der Wunnensteiner, der nicht mit unter den Gefangenen war. Das Bäuerlein schmollt, daß dieser ihnen entgangen ist." Danach fassen Sie hier **schmollen** in der gewöhnlichen neuhochdeutschen Bedeutung, nehmen also an, daß das Bäuerlein im Ernste ob dem Entkommen des Wunnensteiners ergrimmt ist. Ich glaube das nicht. Die gewöhnliche Bedeutung des Wortes, welche Weigand durch „mit mürrischem Schweigen unfreundlich sein" umschreibt, ist hier unmöglich am Platze. Das Bäuerlein, welches dort nach gethaner Arbeit behaglich am Spieß lehnt, ist vielmehr ob des Erfolges der Gräflichen in so gehobener Stimmung, daß es ein Witzchen nach seinem Geschmack macht. Ich glaube unzweifelhaft, daß wir **schmollen** hier in der Bedeutung „lächeln" zu fassen haben, worüber Schmellers Bayerisches Wörterbuch (2. Ausgabe) Bd. II, Sp. 549 zu vergleichen ist, das unter anderem diese Bedeutung aus einem **schwäbischen** Vokabular von 1618 belegt. — Die zweite Stelle ist Strophe 11 des Schenken von Limburg:

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.

Sie bemerken auf Seite 384: „**Er schwenkt den Becher klar**, d. i. den klaren Becher, den hellleuchtenden Becher. **Schwenken** ist Kausativum

zu schwingen." Dagegen habe ich zu bemerken, daß mir „hellleuchtend" als schmückendes Beiwort für den hölzernen Becher kaum passend erscheint. Ferner scheint mir die Annahme, daß der Graf den Becher, bevor er ihn gefüllt, hin und her geschwenkt habe (denn nur diese scheint möglich, wenn wir schwenken im gewöhnlichen Sinne nehmen), nicht statthaft. Ich faßte schwenken hier immer = durch schwingend bewegte Flüssigkeit reinigen; in meiner Heimat gebraucht man auch das Kompositum ausschwenken = ausspülen. Klar bezeichnet also den Zustand, welcher durch das „Schwenken" erzeugt wird. Wie hier klar, wo wir in gewöhnlicher Rede „rein" sagen würden, gebraucht Uhland auch helle im Roland Schildträger, Strophe 16:

(Roland) ging zu einem Quelle;
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.

In Strophe 12, wo der Kaiser sagt: „Du schwenktest mir den Becher . . ." ist demnach mir = für mich, während es ziemlich überflüssig wäre, wenn wir schwenken im gewöhnlichen Sinne faßten.

Die dritte Stelle ist in König Karls Meerfahrt, Strophe 4:

Herr Oliver war auch nicht froh;
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so
Wie um die Alteclere."

Altecläre[1]) erklären auch Sie (S 380) aus alta clara, d. i. die hohe und helle, leuchtende Waffe. Das ist offenbar etymologisch ganz richtig, aber damit nach meiner Meinung die Stelle noch nicht genügend erklärt. Dem Oliver ist nach des Dichters Absicht wirklich die alte Kläre seine alte Liebe; ein köstlicher humorvoller Zug, den wir auch dem Schüler nicht vorzuenthalten brauchen, wenn wir ihn daran erinnern, wie man sich in alter Zeit Gegenstände des beständigen Gebrauchs belebt dachte, und mit welcher Liebe die alten Helden an ihrem Schwerte hingen, z. B. Roland herbeiziehen, der seine Durendarte lieber zerschlägt, als daß er sie „lebendig" in die Hände der Feinde fallen läßt. Auch Körners „Eisenbraut" dürfte herbeizuziehen sein. Was meinen Sie? Vielleicht würdigen Sie diese Zeilen der Veröffentlichung im „Sprechzimmer", und ich darf dann auch Ihre Ansicht hören.

Northeim. **R. Sprenger.**

1) So die Schreibung in Ihrem Kommentar! Obgleich ich in den mir zugänglichen Ausgaben Alteklere finde, so halte ich es doch für möglich, daß diese Form erst von den späteren Herausgebern zur Herstellung des Reimes gesetzt ist, und daß Uhland ursprünglich Alteclare schrieb.

Digitized by Google

2.
Erwiderung.

Für die freundlichst gespendeten Bemerkungen zu meiner „Lektüre“ sage ich Herrn Dr. Sprenger meinen verbindlichsten Dank. Zweifellos ist es vollkommen richtig, wenn man schmollen in der angeführten Strophe in der Bedeutung von lächeln faßt. Ist doch schmollen eine jüngere Bildung zu dem mittelhochdeutschen smielen, d. i. lächeln (engl. to smile), so daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes sicher lächeln war. Da nun Herr Dr. Sprenger zugleich den Nachweis bringt, daß das Wort in der schwäbischen Mundart in dieser Bedeutung fortlebt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es hier von Uhland in diesem mundartlichen Sinne verwendet ist. Ich möchte es dann aber nicht durch lächeln, sondern besser durch schmunzeln wiedergegeben sehen. Das mundartliche schmollen entspricht ganz genau unserem schriftdeutschen schmunzeln. Mir war die Erklärung, die Herr Dr. Sprenger giebt, nicht unbekannt, sie findet sich auch in verschiedenen weitverbreiteten Gedichterklärungen, z. B. in Düntzers Erläuterungen zu Uhlands Balladen und Romanzen, 2. Aufl. S. 290, in R. Dietleins „Dichtungen der deutschen Lesebücher“, Wittenberg, Herrosé II, 161 u. a.; ich nahm sie aber nicht an, weil mir der Nachweis fehlte, daß das Wort gerade in der schwäbischen Mundart sich finde. Diesen Nachweis hat nun Herr Dr. Spenger in höchst dankenswerter Weise erbracht [1]), und ich bitte die geehrten Benutzer meines Buches, in meiner Lektüre I, 370 die Sprengersche Erklärung einsetzen zu wollen.

Ebenso ist es zweifellos richtig, daß die Worte im „Schenk von Limburg“: „Er schwenkt den Becher klar“ in dem von Herrn Dr. Sprenger gefaßten Sinne zu verstehen sind: „Er spült den Becher im Bache aus“. Diese Erklärung war mir ganz überraschend und neu; an ihrer Richtigkeit ist jedoch nicht zu zweifeln. Der Beweis für die Richtigkeit der Sprengerschen Auffassung liegt in den Worten des Kaisers:

Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk.

---

1) Zugleich ist damit auch erwiesen, daß Schiller im Fiesko III, 2 in den Worten: „Zu stehen in jener schrecklich erhabenen Höhe — niederzuschmollen in der Menschlichkeit reißenden Strudel u. s. w.“ sich des nämlichen Ausdruckes bedient und niederschmollen in dem Sinne von niederlächeln, herablächeln gebraucht.

Der Kaiser zählt also das Schwenken mit zu den ihm erwiesenen besonderen Dienstleistungen des Schenken; es gehörte also mit zu den Verrichtungen des Schenken wie das Füllen und das zum Munde Halten, und daher kann hier mit dem Schwenken nur das Ausspülen des Bechers gemeint sein. Hiernach ist I, S. 384 meiner Lektüre zu berichtigen.

Nicht beitreten kann ich dagegen der Meinung, daß die Altecler oder Altekläre noch eine über den Namen des Schwertes hinausgehende Bedeutung haben soll. Schon darin allein, daß dem Schwerte ein Name gegeben wird wie einer Person, kommt das traute Verhältnis des Ritters zu seiner Waffe zu innigem Ausdruck. Die Volksetymologie „alte Kläre", zu der die Schüler ohnehin neigen, ist daher meines Erachtens abzulehnen.

Dresden. **Otto Lyon.**

3.

In dieser Zeitschrift (Jahrg. IV, S. 160) sucht R. Sprenger die Stelle aus Kopischs Bärenschlacht: „Nun Männer, Bürger, Tapferkeit! Zeigt, daß ihr nicht vom Nußbaum seid!" durch den Volksglauben zu erklären, daß der Nußbaum geschlagen werden müsse, um Früchte zu tragen. Ich glaube nicht, daß sich diese Stelle dadurch erklärt, auch nicht, daß Reuter seinem Jung-Jochen den Namen Nüßler mit Bewußtsein gegeben hat, weil er diesen Volksglauben kannte. Es wäre nicht unwahrscheinlich, daß Reuter den Namen schon als Eigennamen vorfand; ich kann ihn aber in Mecklenburg nicht nachweisen. Er hat ihn gebildet mit bewußter Anlehnung an nd. „nusslich". Nußlich (auch nüßlich) nennt der Mecklenburger einen unordentlichen oder einen langsamen, trägen, energielosen Menschen, der nicht recht vorwärts zu bringen ist, willenlos, wie Sprenger sagt. In Mecklenburg sagt man weniger „er ist eine alte Nuß" als „he is 'n ollen nussel". Dies Wort „Nussel" und „nüsslich" hat meiner Ansicht nach nichts mit der „Nuß" zu thun; ich setze es zu engl.: to nuzzle (andere Formen sind: nosel, nousel, nousle, nowsle, nusle, nuzle), welches nach Webster bedeutet: a) to work with the nose; b) to go with the nose thrust out and down like a swine; c) to hide the head, as a child in the mother's bosom; d) to loiter; idle, z. B.: He sometimes charged through an army of lawyers, sword in hand, and sometimes nuzzled like an eel in the mud.

Anderseits wird aber auch die Nuß mit dem Charakter des Menschen in Verbindung gebracht. Die Redensart „er ist eine alte Nuß" ist besonders in Pommern, Westpreußen und Posen häufig. Auch in Mecklenburg spielt „de nöt" eine große Rolle; enen nötap (Nußaffe), 'n lütten nötap, 'n nöting nennt man einen in geistiger oder

körperlicher Hinsicht unbedeutenden Menschen; nöting heißt also einerseits dummer, einfältiger Mensch, dann unvermögender, ohnmächtiger, feiger. Es fragt sich zuerst, welche Nuß gemeint ist, die Walnuß oder die Haselnuß; was versteht Kopisch unter dem „Nußbaum", einen Walnußbaum oder einen Haselstrauch? Hier in Mecklenburg nennt man den Haselstrauch „Hasselbusch", aber auch sehr oft „nötbôm"; unter „nöt" versteht man durchweg Haselnüsse (nöt plükken, mid nöt spelen, dat's 'n gôr nötjôr u. s. w.). Ich glaube, Kopisch dachte an unserer Stelle an einen Haselstrauch, der mundartlich Nußbaum genannt wird. „Zeigt, daß ihr nicht vom Nußbaum seid," heißt also, „zeigt, daß ihr keine Nüsse (d. i. Haselnüsse) seid", d. h. so schlecht wie Haselnüsse. Die schlechte Bedeutung hängt mit der Winzigkeit und Wertlosigkeit der Nuß zusammen. Die Kinder spielen mit ihr, sie ist häufig und leicht zu haben und dabei so handlich zum Spielen, das Mittelding zwischen einer Kastanie und einer Erbse oder einem Kirschkern. „Sik üm ne nöt vertüren" heißt: sich um nichts entzwein. „Ich achte den Fiscal nicht eine Not" heißt es bei Schiller und Lübben (Mnd. W. unter Not. Cl. Bur 172), d. i. = gar nicht. Die dicke, schwer zu öffnende Schale ist vollständig wertlos, steht in keinem Verhältnis zu dem kleinen Kern: „We da eynen sack myt nöten uth hoket De vorkofft mer holtes den karne" (Koker, S. 343). Obgleich die Nuß oft sehr schwer zu knacken ist, so heißt doch „dû lütt nötknacker" so viel wie: Du kannst nichts ausrichten; der Nußknacker ist eben eine schwächliche, komische Figur. Ferner ist die Nuß sehr unzuverläßlich, oft ist sie hohl oder wurmstichig und täuscht den Menschen, der sie knackt; besonders gilt dies von der alten Nuß, deren Kern zusammentrocknet. Danach würde also die Stelle bei Kopisch heißen: „Zeigt, daß ihr nicht so klein, wertlos und unzuverlässig seid wie Nüsse, daß ihr keine Nußknacker oder Feiglinge seid." Einen solchen feigen Menschen nennt der Mecklenburger direkt „Jehann Nöt". Er legt also der Nuß den Beinamen Jehann bei, das an sich schon einen dummen Menschen bezeichnet (Jehann von 'n laun). Ich erinnere an Hanswurst, engl.: Jacktar = Haustheer, Matrose; Jackpudding, Tom thumb = Däumling. Bei Tieren sind solche Vornamen noch viel häufiger, auch in den romanischen Sprachen. Die Bezeichnung „Jehann Nöt" kannte Reuter sicher, und er hätte sie gewählt, wenn ihm nicht Nüßler (von nusslich) besser geschienen hätte. Er bekam den Vornamen Jochen, der mehr das Langsame seines Wesens als seine Dummheit bezeichnet. Einem höchst beschränkten Menschen giebt der Niederdeutsche daher den Vornamen Jehann Jochen nach dem alten Sprichwort: „öwer krüz bölt duwwelt harr de jung seggt, un harr speck up't smolt leggt." Ich glaube, wir treffen das Richtige, wenn wir sagen, daß die Aus-

drücke „nusslich“ und „Jehann Nöt“ beide zur Bildung von „Jochen Nüßler“ beigetragen haben.

Über solche charakteristische Vornamen, wie sie die deutsche Schriftsprache und die Mundarten Menschen, Tieren und leblosen Gegenständen beilegen, will ich einmal im Zusammenhang in dieser Zeitschrift sprechen.

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

4.

Jochen Nüßler. In dem 2. Hefte dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890, S. 160) bemerkt Herr R Sprenger: „Übrigens nennt man noch jetzt in Norddeutschland einen willenlosen Menschen eine alte Nuß und Fr Reuter hat seinen Jochen Nüßler wohl mit Rücksicht auf diesen Sprachgebrauch so genannt.“

Die Bemerkung über den Namen Nüßler halte ich nicht für richtig; denn ich glaube, daß hier bei Fr. Reuter das bekannte plattdeutsche Wort Nüßler vorliegt. Dieses bezeichnet einen langsamen, unentschiedenen Menschen; einen Mann, der mit seiner Arbeit, sei sie nun körperlich oder geistig, nicht von der Stelle kommt. Langsam arbeiten, bezw. denken, heißt plattdeutsch nüsseln. Man sagt: He nüsselt so lang, dat he to lat kummt. (Er zögert so lange, daß er zu spät kommt.) Einen langsamen Mann nennt man bei uns plattdeutsch Nüsselhans, Nüsselpeter; eine langsame Frau Nüsseltrienk, Nüsselfieken (langsame Katharine, langsame Sophie). So heißt es: He is'n rechten ol'n Nüsselhans, en ol'n Nüßler.

In Mecklenburg versteht man unter nüsseln und Nüßler dasselbe, wie mir ein geborner Mecklenburger mitteilte. Niemand denkt, nach seiner Aussage, in Mecklenburg bei Nüßler an Nuß, da ja Nuß plattdeutsch auch Nutt heißt.

Die Bedeutung des plattdeutschen Wortes Nüßler stimmt mit dem Wesen Jochen Nüßlers vollständig überein; das wird jeder Kenner der plattdeutschen Sprache hoffentlich zugeben.

Lüneburg. **H. Kohrs.**

5.

In dieser Zeitschrift (Jahrg. IV., S 166) erklärt S. Feist die Redensart „an etwas vergessen“ sehr richtig als Analogieschöpfung nach dem Muster von „an etwas denken“. Ich habe sagen hören „auf etwas vergessen“; hier ist natürlich Analogiebildung mit „sich auf etwas besinnen“. Der Verfasser sagt dann, die Analogiewirkung könne sich sogar auf rein lautliche Verhältnisse erstrecken; mir scheinen, soweit ich Sprachen beobachtet habe, die lautlichen Analogiebildungen gerade so häufig zu sein wie die syntaktischen; besonders im Französischen wird der Laut oft durch Analogie affiziert.

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1889.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Vorlesungen über Schillers Wallenstein, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung) 1889. Preis 5 Mark.

Produktiv im eigentlichen Sinne wird die ästhetische Kritik unserer klassischen Dichtung heutzutage nur dann sein, wenn sie unbeeinflußt von überlieferten Urteilen einzig und allein das Kunstwerk zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen macht. Es soll hier nicht die Rede sein von den Nachbetern, die Erläuterungen und Kommentare zu dichterischen Werken schreiben, deren Verständnis ihnen durch eigenes gewissenhaftes Lesen gar nicht aufgegangen ist; auch die ehrliche, berufene Beurteilung steht vielfach unter dem Banne vorgefaßter Meinungen, die sich ihr in immer neuem Gewande, oft unter blendender Hülle in der stetig wachsenden Erklärungslitteratur unwillkürlich aufgedrängt haben, oder sie wählt selbst einen einseitigen Standpunkt der Beleuchtung, einseitig insofern, als sie auch nur die Entstehungsgeschichte der fraglichen Dichtung zur Grundlage einer ästhetischen Betrachtung macht. Der ersteren Gefahr ganz zu entgehen, ist Sache des Glücks, der zweiten aber ist der entschlossene Mut gewachsen. Man muß es beispielsweise fertig bringen, den Selbstzeugnissen des Dichters, den gelegentlichen Äußerungen im Briefwechsel über den Stand seiner Arbeit zunächst mit einem gewissen Mißtrauen zu begegnen, sich in der Analyse des Kunstwerkes durch sie nicht beirren zu lassen in der richtigen Erwägung, daß der Schöpfer des letzteren selbst, wenn die vollendete Gestalt ihm vorgelegen hätte, anders geurteilt haben würde, und daß viele dieser sogenannten Beweisstellen nach einer unbeeinflußten Lektüre eine ganz andere Auslegung zulassen. — Je eifriger in neuester Zeit die litterarische Bewegung auf genanntem Gebiete sich wieder Schiller zuwendet, desto ausdrücklicher möchten wir jenes Verfahren in Empfehlung bringen, damit der aufblühenden, immer noch lohnenden schriftstellerischen Beschäftigung mit unserem Dichter frisches Blut und neu pulsierendes Leben zufließt. — K. Werders Vorlesungen über Schillers Wallenstein dürfen, so scheint es uns, als mustergiltig hingestellt werden. Aber darin liegt nicht der einzige Vorzug des Buches; zu jener erwähnten Methode der Behandlung — auch davon überzeugt uns das Studium dieser Vorlesungen — muß die Gabe hinzukommen, genial Erfundenes und Geschaffenes gleichsam nachschaffen und nachempfinden zu können Dann dürfen wir mit Sicherheit

erwarten, daß einseitige Urteile umgestoßen, neue Gesichtspunkte der Betrachtung aufgestellt, Plan und Absicht des Dichters in das rechte Licht gesetzt werden. — Wir können uns nicht versagen, zum Beweise hierfür einige Hauptgedanken aus dem genannten Werke anzuführen. Durch eine äußerst lebendige Skizze von dem Verlauf des Stückes empfangen wir sofort einen deutlichen Begriff von Schillers Meisterschaft im dramatischen Organisieren eines so gewaltigen Stoffes, von seinem großartigen poetischen Bändigungsvermögen einer so wilden und spröden Materie gegenüber, von der ausgezeichneten Kontinuität der Handlung im Wallenstein, sofern nämlich Prolog und Piccolomini sich zum „Tod" verhalten wie die Vorbereitung zur Entscheidung, von der untrennbaren Geisteseinheit der beiden Scenen Octavio-Max (Picc. II.) und Wallenstein-Seni (Wallenst. Tod I, 1). Folgt hierin der Verfasser offenbar der Analyse G. Freytags (in der „Technik des Dramas" S 174 flg.), welcher die Zusammengehörigkeit jener beiden Scenen so charakteristisch als „ein Schweben auf der Höhe" bezeichnet hat, so bringt uns der Schluß der ersten bis fünften Vorlesung eine an neuen Ergebnissen reiche Exposition des Charakters von dem Helden des großen Doppeldramas. Wie wundervoll hat es Schiller verstanden, unsere innige Parteinahme für den politischen Verbrecher zu erregen! Allerdings bricht auch der politische Wallenstein die Treue, aber dem treulosen Kaiser, der ohne den Mord nicht mehr auszukommen glaubt. In welcher Rechtfertigung, in welcher Hoheit tritt die Leidenschaft der Herrschsucht entgegen! Eine Krone will Wallenstein für sich, aber er will auch dem Reiche den Frieden geben. Mit einem Hochverräter solchen Schlages, der so hohe Zwecke verfolgt, von so großem nationalen Sinn beseelt ist, sympathisieren wir und nicht mit dem in seiner Hofburg vor ihm zitternden Kaiser. Dann ist Wallensteins Untergang auch nicht die tragische gerechte Strafe für den Verrat an jenem, sondern für den dämonischen Einfall, die Kriegsfurie zur alleinigen Herrin der Dinge zu machen, und dies einzig aus der Absicht, um im allgemeinen Verderben für sich selbst zu prosperieren, also für den größeren Hochverrat am Allgemeinen, weshalb auch sein Sturz nicht infolge seines Verrates am Kaiser, sondern unmittelbar und direkt durch die Armee bewirkt wird, die eben durch kein sittliches Band in sich selbst und mit ihm verknüpft ist. Im Gegensatz zur gewöhnlichen Auffassung bezeichnet Werder ferner Aberglaube und Verblendung als das Primäre in Wallensteins Charakter, als den tragischen Mittelpunkt; als sekundäres Motiv gefaßt wäre eben seine grenzenlose Verblendung ein klägliches Ding, eine Schwäche des Helden, ein Leichtsinn, dann hätte man wohl Unglück die Fülle, aber keine Tragik. Neues Licht verbreitet Werder auch über den Sternenglauben Wallensteins.

Durch denselben wird nicht, wie Palleske meint, die Schuld des Helden abgenommen und abgewälzt, sondern vielmehr abgetragen und abgezahlt. Wie absolut dieser Wahn von ihm Besitz genommen hat, zeigt die Mitteilung der Begebenheiten von der Lützener Schlacht, die die innerste Offenbarung von Wallensteins Wesen, den Höhepunkt seines Charakters enthält, darum auch von allen Momenten des Stückes am unvergleichlichsten auf den Hörer wirkt. Häufig genug hat die Kritik die Vertrauensseligkeit des Helden gegenüber Buttler getadelt. Werder zeigt, daß diese Verblendung recht wohl zu begreifen ist, wenn man sie nur überhaupt nicht bloß als ein Accidens in ihm auffaßt. Aus Hochmut, der das Individuelle an ihm ist, vertraut er Buttler, verwirft er zuletzt auch das Orakel der Sterne, als Seni ihn zur Flucht mahnt, da die Zeichen grausenhaft stünden. Er ist eben kein Abergläubiger geringeren Schlages, sein Glaube an sich, an Schicksal und Glück sind unzerstörbar. „Bei relativem Wahn würde Wallenstein unsere Achtung und mit ihr unser Mitleid verlieren; bei absolutem, als Folge eines inneren Frevels gegen Idee, Geist, Gesetz, gewinnt er unseren Schrecken, unsere Furcht für sich; und da die Verblendung ihn ins Gericht treibt, eben weil sie absolut ist und als immanente Kraft an ihm wirkt, dadurch unser Mitleid." Aber auch die Lichtseiten in Wallenstein werden mit trefflichen Strichen geschildert: die Süße in der Herbheit des Charakters die Seelenhaftigkeit, die ihn uns menschlich nahe rückt, das Zaubergewand von erquicklicher Jugend und Herosfrische um die dämonische Gestalt. Seine Kunst, dem schaffenden Genie auf Schritt und Tritt zu folgen, beweist der Verfasser am besten, wenn er diese positive Seite aus der negativen, aus dem schwarzen Punkt des Charakters, der das Ziel ist der Nemesis, zu erklären versteht. „Denn nie verfliegt der Rausch — der Glücksrausch im Haupte Wallensteins — nie, trotz allem Unheil, und es giebt kein Unglück für ihn .... In dem Augenblick, dem einzigen, wo die Augen ihm aufgehen, schließen sie sich auf ewig .... die Züge menschlicher Schönheit in ihm — der Reiz seines Tones, das Treuherzige, Anziehende, Gewinnende in ihm — der Zauber seiner Nähe, das fürstliche Sich-Gehen-Lassen, der Adel seiner Erscheinung, die Wärme des Gemüts, trotz des gemütlosen Handelns; das Naive, Naturwüchsige, Unmittelbare, Kindliche, der Hauch von Güte und Großmut bei aller finsteren Verschlossenheit und selbstischen Stärke; — alles das hat Platz in dem Charakter in harmonischem Verbande, und das alles hat der Dichter gefunden und ihm zugeeignet, weil er ihn aus dem tiefsinnigen Mittelpunkt erfunden und aufgebaut .... denn der Charakter Wallensteins ist Schillers größte Erfindung, seine genialste poetische Produktion. Er ist der Gipfel seiner Kunst. Keine seiner

Gestalten, keine ist dieser zu vergleichen an Abgründlichkeit des menschlichen Problems, an tragischer Tiefe, an Reichtum der individuellen Komplexion, an reifer Originalität, an Interesse und Reiz -- keine an Macht des Eindruckes und der Wirkung." — Aber nicht nur den Charakter Wallensteins hat uns Werder vortrefflich entwickelt, sondern in derselben schönen, fesselnden, begeisterten Sprache sind auch die übrigen Personen, immer mit der unverkennbaren Absicht, dem Dichter gerecht zu werden, behandelt worden (Vorlesung 6—8): Octavios Verhältnis zu Max und Wallenstein erfährt scharfsinnige Auseinandersetzung; insbesondere, diesen Nachweis bringt der Verfasser, darf seine Gegnerschaft zum Feldherrn nicht schlechthin als ein Bubenstück bezeichnet werden. Wahre Freundschaft hat zwischen beiden ohnedies niemals bestanden; denn es widerstrebt Wallensteins Natur gründlich, jenen als gleichberechtigt neben sich anzuerkennen, ja nicht einmal in die Ursache seines Vertrauens hat er ihn eingeweiht, weil er ihn unter sich hält. Dieses rätselhafte Vertrauen kann aber Octavio nicht über das Gebot der eignen Pflichterfüllung stellen. Schiller giebt selbst den freilich von der Kritik meist übersehenen Fingerzeig für die Beurteilung dieses Verhältnisses: während der ganzen 10 Akte erscheinen beide Männer nur in 2 Scenen zusammen auf der Bühne, in der Audienzscene und dann bei der Instruktionserteilung. Aber im ganzen Stück spricht Octavio nicht zu Wallenstein und dieser zu ihm nur wenige Worte. Zu ihm hat er eigentlich nie gesprochen, sondern über ihn hinweg gesprochen, wie über alle die Seinigen. Daß Werder nicht etwa Mohrenwäsche hat vollziehen wollen, bedarf wohl kaum der Erwähnung, die Schattenseiten im Charakter Octavios werden sehr wohl hervorgehoben, aber die Erklärung ihres Ursprungs weicht vielfach von der gewöhnlichen Auffassung ab. — In wesentlicher Übereinstimmung mit Tieck wird die Anfangsscene des letzten Aktes, die Vorbereitung zum Morde, an dieser Stelle als störend bezeichnet, hinter die Katastrophe Theklas gehöre unmittelbar Wallensteins Ende. Dagegen ist Buttler, der Mann des plebejischen Ehrgeizes, der sich in der Schlinge seiner eignen Rachsucht fängt, wiederum ein Beweis von der hohen tragischen Erfindungsgabe des Dichters, während die Gräfin Terzky im 1. Akt von Wallensteins Tod offenbar aus ihrer Rolle gefallen ist; es ist Wallenstein, der aus ihr spricht, und es scheint, als ob ihre Aktion ihn zum Abfall verleite. Ohne zu verkennen, wieviel Herrliches der Dichter in die kostbaren Gefäße der beiden Gestalten Max und Thekla niedergelegt hat, ohne die hohen Vorzüge, die sie besitzen, zu leugnen, vermißt Werder — doch hierin können wir ihm nicht beistimmen — an ihnen die Gesundheit idealischer Natur, die Originalität der Wahrheit. Max führt im

Grunde genommen, so meint der Verfasser, doch nur wegen seines privaten Liebesinteresses das brave Regiment in den Tod, liefert es ruhmlos an die Schlachtbank. So groß daher auch die Wirkung des Botenberichtes von seinem Ende auf das moderne Theaterpublikum, das ja auch durch andere ästhetisch viel abscheulichere Dinge gerührt worden ist, zu sein pflegt, so wenig erbaut ist man hier von der inneren Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache. Auch Thekla teilt diesen egoistischen Zug ihres Geliebten; sie verläßt die Mutter in schwerster Stunde und kümmert sich um nichts als ihren eignen Schmerz. Max und Thekla sind eben Idealisten, aber nicht ideale Gestalten. Aber seine bis hierher tadelnde Kritik schließt Werder mit folgenden Worten: „Das eben ist die Größe und die wunderbare Eigenheit Schillers: das, was in seinen Schöpfungen auch als ein minder Gelungenes oder gar Verfehltes angreifbar wäre, daß wir auch zu diesem noch als zu einem Verehrungswürdigen und Geweihten emporzublicken haben und uns davor zu Mute wird, als hielte ein Cherub den strahlenden und unnahbaren Schild darüber. Und das ist kein guter Wille von uns — keine Sentimentalität, keine nationale Schwärmerei für den Dichter. O nein! Sondern ein Tribut ist es, den wir dem Ewigen und Göttlichen in ihm, dessen treuer Knecht und reiner Priester er gewesen, zu entrichten haben — ein heiliger Zoll, dessen Versagung eine Schmach und eine sittliche Verurteilung des Versagers wäre." — Die letzte, neunte Vorlesung berührt unter anderm die Frage nach der Kategorie des Stückes: Wallenstein ist keine Prinzipien-, sondern eine Charaktertragödie, doch in dem Sinne, daß der Charakter als solcher nicht die Tragödie ist, sondern der Charakter um der Handlung willen da ist, und diese den alleinigen Zweck und das Stück bildet. An der Breite der Ausführung ist nach Werders Ansicht weniger die Last und Fülle des Stoffes und der Motive, sondern vielmehr die Schillersche Redeweise schuld. Bei Kürzungen, von sachkundiger Hand ausgeführt, würde es möglich sein, das Stück in einem Zuge zu spielen. Es folgt auch ein Vorschlag, wie das gekürzte Stück, etwa zu Schillers Geburtstagsfeier, als einem hohen Festtag der Nation, in Scene gehen könne. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich zerstreut manche treffliche Winke für den darstellenden Künstler in dem Werke finden, z. B. in der 2. Vorlesung S. 37 flg., ferner 4. Vorlesung S. 82 flg. über die Auffassung der Rolle von Wallenstein, wobei Werder an den Bericht Tiecks über Fleck erinnert: „Aus dem Grauen dieser dämonischen Seltsamheit, aus diesem ungeheuren Wahn, zu dem eine schuldvolle Kraft, eine kolossale selbstsüchtige Stärke sich ausgestaltet hat, um dadurch ins Gericht gejagt zu werden — muß die ganze Rolle gespielt werden"; endlich 5. Vorlesung S. 133 über die Darstellung des

Octavio, passend für einen Ekhoff oder für einen Iffland. Man muß dem Verfasser dankbar sein, daß er sich nachträglich zur Veröffentlichung der genannten Vorlesungen entschlossen hat.

Schiller. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von J. Minor, o. ö. Professor an der Universität in Wien. I. Band. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1890. 591 S. Preis 8 M.

Litterarischen Erzeugnissen gegenüber von so außerordentlicher Bedeutung, wie sie das Werk Minors unzweifelhaft in sich schließt, hat der Kritiker einen schweren Stand. Soll er seine kleinen subjektiven Meinungsverschiedenheiten über diese oder jene unbedeutende Sache geltend machen, nachdem er bei der Lektüre mit immer sich steigernder Bewunderung für die Großartigkeit der Konzeption und der Ausführung des Planes fortgerissen wurde und nachdem er mit stetig wachsendem Interesse auf die Schätze geblickt hat, welche staunenswerte wissenschaftliche Forschung in Verbindung mit gedankentiefer, geistvoller Auffassung des Gegenstandes reichlich zu Tage förderte? Soll er Lob spenden, so sehr ihm dasselbe Herzensbedürfnis und Überzeugung zugleich ist, wenn er der Gewißheit lebt, daß hier die ausgesuchtesten Worte nur Worte bleiben müssen, daß das Werk am besten für sich selbst spricht und einen Sieg feiern wird, erhaben über alle diejenigen, die, freilich vergebens, einem ähnlichen Ziele zustrebten? Nichts von alledem! In diesem gegebenen Falle bleibt nur übrig, die Thatsache zu bekräftigen, daß die biographische Kunst überhaupt, nicht nur soweit sie sich auf Schiller bezieht, wie sich mit Zuversicht aus dem vorliegenden ersten Bande schließen läßt, in dem Minorschen Werke einen herrlichen Triumph feiern wird. Aber bleiben wir bei Schiller! Vor uns liegt neben Minor die erste Einzeldarstellung über diesen Dichter: „Friedrich v. Schillers Leben und Beurteilung seiner vorzüglichsten Schriften. Den Verehrern seiner Muse geweiht. Reutlingen in der J. J. Mäckenschen Buchhandlung 1810.“ Man durchmustere nun die seitdem erschienenen ähnlichen Erzeugnisse — welche gewaltigen Fortschritte und welcher Abstand zwischen ihnen und Minor, auch Weltrich nicht ausgenommen! Welche anderen Lebensbeschreibungen haben es fertig gebracht, von den schwäbischen Heimatjahren, die dieser erste Band behandelt, ein so naturwahres Bild zu entrollen, daß man oft in Zweifel ist, wer mehr zu bewundern, der von jeder doktrinären Einseitigkeit freie, aller kritischen Schlagwörter sich enthaltende Schillerforscher oder der bedeutende Kulturhistoriker; bedeutend sowohl in der Aufstellung leitender Gesichtspunkte, als auch in der Ausarbeitung packender Einzelzüge. Wohl ist die Arbeit Minors eine reife Frucht der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Forschung; sie wird auf lange, lange

Zeit ein Nachschlagebuch der Schillerlitteratur bleiben, obwohl sie keineswegs etwa die Darstellung durch unverarbeitete Exzerpte oder durch Abdruck unbedeutender Dokumente und nichtssagender Parallelen unterbricht (der gelehrte Apparat ist vielmehr in die Anmerkungen hinter den Text verwiesen); aber die epochemachende Wirkung, deren das Werk sicher ist, liegt nicht zum geringsten in einem anderen Vorzug: die übrigen Biographien verhalten sich zu dieser wie jene Gemälde der älteren Malerei, welche Vorgänge im Freien mit dem Licht und Schatten ausstatteten, die sie im geschlossenen Raum angenommen hatten, zu denen der neueren, welche alle Studien zu derartigen Darstellungen auch außerhalb des Ateliers vornimmt und dadurch eine möglichst getreue Wiedergabe des Charakters der Beleuchtung in freier Luft erreicht. Auch Minor ist, so oft es nötig war, hinausgetreten aus der Enge des Studierzimmers in die freie Luft; darum hat er uns Gestalten gezeichnet, die wir mit Händen zu greifen meinen, und wo er dem Bilde einen Platz einräumt, ist er doch nie in eine geschmacklose oder unwahre Schilderungssucht verfallen. Wie mit der Entdeckung des „Plein air" eine neue Epoche der Malerei beginnt, so wird dieses Werk, wenn die übrigen Bände dem vorliegenden entsprechen, monumental sein in der Geschichte der biographischen Kunst.

Schiller als Weltbürger und Freund seines Vaterlandes. Von Oberlehrer Heinrich Jurisch. Programm des Realgymnasiums am Zwinger zu Breslau 1889.

Viel Neues kann selbst bei so gewissenhafter Benutzung der Quellen wie im gegebenen Falle über diesen Gegenstand kaum gesagt werden. Wie die Menschen vor 100 Jahren ungefähr in politischen Dingen gefühlt, gedacht, wie gegensätzlich vielfach ihre Meinung und Theorie zur heutigen gewesen ist, das ist jedem mit der Geschichte des vorigen Jahrhunderts nur einigermaßen Vertrauten von vornherein klar und einleuchtend. Auch Schiller kann hiervon selbstverständlich keine Ausnahme machen; auch er mußte der Zeit, in der er lebte, seinen Tribut entrichten. Trotzdem ist es möglich, diese Sache interessant zu behandeln; jedoch auch mit der allerdings bei ähnlichen Gegenständen sehr beliebten Methode kann man sich nicht recht befreunden: Citat folgt auf Citat; das an sich löbliche Bestreben, den Dichter selbst reden zu lassen, hat auch eine Grenze. Jurisch weiß recht wohl, in welch oft schroffem Gegensatze die Stellen in den Briefen zu solchen aus den Werken stehen. Größere kritische Sichtung hätte hier notgethan; denn ohne dieselbe weiß der Leser über den behandelten Gegenstand am Schlusse der Abhandlung nicht viel mehr als am Anfang, wobei die Gefahr nicht ausgeschlossen

bleibt, daß in ihm ein schiefes Bild von der Persönlichkeit des sich so widerspruchsvoll äußernden Dichters entstanden ist. Es ist kein Zweifel: Wer heutzutage noch den Mut hat, derartige Gegenstände zu behandeln, der muß mehr besitzen, als den Sammelfleiß des Gelehrten. Nur durch tieferes Eingehen auf die Kultur und Sitten jener Zeit können neue Aufschlüsse gewonnen werden. Jener „Gegensatz" in Schillers Meinungsäußerung erklärt sich z. B. recht wohl, wenn man an die Widersprüche denkt, die Ende des vorigen Jahrhunderts auf fast allen Gebieten, das schöngeistige nicht ausgenommen, offen zu Tage traten.

Zum Gedächtnis von Schillers historischem Lehramt in Jena, vorgetragen am 26. Mai 1889 von Dr. Ottokar Lorenz, ord. Professor der Geschichte an der großherzoglichen und herzoglich sächsischen Gesamtuniversität. Berlin 1889. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Der Verfasser hat schon vor nahezu 30 Jahren über denselben Gegenstand sich geäußert (Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, S. 38—138); man muß ihm aber dankbar sein, daß er sich auch zur Drucklegung dieses Vortrags entschlossen, sodaß auch entfernteren Kreisen dies fesselnde Charakterbild von dem Historiker Schiller zugänglich geworden ist. Selbstverständlich hält sich die Rede in der taktvollsten Weise fern von dem gelehrten, bei anderen Gelegenheiten wohl angemessenen, freilich oft aber auch recht aufdringlichen Sammelfleiß, der dem „Professor" die historischen Irrtümer nachrechnet; sie giebt mit Recht ebensowenig Spezielleres über Schillers Geschichtsschreibung, wie dies in den Arbeiten von Tomaschek und Karl Twesten, Kuhn, Jansen, Überweg u. a. geschieht; ihr Hauptreiz liegt in der begeisterten und begeisternden Art und Weise, mit der sie dem Hörer die Erinnerungen an den großen Lehrer zu Gemüte führt. Schillers Auftreten war eben ein offener Protest gegen das handwerksmäßige Brotstudium, welches an den Universitäten Platz gegriffen hatte. Schillers Geschichtsphilosophie ist bekanntlich wesentlich durch die Kantsche Lehre bedingt; Lorenz zeigt, daß Schiller „in der Methode der Verknüpfung der Thatsachen durchaus selbständig verfahren ist" und bahnbrechend wurde für eine neue Geschichtsauffassung, die wir übrigens nach dem Vorgange anderer, gegenüber dem Pragmatismus ruhig die reflektierende nennen wollen, aber nicht in dem oft gebrauchten üblen Sinne, als habe Schiller subjektive, dem Stoffe gar nicht innewohnende Ideen in die Geschichte hineingetragen, sondern nur deshalb, weil er die allerdings nicht durch archivalische Studien zu erlangende, wohl aber aus der Kraft seines Genies geschöpfte Überzeugung gewonnen hatte, daß im Volksleben die großen

Objekte des Kampfes vom Anfang des letzteren bis zur Gegenwart, nur unter andern Umständen und Gestaltungsformen, dieselben geblieben sind. — Auch der zweite Teil der Rede, welcher zeigt, daß Schiller nicht nur der Geschichtswissenschaft vieles gegeben, sondern auch vieles durch dieses Studium empfangen hat, giebt Anregendes über die historisch-dramatische Entwickelung und die damit im Zusammenhang stehenden politischen und religiösen Wandlungen des Dichters.

Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar. Herausgegeben von Berthold Litzmann, außerordentlicher Professor der neudeutschen Litteraturgeschichte und Direktor der neueren Abteilung des deutschen Seminars an der Universität Jena. Mit 4 Abbildungen und einem Grundriß. Jena. Fr. Maukes Verlag (A. Schenk) 1889. Preis 1,80 M. Von der Verlagshandlung nicht verabreicht.

Die Feier des hundertjährigen Gedenktages von Schillers erster Vorlesung an der Universität Jena verdankt die vorliegende litterarische Gabe ihre Entstehung; sie überragt jedoch den Wert bloßer Gelegenheitsschriften und wird daher auch das Interesse derjenigen Kreise, die nicht in nähere Beziehung zur thüringischen Alma mater stehen, zu erregen vermögen. — Das im 1. Teil von Litzmanns Studie (S. 1—93) gegebene anziehende Bild von des Dichters Aufenthalt in Jena und seinem Wirken daselbst ist deshalb so treu und charakteristisch ausgefallen, weil es auf Grund der zuverlässigsten Quellen, nämlich der gleichzeitigen brieflichen Zeugnisse Schillers und der Seinigen entworfen worden ist. Die Bearbeitung des in den Briefsammlungen niedergelegten Materials hat der Herausgeber nach von ihm gegebenen Gesichtspunkten durch einige Mitglieder des deutschen Seminars in Jena vornehmen lassen — eine glückliche Idee; die Leistung ist demnach ein erfreuliches Zeichen, daß die thatkräftige Begeisterung, welche dem „neuen Professor" am 26. Mai 1789 bei seiner Antrittsvorlesung von der akademischen Jugend in so reichem Maße zu teil wurde, auch heute dort noch lange nicht erloschen ist. — Der 2. Teil, „die Schillerhäuser" (S. 94—124), bringt Bild und Beschreibung der Schrammei, in deren erstem Stock Schiller von 1789 bis 1793 — Reisen ausgenommen — Sommer und Winter ununterbrochen, auch noch nach seiner Verheiratung, gewohnt hat. Trotz zahlreicher Um- und Anbauten, die mit diesem Hause später vorgenommen worden sind, ist es dem Verfasser gelungen, die Haupträume in dem ursprünglichen Zustande herauszuschälen und im Grundriß darzustellen. Dagegen haben ihn selbst die eifrigsten Nachforschungen über die Lage des von Schiller im Sommer 1793 bewohnten Garten-

hauses zu keinem befriedigenden Resultat geführt. Das zweite Bild zeigt das im wesentlichen noch heute unveränderte Gebäude am Markt, das Schiller nach der Rückkehr von der Reise aus Schwaben (Mai 1794) bezogen und bis Ostern 1795 inne hatte. Die neue Wohnung (3. Bild: das Griesbachsche Haus) „mit dem Blick auf die Berge mit den im Abendschein rötlich strahlenden Spitzen, in das grüne Laubwerk der Gärten jenseits des zu ihren Füßen rauschenden Baches" diente dem Dichter zum Aufenthalt 1795—1799, seit dem Frühling 1797 allerdings nur in den Wintermonaten, im Sommer wohnte er in dem idyllischen Gartenhaus an der Leutra (4. Bild). Der 3. Teil (S. 125—136) bringt Urkunden und Aktenstücke über Schillers akademische Thätigkeit, darunter zum ersten Male gedruckt: das Senatsschreiben an Schiller, ferner die Zusammenstellungen aus dem „Catalogus Praelectionum". Litzmanns Schrift ist reich an örtlichen Beziehungen, darf mit Recht auf die Rolle eines treuen, sicheren Führers durch die Jenaer Erlebnisse Schillers Anspruch erheben und wird in künftigen Biographien des Dichters nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Untersuchungen zu Schillers Aufsätzen: „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Über die tragische Kunst" und „Vom Erhabenen" („Über das Pathetische"). Ein Beitrag zur Kenntnis von Schillers Theorie der Tragödie. Von Dr. Karl Gneiße, Oberlehrer. Programm des Gymnasiums zu Weißenburg im Elsaß.

Man kann dem Verfasser nur dankbar sein, daß er sich die Aufgabe gestellt hat, des Dichters Ansicht über die Tragödie, die noch lange nicht genügend benutzt, vielmehr oft falsch verstanden und mißachtet worden ist, in gründlicher Weise zu untersuchen, widersprechende Meinungen dadurch zu vermitteln und Schillers Theorien in einem übersichtlichen, übrigens durch eine Menge feiner Züge hervorstechenden Bilde klar zu legen. Abschnitt I zeigt die Wirkung der Tragödie, Abschnitt II erörtert die moralische Zweckmäßigkeit in der Tragödie nach den beiden ersten Aufsätzen (s. d. Titel); Abschnitt III entwickelt die Gedanken des dritten Aufsatzes, mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu denen der beiden ersten, Abschnitt IV Schillers Theorie der Form der Tragödie nach dem zweiten Aufsatze. Aus diesen Einzeluntersuchungen ergeben sich folgende Hauptgedanken Schillers nach den drei Aufsätzen:

Die Tragödie erstrebt die Lust, welche in uns entsteht, wenn das Verlangen unserer Einbildungskraft, daß die Freiheit des Vernunftvermögens des Menschen eine unbeschränkte sei, in einem besonderen Falle erfüllt wird, wo die nicht sinnliche Seite des Menschen sich von der

Sinnlichkeit unabhängig erweist. Die Unabhängigkeit des übersinnlichen Prinzips tritt am schärfsten hervor im Leiden; so führt uns die Tragödie schwer leidende Menschen vor, mögen dieselben bloß in dem Widerstande gegen ein widriges Geschick zeigen, daß die Vernunft in ihnen die Oberhand hat, oder durch ihre Unterordnung unter das Sittengesetz dieses Leiden herbeiziehen. Wenn die ästhetische Wirkung des Leidens nicht gestört werden soll, muß dasselbe erstens als moralisch zweckmäßig empfunden werden, d. h. es muß als notwendig für den Sieg der sittlichen Kräfte im Menschenleben erscheinen; zweitens muß es durch eine moralische Handlung einer zu dem Leidenden in Gegensatz tretenden Person hervorgerufen werden; drittens muß in uns gelegentlich desselben die Vorstellung einer vernünftigen Weltordnung erweckt werden, nach welcher das Leiden ein unumgänglicher Bestandteil im Leben des Menschen ist.

Die Wirkung, welche das in der Tragödie dargestellte Leid auf uns ausübt, ist eine unwillkürliche, nur auf die Vorstellung desselben gegründete. Die schmerzlichen Affekte, welche die tragischen Personen beherrschen: Furcht, Schmerz, Reue, Verzweiflung, teilen sich uns mit und zugleich der Widerstand gegen dieselben. Es vollzieht sich im Zuschauer derselbe psychologische Vorgang wie in der tragischen Person, nur daß derselbe mit unbedingter Lust verbunden ist; weil unser Erhaltungstrieb bloß durch etwas Vorgestelltes in Bewegung gesetzt wird, behält unser Geist genügende Freiheit, um die aus der Bekämpfung des Affektes hervorgehende Lust zu genießen.

Nicht bloß die Empfindungen und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus denen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äußern, stellt sie (die Tragödie) nachahmend dar; dies unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüts poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen.

Die tragische Handlung muß vollständig sein, um verständlich zu werden und dem Gemüte Abwechselung zu bieten; sie darf und muß von der historischen Wahrheit abweichen, um der poetischen zu genügen.

Von der epischen Dichtung unterscheidet sich die Tragödie durch die Nachahmung, indem sie die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens als gegenwärtig vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne stellt.

Zur Vollkommenheit einer Tragödie wird daher vor allem die zweckmäßigste Ausnutzung des Prinzips der Nachahmung erfordert, aus ihm ergeben sich die Bestimmungen für die Form der Tragödie.

Die Entwickelung, welche die Wissenschaft der Ästhetik neuerdings genommen hat, rückt Schillers Philosophie der tragischen Kunst offenbar wieder mehr in den Vordergrund, weshalb auch der von Gneiße gegebene Beitrag recht willkommen geheißen werden muß.

Die Künstler von Friedrich Schiller, an der Hand des Textes gemeinverständlich erläutert von Alfred Cleß. Stuttgart. Kommissionsverlag von Adolf Bonz u. Comp. 1889. Pr. 2 M.

Nur in äußerst bescheidenem Sinne darf Cleß' Arbeit über Schillers Künstler auf den Namen eines Kommentars zu dem genannten Gedichte Anspruch erheben. Man sucht vergebens nach dem ernsten Bemühen, den philosophischen Gehalt der Dichtung dem Leser nahe zu bringen; wenigstens jeder einzelnen Strophe hätte doch der Hauptgedanke vorangestellt werden müssen. Die Erläuterung zu den textlichen Schwierigkeiten bringt durchaus nichts Neues, sondern in der Hauptsache nur das, was bei allen übrigen Interpreten der Künstler zu finden ist. Schon das Vorwort ist wenig einladend, es beginnt mit einem ungeheuerlichen Satze, von dem hier wenigstens ein Stück mitgeteilt werden soll: „Der Unterzeichnete, welcher mit der Schillerschen Persönlichkeit und Muse sich schon länger eingehender zu beschäftigen sucht und der insbesondere eine Deklamationsgabe auszubilden und auf gewisse Schillersche Gedichte, worunter auch das bedeutendste derselben, „die Künstler", anzuwenden bestrebt war und ist, mit welch letzterem Gedicht an Erhabenheit und Größe der Anschauung, an Bedeutung für die Menschheit, deren Aufgabe und Entwicklung kein Gedicht der Welt an die Seite treten kann, giebt sich der Hoffnung hin, dem auf wahre Bildung Anspruch Erhebenden mit der vorliegenden Ausgabe des genannten Gedichts nicht Unwillkommenes zu bieten u. s. w." ...

Zur Erklärung von Schillers Gedichten „Das Ideal und das Leben" und „Würde der Frauen" von Emil Große. Programm des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg i. Pr.

Der erste Teil der Abhandlung zur Erklärung von Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" ist nur ein Nachtrag zu des Verfassers ausführlicher, auch in dieser Zeitschrift (Bd. I S. 80 flg.) bereits gewürdigten Schrift über denselben Gegenstand und stellt sich die Aufgabe, die gegen die 11. Strophe erhobenen Bedenken zu beseitigen, insbesondere auch den Mangel zu ergänzen, auf welchen Bliedner in den pädagogischen Studien (1887, Bd. II S. 95 flg.) aufmerksam gemacht hat: es fehlt die Antwort auf die unwillkürlich jedem aufsteigende Frage,

was das für ein Wille sei, welcher die Gottheit in sich aufnehme und doch nicht zur That werde; wenn auf das Wollen nicht die That folge, so sei es „gewöhnlich kein Wollen gewesen". Ferner besitzt nach Christian Muff (N. J. f. Philol. u. Päd. II. Abteil. 1887, Heft 8 S. 426) Großes Kommentar die Lücke, daß in demselben auf „einen tieferen Schaden" des Gedichts nicht aufmerksam gemacht ist: „Da wo Schiller in Strophe 11 so wundervoll von der beseligenden Kraft der Kunst spricht, gewinnt ein unbefangener Leser den Eindruck, als ob es nur auf dem Wege der Kunst und des Schönen möglich sei, den Zwiespalt zwischen Geist und Natur zu überwinden und zum Glück, zum Frieden mit Gott durchzudringen." Indem nun Große die Wirkung des Schönen in der Natur prüft, entkräftet er unter Heranziehung zahlreicher Belege aus Goethes Dichtungen den erstgenannten Einwand ungesucht und geschickt, namentlich durch den Hinweis, daß unter dem Willen, von dem in der 11. Strophe die Rede ist, kein aktueller, sondern ein potenzieller zu verstehen sei. Muff gegenüber betont Große aber von neuem seine im Kommentar niedergelegte Auffassung: in Schillers Ideal und das Leben „handelt es sich um Wesen und Macht der Kunst im Gegensatz zur Wirklichkeit des Lebens ganz ausschließlich, um keine anderen Mächte", und verteidigt seine Methode der Erklärung: Beschränkung auf die Kunst ist notwendig, „innerhalb der Grenzen dieses Reiches muß man überall bleiben, sich aufs sorgfältigste hüten, auf eins der anderen beiden Nachbargebiete des Geistes, Religion und Philosophie, zu geraten, sonst folgt man nicht der Absicht des Dichters und verkümmert sich durch selbstgeschaffene Schwierigkeiten den Eindruck der Dichtung." In einer neuen Auflage des Kommentars werden sicher diese Ergänzungen aus obengenanntem Nachtrag, der übrigens noch manche interessante, das Verständnis jenes Gedichtes fördernde Einzelheit enthält, Berücksichtigung finden. Der II. Teil der Abhandlung giebt eine Inhaltsübersicht von Schillers „Würde der Frauen" und treffliche Auswahl von Parallelstellen.

Die Künstler von Schiller. 1789. Erklärt von Emil Große, Direktor des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1890. Preis M. 2,40.

Großes Talent, das Verständnis von Schillers philosophischer Lyrik zu erschließen, zeigt sich auch in dem vorliegenden Kommentar zu den Künstlern auf das glänzendste. Seine Methode der Behandlung, welche lyrische Gedichte andrer Art schlecht vertragen würden, ist gerade für die gedankenschweren Erzeugnisse dieses Dichters die einzig richtige, praktisch und geistvoll zugleich. Er erfüllt die Forderung, die nach

Schillers Äußerung gegen Wilhelm von Humboldt bei solchen Gedichten zu stellen ist, nämlich den Inhalt in vernehmlicher Prosa anzugeben, in ausgezeichneter Weise; nicht nur, daß es ihm beim Herausschälen des Kernes gelingt, die Gedanken wirklich klar zu legen, er weiß immer zugleich beim Abstreifen der poetischen Hülle dem Leser auch einen Einblick zu eröffnen in die angewendeten Mittel kunstmäßiger Darstellung. Insbesondere geben die Abschnitte: Grundgedanke, Verhältnis des Menschen zum Wahren, Wesen der Kunst (S. 31 flg.), Gliederung des Gedichts und Gedankengang (S. 45 flg.) rühmliches Zeugnis von des Verfassers großem Geschick, für die Erklärung von vornherein den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen, die in Betracht kommenden Geistesgebiete scharf zu sondern und bei der Erläuterung der einzelnen Teile doch immer die leitende Idee deutlich werden zu lassen. Erfreulich wäre es, wenn Schillers philosophische Muse durch weitere so vortreffliche Arbeiten Großes dem Unterrichte in den oberen Klassen zugänglich gemacht würde; der Lehrer des Deutschen wird gern zuweilen die Dramenlektüre unterbrechen, um dafür reiferen Schülern diese zwar nicht leichte, aber überaus anregende Kost darzubieten.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Vierte Serie. Heft 79. Schillers Verhältnis zu Kants ethischer Weltansicht. Von Dr. L. Liebrecht in Elberfeld. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889. Preis 80 Pf.

Dem ethischen System des Philosophen stimmt Schiller, zu dieser Schlußfolgerung kommt der Verfasser, vollständig bei. Die zwei Grundgedanken Kants, von dem Wesen der rein-sittlichen Handlung und der Freiheit des Menschen, hat Schiller gänzlich zu seinen eigenen gemacht und ist ihnen sein Lebenlang treu geblieben, wenn er auch, seiner Natur gemäß, den letzteren vor dem ersteren bevorzugte. Wenn Schiller aber noch verlangt, daß man nicht bloß die gegen die Neigung, sondern auch die aus Neigung gethanen, aber mit dem Sittengesetz übereinstimmenden Handlungen unter die sittlichen rechne, so will er nicht den Wert dieser dem Wert jener gleichgesetzt wissen. Er erkennt sehr wohl, daß hier nur der Inhalt, dort Inhalt und Motiv der Handlung sittlich ist. Damit wird Schiller zum Anhänger Kants; denn er adoptiert des Philosophen ganzes System ohne Rückhalt und wagt es nicht, dem großen Denker auf diesem Gebiete sich gleichzustellen; aber zugleich ist er auch Kants Fortbildner, denn er sucht des Philosophen Einseitigkeit im

Pflichtbegriff durch Statuierung einer Sphäre von Handlungen zu überwinden, in denen die durch Kant aufgehobene Einheit der Menschennatur wiederhergestellt, Pflicht und Neigung in Übereinstimmung gesetzt ist. Damit ist er aber nicht Kants Gegner geworden, denn er will die Einheit im Affekt ebenfalls aufgehoben und nur im affektlosen Zustande gewahrt wissen. Wenn aber Schiller den Begriff des Sittlich-Schönen neben dem des Sittlich-Erhabenen ausbildete, so geschah dies nicht im rein philosophischen Interesse, denn die philosophische Thätigkeit des Dichters war nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke. Er suchte nämlich über die beiden Seiten seiner Natur, über die heroische und humane, wie über die Aufgabe des Dichters und die Bedeutung seiner Arbeit für das Menschengeschlecht sich wissenschaftliche Klarheit zu verschaffen. Wie sehr ihm dies gelungen, das beweist der unvergängliche Wert seiner poetischen Schriften aus den zehn Jahren unmittelbar nach der philosophischen Periode. Jene Distichen aber, in denen der Schüler auf seine bedenkliche Äußerung:

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin,

folgende Entscheidung hört:

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut,

sind nichts als eine scherzhafte Vermischung der vom Philosophen und vom Dichter ausgebildeten Gebiete des sittlichen Handelns. — Der schwierige Gegenstand ist durch des Verfassers klare Behandlung auch weiteren Kreisen verständlich geworden. Vielleicht hätte Schillers Lebensgang noch mehr herangezogen werden können, um seine philosophischen Ansichten und den Wandel derselben in den verschiedenen Entwickelungsperioden auch hierdurch zu begründen, z. B. die bei ihm sich findende Harmonie zwischen Neigung und Pflicht aus dem Eintritt in eine sichere bürgerliche Stellung und in die Weimarschen Gesellschaftskreise, ferner als Folge der historischen Studien und der Vorbilder der Götheschen Dichtung, überhaupt als das Ergebnis einer ruhiger gewordenen Stimmung und milderen Lebensanschauung.

Schillers Werke. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Preis 15, 22, 30, 40 M. (je nach Ausstattung).

Alle diejenigen, welche ihren Schiller in der ansprechendsten Gestalt zu besitzen und Verständnis und Genuß seiner Schöpfungen so viel als möglich schon durch das Auge vermittelt zu sehen wünschen, werden an dieser Prachtausgabe von seltener Sorgfalt und Gediegenheit ihre besonn-

dere Freude haben. Hervorzuheben ist auch die klare, sinnvolle Wiedergabe des Textes, wie sie sich nur aus der sorgfältigen Vergleichung der maßgebenden Drucke, überhaupt durch gründliche philologische Kritik ergiebt. Der Herausgeber Dr. Krais hat eben nichts versäumt, bezüglich der abweichenden Lesarten den ursprünglichen Absichten des Dichters möglichst gerecht zu werden. Hoffentlich läßt die Verlagshandlung den vorliegenden fünf Bänden, welche die Dramen, Übersetzungen, den Nachlaß und die Novellen enthalten, bald in ebenso mustergültiger äußerer Ausstattung die Prosaschriften Schillers nachfolgen.

Schillers Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Clara Braun. Illustriert von R. E. Kepler. Stuttgart. Verlag von Greiner & Pfeiffer. Preis 3,50 M.

Wenngleich nicht gerade ein dringendes Bedürfnis nach Schillers Gedichten in handlicher Form und vornehmer Ausstattung vorhanden ist, so kann man doch mit gutem Gewissen bezeugen, daß diese „Auswahl" nicht zu dem Flitterkram gehört, der alljährlich zu Dutzenden auf den Markt geworfen wird.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Schiller.

Die Vorzüge dieser seit Jahresfrist in ziemlich rascher Folge unter der trefflichen Leitung Dr. Wychgrams erscheinenden Schulausgaben deutscher Klassiker sind von dem Herausgeber dieser Zeitschrift im vorigen Heft (S. 192 flg.) gebührend hervorgehoben worden, sodaß auf jene Ausführungen nur hingewiesen zu werden braucht mit der Bemerkung, daß die dort erwähnten Vorzüge in allen Stücken auch den im gleichen Verlage erschienenen Werken Schillers nachgerühmt werden müssen. Auch hierbei haben die Herausgeber sich weise Zurückhaltung bezüglich der Einleitungen und sachlicher Ergänzungen auferlegt, überhaupt unverbrüchlich an dem Grundsatze festgehalten, der Jugend eine Schul- und Hauslektüre in geeigneter Form zurecht zu machen, rühmenswerte Eigenschaften, die bei Lieferung 39 (Schillers Leben und Wirken von Dr. O. Lyon) naturgemäß am auffallendsten zu Tage treten mußten, insofern dieselbe im umfassenderen Sinne selbständig zu nennen ist, als dies bei den übrigen Nummern der Fall sein konnte. — Außer dieser Arbeit Lyons, welche nicht wie die meisten Lebensbeschreibungen in erster Linie die dichterische Persönlichkeit und litterarische Laufbahn Schillers behandelt, sondern einmal die menschliche Seite desselben zum Gegenstand einer fesselnden, aus den besten ursprünglichen Quellen schöpfenden Darstellung machte, sind bisher erschienen: Lieferung 18: Don Carlos (von Dr. R.

Franz); Lieferung 23 und 24: Wallenstein (von Dr. Michaëlis); Lieferung 19: Jungfrau von Orleans (von Dr. Wychgram); Lieferung 20: Maria Stuart (von Professor Dr. Rauch); Lieferung 16: Braut von Messina (von Dr. R. Franz); Lieferung 21: Wilhelm Tell (von Dr. Thorbecke); Lieferung 22: Über naive und sentimentale Dichtung (von Dr. F. Violet); Lieferung 36: Kleine philosophische Aufsätze (von Professor Dr. Imelmann).

Ferner sind erschienen und noch in Fortsetzung begriffen:

1. Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich, königlichem Professor an der Kriegsakademie und dem Kadettencorps zu München. — Zweite Lieferung (Bogen 25—40). Stuttgart 1889. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Die verlangsamte Art des Erscheinens von Weltrichs gelehrter Arbeit — die 1. Lieferung wurde im Frühjahr 1885 ausgegeben — ist höchst bedauerlich und dürfte diesem Werke selbst bei anerkannten Vorzügen nur spärlich Freunde und Interessenten erwerben.

2. Die deutsche Nationallitteratur, herausgegeben von Professor Joseph Kürschner. 132. und 133. Bd. Schiller, Gedichte von Boxberger.

Neu aufgelegt wurden:

1. Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern: Die Braut von Messina, 3. Auflage. Leipzig. W. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
2. Funke, Die Jungfrau von Orleans (Paderborn, Ferdinand Schöningh), giebt in der II. Auflage die Ökonomie dieser Tragödie nach Unbescheid „Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre“.
3. Heskamp, Maria Stuart (ebendaselbst), II. Auflage.

K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus. Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Gustav Hauff. Stuttgart, Kohlhammer 1886. XI, 214 S.

Als ich im Jahre 1883 Karl Ferdinand Beckers Werk über den deutschen Stil neuzubearbeiten hatte, da that ich es in dem Sinne, daß ich das Recht der natürlichen Sprache und des Dichters verteidigte gegen die einseitigen, von einer rein logischen Betrachtung der Sprache herrührenden Bestimmungen der Grammatisten und Sprachpedanten. Ich

war damals zugleich ein Gegner aller Antibarbari ohne Ausnahme, ich sah in dem Aufstellen von Einzelvorschriften und Einzelregeln für bestimmte Fälle, wie sie eben die Antibarbari geben, eine große Gefahr für unsere Sprache und hielt es einzig und allein für förderlich, wenn die allgemeinen organischen Gesetze des deutschen Stiles entwickelt und dargelegt würden, aus denen sich dann für jeden die besonderen Regeln von selbst ergeben müßten. Wenn ich im wesentlichen auch heute noch auf diesem Standpunkte stehe, wenn ich es auch heute noch für die wichtigste Pflicht des Sprachforschers halte, einzutreten für das freie und natürliche Wachstum unserer Sprache, für die gesunde, unverkümmerte Kraft der aus der geheimnisvollen Tiefe unseres Volkes aufsteigenden Rede, so bin ich doch insofern anderer Meinung geworden, als ich anerkenne, daß auch ein Antibarbarus der gesunden und natürlichen Entwickelung unserer Sprache förderliche Dienste leisten kann, wenn er sich nämlich in seinen Bestimmungen aufs engste an die historische Forschung anschließt. Einen Antibarbarus natürlich, der von logischen Gesichtspunkten ausgeht und die Sprache nach Adelungschen Grundsätzen mißhandelt, werde ich allezeit verwerfen. Und in vielen weitverbreiteten Schriften, die ohne alle Rücksicht auf die historische Forschung und die Naturgestalt der Sprache die lebendige Sprache in ein willkürlich konstruiertes Regelsystem hineinzwängen wollen, werde ich niemals etwas anderes sehen als Versündigungen an unserer Sprache und unserem Volke.

Es war nun ein entschiedener Fehler des Kellerschen Antibarbarus in seiner 1. Auflage, daß er viel zu sehr von bloßen logischen Gesichtspunkten beherrscht war. Der Bearbeiter der 2. Auflage, Herr Pfarrer Gustav Hauff in Beimbach, hat diesen Hauptmangel des Buches mit klarem Blick erkannt und es nach Kräften dem historischen Standpunkte angenähert. An vielen Stellen finden wir das Grimmsche Wörterbuch herangezogen, und an glücklichen Entscheidungen im Sinne der historischen Forschung fehlt es nicht. Bezeichnend für Hauffs Standpunkt ist unter anderem besonders S. 48, wo er gegen das schwerfällige derselbe auftritt und z. B. „für es“ fordert statt „für dasselbe“. Er schließt sich hier ganz den Grimmschen Anschauungen an, sowie dem, was ich in meiner Neubearbeitung von Beckers deutschem Stil ausgeführt habe, die er jedoch sonst, irregeführt durch Sanders und dessen Entscheidungen, mehrfach bekämpft. Besonders klar tritt Hauffs historischer Standpunkt auch auf S. 172 flg. hervor, wo er mit Sachkenntnis über die gehäufte Verneinung im Deutschen spricht und dem üblichen pedantischen und unwissenschaftlichen Standpunkt, daß eine doppelte Verneinung eine Bejahung sei, mit trefflichen Gründen unter Hinweis auf Hildebrands Artikel kein und Lexers Artikel nicht in Grimms Wörterbuch entgegentritt.

Daß Hauff nicht überall seinen Standpunkt mit gleicher Entschiedenheit zur Geltung bringen konnte, dafür liegt der Grund zweifellos darin, daß es sich eben um eine Neubearbeitung eines bereits vorhandenen Werkes handelt, auf dessen Boden sich doch zunächst der Verfasser stellen mußte und mit dessen Standpunkt er den seinen zu verschmelzen hatte. Ich bin selbst wiederholt in der Lage gewesen, derartige Umarbeitungen von Büchern vornehmen zu müssen, und weiß aus eigener Erfahrung, welche Selbstentäußerung eine solche Arbeit häufig von dem Verfasser fordert, wenn er allezeit die Pietät gegen den ersten Urheber und die Objektivität der Auffassung und Darstellung wahren will. Auch dieser Forderung ist Hauff mit großem Geschick gerecht geworden. Ein eigenes Werk von Grund aus neu schaffen, ist immer eine Lust, die Umarbeitung eines vorhandenen ist häufig eine schwere Last; die Freiheit der Bewegung ist überall durch die bereits gegebene Anlage und Gesamtgestalt des Buches gehemmt. Wir machen daher auch Hauff aus mancher Entscheidung Kellers, die er beibehalten hat und die nicht in unserem Sinne ist, keinerlei Vorwurf. Es würde die Grenzen des uns zu Gebote stehenden Raumes weit überschreiten, wenn wir hier auf Einzelheiten eingehen wollten. Im allgemeinen weht ein frischer Zug in dem Buche, und es ist im Grunde auf das Natürliche und gegen das bloße Tintendeutsch gerichtet, wenn auch an verschiedenen Punkten der lebendige Sprachgebrauch zu kurz kommt, z. B. sich wägen lassen, das Fleisch wägen, wie S. 35 verlangt wird, ist eine papierne Forderung; wir sagen: „sich wiegen lassen, das Fleisch wiegen", wie umgekehrt hängen statt hangen, und kein Grammatiker wird diesen allgemein angenommenen Sprachgebrauch wieder aus der Welt schaffen u. a.

Einige Druckfehler, die in dem Verzeichnis der Verbesserungen auf S. 215 nicht mit aufgeführt sind, können vielleicht für die Benutzer des Buches hier zur Berichtigung kommen:

S. 32, Z. 9 v. o. lies: heureusement (statt: —mente); S. 33, Z. 25 v. o. lies: tragt (statt: fragt; in der ersten Auflage stand hier das Beispiel von Hebel: „tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze ist schon viel gesagt; nicht jede tragt's"); S. 39, Z. 3 v. u. lies: Charlotte Lengefeld (statt: Lengenfeld); S. 58, Z. 9 v. o. lies: af (statt: uf), nahtes (statt: nathes), bi (statt: bi), släfender (statt: slafender); S. 64, Z. 5 v. u. lies: erlangtes (statt: verlangtes); S. 80, Z. 19 v. u. lies: generische (statt: gegnerische); S. 82, Z. 11 v. u. lies: gute (statt: guter); S. 117, Z. 23 v. u. lies: bedingenden (statt: bedingten); S. 149, Z. 18 v. u. lies: Municifcenz (statt: —cens); S. 168, Z. 17 v. o. lies: angeregt (statt: anregt). Der Druck erweist sich im übrigen als genau und sorgfältig.

Was aber dem vorliegenden Buche noch ganz besonderen Wert verleiht, das ist die leichte und flotte Form der Darstellung. Der schwierige und spröde Stoff ist in ein so gefälliges Gewand gekleidet, daß es eine Lust ist, das Buch zu lesen. In liebenswürdigem Plaudertone werden die schwierigsten Fragen unserer Grammatik und Stilistik behandelt, und das Buch fesselt durch seine geist= und geschmackvolle Darstellung von Anfang bis zu Ende. Gerade hier hat es Hauff verstanden, die Darstellungsweise Kellers aufs glücklichste beizubehalten und weiterzuführen. Wir stehen nicht an, das Buch nach dieser Richtung hin als den besten von allen vorhandenen Antibarbari zu erklären. Und so sei es denn jedem Freunde unserer Sprache, insbesondere auch den Lehrern des Deutschen, von denen wohl keiner an ihm vorübergehen wird, aufs wärmste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Gotthold Klee, Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, in Versen. Deutsche Jugend= und Volksbibliothek. Stuttgart, Steinkopf 1889. 121 S. Pr. 0,75 M.

Die drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, die hier Gotthold Klee in leicht dahinfließenden, wohllautenden Versen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke darbietet, sind: 1. Der gute Gerhard von Köln. 2. Otto mit dem Barte. 3. Junker Helmbrecht, der Bauernsohn. Zwei der herrlichsten Schätze unserer alten Poesie: Der gute Gerhard und Meier Helmbrecht werden hier der Gegenwart in einem Gewande dargeboten, das den lebhaften Beifall jedes Kundigen finden und dazu beitragen wird, daß diese Dichtungen von tiefem Gehalt auch in weitere Kreise dringen und dort Freude und Genuß spenden werden. Es sind keine Übersetzungen, sondern freie Nachdichtungen, und Klees ausgesprochenes Talent für die glückliche Gestaltung solcher erzählenden Dichtungen hat sich auch hier aufs beste bewährt. Kann auch der reimlose fünffüßige Jambus, den Klee für diese beiden Nachdichtungen gewählt hat, nicht die volle volksmäßige Kraft namentlich des Meier Helmbrecht zum Ausdruck bringen, so bietet doch dieses Maß für den leichten Fluß der Erzählung so große Vorteile, daß es hier nicht unangemessen erscheint, wie denn überhaupt der reimlose fünffüßige Jambus als guter Ersatz für die höfische Kurzzeile erscheint. Ich brauche wohl nur an G. Böttichers wohlgelungene Parzivalübersetzung zu erinnern, um diese Anschauung durch ein weiteres Beispiel zu belegen.

Für die dritte Dichtung: Otto mit dem Barte hat Klee das alte echte Nibelungenversmaß gewählt, und er handhabt dieses in einer Weise, daß einem das Herz im Leibe hantiert, wenn man die kraftvollen Verse

liest. Der Verfasser hat sich hier wohl an die bekannte Prosasage gehalten und eine völlig freie Dichtung geschaffen, die voraussichtlich ein dauernder Besitz unseres Volkes werden wird. Mit der spätmittelhochdeutschen, einer Zeit poetischen Verfalls angehörigen gleichnamigen Dichtung hat Klees Schöpfung nur noch den Titel gemeinsam. Sollen wir die drei in diesem Bändchen vereinigten Arbeiten Klees in Bezug auf die hier vorliegende dichterische Gestaltung nach ihrem Range ordnen, so geben wir den Preis Otto mit dem Bart, lassen dann den guten Gerhard folgen und zuletzt den Meier Helmbrecht. Alle drei aber sind wertvolle poetische Schöpfungen, die der Erneuerung unseres Volkstums auf der Grundlage seiner alten Dichtung und Sage thatkräftig dienen werden. Schule und Haus empfangen hier eine willkommene Gabe, und insbesondere werden Schülerbibliotheken, die nach gesunden Grundsätzen geleitet werden, sich das Büchlein nicht entgehen lassen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Gotthold Klee: Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Erste Reihe: Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1890. XII. 284.

Das Buch von dem fleißigen Verfasser in Bautzen will keine deutsche Geschichte darbieten, sondern in einer Reihe von Einzelbildern die anziehendsten Abschnitte unserer älteren Geschichte vorführen. So wendet es sich auch nicht an den Gelehrten, sondern erstens an die Leser, die ihre Schulerinnerungen auffrischen wollen, und sodann an die reifere Jugend, die daraus ihre Kenntnisse wünschenswert bereichern kann. Allgemeine menschliche Ereignisse und Zustände des altdeutschen Lebens treten in lebendiger Darstellung vor unsern Geist, die alten Historiker Plutarch, Cäsar, Tacitus sprechen meist mit ihren eigenen Worten in Übersetzung zu uns. Über das Land der Germanen (K. 6), ihre Haustiere, Speise, Trank, Sippe, Gau, über ihre Fürsten, kurz über ihre ganze Lebensweise in politischer, sozialer und religiöser Hinsicht weiß uns der Verfasser reizende Bilder zu entwerfen. Naheliegende Vorarbeiten von Grimm, Müllenhoff, Freytag, Erler, Kaemmel sind fleißig, doch mit freiem Urteil benutzt. Nicht alle Abschnitte sind gleichwertig; es scheint, als ob die „lyrischen Partien" dem Verfasser am besten geglückt seien, ich meine damit solche Stücke, wie über die „Ehe und Stellung der Frauen" (K. 21) oder über „Alter, Tod und Bestattung" (K. 22), die unbedenklich in jedem guten Schullesebuch Aufnahme finden dürften. Nur über einen Punkt möchte ich ein kurzes Wort hinzufügen: man erleichtere der Jugend wissenschaftliche Arbeit nicht gar zu sehr, biete ihr nicht zu viel Hilfsmittel, über die sie die eigentlichen Studien an den Quellen

vergißt. „Der reiferen Jugend“ war schon ab und zu eine kleine Stelle im lateinischen Wortlaut des Cäsar oder Tacitus zuzumuten, die sich doch noch viel tiefer dem Gedächtnis einprägt, wenn sie erst übersetzt werden mußte, als die glatte Übersetzung. Wozu ferner so ängstlich jeden griechischen Buchstaben mit lateinischer Schrift umschreiben? — Aber hiervon abgesehen bleibt das Buch ein wohlgelungenes und möge aufs beste empfohlen sein, zumal auch die Ausstattung nicht zurücksteht.

Leipzig. **Reinhard Kade.**

Ausgewählte Oden und Elegien von Klopstock, herausgegeben von Bernhard Werneke. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh, 1888. (Preis M. 1.80.)

Wernekes Auswahl Klopstockscher Oden gehört zu den gelungensten Versuchen, den Dichter dem Hause und der Schule wiederzugewinnen. Die einleitende Biographie giebt ein klares und richtiges Bild von Klopstocks Leben und Schaffen, ohne Schönfärberei, aber auch ohne die leider so oft beliebte kalte Verkennung und Herabsetzung. Gegen die aufgenommenen Gedichte wüßte ich keinen Einwand zu erheben, außer etwa gegen die Elegie „Die künftige Geliebte“, deren Thema für unsern Geschmack im 4. Liede des „Wingolf“ maßvoller und deshalb wirksamer angeschlagen ist, und gegen die übermäßig gefühlsselige Elegie „Selmar und Selma“. Auch kann ich es nicht billigen, daß Werneke statt des „Wingolf“ die ältere Fassung, „Auf (nicht: An!) meine Freunde“, giebt; denn ist diese auch frei von der hie und da belästigenden pseudogermanischen Mythologie, so steht sie doch in jeder anderen Beziehung, namentlich in Adel und künstlerischer Vollendung des Ausdrucks, weit gegen die spätere Umarbeitung zurück. Für eine neue Auflage möchte ich zur Aufnahme empfehlen die beiden schönsten Revolutionsoden „Mein Irrtum“ und „Die beiden Gräber“, die für die edle Gesinnung des Dichters so sehr bezeichnend sind; denn hoffentlich schenkt der Herausgeber dem neulich irgendwo ausgesprochenen (wohl durch Erich Schmidts paradoxes Urteil erzeugten) Wunsche, er möchte die Revolutionsoden ganz streichen, kein Gehör; wenigstens würde er dann sein so sorgsam überlegtes und ausgeführtes Werk empfindlich schädigen. Endlich wäre zu erwägen, ob nicht die Oden „Die Königin Luise“, „Das Rosenband“, „Die Trennung“, „Ihr Tod“, „Die Wiederkehr“ und „Der Segen“, die unstreitig zu den vortrefflichsten gehören, Aufnahme verlangen dürften. Die Anmerkungen sind durch Gediegenheit und richtiges Urteil beachtenswert, die Proben aus dem Messias eine willkommene Zugabe. Der Text scheint, soweit ich nachgeprüft habe, korrekt, doch sind mir folgende Druckfehler aufgefallen: Seite 72, Vers 260 durch-

lachten (statt durchlachten), S. 73, V. 276 berachtend (statt betrachtend), S. 86, V. 51 ein banger Gedanke (statt mein banger Gedanke), S. 127, V. 35 an Thermopyl (statt am Thermopyl), S. 157, V. 19 Hornes (statt Horns), S. 176, V. 32 Totenfeier (statt Totenfeuer), S. 178, V. 80 ist das Komma vor „Gespiele" zu streichen.

Bautzen. G. Klee.

Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von W. Lehmann-Filhés. Berlin. Mayer & Müller 1889. S. 273. M. 3.60.

In diesem Buche erhalten wir eine Auswahl von Sagen aus dem 1862 bei J. C. Hinrichs in Leipzig erschienenen ersten Bande der „Isländischen Volkssagen und Märchen", dessen Veröffentlichung Prof. Dr. Konrad Maurer veranlaßt hat. Im Jahre 1845 vereinigten sich zwei isländische Gelehrte, der nachmalige Pfarrer Magnus Grimßon (gest. 1860) und der noch jetzt in Reykjavik als Bibliothekar lebende Jón Arnason, um diese Sammlung von Sagen aus allen Teilen Islands zu stande zu bringen, die sie aus dem Munde von Leuten jeglichen Standes, Geistlichen, Beamten, Bauern, Schülern und Frauen erfahren hatten. Die hier gebotene Auswahl schließt sich in der Übersetzung ganz getreu dem Originale an und bietet dem Laien und Forscher hinreichend Gelegenheit, die Eigentümlichkeit isländischer Sagenbildung gründlich kennen zu lernen. Dies erhellt schon aus einer kurzen Übersicht des Inhalts: I, Elben S. 3—62. II. See- und Meergeister S. 65—68. III. Trollen und Riesen S. 71—100. IV. Wiedergänger S. 103—144. V. Auferweckte oder Sendlinge S. 147-176. VII. Übernatürliche Gaben S. 179-186. VIII. Zauberkünste S. 189—202. IX. Einzelne Zauberer S. 205—273 und zwar 1. Sagen von Saemundur Frodi; 2. Sagen von Kalfur Arnason; 3. Stücke von Arum-Kari; 4. Sagen von Sera Eirikur zu Vogsosar u. a. m. Die wohl gelungene Übersetzung, die sich der besonderen Gunst des Verfassers und anderer Gelehrten zu erfreuen hatte, setzt den deutschen Leser in die angenehme Lage, diese Sagen eines stammverwandten Volkes in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Reinheit kennen zu lernen; aus ihrer Kenntnis läßt sich manch sicherer Schluß für die vergleichende Sprach- und Völkerpsychologie ziehen.

Halberstadt. Robert Schneider.

Kleine Mitteilungen.

— Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen wird seit Beginn des Jahres 1890 von den Universitätsprofessoren Stephan Waetzoldt und Zupitza herausgegeben.

— Professor O. Erdmann an der Universität Kiel ist in die Redaktion der von Zacher begründeten Zeitschrift für deutsche Philologie eingetreten.

— Heinrich Hart hat von der preußischen Regierung eine Staatsunterstützung erhalten, um sein Epos „Das Lied der Menschheit" zu vollenden. Kultusminister v. Goßler hat hierdurch einen entscheidenden und außerordentlich bedeutsamen Schritt gethan, den unsere Zeitschrift mit lebhafter Freude begrüßt. Zum ersten Male wird hier nicht aus den Privatmitteln eines Fürsten, sondern vom Staate der Dichtung eine Unterstützung zu teil, zum ersten Male bekundet also der Staat, daß ihm das Schicksal und die Gestalt der Poesie nicht gleichgiltig ist, und daß auch die Dichtung der Pflege des Staats bedarf. Wir verweisen auf das, was wir in unserem Aufsatze über Martin Greif früher ausgeführt haben. Wie hat schon Klopstock für diesen Gedanken gekämpft, zu dessen Verwirklichung nun endlich ein Jahrhundert später der erste Schritt gethan wird!

— Dr. Cäsar Flaischlen in Berlin giebt in nächster Zeit eine „graphische Litteraturtafel" heraus, welche im G. J. Göschenschen Verlage in Stuttgart erscheint. Diese Tafel stellt die deutsche Litteratur und den Einfluß fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginn der schriftlichen Überlieferung an bis heute graphisch dar, indem das allmähliche Wachstum unseres Schrifttums und die Aufnahme fremder Stoffe unter dem Bilde eines Flusses und seiner Nebenflüsse aufgefaßt wird. Die Litteraturtafel ist in Buntdruck ausgeführt und kostet in Karton gefalzt, mit erklärendem Text, 2 Mark. Nach der uns vorliegenden Probe erscheint das Werk für Schulen brauchbar und wohl geeignet.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie (erscheint seit 1890 im Verlage von O. R. Reisland in Leipzig): Nr. 2: Friedrich Lauchert, Geschichte des Physiologus; Dahlerup, Verner, Physiologus i to islandske Bearbejdelser, angezeigt von Max Fr. Mann in Meißen. — Janssen, Vincent Franz, Gesamtindex zu Kluges etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache, angezeigt von O. Behaghel (eigenartig in seiner Anlage, vortrefflich in seiner Ausführung). — Gelbhaus, S., Über Stoffe altdeutscher Poesie, angezeigt von A. Leitzmann. — Reifferscheid, Über die Windeckhandschriften in Zürich, angezeigt von O. Behaghel. — H. Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner; Sarrazin, Beiträge zur Fremdwortfrage; Arndt, Gegen die Fremdwörter in der Schulsprache; Blasendorff, Verdeutschungswörterbuch für Schule und Haus, angezeigt von A. Socin. — Julius Lange, Heinrichs des Gleißners Reinhart und der Roman de Renart in ihren Beziehungen zu einander, angezeigt von Carl Voretzsch in Halle.

—— Nr. 3: W. Müller, Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage, angezeigt von W. Golther in München. (Müller will in der deutschen

Heldensage durchaus nicht verdunkelte alte Göttermythen annehmen, als ob in den Heldensagen die wertvollsten Reste unserer Urväterreligion vorhanden wären; vielmehr hält er dafür, daß das Mythische der Heldensagen nicht in deren Gehalte, sondern nur in ihrer Form bestehe. Wir haben geschichtliche Ereignisse in dichterischer Wiedergabe vor uns. Golther stimmt dem zu. Nach Golthers Meinung ist der Grund für die von W. Grimm und Müllenhoff verfochtene Ansicht über den Zusammenhang von Helden- und Göttermythen in der unrichtigen Auffassung der nordischen Quellen im Verhältnis zu den deutschen zu suchen). — Hermann Möller, Zur althochdeutschen Allitterationspoesie, besprochen von Andreas Heusler. (Den Grundsatz von der Taktgleichheit von neuem in die germanische Verslehre eingeführt und den ¼ Takt als Element des Allitterationsverses erkannt zu haben ist die große That in Möllers Schrift. Über den Dialekt des Hildebrandsliedes führt Möller die Ansicht durch, daß das Lied eine ostfränkische, fuldische Abschrift aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts einer oberfränkischen (ost- oder rheinfränkischen) Vorlage aus der Mitte oder dem dritten Viertel des 8. Jahrhunderts ist.) — Friedrich Keinz, Die Lieder Neidharts von Reuenthal; Friedrich Keinz, Beiträge zur Neidhartforschung, besprochen von Joseph Seemüller. (Die dankenswerte neue Ausgabe des Neidhart wird durch Vermehrung der Sinn- und Sacherklärungen noch gewinnen.) — Otto Brahm, Schiller, besprochen von Ernst Elster. — Johannes Volkelt, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen, besprochen von Minor. (Die Einleitung zu dieser Kritik giebt eine treffliche satirische Beleuchtung des modernen Schrifttums; die Kritik selbst führt aus, wie sich Volkelts Buch zu seinem Vorteil von der herrschenden Mode unterscheidet.) — H. W. B. Zimmer, Joh. Georg Zimmer und die Romantiker, angezeigt von Fr. Pfaff. — G. Locella, Zur deutschen Dante-Litteratur, besprochen von F. H. Kraus. (Man muß Herrn Baron Locella für eine Leistung dankbar sein, die den Anfänger auf die bequemste Weise in unsere Dante-Litteratur einführt, aber auch voll Anregung und Belehrung für alle ist, welche aus der Göttlichen Komödie den Gegenstand eines Studiums gemacht haben.)

Zeitschrift für deutsche Philologie, XXII, 4: J. Bolte, Liederhandschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Das Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve. — San Marte, Über den Bildungsgang der Gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutschland. (Schluß). — Th. Siebs, Bericht über die Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion der 40. Versammlung deutscher Philologen in Görlitz.

Germania XXXIV, 4: Losch, Zur Runenlehre. — Golther, Die Sprachbewegung in Norwegen. — Sprenger, Zu Gerhard von Minden. — Kratochwil, Uber den gegenwärtigen Stand der Suchenwirthandschrift. — Behaghel, Zu Wolfram. — Reissenberger, Fragmente aus der Weltchronik Rudolfs von Ems. — Ehrismann, Jappesstift. — Gombert, Bemerkungen zum deutschen Wörterbuch.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte III, 1: Max Herrmann, Die lateinische Marina. — V. Michels, Zur Geschichte des Nürnberger Theaters im 16. Jahrhundert. — A. Brandl, Zu Lillos Kaufmann von London. — A. Sauer, Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goecking. — L. Hirzel, Briefe des Herzogs Karl August an Karl Ferdinand von Sinner in Bern. — G. Kettner, Die Anordnung der Schillerschen Gedichte. — A. Schönbach, Zur Volkslitteratur. — J. Mayerhofer, Faust beim Fürstbischof von Bam-

berg. — A. v. Weilen, Gerstenberg und J. G. Jacobi. — H. Roetteken, Goethes „Amine“ und „Laune des Verliebten“. — O. Behaghel, Zu Heinse. — E. Schmidt, Kleists heilige Cäcilie in ursprünglicher Gestalt. — A. Leitzmann, Zur Entstehungsgeschichte des Julius v. Tarent. — O. Hoffmann, Notiz zu Lessing. — C. Schüddekopf, Anspielungen auf die Faustsage.

Zeitschrift für deutsche Philologie, XXIII, 1, S. 67—104: H. Düntzer, Die Entstehung des zweiten Teiles von Goethes Faust, insbesondere der klassischen Walpurgisnacht, nach den neuesten Mitteilungen.

——, O. Erdmann, Zum Einfluß Klopstocks auf Goethe (S. 108 u. 109).

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Mai 1890: R. Sprenger, Über Volksausdrücke.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 11—17: E. Kilian, Eine Aufführung des „Götz von Berlichingen“ nach der Heidelberger Handschrift. — W. Golther, Tristan und Isolde in der französischen und deutschen Dichtung des Mittelalters. — 35. S. Jaffé, Historischer Überblick über die Verschiedenheit der Kunst der Epiker des 12. u. 13. Jahrhunderts. — 42 u. 43. Sigm. Schott, Studien zur Emilia Galotti. — 49—52: F. Meyer v. Waldeck, Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. — W. Lübke, Rauch und Goethe. — L. Fränkel, Ein französisches Werk über Klopstock. — 53: E. Wasserzieher, Charlotte v. Lengefeld.

E. Kölbings Englische Studien, XIV, 2: R. Sprenger, Zwei alte Textfehler in Goldsmiths Vicar of Wakefield.

Die Grenzboten. 1. O. Schulze, Phonetik. — K. Heinemann, Neue Briefe von Goethes Mutter. — 2. Jean Paul v. Nerrlich. — 5, 6, 7. F. Kuntze, Zur Geschichte von dem kranken Königssohn. — 13, S. 610—615: Allerhand Sprachdummheiten. Fortsetzung.

Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage: 1889, 50 u. 51: P. Schlenther, Briefe Fr. Schlegels. — 1890, 2. 3: F. Kern, Goethes Achilleis und der letzte Gesang der Ilias.

Leipziger Zeitung 1890, 41: R. Beer, Von deutscher Etymologie. — Wissenschaftliche Beilage 18 u. 19: E. v. d. Hellen, Die Lehnwörter der deutschen Sprache.

Tägliche Rundschau, 33. 34: J. Weitbrecht, W. Pirkheimer und H. Sachs in ihrer Stellung zur Reformation.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, 40 12: F. Prosch, Die Bedeutung des schwarzen Ritters in Schillers Jungfrau v. Orleans.

Frankfurter Zeitung, 44. 45: Otto Brahm, Schillers Eintritt in Weimar.

Zeitschrift für das Realschulwesen, 14, 11: F. Prosch, Moderne Poetik.

Die Gegenwart, 37, 1: L. Geiger, Aus der Zeit der Romantik.

Westermanns Monatshefte, Januar: Erich Schmidt, Die drei Ringe.

Neu erschienene Bücher.

Kühnemann, Eugen, Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des Wallenstein. 206 S. Marburg, Oskar Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung 1889.

Saltzmann, Hugo, Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen. (Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Pillau 1890.) 30 S.

Paukstadt, R., Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und mündlichen Besprechungen für die Sekunda. Dessau, Paul Baumann 1889. 208 S. Preis Mark 2,50.

Biltz, Karl, Der Intendant in tausend Nöten. Posse in 4 Akten. Berlin, Stargardt 1890. (Wir kommen auf diese prächtige Satire zurück.)

Brenner, Oskar, Mittelhochdeutsche Grammatik. 2. Auflage. München, Lindauersche Buchhandlung. 32 S.

Hagen, Hermann, Über Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1889. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow, Heft 81.)

Pietzker, Friedrich, Über die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. Hamburg, Verlagsanstalt, A.-G. (Deutsche Zeit- und Streitfragen v. Jürgen Bona Meyer, Heft 54) 1889. Preis 1 Mark.

Fischer, Konrad, Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Trier, Stephanus 1889. 51 S.

Müller-Frauenstein, Georg, Handbuch für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. II. Teil: Zur Vers-, Stil- und Dispositionslehre. Hannover, O. Gödel. 180 S. Preis Mark 2,20.

Böhme, Walther, Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst für die häusliche Vorbereitung der Schüler. 1. Bändchen: Götz von Berlichingen. 51 S. 2. Bändchen: Kleists Prinz Friedrich von Homburg. 44 S. Berlin, Weidmann.

Meyer, Joh., Neue Bahnen. Monatsschrift für eine zeitgemäße Gestaltung der Jugendbildung. I. Jahrg., 2.—5. Heft. Gotha, Emil Behrend 1890.

Hahn, Werner, Kriemhild. Älteste Gestalt des Nibelungenliedes. Ausgabe für Schulen. Eisenach, Bacmeister. 106 S. Preis 1 Mark.

Rentsch, Joh., Joh. Elias Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. Leipzig, Paul Beyer. 118 S.

Fischer, L. H., J. L. Frischs Schulspiel von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst. Mit Einleitung und Anmerkungen. (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 26.) Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Kochstraße 68—70. 65 S.

Girot, A., Goethe, Hermann und Dorothea. Texte Allemand avec une introduction et des notes. Paris, Delagrave. 148 S.

Denzel und Kraz, Lessing, Nathan der Weise. Schulausgabe. Stuttgart, Göschen 1890. 179 S.

Tomaschek, Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe. Stuttgart, Göschen 1890. 131 S.

Dorenwell, K., Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. II. Teil. 2. Auflage. Hannover, Carl Meyer 1890. Preis Mark 3,50. 307 S.

Philippson, Robert, Die ästhetische Erziehung, ein Beitrag zur Lehre Kants, Schillers und Herbarts. (Jahresbericht des König Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg, Ostern 1890.)

Werther, Theodor, Zur Entstehung von Goethes Hermann und Dorothea. (Jahresbericht des Gymnasiums zu Eutin, Ostern 1890.) 24 S.

Rudolph, Konrad, Über die geeignetste Form einer Nibelungenübersetzung. (Programm des Köllerschen Gymnasiums zu Berlin 1890.) Berlin, Gärtners Verlag. 24 S.

Buchheim, R., Zum deutschen Unterricht. (Jahresbericht des Königl. Realgymnasiums zu Zittau 1890.) 22 S.

Lyon, O., Historische und gesetzgebende Grammatik. (Programm des Annen-Realgymnasiums zu Dresden 1890.) 32 S.

Zschalig, H., Metrische Übertragungen englischer Gedichte für den Schulgebrauch. (Jahresbericht der höheren Töchterschule zu Dresden 1890.) 14 S.

Franke, Carl, Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten. Leipzig, B. G. Teubner 1890. 142 S.

Wossidlo, R., Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. Erster Teil. (Programm des Gymnasiums zu Waren 1890.) 18 S.

Bräutigam, Adolf, Abriß der deutschen Sprachlehre. 4. Auflage, besorgt von Paul Knauth. Nauen und Leipzig, Harschan. 115 S.

Kuenen, Ed., Schillers Maria Stuart, erläutert. Leipzig, Heinrich Bredt. 109 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 11. Jahrgang 1889. Leipzig, Karl Reißner 1890. 128 S.

Schwierigkeiten der Orthographie in der Volksschule, vorgeführt in alphabetisch geordneten Wörterreihen. Schleswig, Bergas 1890. 58 S.

Semler, Christian, Die Weltanschauung Luthers und Goethes und ihre Bedeutung für unsere Zeit. Hamburg, Verlagsanstalt, A.-G., 1890. (Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 63.)

Meyer, Alfred G., Deutsche Prosalektüre in den Mittelklassen höherer Lehranstalten. Programm der 5. städtischen höheren Bürgerschule zu Berlin. Ostern 1890. Berlin, Gärtners Verlag. 22 S.

Bohm, Hermann, Zur deutschen Metrik. Programm der 2. städtischen höheren Bürgerschule zu Berlin. Ostern 1890. Berlin, Gärtners Verlag. 30 S.

Schmolke, Hermann, Regeln über die deutsche Aussprache. Programm des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1890. Gärtners Verlag. 44 S.

Kamp, H., Gudrun in metrischer Übersetzung. Berlin, Mayer und Müller. 1890. 48 S.

Günther, O., Lessings Philotas und die Poesie des 7 jährigen Krieges in Auswahl und mit Anmerkungen. Stuttgart, Sammlung Göschen. 1890.

☞ **Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9II.

Goethes „Iphigenie in Delphi“ und „Nausikaa“.

Von Heinrich Düntzer in Köln a. Rh.

Drei dramatische Pläne entwarf Goethe während seines ersten Aufenthaltes in Italien. Keinen von diesen führte er ganz aus, nur von einem einzigen machte er das Schema und schrieb die ersten Auftritte; konnte er ja nicht einmal zur Vollendung aller seiner mitgenommenen Stücke gelangen, von denen er „Tasso“ und „Faust“ erst in Weimar abschloß. Die beiden ersten neuen Pläne faßte er noch vor der Vollendung der Neubearbeitung seiner „Iphigenie“, auf der Reise nach Rom; in der Siebenhügelstadt wollte er eine Operette für den eben anwesenden Komponisten Kranz schreiben, der aber darauf nicht einging. Zu Palermo begann er das vor dem Eintritt in die Apenninen seinem Geiste aufgegangene Trauerspiel, gelangte aber nicht über den Entwurf des Planes und die Ausführung der beiden ersten Auftritte hinaus, in Taormina nahm er den dritten vor, ohne ihn vollenden zu können. Aber schon die Pläne sind für die Eigenart des Dichters von Bedeutung, besonders wenn man ihre Entwickelung in seiner von der Reise nach und in Hesperien mächtig ergriffenen Seele beobachtet; auch gilt es, so irrige wie anspruchsvolle Ansichten über diese Dichtungen zu beseitigen und die richtige Lesung an manchen Stellen zu fördern.

Der erste Plan überraschte den Dichter auf der Fahrt von Cento nach Bologna. Die „böse Arbeit“ der „Iphigenie“ hatte er vor fünf Wochen, den 12. September, am Gardasee begonnen, die neue Handschrift aber erst am 16. September in Verona angelegt. In Vicenza und Venedig waren die Morgenstunden dieser seiner „Heiligen“ gewidmet. Eine Woche hatte er sich allseitig in der Lagunenstadt umgesehen, als er am Mittag des 4. Oktober in sein Tagebuch schrieb: bis Sonntag (den 8. Oktober) wolle er sehen, was ihm an „Iphigenie“ und den venetianischen Merkwürdigkeiten noch übrig bleibe. Aber die weitere Umschrift des Schauspiels stockte bald; den 7. Oktober konnte er keinen Vers hervorbringen, und vier Tage vor seiner Abreise von Venedig, am 10 Oktober, heißt es im Tagebuch, die Umschrift werde dort nicht fertig. Eine besondere Schwierigkeit muß ihn gehindert haben, die ihn auch in Cento nicht zur Fortsetzung kommen ließ. Was sein Stocken verursachte, ist unschwer zu sagen: er mußte eine wesentliche Änderung der Handlung vornehmen, und welcher Art diese war, lehrt die Vergleichung der letzten Bearbeitung mit der prosaischen Fassung. Längst ist von mir (Die drei ältesten Bearbeitungen der Iphigenie S. 229 flg.)

bemerkt worden, daß im vierten Auftritte des vierten Aufzugs die Handlung wesentlich umgestaltet wurde. Aber seltsam genug hat Kuno Fischer in seiner Besprechung der Abweichungen der „Iphigenie in Rom“ von der Weimarischen (Goethes Iphigenie S. 48—56) diese so bedeutende dramatische Verbesserung völlig übersehen. In der früheren Bearbeitung kommt Pylades IV, 4 zu Iphigenien mit der Meldung zurück, Orest sei von den Furien befreit und neu aufgelebt; wider alle Wahrscheinlichkeit hat er den Freund verlassen, noch ehe dieser das Schiff mit den Gefährten wiedergefunden hat, was doch die notwendige Voraussetzung der Rettung der Geschwister und der glücklichen Flucht mit dem Bilde der Göttin, das sie nach Delphi bringen sollen. Pylades selbst muß die Möglichkeit zugeben, daß die Gefährten das Feuerzeichen des Orest übersehen, ja daß sie, weil das Warten ihnen zu lang gedauert, schon vorübergefahren sind. Unmöglich konnte er den Orest verlassen, ehe sie das Schiff mit den Gefährten wiedergefunden, wodurch die Rettung gesichert schien, so daß der letzte Schritt, die Flucht Iphigeniens mit dem Bilde, unbedenklich geschehen konnte. Noch kurz vor seiner Entfernung hebt Pylades selbst hervor, wie bedenklich die Sache stehe, indem er sagt, er wolle dem Orest halben Weges entgegengehen, ob dieser vielleicht seiner bedürfe. Der Dichter kann manches Unwahrscheinliche zu seinem Zwecke annehmen, wenn er es geschickt zu verdecken weiß; etwas zu betonen, was Bedenken erregt, ist jedenfalls ein Fehler und ein solcher findet sich hier in der prosaischen Fassung. Noch schlimmer ist es, daß Pylades zu früh kommt, daß er noch nicht das Wiederfinden des Schiffes melden kann; war es doch wichtiger, daß Iphigenie das Zusammentreffen mit den das Schiff bewachenden Gefährten erfahre, als daß sie so rasch als möglich die Kunde von der Heilung des Bruders vernehme, woran sie im Grunde kaum zweifeln kann. Diese Schwäche entging dem Dichter bei der neuen Bearbeitung nicht, ebensowenig daß Iphigenie dem Pylades gegenüber sich nicht ganz so äußert, wie sie sollte, da sie nichts sagen dürfe, was einer Heiligen, wie er sie in der heiligen Agatha Raphaels zu Bologna gesehen hatte, nicht gezieme. Diesen schwierigen Auftritt bei der Umdichtung zu verfehlen, mochte er fürchten, und diese Furcht, vielleicht auch die Unentschiedenheit, wie er jenen Mangel der Handlung hebe, scheint ihn von der Fortsetzung der Umschrift, ehe er nach Rom kam, abgehalten zu haben.

Während er noch darüber brütete und sich in das Ideal seiner Priesterin versenkte, wird sich ihm der Gegensatz ihrer leidenschaftlichen Schwester aufgedrungen haben, deren kräftige Schilderung in der ihren Namen tragenden Tragödie des Sophokles er, wie wir wissen, auf der Reise mit sich führte. Wenn das Bild dieser, die wirklich was Iphigenie

sich wünscht, „ein männlich Herz hat", ihm vorschwebte, so wird es erklärlich, wie er dazu kam, sich eines frühen Morgens, als er, im Wagen sitzend, den Eingebungen seiner Einbildungskraft nachhing, einen Auftritt lebhaft vorzustellen, worin diese im entschiedensten Gegensatz zu seiner frommen Priesterin erschien.

Am 18. Oktober schrieb er zu Bologna: „Heut früh hatt' ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlaf und Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos[1]) rein zu finden. Es giebt einen fünften Akt und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich habe selbst drüber geweint wie ein Kind, und an der Behandlung soll man, hoff' ich, das Tramontane erkennen." Gegen Scherer habe ich längst darauf hingewiesen,[2]) daß der Plan rein gefunden, also nach dem stehenden Sprachgebrauche ganz von selbst gekommen, nicht vorher bedacht war. Man sagt so in der gewöhnlichen Sprache, besonders am Rheine, rein finden, rein verlieren, rein bekennen, wie letzteres sich auch in der prosaischen „Iphigenie" V, 5 findet: „Ich hab' ihm euren Anschlag rein bekannt". Freilich zeigt zur (nicht zu einer) Iphigenie, daß Goethe die Sage von einem Zusammentreffen der beiden Geschwister in Delphi schon kannte, und er voraussetzte, auch die Freundin, für welche das Tagebuch bestimmt war, erinnere sich derselben. Wir wissen aus der ersten Fassung der „Iphigenie", daß ihm bereits im Jahre 1779 das Fabelbuch des Hyginus oder, wenn man dies bezweifeln wollte, die darin berichteten Sagen von den Greueln im Hause des Pelops bekannt waren, und so dürfen wir wohl annehmen, daß ihm auch die eben dort sich findende von der Iphigenie zu Delphi nicht entgangen war und sich, wie er für gewisse ihm auffallende Züge ein zähes Gedächtnis hatte, in seiner Erinnerung festgesetzt hatte. Daß er den Hygin selbst schon 1779 kennen gelernt, dürfen wir für sehr wahrscheinlich halten, da dieser das ihm zunächst liegende, für seinen dramatischen Zweck passendste Fabelbuch war, welches allgemein für einen Schacht von tragischen Sagen galt, worüber sich Lessing in der „Dramaturgie" ausgesprochen hatte, und er sich kaum mit den Berichten eines neueren mythologischen Handbuches, wie der noch

1) Die falsche Form Delphos und die Annahme, Delphi liege auf einer Insel, fanden sich noch in der in Italien von Goethe selbst geschriebenen „Iphigenie in Tauris", ja die letztere hat sich noch jetzt erhalten. Und doch hatte Wieland in seinem, unserem Dichter sehr wohl bekannten „Agathon" die richtige Namensform und Vorstellung von Delphi. Die Insel Delphos stammt wohl aus Shakespeares „Wintermärchen" (II, 1. 3. III, 1. 2).

2) Litteraturblatt für Germanische und Romanische Philologie 1881, 239 flg. Goethe-Jahrbuch III, 138 flg.

im Jahre 1797 ihm zugehörenden zweiten Ausgabe des Hederich, die er wohl schon damals besaß, begnügt haben wird. Wenn er von der besonderen Wirksamkeit dieser Wiedererkennung spricht, so sind wir nicht berechtigt, deshalb an die Besprechung derselben in der „Poetik“ des Aristoteles zu denken. Wir wissen nur, daß er diese als Leipziger Student in der Übersetzung von Curtius kennen gelernt hatte. Auch die französischen Tragiker hatten sich nach dem Vorgang des Aristoteles viel mit der Wichtigkeit der Wiedererkennungen beschäftigt, und Goethe selbst berichtet uns, daß er schon als Knabe des Corneille Sécond discours sur la Tragédie und die Vorreden von ihm und Racine über ihre Dramen gelesen. Schon Lessing hatte in der „Dramaturgie“ bei Gelegenheit der „Merope“ der Erkennungen eingehend gedacht.

Nun findet sich bei Hygin 122 die Sage von Aletes, einem Sohne des Ägisthus und der Klytämnestra, welche Sophokles und Lykophron, ein Dichter des späteren sogenannten tragischen Siebengestirns, behandelt hatten. Schon vor einem halben Jahrhundert hat Welcker (Die griechischen Tragödien S. 216) bemerkt, daß in der Fabel des Hygin zwei Tragödien nach Sophokleischem Zuschnitt liegen, eine delphische Iphigenie, deren Plan einst Goethe ausgebildet und die vielleicht auch die Tragödie des römischen Dichters Attius Agamemnonidae enthalten habe, und des Orest Sieg über Aletes, der während der Abwesenheit desselben sich der Herrschaft bemächtigt hatte. Daß wirklich ein griechischer Tragiker das Zusammentreffen der Iphigenia mit Elektra behandelt habe, ist nicht nachzuweisen; den einzigen Halt dafür bieten die Agamemnonidae des Attius, die aber ebensowenig ganz feststehen, wie ihr Inhalt. Nach der von Hygin berichteten Sage, die aus dem Prolog des „Aletes“ genommen sein könnte, hatte Aletes auf die falsche Kunde, Orest sei mit Pylades im Haine der Diana bei den Tauriern geopfert worden, zu Mycene die Herrschaft an sich gerissen, worauf Elektra sich nach Delphi begab, um den Gott deshalb zu befragen. An demselben Tage kamen mit ihr Iphigenia und Orest zu Delphi an. Derselbe Bote, der den Tod Orests gemeldet hatte, bezeichnete ihr Iphigenia als Mörderin. Als Elektra dies hörte, riß sie einen brennenden Scheit (truncus) vom Altar und wollte der ihr unbekannten Iphigenia damit die Augen ausstoßen, was durch die Dazwischenkunft des Orest verhindert wurde.

Hätte K. Fischer den Bericht Hygins selbst verglichen, so würden wir nicht bei ihm mit Bezug auf dieses „römische Fabelbuch“ S. 15 lesen: „Der tragische Stoff hatte sich zu einer Trilogie auseinandergelegt: Iphigenie in Aulis, in Tauris, in Delphi.“ Mit demselben Rechte hätte er von einem vierten Stücke, einer Iphigenie in Mycene, sprechen können, da ja Orest dort erst den Aletes ermordet haben muß, ehe er

mit der Schwester das Haus des Vaters wiedergewinnen kann; denn dieses ist ja der weitere Inhalt der von Fischer angeführten, aber nicht angesehenen Hyginischen Fabel. Ja noch eine fünfte tragische Sage von Iphigenia würde ihm, wenn er das römische Fabelbuch selbst verglichen oder sich sonst auf die griechischen Tragiker eingelassen hätte, nicht entgangen sein. Hygin erzählt noch von einer anderen Iphigenia Taurica, die, wie Welcker bemerkte, Iphigenie in Troas heißen könnte. Orest kommt mit Iphigenia, Pylades und dem geraubten Bilde nach der Insel Sminthus zum Priester Chryses, einem Enkel des gleichnamigen Homerischen, der sie dem verfolgenden Thoas ausliefern will; aber der alte Chryses verrät diesem noch zur Zeit, daß er ein Sohn des Agamemnon und seiner Tochter sei, worauf er dann, dessen Partei ergreift und Orest den Thoas tötet. Von einer Trilogie kann ebensowenig wie von einer Tetralogie oder Pentalogie die Rede sein. Die Iphigenia in Aulis erhielt als notwendige Fortsetzung ihre Rettung von den Tauriern. Spätere üppige Ranken sind die Dichtungen vom Zusammentreffen mit Elektra in Delphi, von der Widerherstellung in Mycene und von der Verfolgung und der Ermordung durch Thoas; letztere ist, wie Welcker schon bemerkt, eine bloße Variation der Iphigenia in Tauris.

Aber Fischer hat so wenig den Hygin gelesen, daß er Goethes Umdichtung diesem oder vielmehr dem bei ihm zu Grunde liegenden griechischen Tragiker zuschreibt. Denn er führt aus Hygin von Elektra an: nachdem sie gehört, Orest sei in Tauris geopfert worden, komme sie nach Delphi, um das Beil, womit Agamemnon von Klytämnestra, diese von Orest erschlagen worden, im Heiligtume des Gottes niederzulegen, damit es ruhe. Das wäre ja der vollkommenste Widerspruch in sich. Wenn Elektra kommt, um die Axt, die so viel Unheil gebracht, dem Gotte zu weihen, so muß sie glauben, dessen Gnade habe allen Greueln ihres Hauses jetzt ein Ende gemacht, ihren Bruder von den Furien befreit; unmöglich kann sie irgend eine Ahnung haben, daß Orest in Tauris, wohin Apollo ihn zum Raube des Bildes seiner Schwester gesandt hatte, als Opfer gefallen sei. Bei dem griechischen Dichter kommt Elektra ohne Axt, den Feuerbrand, mit dem sie sich an der Priesterin rächen will, reißt sie vom Altare. Fischer hat in leichtfertiger Verwechselung Goethes späteren Plan dem Hygin untergeschoben.

Leider sind damit Fischers Irrtümer über die griechische „Iphigenie in Delphi“ noch nicht erschöpft, sie schädigen sogar Goethes „Iphigenie in Tauris“. Wenn in letzterer der Orakelspruch so umgestaltet erscheine, daß Orest das Bild (vielmehr die Schwester) nach Delphi bringen solle, so sei dies eben durch die Kenntnis der Sage veranlaßt, daß Elektra in Delphi mit ihren Geschwistern zusammengetroffen. Eine so ganz fehl-

schießende Vermutung war nur bei der irrigen Fragestellung möglich. Fischer durfte nicht fragen, weshalb Goethe Delphi an die Stelle von Athen gesetzt habe, obgleich auch darauf die Antwort nicht lauten konnte: „weil die Geschwister später mit Elektra in Delphi zusammentreffen sollen", sondern: „weil der attische Demos, wo das taurische Bild verehrt wurde, für den deutschen Leser oder Zuschauer gar keine Bedeutung hatte und der Dichter sich nicht erlauben durfte, gegen die thatsächliche Wahrheit hier die Akropolis von Athen zu setzen, von welcher er etwa eine Kenntnis bei den Gebildeten voraussetzen konnte." Die Frage mußte lauten: „Weshalb mußte Goethe den Orakelspruch ändern?" Und die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Der Grieche durfte keinen Anstoß an der Kultussage nehmen, das Bild der Artemis habe Orest geraubt und nach Halä gebracht, wo dasselbe noch immer verehrt wurde. Dagegen widerstrebte dem deutschen Gemüte die Tempelsage eines von der Gottheit befohlenen Raubes. Den Sinn des Orakels mußte Orest mißverstanden und dieses deshalb zweideutig gelautet haben, so daß die Schwester, welche Orest nach Delphi bringen soll, von ihm auf die des Gottes bezogen wurde, wogegen Apollo dessen eigene Schwester verstand, an welche der Bruder, da er sie lange geopfert glaubte, nicht denken konnte. Das Orakel mußte deshalb so gefaßt sein, daß die Beziehung auf das Bild der Schwester des Gottes nahe lag, was gerade dadurch besonders bewirkt wurde, daß er die Schwester nach Delphi bringen soll, wohin die aus Tauris geretteten Geschwister sich bei der Rückkehr begeben müssen, um dem Gott zu danken, dessen Spruch ihnen solchen Segen gebracht. Wie glücklich diese Erfindung des deutschen Dichters sei, der notwendig den Orest nach Delphi zurückkommen ließ, von wo er die Reise nach Tauris angetreten, ergiebt sich auf den ersten Blick. Seit Homer war Delphi als heiligste Religionsstätte des gesamten Griechenland die ganze griechische Geschichte hindurch anerkannt. Goethe hatte schon zwei Jahre vor der „Iphigenie" in seiner Posse „Die Empfindsamen" das delphische Orakel launig benutzt, doch war dort der Ort desselben nicht genannt, nur gelegentlich bemerkt, daß er im Gebirg liege. In der „Iphigenie" läßt er II, 1 den Pylades sagen (in der ersten Fassung): „Apoll gebeut dir, vom taurischen Gestad Dianen, die geliebte Schwester, nach Delphos hinzubringen," und darauf: „Bringst du die Schwester zu Apollen hin, und wohnen beide dann in Delphos, im gesitteten Griechenland". Nach IV, 4 erfolgt die Befreiung Orests von den Furien dann, wenn sie dem Gotte „die Schwester nach Delphos bringen". Delphi ist auch gemeint, wenn es daselbst heißt: „O führ' uns glücklich nach dem lang gewünschten Hafen," wofür in der späteren Bearbeitung steht: „Die Felseninsel, die der Gott bewohnt." Iphigenie

verrät V, 3 dem Thoas, Apoll schicke ihren Bruder von Delphos, um das Bild der Schwester dorthin zu bringen. Den Wortlaut des Orakels erfahren wir erst V, 7: „Bringst du die Schwester vom taurischen Gestade mit her nach Delphos, so wird Diane dir gnädig sein, dich aus der Hand der Unterirdischen retten." Auf Delphi wird aber so wenig ein bedeutendes Gewicht gelegt, daß es in der späteren Bearbeitung außer der Bezeichnung als „Felseninsel" nur zweimal genannt wird, und zwar ganz nebensächlich, II, 1, 163: „Und wohnen beide dann vereint in Delphi", und V, 3, 162: „Apoll schickt sie von Delphis diesem Ufer zu", wogegen ein andermal bei der Rückkehr Griechenland statt Delphi gesetzt ist. Trotzdem sieht Fischer (S. 15) in der Angabe von Delphi „Iphigenie in Delphi" in der vorhandenen „schon angelegt und motiviert, ganz nach Goethes Art, der Glied an Glied fügt". Das wäre denn doch eine seltsame Gliederung! Wo kann Fischer auch nur etwas entfernt Ähnliches in Goethe nachweisen? „Die natürliche Tochter" ist gar nicht zu vergleichen; denn dort wird die Fortsetzung in der Handlung selbst bestimmt angedeutet, während „Iphigenie in Tauris" für jeden, der Sinn für dichterische Einheit hat, so vollständig abgeschlossen ist, daß nichts weiter darauf folgen kann, da die im letzten Auftritt angedeutete Rückkehr und Herstellung der Geschwister in Mycene in so sicherer Aussicht steht, daß wir sie schon mitgenießen. Aber fast noch überraschender muß es sein, wenn Fischer, obgleich durch die Änderung von Athen in Delphi die „Iphigenie in Delphi" schon angelegt und motiviert sein soll, doch dadurch, daß das Bild der Göttin in Tauris blieb, was der Dichter gleichzeitig mit jener Änderung beabsichtigen mußte, „das Band, das die delphische Iphigenie mit der taurischen verknüpfen sollte", für abgeschnitten erklärt, da „kein Grund mehr, nach Delphi zu wandern" gegeben sei. So wird mit gleicher Willkür dem Dichter die Absicht, auf eine „Iphigenie in Delphi" und das Aufgeben dieser Absicht infolge des entworfenen Planes zugeschrieben. Um das für möglich zu halten, muß man ganz eigentümliche Anschauungen von der Bildung einer dramatischen Fabel in der Seele des Dichters haben. Und wozu dies alles! Einem unglücklichen Einfall zu liebe, der dürftig erklären soll, was im wirklichen Zusammenhange sich von selbst ergiebt.

Wie im Traume hatte sich dem Dichter an jenem Morgen des 18. Oktober der Plan der „Iphigenie in Delphi" gebildet, aber etwas davon aufzuschreiben, war ihm unmöglich. Es ging ihm damit wie mit jener „Lieblingssituation" im „Wilhelm Meister", die er am 7. Juni 1780 auf einem Ritte nach Gotha in Gedanken ausführte. Man brächte ihn eher zu einem Sprunge durchs Fenster, als zum Aufschreiben derselben, äußerte er damals gegen Frau von Stein; zwischen so einer Stunde,

wo die Dinge so lebendig in ihm würden, und seinem Zustande, wenn er vor dem Schreibtisch sitze, sei ein Unterschied wie zwischen Traum und Wachen; nur diktieren könnte er allenfalls, wenn er einen Schreiber zur Hand hätte. Der Plan verflog ihm auch wie ein Traum, da ihn so vieles auf der Reise zerstreute und seine stets geschäftige Einbildungskraft ihm auch andere Gestalten neben seiner ihm immer im Sinne liegenden „Iphigenie in Tauris“ vorführte. In dem Reisetagebuche ist von der delphischen Iphigenie keine Rede mehr, ebensowenig in einem der in Italien geschriebenen Briefe. Dagegen äußerte er, als er Ende 1814 den Teil seiner Reise bis Rom zum Drucke ausarbeitete: „Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an ‚Iphigenia‘ fortsetzen (ein ganz unrichtiger Ausdruck, da er im Wagen nicht an dieser schrieb, sondern nur zu Hause, wo er es in aller Bequemlichkeit thun konnte, er auch damals die unterbrochene Umschrift nicht fortsetzen wollte, er höchstens die Beseitigung des Anstoßes, der ihn aufgehalten hatte, bedenken konnte), aber was geschah! der Geist führte mir das Argument der ‚Iphigenie von Delphi‘ vor die Seele, und ich mußte es ausbilden.“ Auch der letztere Ausdruck trifft nicht ganz zu, wenn man die zu Grunde liegende Angabe des Tagebuches vergleicht. Sodann leitet er mit den Worten: „So kurz als möglich sei es (das Argument) hier verzeichnet“, die Mitteilung des Planes ein, wie er im Jahre 1814 ihn sich zusammendachte. Daß dieser Plan, an dessen wörtliche Richtigkeit Scherer glaubte, völlig unzuverlässig sei, habe ich längst a. a. O. ausgeführt. Alle von Goethe ein Vierteljahrhundert später in die „Italienische Reise“ eingeschobenen Zusätze sind, wo sie keine gleichzeitige Grundlage haben, ohne thatsächliche Gewähr, da er sich nicht mehr in die Stimmung zurückversetzen konnte, welche er schildern wollte, und ihm am wenigsten bei längst verflogenen dichterischen Plänen das Gedächtnis treu geblieben war, wie sich dies uns am schlagendsten aus seinem späteren Bericht über „Nausikaa“ ergeben wird. Sehen wir, wie er sich im Jahre 1814 die Handlung dachte, so weicht diese darin von der Darstellung des Hyginus ab, daß Elektra die Nachricht von der Ermordung des Bruders nicht zu Hause erhält, wo Aletes infolge derselben sich der Herrschaft bemächtigt hatte, sondern in der Überzeugung nach Delphi kommt, Orest werde mit dem geraubten Bilde der taurischen Diana dort eintreffen und von den Furien befreit sein. Deshalb hat sie (das ist Goethes Zudichtung) „die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet“, mitgebracht, um sie „als schließliches Sühnopfer“ (ein etwas sonderbarer Ausdruck) dem Gotte zu widmen. Diese „Axt“ steht in Widerspruch mit der Darstellung der „Iphigenie in Tauris“. Dort tötet nicht Klytämnestra den Agamemnon, sondern abweichend von

Aeschylus, dem Goethe sonst folgt, ihr Buhle Aegisth, nachdem sie selbst das verstrickende Gewand über ihn geworfen. In der prosaischen Fassung steht hier erstach, was auf einen Dolch oder ein Schwert deutet, wie denn auch bei Aeschylus ein Schwert (ξίφος, φάσγανον) steht. Die metrische Bearbeitung setzt dafür schlug, was man freilich von der Axt verstehen kann, aber schlagen wird, wie παίειν, πλήσσειν bei Aeschylus, von jeder gewaltsamen tödlichen Verwundung gebraucht. Bei der Ermordung der Klytämnestra läßt Goethe in der metrischen Bearbeitung (und diese Stelle war bereits umgeschrieben, ehe er nach Cento kam) Elektra dem Orest „jenen alten Dolch aufdrängen, der schon in Tantals Hause grimmig wütete." Freilich sprechen die alten Tragiker auch gelegentlich von einer Axt, womit Agamemnon ermordet worden (wie Soph. El. 99. Sen. Agam. 889), selbst in den „Choephoren" des Aeschylos, wo aus den dichterischen Bezeichnungen des Mordwerkzeugs sich nicht klar ergiebt, ob dieses eine Axt oder ein Schwert gewesen sei, wünscht Klytämnestra, als der Sohn ihr den Tod droht, eine Axt zur Abwehr zu haben. Aber Goethe, der eben den Dolch, der im Hause des Pelops grimmig gewütet, in seiner „Iphigenie in Tauris" erwähnt hatte, konnte unmöglich in der „Iphigenie in Delphi" an dessen Stelle eine Axt setzen. Erst nach langer Zeit, wo er sich der ersteren Dichtung nicht genau mehr erinnerte, war ihm dies möglich, wobei ihm wohl der berühmte Auftritt aus dem „Kresphontes" des Euripides vorschwebte, in welchem Merope mit schon erhobener Axt den schlafenden Kresphontes töten will, als der Alte ihr in den Arm fällt und ihr mitteilt, daß es ihr Sohn sei. Vor und nach Lessing war über diese berühmte Wiedererkennung viel verhandelt worden. Nicht die Axt, sondern der Dolch kann bei den vielen Greueln im Hause des Pelops gewütet haben, wie bei der Ermordung des Chrysipp, der Selbstentleibung des Hippodamia, dem Schlachten der Söhne des Thyestes, der Tötung des Atreus, und dieses Dolches konnte sich auch Elektra gegen die vermeintliche Mörderin ihres Bruders am passendsten bedienen, indem sie dieselbe eben so töten wollte, wie diese den Orest geopfert habe. Sonst scheint sich Goethe genau der Art zu erinnern, wie seine Elektra in Delphi auftreten sollte.

Was er weiter im Jahre 1814 von seiner „Iphigenia in Delphi" berichtet, reicht nicht aus, die fünf Akte eines Dramas zu füllen. Wie der Grieche, welcher Elektra mitteilt, er habe Orest und Pylades nach Tauris begleitet und sie zum Tode führen gesehen, sich gerettet habe, hören wir nicht. Er muß doch auch die Priesterin gesehen haben, da er diese in Iphigenien erkennt; das kann wohl nur im Haine geschehen sein, aus dem er also geflohen sein muß. Elektra sollte ohne Zweifel

im ersten Selbstgespräch ihre freudige Erwartung des mit dem Bilde der Diana kommenden Orest aussprechen, nebst der Absicht, den verhängnisvollen Dolch im Tempel des Gottes dankbar zu weihen. Zu ihr tritt der Grieche, der alle ihre Hoffnung durch die Kunde vernichtet, er sei aus Tauris geflohen, wo Orest und Pylades geopfert worden seien, was er als selbstverständlich voraussetzt, da er ja gesehen, wie man sie gefangen genommen und der Priesterin zugeführt hat. „Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht", heißt es in Goethes Plan weiter, „und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wut richten soll." Dies ist für den Zustand Elektras nicht recht bezeichnend. Im bittersten Ingrimme und rasender Wut muß sie den Gott des Truges zeihen, der durch seinen falschen Spruch den Bruder in den Tod getrieben. Ihre verzweifelnde Aufregung würde den schönsten Gegensatz zum frommen Gottvertrauen der Priesterin im ersten Aufzug der „Iphigenie" gebildet haben. In den Tempel zu gehen, ist ihr jetzt unmöglich; verwirrt eilt sie, so denken wir uns, in den tiefen Hain. Wenn es weiter heißt: „Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe kontrastiert gar merkwürdig mit Elektras irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen", so zeigt diese Äußerung, daß ihm der eigentliche dramatische Plan nicht mehr deutlich vorschwebte. Es mußte hervorgehoben werden, daß die drei Geretteten im zweiten Aufzug in dem eben von Elektra verlassenen Haine auftreten, aus dem sie sich dann in den Tempel begeben. Unmöglich können die Geschwister schon jetzt zusammengetroffen sein; denn Elektra würde den Orest und Pylades gleich erkannt haben und auch ein Zusammentreffen mit Iphigenie allein ist nicht anzunehmen, da die wütende Elektra von ihrem entsetzlichen Unglück hätte sprechen und den Gott verfluchen müssen, wodurch der Wahn der Elektra sich zu früh enthüllt hätte. Schwerlich wird das Auftreten der Geschwister allein den ganzen Aufzug eingenommen haben; wir müssen uns denken, daß sie hier einen Priester treffen, dem sie ihre glückliche Erfüllung des Götterspruches mitteilen und in dessen Begleitung sie wohl in den Tempel gehen. Aber damit hätten wir bloß die Handlung von zwei Aufzügen. Vom weitern Verlaufe der Handlung berichtet Goethe nur: „Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Übel von [den] Geschwistern abwendet." Damit ist weder der Raum von drei Aufzügen glücklich ausgefüllt, noch die Gliederung der Handlung in den einzelnen Aufzügen

bezeichnet. Der Grieche mag in den Tempel gegangen und dort Iphigenien gesehen haben, die im vorderen Tempel geblieben, während Orest und Pylades im Innern dem Gotte ihren Dank darbringen; denn diesen darf er nicht begegnen. Zu Elektra, die zum Haine zurückgekehrt ist, mag sich auch der Priester gesellt haben, der die Verzweifelnde zu beruhigen sucht, aber dies kann kaum den dritten Aufzug ausgefüllt haben; man möchte denken, der Grieche komme mit ihr zurück in den Hain vor dem Tempel, in den er selbst sich darauf begiebt. Für den vierten Aufzug haben wir uns die Mitteilung der Entdeckung zu denken, daß er die Priesterin von Tauris, die den Orest geopfert, im Tempel gesehen habe. Im fünften kommt dann Iphigenie, die mit den wildesten Rachegedanken von Elektra empfangen wird; sie kann ihr aber kaum die Ermordung des Bruders vorgeworfen haben, weil dieses zur Entdeckung des wirklichen Sachverhaltes geführt haben würde, die Verzweiflung wird im Gegensatz zum frommen Glauben Iphigeniens haben hervortreten sollen; endlich aber überwältigte die Unglückliche der Schmerz, daß sie mit gezücktem Dolche auf sie losfahren will, als Orest mit Pylades aus dem Tempel tritt, wodurch die rührende Wiedererkennung der drei Geschwister bewirkt wird. Daß Iphigenie die Axt auf dem Altar des Gottes im Haine geweiht habe und diese jetzt vom Altare reiße, scheint kaum in der ursprünglichen Absicht des Dichters gelegen zu haben. Elektra kann die Weihung des unglücklichen Mordwerkzeuges nicht vollzogen haben, ehe sie der Rettung des Bruders versichert war; auch kann diese nicht im Haine vor dem Tempel, sondern nur in diesem selbst geschehen sein. Sie trug noch den grausamen Dolch bei sich, den sie auf die Priesterin zückt, um sie auf dieselbe Weise zu töten, wie sie ihren Bruder gemordet habe. In der „Iphigenie auf Tauris" ruft Orest der als seine Schwester erkannten Priesterin zu: „Ja schwinge deinen Stahl!"

Wenn Iphigenie an ihrem Glauben, daß die Götter den Menschen wohlwollen und alles zum Besten lenken, trotz der Greuel ihres Hauses festhält, ja selbst im bedrängtesten Augenblick, wo sie genötigt scheint, etwas Unwürdiges zu thun, diese bittet: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!" so wird die leidenschaftliche Elektra, die mit dem festen Glauben kommt, der Spruch des Gottes werde sich bewähren, Orest mit dem geraubten Bilde der Diana nach Delphi kommen und dadurch vom Fluche gereinigt sein, aber ihr durch ihr Unglück noch reizbareres Herz wird von der ersten Kunde, daß ihre Hoffnung auf das fürchterlichste getäuscht sei, so erschüttert, daß sie in bitterem Hohn der Götter spottet und sich selbst Rache verschaffen will an derjenigen, welche die trügerischen Götter zur Mörderin ihres Bruders bestimmt

haben. Orest selbst glaubt in Goethes „Iphigenie", als er zum Opfertode in den Hain gebracht ist, Apoll habe durch den Doppelsinn seiner Worte ihn getäuscht, aber er nimmt dies als Götterschickung ruhig hin, da es besser sei, so zu enden, als durch die Hand eines nahverwandten Mörders zu fallen, wogegen Pylades den Gedanken abweist, der Götter Worte könnten doppelsinnig sein. Zu diesem Glauben soll Elektra durch eine der bittersten Prüfungen geführt werden, die das gnädige Walten der Götter glänzend bestätigt, da diese im letzten Augenblick das Entsetzliche abwehren. Der Plan war so großartig, wie die Handlung ergreifend. Hatte der Dichter sich auch im einzelnen die dramatische Handlung nicht ausgeführt, nur den rührenden Schluß sich lebhaft vorgestellt, so hatte er sich doch im allgemeinen den Verlauf der Handlung und die zu derselben mitwirkenden Personen viel lebhafter im Geiste ausgebildet, als er es im Jahre 1814 bei der Ausführung der Angabe des Tagebuches that, die ihn an einen ihm wohl längst aus dem Gedächtnis geschwundenen dramatischen Plan wieder erinnerte, der eben so einfach wie der der „Iphigenie in Tauris" war, ja wie dieser bloß in dem Haine vor dem Tempel spielte.

Vier Tage nach dem 18. Oktober, an dessen Morgen ihn dieser wie im Traum rein gefundene Plan erfreut hatte, schrieb er aus dem Neste Giredo in den Apenninen: „Heute früh saß ich ganz still im Wagen [mit einem jungen päpstlichen Offizier], und habe den Plan zu dem großen Gedicht der „Ankunft des Herrn" oder dem „ewigen Juden" recht ausgedacht. Wenn mir doch der Himmel nun Raum gäbe, nach und nach das alles auszuführen, was ich im Sinne habe." Von dem kurz vor „Faust" angefangenen, aber bald aufgegebenen epischen Gedichte „der ewige Jude" fühlte er sich in der Nähe Roms aufgeregt, da ihn der Gedanke, wie es jetzt mit dem Christentume stehe, zu dem Plane geführt hatte, den Heiland nach dem jetzigen Rom zu führen, wie er ihn früher einen Besuch bei dem Herrn Oberpfarrer hatte machen lassen. Diese Angabe des Tagebuches von Giredo benutzte Goethe bei Bearbeitung der „Italienischen Reise" zu einer ebenso freien Ausführung wie die des Berichtes über „Iphigenie in Delphi" ist, ja er schaltete damit willkürlicher, indem er sie fünf Tage später setzte, auf den 27. Oktober, in die Zeit, wo er statt des päpstlichen Offiziers einen Priester zum Wagengenossen hatte. Zu dem etwas veränderten Bericht von Terni fügte er die ganz umgestaltete Stelle hinzu, wie ihm sein „ewiger Jude" wieder in den Sinn gekommen sei, was er mit der Gesellschaft des Priesters und der Nähe des Mittelpunktes des Katholizismus in Verbindung brachte, der die gemütlichen Anfänge des Christentums mit einem unförmlichen, ja barocken Heidentum belastet habe. „Da

fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Auswickelungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr gerät, zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.“ Nach dem ursprünglichen Plane des Gedichtes, über das Goethe ein Jahr vorher in „Wahrheit und Dichtung“ berichtet hatte, ohne der Reise nach Italien zu gedenken, erfolgte die Wiederkunft des Heilandes, wie es V. 141 (meiner Ausgabe im fünften Bande des Kürschnerschen Goethe) heißt, nach dreitausend Jahren. Der Gedanke, ihn gerade jetzt in Rom erscheinen zu lassen, vertrug sich freilich damit nicht, es war eine davon unabhängige Dichtung. Die angeführte Legende von der Kreuzigung des Petrus hat eigentlich mit der hier gedachten „Katastrophe“ nichts zu thun; denn wenn Christus diesem begegnete, als er, um der Kreuzigung zu entgehen, von Rom floh, auf die Frage, wohin er gehe, erwiderte, er komme, um sich zum zweiten Mal kreuzigen zu lassen, so wollte er mit dieser Äußerung nur seinen Stellvertreter strafen, weil er sich dem Tode für seine Lehre entziehe. Jener Gedanke, Christus in das päpstliche Rom kommen zu lassen, um mit eigenen Augen zu sehen, was aus seiner Lehre geworden und wohl die Entsteller derselben auszutreiben, war nur eine augenblickliche dichterische Erscheinung, die leider mit dem aufgehenden Tage verschwand. Daß er aber auch noch in Rom daran zurückdachte, wo ihn das päpstliche Christentum, je näher er es sah, um so mehr als eine durch sein Altertum nicht geheiligte Gaukelei anwiderte, wie er es so scharf Herder gegenüber aussprach, zeigt ein in seinem Nachlasse gefundenes damaliges Blättchen. Dort lesen wir (Goethe-Schriften II, 396): „Ewger J(ude) P(ius) VI. Schönster der Menschenkinder. [V. 243 hat Christus ein edel Gesicht, wie auch die Überlieferung ihn als schön denkt.] Neid [des Papstes deshalb]. Will ihn einsperren, nicht weglassen, wie ihn der Kaiser [was man dem Kaiser Joseph bei der Anwesenheit des Papstes zu Wien im Jahre 1782 nachsagte]. (Als) Staatsgefang(ener) im Vatikan behalten. Al Jesu Jesuitentroß [In ihrem Kloster besucht er die Jesuiten.] Lob des ungerechten Haushalters [nach dem Evangelium, weil er für die Zukunft sorgt, während die Jesuiten trotz aller vorgeblichen Frömmigkeit nicht für ihr jenseitiges Leben, sondern für ihre Herrschaft auf Erden wirken].“ Zu einer Ausführung dieser lebhaft ihm vorschwebenden Phantasie konnte er freilich nicht gelangen.

Unmittelbar auf diese Erwähnung des „Ewigen Juden“ folgen im Berichte vom 22. Oktober die Worte: „Sagt' ich dir schon, daß ich

einen Plan zu einem Trauerspiel 'Ulysses auf Phäa' gemacht habe? Ein sonderbarer Gedanke, der vielleicht glücken könnte", woran sich dann die Äußerung anschließt: „So muß denn 'Iphigenie' mit nach Rom! [Auf dem Wege hatte er sie nicht weiter umschreiben können.] Was wird aus dem Kindlein werden?" Aus der letzten Äußerung könnte man fast schließen, daß er über die Art der Änderung der Handlung im vierten Akte sich noch nicht entschieden hatte. Der Plan zu dem neuen Trauerspiele, der ihm so von selbst gekommen war, ja noch unmittelbarer wie der zur „Iphigenie in Delphi", muß ihm seit dem Bericht vom 18. Oktober aufgegangen sein, wohl noch zu Bologna, von wo er am Abend des 20. Oktober der Freundin berichtete: „Heute muß ich schließen; ich hatte dir so viel zu sagen, was mir diesen frohen Tag [er war nach Paderno geritten] durch den Kopf ging." Einen Tag früher, als er gedacht, am 21. Oktober, fuhr er den Apenninen zu, wo er abends nur wenige Zeilen in sein Tagebuch schrieb. Man könnte denken, der Gedanke an den Helden von Ithaka sei ihm gekommen, als er am Abend des 20. Oktober nach dem Gebirg zu spazieren ging, über das es ihn nach Rom trieb; wissen wir ja, wie ihn dichterische Pläne häufig beim Spazierengehen kamen. Daß er, dem das Schicksal seiner nach Tauris von der rettenden Göttin versetzten Priesterin noch immer in Gedanken lag, auch von seiner geschäftigen Einbildungskraft zu dem nach dem Phäakenlande verschlagenen Ulysses sich gezogen fühlte, kann nicht auffallen, und es bedarf zur Erklärung keineswegs der Heranziehung der Ähnlichkeit des einsam Reisenden mit dem durch den Zorn des Meergottes an das äußerste Ende der Welt getriebenen Zerstörer von Troja, wenn auch dieser nach der ihm entschwundenen Heimat sich sehnte, wie Goethe, obgleich es ihn nach der Siebenhügelstadt unwiderstehlich trieb, doch oft von Heimweh nach den Lieben in Weimar unter dem fremden Volke sich bewegt fühlte. Aber Ulysses bei den Phäaken zog ihn nicht seiner elegischen Stimmung wegen an, sondern als ein tragischer Stoff und das Tragische trug er erst hinein, indem dessen Abschied von dem Lande der Phäaken die Königstochter in den Tod treiben sollte, wovon in der Homerischen Dichtung keine Spur sich findet, die auch weit entfernt ist, den Schmerz der beiden Göttinnen, die vergebens den Helden zu halten suchen, empfindsam darzustellen.[1])

---

1) Bei der Bearbeitung der Italienischen Reise hat Goethe zu dem ganz neuen Abschnitt „Aus der Erinnerung", den er dem Berichte aus Taormina vom 7. Mai eingefügt, eine äußerst gezwungene Vergleichung seines Zustandes auf der Reise mit dem des Ulysses bei den Phäaken gegeben, die dann Scherer noch übertriebener durch ungehörige Parallelisierung ausgeführt hat. Freilich vor welcher Verähnlichung sollte der zurückschrecken, der in der Nausikaa ein

Von der Homerischen Schilderung des Aufenthaltes des Ulysses bei den Phäaken hatte Goethe damals nur ein ganz allgemeines Bild im Sinne, besonders schwebte ihm wohl mehr oder weniger klar das Ballspiel der Mädchen vor, durch deren Geschrei Ulysses aufgeweckt wird, seine Klage beim Erwachen, der Empfang des in höchster Bedürftigkeit aus dem Meersturm Geretteten von seiten der Königstochter und deren Abschied von ihm, die Schilderung der wunderbaren Gärten des Königs Alkinous und die von den Ältesten ihm bewilligte Rückführung nach der Heimat, auch wohl die Äußerung, daß kein Land ihm so lieb sei, wie sein steiniges Ithaka. Nicht einmal des Namens des Landes der Phäaken, das freilich schon die Alten zum Teil für eine Insel hielten, erinnerte er sich, statt des Landes Scheria dachte er sich eine Insel Phäa, wobei vielleicht die Insel Aeäa der Kirke mitwirkte. Ja, was das Allerseltsamste, er gab der Königstochter Nausikaa den Namen ihrer Mutter Arete. Diese in dem erhaltenen Entwurfe offen vorliegende Thatsache, gegen die Hermann Grimm sich vergebens gesträubt hat, wollte Scherer, obgleich der Name Phäa deutlich zeigt, daß dem Dichter nur eine trübe Erinnerung dieses Teiles des Odyssee geblieben war, nicht als Verwechslung, sondern als absichtliche Vertauschung fassen. Er denkt sich, „der häßliche Klang zweier gleichen und zusammenstoßenden Vokale möge eine Abänderung wünschenswert gemacht haben“. Aber ein Name, der den Griechen wohlklingend genug war, wäre es doch auch wohl dem deutschen Dichter gewesen. Nun wissen wir, daß nicht bloß in Namen die Aufeinanderfolge desselben kurzen und langen Vokals den Griechen nicht anstößig war (man vergleiche nur neben Nausikaa Laokoon), sondern auch in den Zeitformen tritt häufig ein α und ο vor den entsprechenden langen Vokal. Und wenn, wofür auch nicht der geringste stichhaltige Grund vorliegt, der Wohlklang berücksichtigt werden sollte, mußte dann ein völlig anderer, ja der Name der Mutter für die Tochter gewählt werden? Die Verwechslung erklärt sich einfach daraus, daß Goethe, als er den dramatischen Entwurf des Stückes machte, keinen Homer zur Hand hatte; die Einsicht desselben war für dieses entscheidend, und nach ihr setzte er auch die Nausikaa wieder in ihr Recht ein, was schwer begreiflich wäre, hätte er diesen früher als übelklingend gemieden. Wenn Aristoteles dem Dichter verbietet, den Mythos in der Hauptsache zu ändern, so wußte Goethe doch auch wohl, daß man die Namen der Hauptperson nicht ändern oder ja verwechseln darf. Aber

---

klassisches Gretchen und im Ulyß seines Dramas eine Art Faust sieht! Solche Geistreichigkeiten führen nicht in den Dichter ein, sondern weit von ihm ab und entstellen sein reines, schönes Bild.

Scherer macht sich die Meidung des Übelklanges in Nausikaa auch dadurch wahrscheinlich, daß Goethe ja aus demselben Grunde Alkinous statt Alkinoos sagte! Und doch ist es feststehende Thatsache, daß dieser nie die griechische Endung os brauchte, sondern dafür immer, wenn er sie nicht ganz abwarf, us setzte, sodaß der Wohlklang nicht den geringsten Anteil an Alkinous hat, wie er notwendig ebenso sagte, wie Oenomaus, Aegisthus.

In Rom war Ulysses auf Phäa ganz vergessen. Erst auf Sizilien, zu Palermo, wo ihn das frische Seeleben des Südens umwehte, fühlte er sich an des Alkinous wunderbare Gärten und das selige Leben der Phäaken so mächtig gemahnt, daß der frühere tragische Plan in ihm wieder auftauchte und er sich zu dessen Ausführung begeistert getrieben fühlte, wobei freilich zunächst die See und der Reiz des südlichen Himmels ihn anzogen, aber sie teilten ihre Anziehungskraft dem ganzen Stoffe mit, den er, wie er ihn faßte, als sein Eigentum und als eine hohe Aufgabe seiner dichterischen Gestaltungskraft mit voller Seele umfassen konnte. Von des Sophokles „Nausikaa", über die Lessing in seinem Leben des großen Tragikers gehandelt hatte, wußte er damals nicht das geringste; sie galt damals als ein Satyrspiel und jedenfalls fehlte ihr eine tragische Verwickelung, wie sie Goethe ersonnen hatte. Welcker betrachtete sie als eine eigentümliche Art des Dramas.

Suphan behauptet, der Plan sei auf der Seereise von Neapel nach Palermo weiter gedacht und ausgebildet worden; aber wir wissen, daß auf dieser ihn der Plan des „Tasso" beschäftigte, ein „starkes Pensum"; das „im Walfischbauch des Schiffes ziemlich gedieh", sodaß daneben kaum etwas anderes Raum hatte. Aus den Mitteilungen der „Italienischen Reise" ergiebt sich, daß Sizilien diese schöne Frucht trieb, aber leider nicht zur vollen Reife gelangen ließ, da die Zerstreuung und der Anteil, den der Dichter dem wunderbaren Lande und den Resten alter Kunst widmen mußte, ihn nicht zur nötigen Sammlung gelangen ließen. Leider fehlen uns seine ursprünglichen Berichte und Briefe über den Aufenthalt auf Sizilien; sie sind mit derselben künstlerischen Freiheit zusammengearbeitet, wie die über die Reise nach Rom, den Aufenthalt daselbst und in Neapel, sodaß Äußerungen verschiedener Tage unter demselben Datum vereinigt, auch mehr oder weniger willkürlich verändert sind.

Unter dem 3. April lesen wir in der „Italienischen Reise": „Verzeiht, wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tuschmuschel, aus der mein Gefährte [der Maler Kniep] die Umrisse [seiner Zeichnungen] nachzieht, dieses hinkritzle. Es kommt doch wie ein Lispeln zu euch hinüber, indes ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner

glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sag' ich nicht; wann ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen." Unzweifelhaft verstand er unter diesem „Denkmal" das Trauerspiel von Ulysses bei den Phäaken, das leider seine Lieben nie erhielten. Diese Stelle war offenbar an Frau von Stein gerichtet und, wie der ganze Brief, den sie schließt, am 5. April geschrieben; denn wir wissen, daß er ihr an diesem Tage einen Brief nebst Diarium sandte, und auf letzteres beruft er sich gerade in den vorangehenden Zeilen. Am Nachmittag des 2. war er in Palermo angelangt, noch am Abende besuchte er die Rhede und den daran gelegenen botanischen Garten. „In einem öffentlichen Garten stehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen", heißt es im vorhergehenden Berichte vom 3. „Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer; und diesen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt!" Dieser Garten ward sein Lieblingsruheplatz und in ihm faßte er, wohl schon am 4., den Entschluß zur Ausführung des Phäakendramas. Aber wahrscheinlich kam er zum Entwurf desselben erst nach Ostern (den 8.), nachdem er die Hauptpunkte der Umgebung, zuletzt am 11. das Kloster auf Monreale, besucht hatte. Den 12. schrieb er wieder an Frau von Stein und legte „Diarien" seines Aufenthaltes zu Palermo" bei. Vielleicht begann er am Abend desselben Tages die ersten Aufzeichnungen. Freilich heißt es jetzt in der „Italienischen Reise" am Schlusse des Berichtes vom 7., nachdem des sonstigen „Eindrucks jenes Wundergartens" gedacht ist: „Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtnis. Ich eilte, sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang [wenigstens müßten der sechste bis achte genannt sein], mit großer Erbauung zu lesen und eine Übersetzung aus dem Stegreife Kniepen [abends] vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen." Die Stelle vom Kaufen eines Homer muß später geschrieben sein; denn am 15. heißt es (nach Suphan) in einer Skizze „Sizilien": „Homer angeschafft. Garten des Alkinous. Nausikaa". Es war der Sonntag, an welchem die große Prozession stattfand. Den Nachmittag scheint Goethe in den Garten, Kniep in die Umgegend zum Zeichnen gegangen zu sein. Die zwei Pergamentbände des Homer, wie wir jetzt durch Ruland wissen, eine vor zehn Jahren zu Padua erschienene Ausgabe mit lateinischer Übersetzung, scheint er auf dem Rückwege gekauft, dann sogleich die Beschreibung des Gartens des Alkinous und die auf Nausikaa bezüglichen Stellen gelesen zu haben; er

fand hier, daß er der Königstochter den Namen ihrer Mutter gegeben hatte. Der Tag der Anschaffung der Odyssee ist für uns auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil wir daraus ersehen, daß der erhaltene dramatische Entwurf des Stückes, dessen genaue Mitteilung wir jetzt Suphan verdanken, vorher, in den Tagen vom 12. bis zum 15., geschrieben sein muß. Es ist eine Freude, einem Forscher wie Suphan zu begegnen, der mit großem Scharfsinn meist ruhige Besonnenheit verbindet, was bei unseren Goethegelehrten leider so selten ist; wenn ich trotzdem mehrfach von ihm abweiche, so sieht der Nachfolger oft weiter, wobei man auch dem guten, nicht blinden Glücke seinen Anteil geben muß.

Der Entwurf, auf fünf Blättern (3—7) eines Quartheftes, enthält das Verzeichnis der Scenen mit den auftretenden Personen und darunter bei den drei ersten Akten und dem vierten Auftritt des fünften kurze Angaben des Inhalts, auf der Rückseite des ersten, dritten und fünften ein paar im dramatischen Verse ausgeführte Stellen. Daß dieser Entwurf vor die Lesung des am 15. angeschafften Homer fällt, ergeben die Namen der Personen. Die Prinzessin Nausikaa führt den Namen ihrer Mutter Arete; von den Söhnen des Alkinous nennt Homer drei, sonst auch viele Phäaken mit Namen, von denen aber keiner sich hier findet, ebensowenig wie der Name der Amme Eurymedusa, welchen er erst später in der Odyssee las. Der eine, allein auftretende, zweimal genannte Sohn heißt nach Riemer Nereus, wäre also von einem Meergotte benannt, dessen Namen man mit *νηρός* (feucht) in Verbindung brachte. Dagegen liest Suphan, ohne einen Zweifel zu äußern, Neoros. Auffällt schon die griechische Endung os, für welche, wie oben bemerkt, Goethe durchweg das entsprechende lateinische us hat. Ein u, wenn ihm, wie so häufig bei Goethe, das Hütchen fehlt, kann leicht mit o verwechselt werden.[1]) Neorus wäre der Schiffs- oder Wachtaufseher; die Kenntnis dieses späten griechischen Ausdrucks dürfte doch sehr auffallen. Die Amme heißt Xanthe, die Blonde, ein Name, der bei Hesiod eine Meergöttin, bei Hygin eine Amazone führt; bei Homer ist *ξανθή* Beiwort der Demeter und der Agamede. Häufiger ist der Name Xanthos. Nach Suphan stände im ersten Akte die lateinische Form Xantha, im dritten Xanthe, im fünften Xante.

Der erste Akt sollte die Handlung einführen und schon den Grund zur Schürzung des Knotens legen. In Arete ist eben die Sehnsucht

---

1) Suphan schreibt im Schema des zweiten Aktes Alkinous, dagegen in den beiden letzten Akten Alkinoos; aber kaum dürfte Goethe absichtlich gewechselt haben, sondern richtig bei Riemer auch dort die ihm gangbare lateinische Endung stehen.

nach einem Bräutigam erwacht, als Ulysses (nur an erster Stelle steht die volle lateinische Form, später Ulyß) in höchster Not bittflehend vor ihr erscheint; dieser will seinen Namen nicht nennen und sich für unverheiratet ausgeben, nicht verraten, daß die Liebe zu seiner Gattin ihn nach Hause treibt, wodurch er gleich im Anfange Nausikaas Neigung vorgebeugt hätte, aber der Kluge fürchtete, eben dadurch den Anteil des Mädchens zu schwächen. Für die beiden ersten Auftritte ergaben sich von selbst das aus Homer bekannte Ballspiel der Mädchen und das Selbstgespräch des erwachenden Ulyß. Dazu bedurfte es keiner näheren Inhaltsangabe, wie sie die Erfindung des dritten Auftritts zwischen Arete und Xanthe forderte. Als Inhalt wird angegeben: „Xanthe. Frühling neu. Arete Bekenntnis Bräutigamszeit. Vater Mutter.“ Als Zeit ward also hier der eben begonnene Frühling gesetzt, was freilich zu Homer kaum stimmt, aber insofern von Bedeutung war, als der Frühling auch die Liebe weckt; auch gab derselbe einen erwünschten Anknüpfungspunkt, wie im „Tasso“ die Blumenzeit. Daß für sie eben Bräutigamszeit sei, gebe ich der Amme, während Scherer meint, Nausikaa gedenke der Wärme, mit welcher Alkinous von seiner Bräutigamszeit erzähle. Das Mädchen muß, wenn die Liebe ihr Herz ergreift, Vater und Mutter verlassen. Dadurch sollte vielleicht die Erinnerung an die frühe verstorbene Mutter in der Tochter erregt werden. Im vierten Auftritt zeigt sich dann Ulyß. Hier wird nur die Rede Aretens skizziert: „Gärten des Vaters. Erstes Bedürfnis. Kleid, Hunger, Durst. Angesehn.“ Davon bedarf nur das letzte, bei Riemer fehlende Wort einer Erläuterung. Sollte dieses etwa darauf deuten, daß er als ein vom Schicksal verfolgter würdiger Mann im Hause ihres Vaters Ansehen gewinnen werde? Offenbar sollte Arete der schönen Gärten ihres Vaters gedenken, in denen der so lange vom Schicksal umgetriebene Unglückliche sich herstellen werde. Scherer irrt, wenn er diese Gärten vor die Stadt verlegt, wohin er sich einstweilen begeben solle, eine Vorstellung, die auf seine weitere Entwickelung der Handlung einen nachteiligen Einfluß geübt hat. Bei Homer läßt Nausikaa den Odysseus in einem Haine vor der Stadt warten, bis sie selbst zur Stadt zurückgekehrt sei; der Garten aber ist beim Palast. Von dem Garten (denn hier steht die Einheit, nicht wie im Inhalt die Mehrheit) ist eine Anzahl Verse ausgeführt. Nach den drei Versen:

In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetrieb'nen, vielgeplagten Mann
Zum freundlichsten empfangen,

gibt Suphan noch unſer beſ, wovon aber nur unſ oder uns deutlich sei. Jede Vermutung ist demnach unsicher, wenn auch „unser bestes soll ...“

nahe liegt.[1]) Die zehn darauf folgenden Verse, welche besonders die wunderbare Üppigkeit des Obstgartens schildern[2]), schließen bei Suphan:

Die Pommer[anze] die Citrone steht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige. Rings beschützt ist ringsumher
Mit Aloe und Stachel Feigen
Daß die verwegne Ziege nicht genaschig
. . . .
Dort wirst du in den schönen Lauben wandlen
An[?] weite[n] Teppiche(n) von Blumen dich erfreun
Es rieselt neben dir der Bach geleitet [?]
Von Stamm zu Stamm der Gärtner tränket sie
Nach seinem Willen

3 ist Rings verwischt und davor eine unleserliche Stelle. Das doppelte rings beruht offenbar auf Versehen. Vielleicht sollte es heißen „Und beschützt ist's ringsumher". Riemer giebt 4 richtig Stachelfeigen, doch muß es auch Aloes, wenn nicht etwa Stachelfeige heißen. Der nicht ausgeführte Vers läßt sich zum Teil ergänzen aus der Stelle Faust II, 4917: „Die Ziege nimmt genäschig kargen Teil", die Suphan anzuführen versäumt hat. 8 hatte Riemer „Im Winter Wohlgeruch von Blumen." Suphan ist es gelungen, das zweite und dritte Wort als weite Teppiche zu entziffern; das erste Wort sei undeutlich, statt an wohl und zu lesen und weite Teppiche nicht durch die angehängten n zu ergänzen. Zu verwundern ist, daß er nicht die unzweifelhafte Fassung Wo weite Teppiche erkannte.

Die Rede des Ulyß hat der Dichter im vierten Auftritt nicht ausgeführt, und es ist zwecklos, sie mit Scherer durch Vermutung ausfüllen zu wollen, wie durch die Annahme, der nackte Mann spreche aus der Höhle, „über einen halbbedeckenden Stein vorgebeugt". In I, 2 tritt Ulyß aus der Höhle heraus. Ebensowenig ist das folgende Selbstgespräch des Ulysses ausgeführt. Arete hat ihm versprochen, alles Nötige geben zu wollen, auch ihm über den Weg nach der Stadt Auskunft erteilt. Die Bemerkung: „Vorsicht seines Betragens. Unverheiratet", genügt, die Absicht des Dichters zu erkennen. Erst später hat er den Entschluß, seinen Namen zu verschweigen, in Verse zu bringen gesucht.

---

1) In einer späteren Fassung heißen sie:
In meines Vaters Garten sollst du dich
Von aller Mühe laben, die das Meer ꝛc.

2) Auch hier findet sich eine spätere Fassung. Zunächst lesen wir:
Kein Fremder kommt, der . . .
dann:
Von aller Fruchtbarkeit, mit der ein Gott
Die Insel ausgestattet, hat er klug
Das beste ausgewählt ꝛc.

Mit dem zweiten Akte tritt die einzige durchaus nötige Ortsveränderung ein; wir befinden uns im großen Saale der Wohnung des Alkinous, in welchem alle folgenden Akte spielen sollten. Goethe befolgte auch hier durchaus die klassische Einfachheit seiner Iphigenie, wogegen Scherer willkürlich jeden Akt anderswohin verlegt, ja er führt uns im zweiten Akt in des Alkinous Garten, den er sich gegen die Homerische Darstellung ohne Not vor der Stadt denkt. Der zweite Akt sollte den freundlichen Empfang des Ulyß im Hause des Phäakenkönigs schildern, wobei Alkinous sich als gutmütiger, für das Hauswesen besorgter Alter, der Sohn (denn die Beschränkung auf einen forderte die Einfachheit der Handlung) sich als ein kühner See- und Kauffahrer zeigen, die Tochter sich teilnehmend für den unglücklichen Fremden verwenden sollte, ohne näheren Anteil an diesem in auffallender Weise zu verraten, wogegen der Bruder einen solchen sofort an dem in seinem ganzen Wesen den kühnen Helden zeigenden Manne nimmt, der die Stürme des Meeres ungebrochen bestanden hat. Am Anfang finden wir Alkinous allein. Die Inhaltsangabe besagt: „Früchte vom Sturm heruntergeworfen, Blumen zerstört, Latten anzunageln, zu befestigen. Sohn. Tochter" Der hier und natürlich auch im vorigen Akt (I, 3) vorausgesetzte nächtliche Sturm stimmt freilich nicht wohl zu dem Entschlusse der Tochter, am Morgen draußen die Wäsche zu besorgen; doch fällt der Widerspruch wenig auf und der Dichter bedurfte ihn nicht allein, um den Alten gleich in lebhafter Thätigkeit zu zeigen, sondern auch des Sohnes wegen, der sich als umsichtiger Seefahrer im Sturme zeigen sollte, in dessen Beschreibung Goethe sein eigenes Erlebnis auf der Seefahrt verwerten konnte. Möglich wäre es, daß der Alte die Diener zur Arbeit aufrufe, obgleich dieser nicht gedacht ist. Mit den Worten „Sohn. Tochter" ist nichts weiter angedeutet, als daß Alkinous seine Erwartung derselben ausspricht. Der erstere erscheint sofort und giebt eine „Beschreibung des Sturmes". Die weiteren Worte des Inhalts: „Abfahrt. Delphinen ꝛc." deuten darauf, daß er bei ruhiger See abgefahren. Die Abfahrt kann nur von einem Handelsorte verstanden werden. Freilich in Homers märchenhafter Beschreibung der Phäaken ist, obgleich diese als geübte Seefahrer auftreten, von Handelsverbindungen keine Rede. Scherer läßt den Sohn erst am Morgen ausziehen und die Klippen der Küste, als ob er das Strandrecht übe, genau durchsuchen, obgleich man dann kaum begreift, weshalb er in der „Geschichte" seiner Fahrt den schon vom Vater erwähnten Sturm „beschreiben" soll. Charakterzug des Sohnes soll es sein, daß er „über den engen Kreis des phäakischen Lebens hinausstrebt", wozu kaum das Durchsuchen der Küste stimmt und sonst kein Anhalt gegeben ist. Im dritten Auftritt

kommt dann die Tochter. „Wäsche selbst für den Vater bereitet, sie erblickt Ulyssen“, heißt es im Inhalt. Daß sie der Wäsche gedenkt und dabei besonders der Gewande, die sie für den Vater bereitet, ist natürlich; vielleicht sollte sie das Zusammentreffen mit dem hilfsbedürftigen Fremden erst erwähnen, als sie diesen in der Ferne kommen sieht. Bei den alten Tragikern wird häufig das von der Bühne aus gesehene Kommen der Personen angekündigt. Vom Erscheinen des Ulyß im vierten Auftritt hören wir: „Ulyß als Gefährte des Ulyß. Aufnahme. Bitte der Heimfahrt. Beratung des Nötigen.“ Er giebt sich als Gefährten des Ulyß aus; dadurch erfährt er, ob man hier von seinen Thaten etwas weiß und er durch seine Erzählung, daß er mit bei der Zerstörung Trojas gewesen, Teilnahme zu erregen hoffen darf. Der König nimmt ihn so wohlwollend auf, daß er gleich die Bitte zu stellen wagt, ihn zu Schiffe nach seiner Heimat zurückzusenden. Er soll zunächst im Palaste die nötige Pflege finden, wegen seiner Rücksendung müssen die Ältesten befragt werden. Alkinous entfernt sich mit der Tochter, die für ihn sorgen soll. Von dem sich anschließenden Gespräche zwischen dem Sohne und Ulyß sagt der Inhalt: „Frage nach seinen Schicksalen Bitte sein[en] Gefährten zu helfen“. Riemer scheint hier richtiger als Suphan ergänzt zu haben, dessen *seinem Gefährten* sich nur äußerst gezwungen so erklären lassen würde, daß Ulyß sich selbst als Gefährte desselben darstelle. Wahrscheinlich sprach er die Hoffnung aus, daß auch Gefährten von ihm sich am Strande der Insel gerettet haben möchten; denn natürlich muß die Darstellung seines Schiffbruches ganz anders gelautet haben, als bei Homer, vermutlich so, daß das Schiff, auf dem er mit anderen Gefährten des Ulyß sich befunden, durch den Sturm von den übrigen verschlagen worden war. Von dem ganzen zweiten Akte ist keine Stelle in Versen ausgeführt, nur der Gedanke angedeutet: „Gegensatz des Mannes der mit Gewalt der mit Schätzen kommt“, der zum vierten oder zum fünften Auftritt benutzt werden sollte.[1]) Seine Erzählung und die dringenden Bitten haben den Sohn schon gewonnen. Zwischen den zweiten und dritten Akt fällt das Gespräch des Ulyß mit Alkinous am Abende und der Entschluß, den Fremden gastfreundlich zu beschenken, was Goethe als Homerische Sitte kannte.

Im dritten Akte tritt die Neigung Nausikaas zu dem Fremden, den sie gern für sich behalten möchte, immer entschiedener hervor, aber dieser will sich nicht halten lassen, da es zur Heimat ihn unwiderstehlich zurückzieht. Gleich im Gespräche der Arete mit ihrer Amme bricht ihre Liebe zu

---

1) Bei der Übertragung dieser Worte in ein anderes Heft schrieb Goethe *ein Mann* (statt *des Mannes*) und *Reichtum* (statt *Schätzen*.)

ihm hervor. „Lob des Ulyß. Eröffnung der Leidenschaft", heißt es im Inhalt. Ausgeführt finden sich nur die Verse:

Was sagst du, Tyche, hältst du ihn für jung
Du hältst ihn doch für jung, sprich, Tyche, sprich.
Er ist wohl jung genug; denn ich bin alt.
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohl gefällt.

Der zweite Vers ist in den zwischen ihm und dem vierten gelassenen Zwischenraum nachträglich geschrieben; er ist nur eine andere Fassung des ersten. Die drei folgenden geben die Antwort. Daß sie später als die Inhaltsangabe geschrieben sind (sie stehen auch erst hinter einem zum zweiten Auftritt gehörenden Verse), ergiebt sich daraus, daß der Angeredete, abweichend vom Scenar, Tyche heißt. Als Goethe später diese Verse in ein anderes Heft eintrug, setzte er V. 2 als zweite Frage nach V. 5, schrieb V. 1 zuerst ist der Mann wohl (wofür er dann aber das ursprüngliche hältst du ihn für herstellte) und V. 5 Mädchen für Weibe. Das Scenar des zweiten Auftritts lautet „die vorige Neoros (?)." Man hat hier vorigen geschrieben, aber Goethe übersah wohl, daß im ersten Auftritte zwei Personen genannt sind, von denen freilich die zweite abgegangen sein wird; ebenso hieß ursprünglich das später veränderte Scenar des dritten Auftritts „die vorige Ulyß", obgleich im zweiten zwei Personen genannt waren. In der Inhaltsangabe lesen wir: „Neoros [?] vergn[ügtes] Lob des Ulyß. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm die best[en] Kleider und Geschenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Abschied des Ulyß." Das Lob und das männliche Betragen beziehen sich auf das ausgezeichnete Benehmen des Fremden gegen ihn und den Vater am gestrigen Abend. Der Bruder bringt Arete den Auftrag des Vaters. Nach Scherer soll Arete dem Bruder mitteilen, sie habe den Befehl vom Vater bekommen, und das Gespräch sei in der Schatz- und Vorratskammer gehalten worden, worin Arete und Xanthe schon mit Aussuchen beschäftigt sind. Freilich hatte Goethe ursprünglich schon in den ersten Auftritt das Aufsuchen der Kleider und Geschenke setzen wollen. Aber, wie wir durch Suphan erfahren, hat Goethe im Inhalt des ersten Auftritts die zuerst geschriebenen Worte „Aufsuchen der Kleider und Geschenke", die Riemer drucken ließ, gleich, da er sich eines besseren besann, gestrichen, so daß also der Bruder den Auftrag des Vaters überbringt. Der Scherz des Bruders ist uns in dem ausgeführten Verse erhalten:

Du gäbst ihm gern den besten, merk' ich wohl.

Es war wohl von Bechern die Rede, die bei Homer neben Mischkrügen, Becken, Dreifüßen und Gewändern als Gastgeschenke genannt

werden. Als Goethe später den Vers in ein anderes Heft eintrug, schrieb er das beste. Weiter hört Arete von ihrem Bruder, Ulysses wolle kommen, um von ihr, der er das Glück der Aufnahme verdanke, Abschied zu nehmen. Von der Ausführung ihres Selbstgespräches heißt es: „Und er soll scheiden?“ In das mehr angeführte Heft schrieb er: „Er eilt nach Hause. Er soll scheiden.“ Der Inhalt des vierten Auftritts, des Abschiedsbesuches, beginnt: „Frage unverheuratet. Die Schon Gefangen“. Die Frage wird kaum geradezu gestellt worden sein und Ulyß ausweichend geantwortet haben. Ich vermute „Die Schön(en). Gefangen“. Er gedachte der Schönen im allgemeinen und erklärte, daß er von ihnen gefangen sei. Man hat „Schöne Gefangene“ vermutet und Scherer trotz des Zusammenhanges sich nicht bedacht zu schreiben: „Sie kommt sich vor wie eine Gefangene, die nur zwischen engen Gitterstäben selten einen Blick ins Freie thut.“ Ulyß soll ihr die Aussicht auf die große Welt eröffnet haben. Weiter heißt es im Inhalte des Auftritts: „Er lobt ihr Land und schilt seins sie giebt ihm zu verstehen, daß er bleiben könn[e].“ Man erinnert sich hierbei der berühmten Äußerung des Homerischen Odysseus, die wohl Goethe noch dunkel vorschweben mochte: sein Ithaka, obgleich es steinig, sei ihm doch das liebste von allen Ländern. Zu Nausikaas Lobpreis ihres Landes gehörten die ausgeführten Verse in diesem Auftritte:

Und nur die höchsten Nymphen des Gebürgs
Erfreuen sich des leicht gefallnen Schnees
Auf kurze Zeit.

Ulyß läßt sie in Zweifel, ob er verheiratet sei, wodurch er die Entwickelung aufhält, da Nausikaa noch an die Möglichkeit seines Besitzes denkt, und er verabschiedet sich wirklich. Goethe erinnerte sich, daß Nausikaa bei Homer von dem vorübergehenden, eben aus dem Bade kommenden Odysseus sich bloß mit dem Wunsche verabschiedet, er möge ihrer als seiner Retterin noch in der Heimat gedenken. Daß Ulysses zum Feste der Jünglinge forteile, ist einer der losen Gedanken Scherers.

Von dem Selbstgespräche, mit welchem Arete den dritten Akt schloß, wissen wir nichts; unzweifelhaft sollte sie den Entschluß fassen, alles zu versuchen, den Fremden zurückzuhalten, wie auch Scherer annimmt. Von dem vierten Aufzuge kennen wir bloß das nackte Scenar, aber dieses reicht hin, um im allgemeinen zu erraten, daß Nausikaa durch die Enthüllung, der Fremde sei der verheiratete Ulyß, dessen Liebe zu Penelope ihn selbst von zwei Göttinnen nach der Heimat gezogen habe, zur Verzweiflung getrieben wird. Wenn die Ältesten bei Alkinous erscheinen, so kann es sich nur um die Entlassung des Fremden handeln; wahrscheinlich wollte man dem Fremden die Wahl

lassen, ob er nach Ithaka zurückkehren oder bei ihnen angesehen und geehrt bleiben wolle. Nach stattgefundener Beratung tritt der von dem Fremden begeisterte Sohn auf, aber auch Nausikaa wagt sich im dritten Auftritt in die Männerversammlung, um dem Vater ihren Herzenswunsch auszusprechen, den Gefährten des Ulyß im Lande zu behalten. Dieser erscheint darauf und giebt sich als Ulysses zu erkennen, den es unwiderstehlich nach Ithaka zu seiner teuren Gattin und dem Sohne ziehe. Nausikaa vermag bei diesem tödlichen Schlage nicht den Ausdruck ihres Schmerzes zu unterdrücken. Auf Scherers Vermutungen gehen wir nicht ein. Er zieht das Orakel von dem wegen einer Entlassung eines Fremden den Phäaken drohenden Unglück und den Wettkampf auf dem Marktplatze aus Homer herein, ja denkt, der Fremde habe die Phäaken zur Rettung des Ulyß aufgefordert, und auch dieses Verlangen werde gewährt.

Am leichtesten ergab sich die Handlung des letzten Aktes, des Morgens der Abfahrt. Im ersten Auftritt erscheint Arete, bereit zum Todesgange, da der Fremde für sie verloren ist und sie ihre Ehre durch die unwillkürliche Enthüllung ihrer Leidenschaft für ihn verletzt hat. Der zweite Auftritt führt uns den König, Ulyß und den Sohn des Alkinous vor; Ulyß soll nach dem Schiffe geleitet werden. Scherers Annahme, man beschließe jetzt, die Abreise möglichst zu beschleunigen, damit die Gegenpartei nicht wieder obsiege, fußt auf nichts und schädigt die dramatische Wirkung. Wenn im dritten Auftritt Xanthe kommt, so kann es nur sein, weil sie die Prinzessin hier sucht, da sie diese in ihrem Gemache nicht gefunden. Hier ist im Scenar infolge der raschen Niederschrift ein Wort ausgelassen, denn es heißt: „Die Xanthe". Nun kann aber ebensowenig vor Xanthe der Artikel stehen, als ein Selbstgespräch derselben an der Stelle ist und Alkinous und Ulyß eine Ursache haben, sich vorher zu entfernen, um gleich darauf wiederzukommen. Es soll heißen: „Die vorigen. Xanthe." Xanthe spricht ihre ängstliche Sorge um Arete aus; nicht sie allein entfernt sich, um weiter nach ihr zu suchen, sondern auch der gleichfalls geängstete Bruder. So bleiben denn im vierten Auftritt der König und Ulyß allein zurück. Über ihr Gespräch erhalten wir eine vollständige Inhaltsangabe. Sie beginnt: „Scheiden. Dank. [Auf die hiermit angedeutete Rede des Ulyß folgt als Erwiderung des Königs]: Tochter läßt sich nicht sehen. Scham [daß sie ihre Liebe verraten habe]. Er soll sie nicht falsch beurteilen. Es sei sein eign[es] Werk." Hier hat Riemer wohl richtiger als Suphan das undeutliche Wort erkannt; denn dieser liest Werth, während Alkinous unzweifelhaft die Schuld darauf schiebt, daß Ulyß sich für unverheiratet ausgegeben hat. Weiter erfahren wir den Inhalt der Reden beider mit Unterscheidung der Personen: „Ul. Vorwurf [er

erkennt den Vorwurf an] er will nicht so scheiden trägt seinen Sohn an. A. Will die Tochter nicht geben. [Schon Scherer hat erkannt, daß Riemer ein Versehen begangen, wenn er diese Rede der Arete gab, da Arete im Schema der Name der Tochter ist.] Ul. Überredung. A. Will gleich. U. Will seinen Sohn bringen, sie sollen sich wählen Al. Hochzeitstag Ausstattung." Ausgeführt ist auf der Rückseite des Blattes die mit Alk. bezeichnete Rede:

So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feste bringt,
Der feierlichste Tag des Lebens mir.

Aus dem Entwurf hat Goethe darauf diese Verse in das erwähnte Heft eingetragen mit den Änderungen V. 2 „deinem edlen Sohn zum", 3 „des ganzen Lebens" ohne mir, und dem Anfang einer Fortsetzung „Bringt meine Tochter".

Aber jetzt, wo alles auf das erwünschteste sich zu gestalten scheint, schlägt der tragische Blitz ein, in der Weise der griechischen Tragödie, die z. B. in den meisten Stücken des Euripides einen oder zwei Boten, unter denen zuweilen einer, der das im Hause Geschehene meldet (der sogenannte Exaggelos), das Unglück melden läßt. Arete hat in den Wellen den Tod gefunden. In dem darauffolgenden Gespräche zwischen den beiden schwer Getroffenen sollte Alkinous sprechen:

Ein gottgesendet Übel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

Nacheinander kommen nun Xanthe und der Sohn jammernd zurück; der letztere sollte wohl die Ankunft der im letzten Auftritt auf die Bühne gebrachten Leiche verkünden. Man könnte denken, diesem letzten Auftritte gehörten die zuletzt angeführten Verse an. Scherer giebt diese dem Sohne nach dem Bilde, das er sich von diesem gemacht hat, daß er über sein Volk hinausrage. Suphans Punkt nach V. 2 ist irrig.

So weit reichte der Entwurf der großartig gedachten Dichtung, ehe Goethe die Odyssee vergleichen konnte. Wahrscheinlich gehört vor die Lesung der Odyssee auch die Eintragung des unmittelbar dem Schema vorangehenden Blattes:

Geliebte, schilt die Thräne nicht,
Die mir vom Auge fließt. —
Dann schweigen sie und sehn einander an.

Beide Stellen gehören zur Unterredung I, 3. Die erstere bezieht sich auf die in Arete erwachte Liebessehnsucht; die zweite ist aus der Erwiderung Xanthes, sie wisse wohl, wie es Liebesleuten zu Mute sei, die plötzlich gegen einander verstummen, wenn die Übermacht der Liebe ihre Seele ergreife. Scherer giebt sie der Arete,

die unter ihren Gleichalterigen Brautpaare beobachtet habe, wie sie Stunden lang von ihrem künftigen Glücke sprechen, dann aber plötzlich verstummen. Die Thräne soll ihr die Erinnerung an die verstorbene Mutter entlocken.

In einem Notizenheft in Klein-Oktav finden sich Verse des Entwurfs, zum Teil verbessert, eingetragen. Suphan irrt, wenn er glaubt, aus dem Notizenheft seien sie in das Schema übertragen worden. Außerdem stehen darin mehrere offenbar zur „Nausikaa“ gehörende Stellen. Zunächst auf der Rückseite von Blatt 4:

O teurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Busen; [!] so [So]
Soll jener Tag denn kommen, der mich eins
Von meiner Tochter trennen wird. Vor dem Tag
Des Todes. Lassen soll ich sie
Und senden in ein fernes Land,
Sie, die zu Haus so wohl gepflegt, sie

Offenbar sollte Alkinous sie V, 4 sprechen, als Ulyß ihm das Glück geschildert, welches seine Tochter an seines Sohnes Seite in Ithaka finden werde. V. 3 steht die ältere Schreibung eins statt einst, wie Goethe auch einsmals für einstmals schrieb. V. 4—6 sind metrisch nicht ganz richtig Dem Tag sollte zu V. 5 gezogen werden; ein noch vor würde V. 4 vollständig machen, wie V. 6 ein hinzugefügtes hinaus.

Auf der nächsten Seite lesen wir die Verse:

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben   hatte der
Die Lust, die jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut, mit [?] günstig [?] Gott
Zehnfach beglückt nach seinem Hause kehrt.

V. 2 ist in der Lücke gedacht „und ihn wiederfindet“ oder etwas Ähnliches, wie „ihn wieder ausgräbt“. Riemer hatte V. 4 gelesen „Mit Klugheit anvertraut und“, die folgenden Worte nicht entziffert. Suphan vermutet „mit günst'gen Göttern“, aber es ist wohl „vom günst'gen Gott“ zu lesen, wenn nicht etwa güt'gem geschrieben war, wie in der „Iphigenie“ III, 3, 3 steht „Ein güt'ger Gott.“ Der Gott ist der Gott des Meeres, den die Seefahrer anflehen und ihm nach glücklicher Rückkehr danken. Ihm wird hier auch die Begünstigung des Kaufmanns zugeschrieben, der von der Reise bereichert zurückkehrt. Offenbar ist vom Glücke eines solchen die Rede. Scherer, den freilich die Verbindung, in welcher die Bruchstücke von Riemer gegeben wurden, irre führen konnte, stellt sich vor, Ulyß brauche dieses Bild, um den Alkinous zu bestimmen, seine Tochter mit nach Ithaka ziehen zu lassen.

Ich verstehe dies nicht recht, und möchte die Stelle, wogegen die Art der Überlieferung nicht spricht, lieber der Unterredung des Ulyß mit dem Sohne im zweiten Akt zuschreiben.

Vier Seiten weiter ist in diesem Hefte eine Stelle des Entwurfes zu I, 3 eingetragen, dann zwischen späteren Entwürfen zu I, 2 und den aus dem Schema übertragenen zu III, 2 und 3 die offenbar für I, 5 entworfenen:

Zuerst verberg' ich mein[en] Nam[en]. Denn [?]
Vielleicht ist noch am Nam(en) nicht so (?)
so jeden
Und dann kla[ug] der Na[me]
Ulysses wie der Name jedes Knechts.

Im ersten Verse hat Riemer denn als sicher gegeben. Ich möchte Doch vermuten. Im zweiten wäre Riemers mein statt am wenigstens verständlicher. Suphan ist geneigt Zeile 2 und 3 zu verbinden, das doppelte so als nachlässige Wiederholung im raschen Schreiben zu betrachten, und etwa „jedem gelegen" zu ergänzen. Sichere Entscheidung ist ohne Einsicht der Handschrift nicht möglich; ein Faksimile wäre hier, wie sonst, wohl an der Stelle gewesen. Möglich ist, daß V. 2 nicht vollendet war, von V. 3 nur das Merkwort in der Mitte des Verses bezeichnet wurde. Gewiß ist klä statt kla gemeint, wie Goethe auch noch später meist die Umlautszeichen wegließ, und kläng' zu ergänzen.

Darauf folgt der Entwurf von I, 1, 1—12 und aus dem Schema Verse zu III, 1 und V, 4, endlich ein Gedanke zu II, 5, dazwischen die Worte:

Und senden ewig frische Quell(en)
Auf kurze Zeit,

die Suphan wohl richtig mit den Versen „Und nur die höchsten Nymphen" (oben S. 328) in Verbindung bringt, wo denn freilich Goethe sich derselben nicht genau erinnert haben müßte.

Die nur in diesem Notizenheft sich findenden Stellen wird Goethe, mit Ausnahme des Entwurfs zu I, 1 und 2, noch ehe er die Odyssee gelesen hatte, gelegentlich, so wie sie ihm in Gedanken kamen, eingetragen und ihnen die aus dem Schema, zum Teil verbessert, hinzugefügt haben. Auf einem einzelnen Blatte sind die neun Verse eingetragen, die Goethe mit Benutzung der Stelle der Odyssee XI, 363–368 (in seiner zu Palermo benutzten Ausgabe sind sie angestrichen) wohl dem Alkinous, nicht der Nausikaa, wie Riemer annahm, in den Mund legte.[1]) Unter denselben ist später eingetragen:

1) Riemer hatte V 1 einer nach nicht weggelassen und zuverlässiger statt zuverläss'ger (auch hier hatte Goethe a statt ä) geschrieben. Die Verse

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken,

wobei, wie schon Suphan gesehen, die Beschreibung des Olymp Odyssee VI, 44 flg. vorschwebt, neben Goethes eigener Beobachtung der herrlichen Natur Siziliens, die sich in der Eintragung des Notizenheftes ausspricht: „Weißer Morgen, alles in Duft“, und noch in der „Italienischen Reise“ zum Ausdruck gelangt ist.

Erst in den beiden letzten Tagen seines Aufenthaltes zu Palermo dichtete er, frisch begeistert von der Odyssee, die beiden ersten Auftritte, die ihm schon lange im Sinne gelegen hatten, ohne daß er etwas davon aufgeschrieben hätte. Zeigt der erste Auftritt auch keine unmittelbare Einwirkung der Odyssee, so möchten wir sie doch nicht mit Suphan (S. 413) vor das erneute Lesen der Odyssee setzen. Daß der hier vorkommende Name des einen nicht auftretenden, nur erwähnten Mädchens Trache oder Treche, wie sie in der ersten Niederschrift heißt, ungriechisch ist, beweist nichts. Für die Mädchen fand Goethe überhaupt in den betreffenden Gesängen der Odyssee keine Namen, weshalb er die wirklich auftretenden mit A, B, C (erst später als erste, zweite, dritte) bezeichnete. Welcher Sprache gehört denn Trache oder Treche an? Ist er auch nicht richtig gebildet, so könnte er doch griechisch gemeint, und das allen vorauslaufende Mädchen Läuferin benannt sein, wie denn das eine Mädchen sie als die schnelle bezeichnet. Freilich müßte es wenigstens Troche heißen, wie τρόχος als Läufer angeführt wird. Später schrieb Goethe dafür Tyche, welchen Namen er einmal der Xanthe hatte geben wollen; jetzt, nachdem er die richtigen Namen in der Odyssee gefunden hatte, konnte er keinen Zweifel haben, daß er die Eurymedusa, wie ihre Herrin Nausikaa nennen müsse. Die zwölf ersten Verse des ersten Auftritts finden sich ohne wesentliche Abweichung schon im Notizenheft; den bedeutsamen Schluß, worin bereits darauf hingedeutet wird, daß die Fürstin, wie sie hier heißt, seit heute nachdenklicher geworden, und der „heitere Frühlingsabend“ eine ungesuchte Zeitbestimmung der Handlung giebt, fügte er hinzu, ehe er die beiden Auftritte auf die ersten Blätter des Heftes eintrug, welches das Schema enthielt. Schwieriger war die Ausführung des zweiten Auftritts, des Selbstgespräches des unglücklichen Dulders, welche erst nach mehreren Versuchen der einzelnen Stellen gelang. Offenbar ist die Benutzung der Odyssee, nicht

sind frei mit großem Geschick weiter ausgeführt. Wenn sie bei Homer das Verlangen des Alkinous begründen, Odysseus möge weiter erzählen, so sollten sie bei Goethe des Königs Vertrauen an die Wahrheit dessen aussprechen, was Ulyß ihm von dem Glücke gesagt, das seiner Tochter zu Ithaka zu teil werden würde, und wohl den Übergang zu seiner Einwilligung bilden.

bloß seiner Rede VI, 119—126, sondern auch der Beschreibung seines Lagers mit Herübernahme des treffenden Gleichnisses von Erhaltung des Feuerfunkens während der Nacht, V, 482—491. Die Beschreibung der hilflosen Lage des vom Zorn des Meergottes Verfolgten ist glücklich ins Knappe gezogen, das Gefühl seines Verlustes und der Grausamkeit seines Schicksals zu ergreifendem Ausdruck gelangt und das Ganze zu einer sich zusammenschließenden dramatischen Einheit dadurch erhoben, daß, nachdem zuerst das Erwachen infolge des Geschreies nebst der lauten Unterredung von Frauen als Ausgangspunkt benutzt ist, Ulyß, als er sich nun erhebt, zuerst wieder frohes Mädchengeplauder vernimmt, dann eine hohe edle Frauengestalt in Begleitung einer Alten herankommen sieht. Abweichend von Homer läßt er ihn aus einer Höhle, in der er geschlafen, hervortreten. Seine Nacktheit ließ er wohl nicht mehr verhüllen, wie der Homerische Odysseus (VI, 128); trat ja auch Shakespeares Edgar im „Lear" nur mit einem Schurz bekleidet auf.

Von dem dritten Auftritt zwischen Nausikaa und Eurymedusa war kaum etwas entworfen, wenn auch bereits vielfach bedacht. Die ersten Entwürfe desselben standen in einem auf der Weiterreise benutzten Hefte, wie Suphan bemerkt. Erst in Taormina, als er in einem schlechten, verwahrlosten Bauergarten auf den Ästen eines Orangenbaumes saß, kam ihm der im botanischen Garten zu Palermo entworfene Plan wieder in den Sinn, und er versuchte die Ausführung des dritten Auftrittes. Hierauf muß sich seine dortige Beschäftigung mit „Nausikaa" beschränkt haben. Wenn wir in der „Italienischen Reise" unter dem 7. Mai nach Erwähnung des Gartenaufenthaltes zu Taormina am Meere lesen: „Und so saß ich, den Plan der 'Nausikaa' weiter denkend, eine dramatische Konzentration der Odyssee. Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Dramas und der Epopöe recht ins Auge fassen," so bedarf es keines scharfen Ohres, um daraus die Stimme des Bearbeiters vom Jahre 1816 zu erkennen, so daß man sich wundern muß, wie Scherer auf den ersten Teil dieser Äußerung als Goethes „Bericht vom Mai 1787" schwören konnte. Dieser hat die in seinem Tagebuche vorgefundene Angabe, die wohl bloß „Nausikaa" hieß, in diesem Absatze ganz frei, ohne Rücksicht auf seine damalige Lage und die in seinen ungeordneten Papieren beruhenden Bruchstücke nebst Scenar und Inhaltsangabe in einer durchaus irreführenden Weise ausgeführt. Wie wenig ihm bei Bearbeitung des Abschnittes über Sizilien in der „Italienischen Reise" der wirkliche Fortgang seiner „Nausikaa" vorschwebte, ergeben die 1816 bearbeiteten Stellen seiner Briefe aus Palermo. Am 16., zwei Tage vor seiner Abreise, lesen wir: ‚heute habe er gehofft, sein Pensum in der Odyssee im öffent-

lichen Garten zu lesen und auf einem Spaziergange nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges den Plan der „Nausikaa“ durchzudenken, und zu versuchen, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sei'. Also dasselbe, was er in Taormina wieder gethan haben soll, ja erst in Taormina will er den Plan verzeichnet und einige ihn besonders anziehende Stellen entworfen und ausgeführt haben. Und doch wissen wir, daß, ehe er am 15. sich die Odyssee kaufte, der ganze Plan der Tragödie mit Inhaltsangabe der meisten Auftritte und einzelner ausgeführten Stellen bereits vorlag. Ebenso widerspricht es der Wahrheit, wenn wir am 17. April hören, der feste, ruhige Vorsatz, seine dichterischen Träume im öffentlichen Garten fortzusetzen, sei durch seine Gedanken an die Urpflanze gestört worden, statt des Gartens des Alkinous habe sich ein Weltgarten vor ihm aufgethan. Daß ihm gerade an diesem Tage wieder seine alte Grille von der Urpflanze eingefallen, ist eben nur ein Einfall des Bearbeiters, der noch vor dem Abgange von Palermo auch der Einwirkung der wunderbaren Pflanzen des Gartens auf seine Metamorphosenlehre gedenken wollte.

Aber obgleich offen zu Tage liegt, daß jene von Taormina datierte Äußerung über „Nausikaa“ der Wahrheit zuwiderläuft, da auf den betreffenden Tag nur die Ausführung von I, 3 fallen kann, glaubt Scherer steif und fest daran und an den „aus der Erinnerung“ hinzugefügten Plan des Dramas. Da letzterer mit dem erst nach Goethes Tod bekannt gewordenen nicht stimmt, macht Scherer aus dem „Weiterdenken“ des Planes in Taormina kurzer Hand einen „zweiten Plan“, der sich seit der Abreise von Palermo (also nicht einmal in Taormina) so umgewandelt haben muß. Wer aber diesen Plan von 1816 mit offenen Augen sich ansieht, muß sich bald überzeugen, daß es eben ein Plan von 1816 ist, ein Gespenst ohne Fleisch und Blut; denn die stetig fortschreitende dramatische Entwickelung fehlt dem Entwurf, den der Dichter sich nach oberflächlicher Ansicht des Homerischen Stoffes, ohne lebendige Durchdringung und dichterische Vergegenwärtigung gebildet. Hier ist von einer Vertrauten, der sich die Königstochter eröffnet, keine Spur, nur die Bedenklichkeit, den Fremden in die Stadt einzuführen, soll ein Vorbote ihrer Neigung sein, während diese bei Homer viel einfacher und natürlicher aus dem Wunsche, das Gerede des Volkes zu vermeiden, hergeleitet wird und auch von Goethe kaum anders aufgefaßt worden sein kann. Gleicherweise fehlt in diesem Plane die sehr bedeutende, vermittelnde und den Charakter des Helden recht ins Licht setzende Person des Bruders. Dagegen soll der zweite Akt außer dem Hause des Alkinous die Charaktere der Freier exponiert haben; weiter hören wir von diesem nur, daß er mit dem Eintritte des Ulysses endete, nicht einmal, daß Nausikaa

bei dessen Erscheinen zugegen gewesen, und in ihrer Empfehlung des von ihr in des Vaters Haus beschiedenen Fremden bei aller absichtlichen Zurückhaltung ihre Neigung sich einem der Anwesenden verrate oder wenigstens dem Zuschauer sich die steigende Neigung in ihrem Verhalten offenbare. Wenn im wirklichen Plane der Abschied des Ulyß die tiefste Erregung des Schmerzes in der Königstochter hervorrufen, ja sie zum Entschlusse treiben soll, den Fremden um jeden Preis zurückzuhalten, so ist hier dieser Knotenpunkt der Handlung der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, es soll die „dialogierte Erzählung seiner Abenteuer von den verschiedenen Zuhörern (wer sollen diese sein außer Alkinous?) verschieden aufgenommen werden“, freilich auch „endlich der lebhafte Anteil Nausikaas durch Wirkung und Gegenwirkung hervorgeschlagen werden“. Wie unbestimmt und verschwommen ist dies alles! Eine „große Erzählscene“, wie sie Scherer sich als Meisterstück der dramatischen Litteratur denkt, paßt sehr wenig zum Mittelpunkt eines Dramas, das die übermächtige Leidenschaft der Königstochter für den als hilfloser Schutzflehender ihr erschienenen Fremdling entwickeln soll, die nicht erst durch die Thaten des Abenteurers herausgeschlagen zu werden braucht. Hiernach empfiehlt sich auch wenig der Inhalt des vierten Aktes, worin die Frauen (wir fragen, welche Frauen gemeint sind außer Nausikaa?), „der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen, während Ulysses außerhalb der Scene seine Tapferkeit bethätigt und Nausikaa bei den großen Vorteilen, welche der Fremdling davonträgt, noch weniger sich zusammenhält und sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten kompromittiert“. Noch hören wir, zuletzt müsse Ulyß, der halb schuldig, halb unschuldig dieses alles veranlaßt habe, sich als Scheidender erklären. Ausdrücklich wird von dem fünften Akte nur erwähnt, daß „das gute Mädchen den Tod suchen müsse.“ Von einem dem Dichter lebendig gewordenen, ins einzelne durchdachten Plan findet sich hier kein Schatten, der Fortschritt der Handlung verschwebt in einem sich nicht auseinander entwickelnden Nacheinander, die handelnden Personen treten nicht in ihrer Beziehung aufeinander und die Handlung hervor. Und dennoch hat Scherer an diesen unglücklichen Spätling getrübter Erinnerung geglaubt, die doch gar keine Ahnung zeigt von Scherers zwei verschiedenen Plänen, von denen der eine zu Palermo, der andere in Taormina entworfen worden sei. Freilich liegt es erst jetzt klar vor, daß die Äußerungen der „Italienischen Reise“ mit den vorhandenen Thatsachen in unlöslichem Widerspruch stehen, aber ich hatte längst darauf hingewiesen, daß man die späteren Zusätze und Änderungen von den zu Grunde liegenden, allein maßgebenden Briefen und Berichten scheiden müsse. Aber was half das gegen Scherers Entdeckungslust?

Bei seiner reichen Erfindung ist es nicht zu verwundern, daß Gründe Goethe zur Änderung seines vortrefflichen, vielleicht hier und da noch weiter zu bestimmenden, aber wesentlich äußerst glücklichen Planes bestimmt haben könnten. Er hält sich an Goethes unglücklichen Ausdruck einer „dramatischen Konzentration der Odyssee“, den er im Bericht vom 7. Mai für durchaus ursprünglich hält, nur den folgenden Satz könnte Goethe später hinzugefügt haben. Statt aber zu sagen, wie man ernstlich die „Nausikaa“ eine dramatische „Konzentration der Odyssee“ nennen könne, hören wir, es handle sich namentlich um einen neuen dritten Akt, worin für Poesie versucht werden sollte, was z. B. Raphael in der Disputa geleistet habe, „eine schwere, aber nicht unlösbare Aufgabe“. Aber Goethe müßte von seinem ihn beherrschenden Gefühl für dichterische Einheit und dramatische Wirksamkeit ganz verlassen gewesen sein, hätte er daran denken können, den in seinen Plan so eingreifenden und wirksamen dritten Akt aufzugeben, um in einem anderen, wie er sich ausdrückt, „etwas Künstliches und Erfreuliches“, nicht das, was an der Stelle ist, zu leisten.

Doch Scherer hat auch gewisse Mängel an dem ursprünglichen Plan entdeckt, welche „von innen heraus zu Abweichungen hätten drängen mögen“. Da hören wir denn, es sei ein Übelstand, daß die Jungfrauen der Nausikaa nur im ersten und vielleicht im letzten Auftritte vorkommen, ein noch größerer, daß die dem Ulysses feindliche Partei unter den Phäaken nicht als spannende Gegenwirkung hervorträte. Aber es ist ohne Anstoß, wenn Nebenpersonen, welche die Handlung fordert, nur einmal erscheinen, wo sie nötig sind. Freilich haben Goethe und Schiller es später für zweckmäßig gehalten, solche, die gegen Ende des Stückes auftreten, womöglich schon einmal früher erscheinen zu lassen; aber dies ist ganz anderer Art. Was sodann die Gegenwirkung einer feindlichen Partei betrifft, so würde diese die Einheit der Tragödie von Nausikaa zerstören, die nicht auf die Besiegung des feindlichen Widerstandes der Phäaken gerichtet ist; der Kampf spielt nur in der Brust Nausikaas, die der Macht der Leidenschaft in den Augen der Welt ihre Ehre geopfert hat, und den Verlust derselben nicht ertragen kann.

Als Goethe nach Neapel zurückgekehrt war, begann er die ersten Scenen ins Reine zu schreiben, aber schon mit dem fünften Verse des dritten Auftritts brach er ab, wahrscheinlich weil er nicht dazu kam, die weiter entworfenen fast dreißig Verse, die noch an ein paar Stellen der Nachhilfe bedurften, neu durchzusehen und den Abschluß des Auftritts, besonders die Ausführung des Traumes der Nausikaa zu gewinnen, vor welcher das Entworfene abbrach. Von dieser Reinschrift hat sich nur der zweite, I, 3, 1—5 umfassende Bogen erhalten, von dem ersten

Bogen eine für die Ausgabe letzter Hand (1827) vom Sekretär Kräuter gemachte Abschrift.[1]) Nach dieser erschienen die beiden ersten Auftritte, der dritte, soweit er erhalten, erst in der Quartausgabe (1836).[2]) In diesem Gespräche ist dramatisch die Erwähnung des nächtlichen Sturmes und des Traumes von Wichtigkeit, der Nausikaas ernste, schon im ersten Auftritt erwähnte Nachdenklichkeit begründet; den von Homer ihm gebotenen Traum konnte er nicht benutzen.

Das Heidenröslein ein Goethisches Gedicht.

Von **Hermann Dunger** in Dresden.

Mein hochverehrter Freund Rudolf Hildebrand hat im 2. Heft dieser Zeitschrift S. 147—152 die Frage, ob Goethe als Verfasser des Heidenrösleins anzusehen sei, von neuem geprüft. Er kommt unter Bekämpfung meines Aufsatzes in Schnorrs Archiv für deutsche Litteraturgeschichte (Bd. 10 S. 193—208 v. J. 1881) zu dem Ergebnisse: Das Heidenröslein ist ursprünglich nicht von Goethe verfaßt, sondern ein Volkslied, das Goethe mit einigen Veränderungen, welche thatsächlich nicht als Verbesserungen anzusehen sind, in seine Werke aufgenommen hat. Ob Goethe dies aus Versehen oder in bewußter Absicht gethan haben soll, wird aus Hildebrands Darstellung nicht recht klar. Er meint, Goethe sei von dem Volksliede ergriffen worden, das lebhaft in die

1) Sehr auffallen muß es, daß die Mädchen hier als „Aretens Jungfrauen" bezeichnet sind, obgleich der Titel des Stückes „Nausikaa" heißt und Goethe unmöglich nach der Lesung der Odyssee die unrichtigen Namen beibehalten konnte. Wir müssen uns denken, daß er bei der Reinschrift wirklich Aretens schrieb in seltsamer Rückerinnerung an diesen früher gebrauchten Namen. Die Reinschrift des dritten Auftritts nennt ja richtig Nausikaa und Eurymedusa. Der Druck in den Werken weicht nur unwesentlich von der Handschrift ab. Suphan hat mit Recht 2, 3 Punkt statt Fragezeichen nach Erwachens gesetzt.

2) V. 7 hat Riemer irrig das aus V. 5 wiederholte Kleider statt des überlieferten Röcke. 15flg. steht bei ihm bloß Darf | Ja, wogegen Suphan in der Handschrift las Dieß | Schien mir ein Wunder. V 22 hat die Handschrift drug. Wenn, wie Suphan berichtet, diese Riemers Ergänzung dringend widerstrebt, so sollte es wohl dringlich heißen. V. 23 lautet bei Riemer: „Warum ich jetzt auch still und sinnend wandle" Suphan giebt nach der Handschrift: „Wenn ich jetzt auch(?) still und . . . bin." Statt auch könne man etwa noch lesen; an der Stelle der Punkte steht duck mit einem Endungsstrich. Riemers warum scheint doch gefordert und am Schlusse soll es wohl heißen: still, nachdenklich bin. Nach leer (26) hatte Goethe vergessen auch das Wort Bilder auszustreichen, was Suphan zu bemerken unterlassen, Riemer richtig gesehen hat.

eigenen Gedankenkreise bei ihm einschlug; da ihm aber die Fassung nicht zusagte, so habe er die Form leise umgegossen, nicht am Schreibtisch, sondern beim Spazierengehen; „so mochte es längst innerlich sein eigen geworden sein, als er es 1789 unter seine Lieder einstellte“.

Hildebrand schildert in seiner ansprechenden Weise diesen Hergang sehr harmlos, aber — mag er es noch so schön darstellen, die Thatsache bleibt bestehen: wenn sich das so verhält, so hat Goethe sich fremdes Gut angeeignet, er hat, um es mit dürren Worten zu sagen, sich eines geistigen Diebstahls schuldig gemacht. Denn um dies sogleich vorauszunehmen, die Annahme, daß Goethe aus Versehen das Volkslied als seine eigene Schöpfung angesehen habe, nachdem er es sich „innerlich angeeignet“ hatte, ist unbedingt ausgeschlossen, wie ich dies bereits ausführlich in meinem früheren Aufsatze auseinandergesetzt habe. Vor Goethes Veröffentlichung im Jahre 1789 war das Lied von Herder bereits zweimal abgedruckt worden, in den Blättern von deutscher Art und Kunst 1773 und in den Volksliedern 1779. Beide Schriften kannte Goethe genau; denn bei beiden war er Herders Mitarbeiter gewesen. Zur ersteren hatte er den Beitrag „Von deutscher Baukunst“ geliefert; für die zweite hatte er zwölf selbst gesammelte Volkslieder an Herder nach Bückeburg gesendet. Außerdem sind vier Goethische Übersetzungen fremder Volkslieder darin abgedruckt, ja auch sein Lied „Der Fischer“ ist mit aufgenommen. Daß er die Volkslieder auch später noch oft in den Händen hatte, habe ich in meinem ersten Aufsatze nachgewiesen; es ist dies auch bei seiner großen Begeisterung für Volksdichtung selbstverständlich.[1])

Wenn Goethe trotzdem im Jahre 1789 das Heidenröslein unter seine Gedichte aufnimmt und ihm sogar einen hervorragenden Platz gleich im Anfang seiner Sammlung einräumt, so erklärt er damit, daß er das Lied verfaßt hat. Ein Versehen ist unter den angegebenen Umständen nicht denkbar. Aber selbst angenommen, Goethe hätte sich in dem unbegreiflichen Irrtume befunden, daß er ein Volkslied für seine eigene Dichtung angesehen hätte, so wäre er doch sicherlich nachträglich auf sein Versehen aufmerksam gemacht worden. Er lebte ja mit Herder in einer Stadt zusammen, und das Liedchen wurde bald allgemein bekannt, nachdem es von Johann Friedrich Reichardt im Jahre 1793 und später auch noch von Werner in Musik gesetzt worden war. Da hätte er doch wenig-

1) Man vergleiche nur den mit ausgezeichneter Sachkenntnis geschriebenen Aufsatz des Freiherrn Woldemar von Biedermann: Goethe und das Volkslied (Goethe-Forschungen. Neue Folge. Leipzig 1886. S. 303 flg.), in welchem auch die Frage nach der ursprünglichen Abfassung des Heidenrösleins, was Hildebrand entgangen zu sein scheint, gründlich erörtert wird.

stens in den späteren Auflagen seiner Gedichte durch Weglassung des Liedchens seinen Irrtum berichtigen müssen. Das hat er aber nicht gethan; das Heidenröslein hat nach wie vor seinen Platz behauptet, ja noch in der Ausgabe letzter Hand hat Goethe eine kleine Änderung vorgenommen, indem er in der letzten Strophe die Worte: „Half ihr doch kein Weh und Ach“ umänderte in: „Half ihm doch kein Weh und Ach“. So hat Goethe auf das unzweideutigste bekundet, daß er der Verfasser des Heidenrösleins sei.

Einige Goethe-Forscher, wie Suphan, Viehoff, Schade u. a., suchten sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß sie erklärten, Goethe habe so viel Eigenes zu dem Volksliede hinzugethan, daß er berechtigt gewesen sei, auf Grund dieser Veränderungen das Lied als sein Eigentum zu betrachten. Auch Hildebrand ist halb und halb geneigt, diesen Ausweg zu beschreiten. „Man vergleiche nur das Angeführte mit Goethes Texte, um zu sehen, wie viel Eignes dabei auf Goethes Rechnung kommt, und zu ahnen, wie die Sache vor sich ging“ (S. 149). Gut, vergleichen wir die beiden Fassungen, indem wir sie einander gegenüberstellen. Der Übersichtlichkeit wegen sind die abweichenden Stellen gesperrt gedruckt.

Ältere Fassung
(in Herders Volksliedern).

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süssen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe sprach: „ich breche dich!
Röslein auf der Haiden!“
Röslein sprach: „ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ichs nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch (Jedoch) der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Spätere Fassung
(in Goethes Gedichten).

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche Dich,
Daß Du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr (ihm) doch kein Weh und Ach,
Mußte (Mußt') es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Schon der flüchtige Augenschein lehrt, daß die Verschiedenheiten beider Fassungen gegenüber den Übereinstimmungen sehr geringfügiger Art sind. Sehen wir uns die Abweichungen näher an und suchen wir uns klar zu machen, was wohl Goethe zu den Änderungen bewogen haben mag. Auf Z. 1, 5, 8, 16 ist das trochäische Versmaß hergestellt, eine Abweichung nur fürs Auge; denn schon Herder betont ausdrücklich, daß man den vortretenden Artikel lediglich als Vorschlag betrachten müsse[1]) (de Knabe, 's Röslein). Z. 12 ist „Daß ichs nicht will leiden" geändert zu „Und ich will's nicht leiden", offenbar, weil das „Daß" nach dem vorhergehenden „Daß" hart klingt. Wenn Z. 15 Goethe für „Doch (Jedoch) der wilde Knabe brach" schreibt „Und der wilde Knabe brach", so geschieht das wahrscheinlich wegen des mangelnden Gegensatzes. Alles das sind Kleinigkeiten; von größerem Belange sind nur die beiden Änderungen am Schlusse der ersten und der letzten Strophe. Hildebrand urteilt über die erstere folgendermaßen (S. 149): „Daß Herdern vorgelegen hätte „Lief er schnell es nah zu sehn" und (er) dies umgedichtet hätte in „Und blieb stehn es anzusehn" ist eine Unmöglichkeit. Das einfachere „blieb stehn" u. s. w. ist unausweichlich das ältere, das jüngere die gesteigerte Fassung bei Goethe, die nicht einmal eine Verbesserung ist". Ich kann ihm darin nicht ganz Recht geben. Was Goethe zu der Änderung veranlaßt hat, darüber können wir bei dem Mangel einer bestimmten Überlieferung nur Vermutungen aufstellen. Vielleicht paßte es ihm nicht zu dem Bilde seines wilden, wagemutigen Knaben, ruhig und unthätig dazustehen „in süßen Freuden". Das schnelle Hinzulaufen mochte ihm wohl für den Knaben angemessener erscheinen. Der Hauptgrund für diese und die folgenden Abänderungen scheint mir aber der zu sein, daß er den Gedanken seines Liedes deutlicher hervortreten lassen wollte. Er hatte die eigentümliche Erfahrung machen müssen, daß ein so feinsinniger Kenner der Dichtung wie Herder sein Lied vollständig mißverstanden hatte. In dem ersten Drucke vom Jahre 1773 bezeichnet nämlich Herder es als „ein kindisches Fabelliedchen", das nicht etwa transcendente Weisheit und Moral enthalte, mit der die Kinder zeitig genug überhäuft würden, und fügt nach dem Schlusse des Liedes in unglaublicher Verblendung noch einmal die Frage hinzu: „Ist das nicht Kinderton?" Er hatte sich offenbar durch das „kindische Ritornell" verleiten lassen, in dem Gedichte ein unschul-

---

1) Daß Herder eine Umdichtung an dem ihm von Goethe gegebenen Liede vorgenommen hätte, habe ich nirgends behauptet. Meine Ansicht war und ist die, daß Goethe das Heidenröslein ursprünglich so, wie es bei Herder steht, abgefaßt hat, und daß erst bei der späteren eigenen Veröffentlichung die Änderungen von ihm angebracht worden sind.

diges Kinderlied zu erblicken und, wie Hildebrand sich ausdrückt, „nur die Blume zu sehen, nicht was durch die Blume gesagt wurde“. Später scheint Herder dies selbst erkannt zu haben, denn bei dem zweiten Abdrucke veröffentlicht er es nicht mehr als kindisches Fabelliedchen, sondern unter der Überschrift: Röschen auf der Haide. Dieses merkwürdige Mißverständnis Herders mag wohl Goethe veranlaßt haben, durch einige Änderungen den Sinn seiner Dichtung deutlicher zu machen. Das Menschen-Röslein sieht der Knabe schon aus der Ferne und läuft hinzu, um es nah zu sehn. Ein wirkliches Röschen hätte er in weiterer Entfernung nicht so leicht bemerken können. In der ersten Fassung heißt das Röschen „frisch und schön“, in der zweiten „jung und morgenschön“ mit deutlichem Hinweis auf das Mädchen; denn von einer Blume sagt man nicht, sie sei „jung“. Derselbe Grund scheint mir auch die Änderung am Schlusse des Liedes veranlaßt zu haben. In der älteren Fassung lautet dieser: „Aber er vergaß darnach beim Genuß das Leiden“. Dafür setzte Goethe später ein: „Half ihr (ihm) doch kein Weh und Ach, mußt' es eben leiden“. Auch hier hält Hildebrand die Änderung Goethes für eine Verschlechterung. „Im ursprünglichen Texte ist das Leiden auf Seite des Knaben von den Dornen des Rösleins, bei Goethe ist es umgekehrt mit dem Weh und Ach aufs Röslein übertragen. In der älteren Fassung ist das Bild bis zum letzten Augenblick festgehalten, die von Goethe fällt am Ende ganz aus dem Bild heraus in bildlose Deutlichkeit hinein, auch das ist keine Verbesserung“ (S. 150). Ich vermute, daß auch hier Goethe bei seinen Lesern einem ähnlichen Mißverständnisse, wie er es bei Herder gefunden hatte, vorbeugen wollte. Daher das unzweideutige ihr der zweiten Fassung, das allerdings hart klingt in seiner „bildlosen Deutlichkeit“ und deshalb von Goethe selbst später in ihm verwandelt worden ist. Wie kann aber Hildebrand nach dieser Änderung noch davon sprechen, Goethe falle aus dem Bilde heraus? Etwa wegen des „Weh und Ach“? Als ob ein Röslein, das sprechen kann, das sich gegen den Knaben wehrt, nicht auch klagen dürfte. Die Bewunderung Hildebrands für die ältere Fassung: „Aber er vergaß darnach beim Genuß das Leiden“ kann ich durchaus nicht teilen. Schon in den Worten „beim Genuß“ finde ich „die feine Linie des ahnungsvoll Schönen“ nicht gewahrt. Besonderen Anstoß aber nehme ich daran, daß es von dem Knaben heißt, er habe beim Genuß „das Leiden“ vergessen. Der „wilde“ Knabe soll ein Leiden empfinden, weil ihn ein Dorn geritzt hat? Das ist doch gar zu weibisch. Und dazu auch noch die feierliche Versicherung, daß er in dem Augenblicke des höchsten Sinnengenusses dieses „sein Leiden“ vergessen habe! Nein, nicht der Knabe, sondern das Röslein ist der leidende Teil. Keck hat es soeben

dem Angreifer erklärt: „Und ich will's nicht leiden“. Aber was hilft ihm sein Weigern, sein Wehren gegenüber dem Ungestüm des wilden Knaben, es „mußt' es eben leiden“. Mit dem Schicksal des gebrochenen Rösleins muß das Lied schließen, wenn die Einheitlichkeit gewahrt sein soll, nicht mit dem „sein Leiden“ vergessenden Jüngling. Diese Erwägung hatte mich veranlaßt, in meinem früheren Aufsatze die Vermutung auszusprechen, daß die ältere Fassung gelautet hätte: „Aber es vergaß darnach beim Genuß das Leiden“. Das Mädchen wehrt sich anfangs gegen den Knaben, aber als ihr Widerstand gebrochen ist, vergißt sie ihr Leiden im Vollgenusse sinnlicher Liebe. Hildebrand erklärt sich heftig gegen diese Lesart und ich verkenne nicht, daß manches dagegen spricht; aber trotz aller Bedenken erscheint mir dieser Schluß immer noch besser als der von ihm so hoch über die spätere Fassung erhobene ältere Schluß.

Dies sind alle Abweichungen der beiden Texte. Mag man sie für Verbesserungen halten oder für Verschlechterungen wie Hildebrand, jedenfalls sind sie gegenüber dem, was genau übereinstimmt, so geringfügig, daß Goethe daraus nun und nimmer ein Recht für sich ableiten konnte, das angebliche Volkslied als sein Eigentum zu betrachten. Solche Änderungen nimmt ein Dichter an seinem eigenen Werke vor; wollte aber jemand daraufhin eine fremde Geistesschöpfung für seine eigene ausgeben, so würde er unfehlbar des litterarischen Diebstahls geziehen werden, — und wenn es Goethe selbst wäre.

Glücklicherweise liegt kein Grund vor, so Schlimmes von unserem Dichterfürsten anzunehmen. Denn das Heidenröslein, ebenso in der früheren wie in der späteren Fassung, ist überhaupt kein Volkslied. Da ich mich in meinem früheren Aufsatze ausführlich darüber ausgesprochen habe, so beschränke ich mich hier nur auf kurze Andeutungen. Bei aller scheinbaren Einfachheit steckt doch eine so große bewußte Kunst in unserem Liedchen, wie man sie in den schlichten Erzeugnissen unbewußter Volksdichtung nicht findet. Ich bin kein Verächter des Volksgesanges, ich habe mich Jahre lang mit der Sammlung und Herausgabe der Volkslieder meiner vogtländischen Heimat in begeisterter Hingabe beschäftigt, aber gerade diese eingehende Beschäftigung mit der Volksdichtung hat mich immer mehr und mehr in der Überzeugung bestärkt, daß das Heidenröslein kein Volkslied ist. Und diese Ansicht wird bestätigt durch die Thatsache, daß bis jetzt noch nirgends in Deutschland das Lied im Munde des Volkes gefunden worden ist, obgleich seit mehr als 100 Jahren aller Orten mit größtem Eifer auf Volkslieder gefahndet wird. Daher haben auch die namhaftesten Herausgeber von Volksliedersammlungen das Heidenröschen nicht aufgenommen, offenbar in der Überzeugung, daß das Gedicht, so wie es uns in den beiden Fassungen vor-

liegt, kein Volkslied ist und sein kann. Hildebrand allerdings bestreitet (S. 152), daß der Gedankengang und Aufbau des Ganzen für ein Volkslied zu vollendet sei; er findet, daß das Volkslied von dem Mädchen und der Hasel ebenso kunstvoll sei, was ich ihm nicht zugestehen kann; aber trotzdem giebt auch er zu, „daß in dem Liede selber nicht alles so recht volksmäßig klingt, wenigstens der Schluß des dritten Verses". Auch er kann sich also diesem Gefühle nicht entziehen. Anderseits zeigt unser Liedchen, wie ich auch a. a. O. erörtert habe, die auffälligste Familienähnlichkeit mit anderen Goethischen Gedichten, die aus derselben Zeit stammen, namentlich mit dem Veilchen, das ein vollständiges Gegenstück zum Heidenröslein ist, ebenso mit den „Freuden" und „Dilettant und Kritiker", und auch das später entstandene „Gefunden" stellt uns ein ganz ähnlich durchgeführtes Bild vor Augen.

Aber so echt Goethisch auch unser Lied ist, so steht es doch ohne Zweifel in Zusammenhang mit dem auch von Hildebrand erwähnten älteren Volksliede, das Uhland in seinen Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern I, S. 111 flg. nach dem Liederbuche Pauls von der Aelst aus dem Jahre 1602 abgedruckt hat. Dies geht unzweideutig schon daraus hervor, daß in diesem Volksliede wie bei Goethe der Kehrreim „Röslein auf der Heiden" am Schlusse und in der zweiten Zeile jedes Verses auftritt. Auch dort finden wir dasselbe trochäische Versmaß, die Zahl der Hebungen in den Verszeilen ist dieselbe. Auch dort wird das Mädchen ein Röslein auf der Heiden genannt, der Jüngling, der das Röslein brechen will, heißt gleichfalls „ein Knab'". Schon ein Vers von den sieben des Volksliedes wird genügen, um den Zusammenhang beider Lieder zu kennzeichnen:

3. Wann mich das mägdlein nit mer will,
röslein auf der heiden,
so will ich weichen in der still
und mich von ihr tun scheiden,
so will ich sie auch faren lan
und will ein anders nemen an,
ein schöns, ein jungs, ein reichs, ein frums
röslein auf der heiden.

Noch genauer stimmt im Versbau mit der Goethischen Dichtung dieselbe Strophe überein in einem zu Nürnberg im Jahre 1586 gedruckten Liederbuche, aus welchem sie Uhland „Zur Geschichte der Dichtung und Sage" Bd. 3, S. 546 mitteilt:

Will uns das meidelein nimmer han,
rot röslein auf der heiden,

So wöllen wirs nur faren lan,
Ein andres wöln wir nemen an,
Ein schöns, ein jungs, ein reichs, ein froms
nach adelichen sitten.

Denn während in der ersten Fassung die Reimstellung einfacher ist (a b a b c c d b), so finden wir hier, wie bei Goethe, eine dreimalige Wiederkehr desselben Reims (a b a a c d; bei Goethe: a b a a b c b). Außerdem wird die Maid auch, wie bei Goethe, rot Röslein auf der Heiden genannt.

Diese Übereinstimmung, namentlich die Verwendung desselben Kehrreims an zwei gleichen Stellen der Strophe, kann nicht zufällig sein; Goethe muß das Volkslied gekannt haben, wenn ich auch nicht mit W. von Biedermann (a. a. O. S. 352) annehmen möchte, daß unser Lied „der dichterisch abgerundete Auszug" des alten Volksliedes sei. Denn der Grundgedanke der Goethischen Dichtung ist ein völlig anderer. Das Volkslied ist ein Abschiedslied, wenn wir bei dem Mangel eines strengen Zusammenhangs nach dem letzten Verse urteilen dürfen:

Wer ist, der uns diß liedlein macht,
röslein auf der heiden?
das hat getan ein junger knacht,
als er von ir wolt scheiden;
zu tausend hundert guter nacht
hat er das liedlein wol gemacht;
behüt sie gott on allen spott,
röslein auf der heiden!

Der Vergleich mit dem Röslein oder dem Rosenstock taucht in dem alten Volksliede zwar allenthalben auf, wird aber nicht durchgeführt, wie bei Goethe. Von dem raschen Gange der Handlung, dem dramatischen Leben des Goethischen Liedes keine Spur; alles geht breit und behaglich nach der Art des Volksliedes dahin In dem einen die zielbewußte Sprache des gottbegnadeten Dichters, in dem andern das kindlich-herzliche Stammeln des Volkes. Wenn Hildebrand behauptet, das alte Lied sei gar kein eigentliches Volkslied im genauen Sinne, sondern ein städtisches Lied; die Jungfrau sei eine ehrbare Bürgerstochter, um die in ehrbarer Weise geworben werde, so muß ich erstaunt fragen: Werden denn in den alten Volksliedern nicht auch die städtischen Verhältnisse behandelt? Gerade aus diesen Kreisen sind viele echte Volkslieder hervorgegangen. Mit dieser Betonung der Verschiedenheiten beider Gedichte widerlegt übrigens Hildebrand selbst den von ihm gemachten Einwand, es sei eines Goethe unwürdig, aus einem längeren Volksliede sein kurzes Gedicht „zusammenzustoppeln". Das hat er eben nicht gethan, er hat durchaus selbständig einen eigenen Gedanken dichterisch durchgeführt, von dem

Volksliede hat er nur die äußere Form, namentlich den Kehrreim, und einige wenige Wendungen entlehnt, in allen übrigen Beziehungen ist das Lied seine eigene freie Schöpfung. In der Erweiterung des Kehrreims durch die vorausgeschickten Worte „Röslein, Röslein, Röslein rot“ will Hildebrand auch einen Beweis gegen die Goethische Abfassung erkennen. Sie könne nicht „von Feder, Tinte und Papier herstammen, sondern nur aus lebendigem Gesange“ (S. 152). Auch hier möchte ich Hildebrand gegen Hildebrand zeugen lassen, der in demselben Aufsatze ausspricht, daß Goethe es liebte, beim Wandern Lieder vor sich hinzusingen oder halb melodisch nach dem Takt des Gehens zu trällern und daß er auch eigene Lieder so geschaffen habe (S. 149). Goethe war eben kein „papierener“ Dichter. Seine Lieder klingen so melodisch, als wären sie mit der Weise zusammen geboren. Übrigens finden wir in unzweifelhaft Goethischen Gedichten der früheren Zeit ganz ähnliche Wiederholungen am Schlusse, wie in dem „Veilchen“:

Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und muntrem Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Man vergleiche auch das „Zigeunerlied“ vom Jahre 1771 mit seinem eigentümlichen immer wiederkehrenden Schlusse, ebenso „Die Spröde“, „Die Bekehrte“, „Ergo bibamus“, „Das Lied der Mignon“ u. a.

Wo Goethe das alte Volkslied aufgefunden hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Daß er es noch im Volksmunde angetroffen habe, ist nicht wahrscheinlich, da es sich nirgends mehr im lebendigen Volksgesange gefunden hat. Indessen unmöglich ist es auch nicht. Wahrscheinlicher ist es, daß er es auf der Straßburger Bibliothek in einem alten Liederbuche kennen gelernt hat. Denn daß er damals auf der Bibliothek in alten deutschen Büchern viel herumgestöbert hat, ist bekannt. Er war ja in jener Zeit mit den Vorarbeiten zu seinem Götz beschäftigt. Daß er den betreffenden Druck nicht in seinen Ephemeriden verzeichnet hat, worauf Hildebrand Wert zu legen scheint, beweist nichts. Denn in diesem litterarischen Tagebuche hat er nur die Schriften angemerkt, die er, wie Hildebrand selbst sagt, „zum Studium vornahm oder vorhatte“. Daß er aber auch jeden gelegentlichen Fund mit aufgezeichnet haben müßte, ist nicht zu verlangen. Übrigens macht Karl Redlich, der Herausgeber der poetischen Werke Herders in Suphans trefflicher Herderausgabe, in den Anmerkungen zu den Volksliedern (Bd. 25 S. 680) darauf aufmerksam, daß das Heidenröslein in dem ersten Herderschen Drucke in Gesellschaft von „Liedchen der Sehnsucht“ und „Kuckuck und Nachtigall“ erscheine, die beide von Herder aus Pauls von der Aelst Lieder-

buche entnommen seien, und daß man infolge dessen wohl annehmen dürfe, daß Goethe von Herder auf diese Quelle alten Volksgesanges aufmerksam gemacht worden sei. Das ist recht wohl denkbar.

Wie kam aber Herder dazu, dieses Goethische Lied als Volkslied abzudrucken? Und wie konnte er bei dem ersten Abdrucke im Jahre 1773 bei der 5. Zeile die Bemerkung hinzufügen: „Ich suppliere diese Reihe nur aus dem Gedächtnis“? Hildebrand legt auf diese Worte ganz besonderen Wert; er bezeichnet sie als „das Fadenende, mit dem der Knäuel abzuwickeln“ ist (S. 148). Denn es folge daraus, daß er das Liedchen geschrieben vor sich hatte, wahrscheinlich von anderer Hand, mit einer Lücke, daß er es aber auch schon außerdem, wenn auch nur ungefähr kannte und im Gedächtnis nach Ergänzung der Lücke suchte. „Hätte nun Herder das Lied erst von Goethe erhalten, natürlich handschriftlich, wie in aller Welt sollte er zu der Bemerkung kommen? Ich sehe keine Möglichkeit, außer wenn man zu dem verzweifelten Mittel greifen will, Herdern die Wahrhaftigkeit abzusprechen und eine Finte darin zu sehen.“ Daran ist natürlich nicht zu denken. Die Sache liegt doch weit einfacher. Goethe hat während seines Straßburger Aufenthaltes Kenntnis von dem alten Volksliede erhalten. Der anmutige Kehrreim spricht ihn lebhaft an, aber die breite, zusammenhanglose Fassung sagt ihm nicht zu, er dichtet es um und trägt das Lied so seinem damals in Straßburg anwesenden Freunde Herder vor. Denn bekanntlich liebte es Goethe, neue Dichtungen seinen Freunden mündlich mitzuteilen. Ist es da wunderbar, daß Herder, der begeisterte Freund volksmäßiger Dichtung, dieses so überaus ins Ohr fallende Lied seinem Gedächtnis einprägte? Vermutlich wird er es sich auch schriftlich von Goethe für seine Sammlung von Volksliedern ausgebeten haben. Wenn nun durch irgend welchen Zufall die eine Zeile unleserlich geworden war, so war es ihm natürlich nicht schwer, „diese Reihe aus dem Gedächtnis zu supplieren“. Jedenfalls hat Goethe seine Umdichtung als ein älteres Volkslied Herdern mitgeteilt, da er ja durch das alte Volkslied dazu angeregt worden war. Dabei braucht man nicht mit W. von Biedermann anzunehmen, daß Goethe sich einen Scherz damit erlaubt, daß er Herder mystifiziert habe. Der Begriff „Volkslied“ stand damals noch keineswegs so fest, wie gegenwärtig, wo wir einen strengen Unterschied machen zwischen Volksliedern und volkstümlichen Liedern; und trotzdem giebt es auch noch heutzutage Gelehrte, welche die „Wacht am Rhein“ oder „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ — für Volkslieder halten. Damals wurden diese beiden Begriffe noch gar nicht geschieden. Bekanntlich hat Herder eine ganze Anzahl von Gedichten bekannter Schriftsteller, wie Claudius, Rist, Simon, Dach, Opitz, Roberthin, Heinrich Albert, Luther,

unter seine Volkslieder aufgenommen; auch Goethes Fischer steht in der ersten Ausgabe als Volkslied. Bei dieser weitherzigen Begriffsbestimmung konnte Goethe recht gut seine Umdichtung als älteres Volkslied bezeichnen. Dann erklärt sich auch die doppelte Angabe, die Herder über das Heidenröslein macht. In dem ersten Abdrucke nennt er es „ein älteres deutsches Lied", in dem zweiten fügt er die Bemerkung hinzu: „aus der mündlichen Sage". Gerade der letztere Ausdruck braucht nach der Herderschen Redeweise, wie K. Redlich a. a. O. S. 681 nachweist, durchaus nicht dasselbe zu bedeuten wie „aus dem Munde des Volkes". Herder braucht „Sage" öfter im Sinne von „Mitteilung".

Noch eine Frage bleibt zu erörtern, die erst in allerneuester Zeit aufgetaucht ist. In der vor kurzem erschienenen dritten Nummer der Chronik des Wiener Goethe-Vereins (5. Jahrgang, S. 10 flg) teilt J. Minor bei Gelegenheit eines Vortrags über die Autorschaftsfrage bei Goethe und neueren Dichtern ein Gedicht mit, welches er für die ursprüngliche Gestalt des Goethischen Heidenrösleins ansieht. Es findet sich nämlich in Herders sogenanntem silbernen Buche, einer handschriftlichen Sammlung lyrischer Gedichte, ein Kinderlied, welches die auffallendste Ähnlichkeit mit unserem Liede hat, unter der Überschrift: „Die Blüthe".

Das Gedicht hat nach dem Abdrucke Redlichs in der Suphanschen Herderausgabe Bd. 25 S. 438 flg. folgenden Wortlaut:

Die Blüthe.

Ein Kinderlied.

Es sah ein Knab' ein Knöspgen stehn
auf seinem liebsten Baume,
das Knöspchen war [1]) so frisch und schön
und blieb stehn es anzusehn
und stand in süssem Traume.
Knöspgen, Knöspgen, frisch und schön
Knöspgen auf dem Baume.

Der Knabe [2]) sprach: ich breche dich
du Knöspgen süsser Düfte.
Das Knöspgen [3]) bat: verschone mich
denn sonst bald [4]) verwelke ich
und geb dir nimmer Früchte.
Knabe, Knabe laß es stehn
das Knöspgen [5]) süsser Düfte.

Jedoch [6]) der wilde Knabe brach
die Blüthe [7]) von dem Baume.
Das Blüthchen starb so schnell darnach.
Aber alle [8]) Frucht gebrach
ihm auf seinem [9]) Baume.
Traurig, traurig sucht' er nach
und fand [10]) nichts auf dem Baume.

Brich nicht o [11]) Knabe nicht zu früh
die Hoffnung süsser Blüthe.
Denn bald ach bald [12]) verwelket sie
und denn siehst du nirgends nie
die Frucht von Deiner Blüthe. [13])
Traurig, traurig suchst du sie
zu spät, so Frucht als Blüthe.

Von der Hand Herders sind folgende Verbesserungen hinzugefügt: 1) Er sah es war. 2) Knabe. 3) Knöspgen. 4) denn ach sonst. 5) schone mich, Knöspgen. 6) Doch. 7) das Blüthchen. 8) Blüthchen starb und bald darnach sah er daß ihm. 9) auf dem liebsten. 10) fand. 11) Brich o. 12) Gar zu bald. 13) und denn hast du, siehst du nie was einst in ihr blühte.

Daß dieses Gedicht in engstem Zusammenhange mit dem Heidenröslein steht, sieht man auf den ersten Blick. Statt des Rösleins erscheint das Knöspchen auf dem Baume. Der Knabe sieht es auf seinem liebsten Baume „stehn“, er bleibt stehn, es anzusehn und „stand in süßem Traume“. Wovon er träumt, wird uns nicht verraten. Vielmehr erklärt er sofort seine Absicht, das „Knöspchen süßer Düfte“ zu brechen. Das Knöspchen erwidert ihm, dann müsse es verwelken und gebe keine „Früchte“, — obgleich bekanntlich eine Blüte auch nur eine Frucht giebt. Aus dem Hintergrunde ertönt eine mahnende Stimme, die den Knaben auffordert, das Knöspchen süßer Düfte stehen zu lassen. Trotzdem bricht der wilde Knabe die Blüte, „aber alle Frucht gebrach ihm auf seinem Baume“. Und die Moral von der Geschicht': Man soll „die Hoffnung süßer Blüte“ nicht zu früh brechen; denn sonst verwelkt sie, „und dann siehst du nirgends nie die Frucht von deiner Blüthe. Traurig, traurig suchst du sie, zu spät, so Frucht als Blüthe“.

Daß dies kein Volkslied ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Auch Minor verneint dies im Hinblick auf gewisse Wendungen, die dem Tone des Volksliedes nicht entsprechen. Er ist vielmehr der Ansicht, daß dies die ältere Gestalt des Heidenrösleins, also ein Goethisches Gedicht sei. Dagegen möchte ich mich mit aller Entschiedenheit erklären. Das Kinderlied ist eine Verballhornung des Goethischen Liedes. Das Knöspchen ist an die Stelle des Heidenrösleins getreten, nicht umgekehrt das Heidenröslein an die Stelle des Knöspchens. Schon die Wendung „der wilde Knabe brach die Blüthe von dem Baume“ kann uns zeigen, daß das Heidenröslein die Vorlage der „Blüthe“ war. Dort ist das Beiwort „wild“ völlig am Platze, hier gar nicht. Der Knabe des Kinderliedes ist nicht wild, sondern thöricht und ungezogen. Das Zwiegespräch zwischen dem Knaben und dem Menschen-Röslein auf der Heiden ist ganz am Platze; für die Unterredung mit dem Knöspchen sieht man keinen Grund ein. Wenn der Knabe gefühllos genug ist, von seinem Lieblingsbaume die einzige Blüte abzubrechen, wozu da erst die feierliche Ankündigung? Und wie jammervoll ist der Schlußvers mit der geistreichen Nutzanwendung: „Brich nicht, o Knabe, nicht zu früh die Hoffnung süsser Blüthe“. Bekanntlich darf man die Blüten überhaupt nicht brechen, nicht nur „nicht zu früh“, wenn man Früchte haben will. „Und dann siehst du nirgends nie die Frucht von deiner Blüthe“. Offenbar soll hier der Volkston nachgeahmt werden, aber „nirgends nie“ ist möglichst unpassend, es müßte heißen: „niemals nicht“. Denn die Frucht kann doch natürlich nirgends anders wachsen als auf derselben Stelle, wo die Blüte gestanden hat. Und nun der Schluß: „Traurig, traurig suchst du sie, zu spät, so Frucht als Blüthe“. Wie kann der traurige Knabe

auf den Gedanken kommen, die Blüte, die er selbst abgebrochen hat, auf dem Baume zu suchen? Außerdem sucht man in unserem Himmelsstriche niemals gleichzeitig Frucht und Blüte auf einem Baume. Und wie steifleinen ist die Wendung „so Frucht als Blüthe".

Solche Ungereimtheiten kann Goethe nicht gedichtet haben. Wie Herder dazu gekommen sein mag, wer kann das wissen? Zu beachten ist, daß das Gedicht als Kinderlied bezeichnet wird. Erinnert man sich, daß Herder bei dem ersten Abdrucke das Heidenröslein sonderbarer Weise als ein Lied für Kinder, als ein „kindisches Fabelliedchen" bezeichnet, so möchte man fast vermuten, daß irgend jemand, dem das Goethische Lied doch nicht den rechten „Kinderton" anzuschlagen schien, das Gedicht in usum Delphini bearbeitet habe, zu Nutz und Frommen der lieben ungezogenen Jugend, die im Frühling gern blühende Kirschzweige abbricht und doch die „Frucht von solcher Blüthe" später ungern mißt. Ob dieser jemand Herder selbst war, lasse ich dahingestellt. Karl Redlich (Herders Werke Bd. 25 S. 681) nimmt dies an, er vermutet sogar, daß die „Blüthe" vor dem Heidenröslein entstanden sei, daß Goethe das Herdersche Kinderlied umgedichtet habe zu seinem Röslein auf der Heiden. Dies ist ebenso undenkbar wie die andere Annahme Redlichs, daß in den verlorenen Blättern des Ossian-Aufsatzes (vergl. Suphan in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte Bd. 5, 88) nicht das „Fabelliedchen", d. h. das Heidenröslein, sondern die „Blüthe" gestanden habe. Denn wie könnte Herder sein eigenes Gedicht als ein „älteres deutsches" bezeichnen? und wie könnte er von dem „kindischen Ritornell" sprechen, da ja die „Blüthe" gar keinen Kehrreim hat. Sollte Herder wirklich der Verfasser der „Blüthe" sein, so hat er Goethes Heidenröslein als Vorlage benutzt; Goethes Lied ist auf keinen Fall eine Nachdichtung dieses läppischen Kinderliedes.

Fassen wir die Hauptpunkte vorstehender Untersuchung noch einmal zusammen.

Daß das Heidenröslein ein Volkslied sei, dafür scheint der zweimalige Abdruck bei Herder zu sprechen. Dagegen sprechen aber folgende Thatsachen:

1. Das Liedchen ist zu formvollendet, als daß es ein Volkslied sein könnte.

2. Es ist noch nirgends im lebendigen Volksgesange aufgefunden worden.

3. Es zeigt auffallende Familienähnlichkeit mit anderen Goethischen Gedichten aus derselben Zeit.

4. Goethe hat es selbst als sein Eigentum bezeichnet, indem er es an hervorragender Stelle unter seine Gedichte aufnahm und in allen Auflagen beibehielt, obgleich er die beiden Herderschen Drucke genau kannte.

5. Die Unterschiede zwischen der älteren Fassung bei Herder und der jüngeren bei Goethe sind so unbedeutend, daß daraus Goethe unmöglich ein Eigentumsrecht ableiten konnte.

Die Angaben Herders erklären sich daraus; daß Goethe sein Lied in Anlehnung an ein älteres Volkslied geschaffen und unter dieser Bezeichnung seinem Freunde Herder in Straßburg mündlich mitgeteilt hat. So konnte Herder es einmal als „älteres Lied", das andere Mal als „aus der mündlichen Sage" stammend unter die Volkslieder aufnehmen. Mit noch besserem Rechte aber konnte es Goethe unter seine Dichtungen einreihen. Denn wenn auch der Kehrreim und einige Äußerlichkeiten dem alten Volksliede entlehnt sind, so ist doch alles Wesentliche das eigenste Werk unseres Dichterfürsten, der es so wunderbar verstanden hat, die Vorzüge des Volksgesanges und der Kunstdichtung in sich zu vereinen.

Goethe ein großer Nehmer.

Von **Rudolf Hildebrand.**

So nenne ich ihn nicht, aber Klopstock hat ihn einmal so genannt, nur mit noch kräftigerem Beiwort. Es ist in einem Briefe vom 27. November 1799 an Herder (Aus Herders Nachlaß I, 213). Er kommt da auf Goethes Farbenlehre zu sprechen: „Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben, und haben Sie (gelesen), was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht rasend war, über eben diese Sache . . ?[1]) Wenn Sie haben, so können Sie mir vermuthlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat. Denn er ist (vielleicht nur zu Zeiten) ein gewaltiger Nehmer."

Zu Goethes Zueignung, diesem Kleinod seiner Dichtung, brachte Waniek in seiner Schrift „Imm. Pyra und sein Einfluß auf die Litteratur des 18. Jahrhunderts", Leipzig 1882, eine bis dahin aller Welt entgangene Beobachtung, die überraschend, fast verdutzend wirkte. Das Hauptgedicht des zu früh der Litteraturarbeit des aufsteigenden 18. Jahrhunderts entrissenen Pyra ist „Der Tempel der wahren Dichtkunst".[2]) Darin ist auch eine Dichterweihe enthalten, und da fand Waniek Anklänge an Goethes Dichterweihe in der Zueignung, die ihn bei genauerer Vergleichung S. 175 flg. zu dem Schluß brachten, daß Goethe die

---

1) Das Weglassen des „gelesen" und „geschrieben hat" ist keine Flüchtigkeit des greisen Dichters, sondern ein Stückchen seiner reichlich durchgrübelten deutschen Grammatik. Der Leser sollte es in sich selbst ergänzen. Auch im Deutsch seiner Oden kommt solches Sparen in kühnster Weise vor.

2) Nun bequem zugänglich in der Ausgabe von Sauer in Seufferts Neudrucken: „Freundschaftliche Lieder von Pyra und Lange", Heilbronn 1885, S. 83 flg., s. auch Sauers ausführliche Inhaltsangabe und den Plan des umfänglichen Gedichtes S. XXV flg.

Dichtung Pyras gekannt haben muß, ja daß seine Zueignung Einfluß davon erfahren hat. Die Kritik wollte nicht daran, den merkwürdigen Fund anzuerkennen, umsomehr als Goethes Gedicht an dichterischem Wert natürlich hoch über dem von Pyra steht. Auch ich sträubte mich möglichst dagegen, es war, als sollte man Goethen eine Lücke in seinen Lorbeerkranz reißen lassen. Aber wenn man bei Waniek auf S. 177 kommt und sieht die Nebeneinanderstellung: „Das dünngewebte Zeug des weiten Kleides (der falschen Poesie) schwoll in tausend Falten auf" bei Pyra (im Neudruck S. 88) und bei Goethe vom Schleier der Göttin „er schwoll in tausend Falten", so ist doch das Denken an ein zufälliges Übereinstimmen am Ende. Und von da rückwärts betrachtet, erscheinen dann auch die anderen Vergleichungen Ganieks vielfach in dem Lichte eines Einflusses Pyras auf Goethe; z. B. bei der Begegnung der „heiligen Poesie" und des Dichters (Neudruck S. 86):

Gleich ward auf einmal alles hell . . .
Schnell stand vor meinen Augen
Ein göttlich schönes Bild in vollem Lichte da . . .
„Ich weiß, mein Sohn, ich weiß, daß du die hohe Bahn
Der wahren Dichtkunst suchst" u. s. w.

Und nur noch eins:

Denn alles lag vor mir in Wolken eingehüllt (S. 89).
Doch endlich (S. 99)
Erholte sich mein Geist. Ich fühlte wieder Kraft.
Ich blickte wieder auf, ich sah, allein, o Wunder!
Der reinste Sonnenglanz erhellt mein Auge schnell u. s. w.

Die Weihe geschieht auch durch einen Schleier, einen Zauberschleier, vergl. Waniek S. 176, wo doch Goethes Schleier in seiner eigentlichen Meinung nicht richtig aufgefaßt ist.

Gellerts Tod im December 1769 rief eine Menge dichterischer Klagen und Nachrufe hervor. Eine kleine Auswahl davon wurde den ersten Gesamtausgaben beigegeben als Anhang des 10. Bandes. Darunter ist eins von Mich. Denis, dem Wiener Jesuiten und Barden. Nach schwerer Klage über den Verlust folgt ein Aufblick in den Himmel. (Gellerts Schriften 1784, 10, 236):

Mein Auge durchstrahlet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den satten Lebensgast
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erstehen
Von allen Wolkensitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbeß'rer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menschenfreundlichen Weisen.

Dieser Vorgang und die ganze Vorstellung wiederholt sich in Goethes Gedicht „An Schwager Kronos“ nach seiner ursprünglichen Fassung vom Jahre 1774 (Suphan in Zachers Zeitschrift 7, 212), nur aus dem Himmel in den Orcus versetzt, auf den Dichter selbst bezogen, der damals in sich an Tod und Untergang dachte:

Töne, Schwager, dein Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: ein Fürst kommt,
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.

Unter Goethes Sprüchen in Prosa in der sechsten Abteilung treten eine Anzahl Sprüche auf, gegen zwanzig, die, was lange unbemerkt blieb, aus Lorenz Sternes Koran übersetzt sind. Genaues giebt v. Loeper in der Hempelschen Ausgabe 19, 106. Sie stammen aus W. Meisters Wanderjahren, und zwar „aus Makariens Archiv“, Ausg. letzter Hand 23, 274 flg. Da ist der erste Spruch, was doch nicht übersehen sei, mit Anführungszeichen eingeführt, also zur Andeutung der Entlehnung, aber nur der erste (Loeper hat sie alle so bezeichnet). Ebenda stehen, gleichfalls aus Makariens Archiv, Ausg. letzter Hand 23, 244, eine Anzahl übersetzter Sprüche aus Plotin, ohne daß dieser genannt ist, s. Loeper bei Hempel 19, 142, schon Bernays, Goethes Briefe an Wolf S. 103.

Wie dem auch sei, Klopstocks Wort oben von Goethe als Nehmer ist nicht ohne. Ob Herder und seine Frau, der er den Brief gewiß vorlas oder zu lesen gab, dabei nicht an das Heidenröslein gedacht haben?

Die ältere deutsche Litteratur in der Schule.

Von **Julius Sahr** in Dresden.

I.

Wer die Zeitschrift für den deutschen Unterricht aufmerksam verfolgt, wird mit Freuden bemerkt haben, welch wichtige Rolle in ihr die Behandlung der älteren deutschen Sprache und Litteratur in der Schule spielt. Wie sehr auch die einzelnen Ansichten auseinandergehen: ob man das Mittelhochdeutsche wieder einführen, oder es bei neuhochdeutschen Übersetzungen bewenden lassen soll — darin stimmen alle überein, daß unsere ältere Litteratur auf der Schule eifrig gepflegt und der Schüler in den Geist unserer alten Kultur und Dichtung eingeführt werden muß. Allenthalben wird jetzt untersucht, wie das am besten zu

machen sei, welche Dichter und welche Werke man auswählen, in welcher Form man sie darbieten solle. Da mögen denn auch die folgenden Gedanken und Erwägungen gestattet sein und den geehrten Fachgenossen unterbreitet werden.

Allerdings wurde auch früher auf Schulen viel altdeutsche Litteratur gelernt; es wurden sogar mittelhochdeutsche Dichtungen wie die Nibelungen, Walther u. a. in der Ursprache gelesen. Aber wer das als Schüler vor 12—15 Jahren gethan hat, und damit vergleicht, wie man die Sache heute anzufassen sucht, der muß sich, wie mir scheint, sagen, daß wir ein gut Stück vorwärts gekommen sind. In der That wurde damals zum großen Teil soviel von der alt- und besonders von der mittelhochdeutschen Laut- und Formenlehre getrieben, daß man unwillkürlich mit Professor Hildebrand sagen möchte: man habe die Schüler mehr zu kleinen Gelehrten im Altdeutschen ausbilden wollen, als zu guten Deutschen. Wegen dieses Übermaßes wurde der Betrieb des Mittelhochdeutschen selbst eingestellt. Auch lernte man damals altdeutsche Litteraturgeschichte vielfach nach der alten Schablone, in möglichst gleicher, lückenloser Ausführlichkeit, eine Unmenge von Namen, Zahlen, Inhaltsangaben, und vor allem fertige Urteile; aber die Werke selbst lernte man viel zu wenig kennen. Unsere Zeit will von jenem Betriebe nichts mehr wissen. Sie geht mehr darauf aus, den Schüler an einigen wenigen, sorgsam ausgewählten und ausführlich behandelten Beispielen in die Eigenart jedes wichtigeren Litteraturabschnitts, in den Geist der Sache selbst einzuführen, und ihm so womöglich Sinn und Trieb zu eigener Weiterarbeit einzupflanzen. Alles Entbehrliche aber soll künftig streng ausgeschieden werden. Dann hat der junge Geist eine weit geringere Zahl von Einzelheiten, Persönlichkeiten und Gruppen, die er besser überblicken kann, vor sich; aber diese Gruppen und Personen stehen klarer, bestimmter, fester umrissen, womöglich wie mit Fleisch und Blut begabt, vor seiner Seele. Sie bleiben ihm nicht leere Namen. So sucht diese neuere Richtung das Unverständliche der alten Sprachformen möglichst zu umgehen oder zu mildern; d. h. die Werke, zu deren Verständnis alt- und mittelhochdeutsche Grammatik nötig ist, werden nur in neuhochdeutschen Übersetzungen, die, die dem Anfang unserer neuhochdeutschen Schriftsprache näher stehen, in der Ursprache, aber mit erleichternden Anmerkungen gelesen.

Ein klares Bild dieser Wandlung geben uns die Lehrbücher der Litteraturgeschichte für Schulen. Man vergleiche z. B. Kluges bekannte Geschichte der deutschen Nationallitteratur, die seit 1869 in zahlreichen Auflagen jahrzehntelang einen großen Teil unserer Schulen beherrschte und für ihre Zeit ein gutes Buch war, mit Lyons Litteraturgeschichte in dessen

Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen 1885. Wieviel für die Schule gänzlich Unnützes bieten die 224 Seiten der 7. Auflage von Kluges Buch! Statt dessen giebt Lyon, ohne irgend etwas für die Schule Wesentliches wegzulassen oder in eine magere, skelettartige Behandlung zu verfallen, mit den Quellennachweisen (für den Lehrer) nicht ganz 90 Seiten. Allerdings hat er — und mit vollem Recht — durch seine Poetik die Litteraturgeschichte entlastet. Aber diese Poetik, die weit mehr Einzelheiten enthält als Kluges eingestreute Bemerkungen, umfaßt mit ihren zahlreichen Beispielen auch nicht einmal 80 Seiten. Daß bei Lyon kein wichtiges Gebiet schlecht wegkommt, lehrt am deutlichsten ein Vergleich seiner Abschnitte, z. B. über die alten deutschen Volksepen S. 159—162, 168—175, mit denen Kluges S. 12, 13, 29—40. Lyon hat eben nicht nur ganze Teile der deutschen Litteratur, z. B. das 17. und das 19. Jahrhundert, weit kürzer behandelt, sondern auch bei den Einzelheiten über Leben und Werke der Dichter, vor allem aber bei den Urteilen über die Werke alles Entbehrliche weggeschnitten, jedenfalls nach dem Grundsatz, daß das, was die Schüler durch eigenes oder gemeinsames Lesen an Inhaltsangaben und Urteilen unter Leitung des Lehrers gewinnen können, nicht im Buche zu stehen braucht. Statt dessen schickt er jedem großen neuen Abschnitt eine Charakteristik jener Zeit voraus. Durch diese Beschränkung ist viel Zeit gewonnen, die dem Lesen der Werke zu gute kommt. Im Sinne dieser neueren Richtung ist auch das Unternehmen der Herren Dr. Böttcher und Dr. Kinzel in Berlin[1]) entstanden, das die Lehrer des Deutschen sicher überall mit Freuden begrüßen. Es bietet endlich statt der Lesebücher für die oberen Klassen um ein Billiges eine genügende und gute Auswahl älterer Texte mit erleichternden Anmerkungen und giebt dem Schüler und Studenten Gelegenheit, sich in jene älteren Werke selbst einzulesen. Endlich ist auch die umfängliche und vielversprechende Sammlung deutscher Schulausgaben von Velhagen u. Klasing, geleitet von Dr. Wychgram in Leipzig, diesem Geiste entsprungen. Auch hier wird die ältere deutsche Litteratur — in guten Übersetzungen — eingehend berücksichtigt. Ich wünsche beiden Sammlungen den besten Erfolg!

Ob der Betrieb der mittelhochdeutschen Sprache wieder eingeführt wird, muß die Zukunft lehren. Der Zug der Zeit scheint darauf zu gehen; in Österreich ist der Umschwung schon eingetreten. Wird das Mittelhochdeutsche mit der nötigen Vorsicht und ohne in die alten Fehler zu verfallen, auf der Schule getrieben, so ist es mit Freuden zu begrüßen. Jedenfalls darf, meiner Ansicht nach, das Lesen der alten Werke in

1) Denkmäler der älteren deutschen Litteratur u. s. w. Halle a. S. 1888 flg.

guten neuhochdeutschen Übersetzungen nicht abgeschafft werden, so daß man es mehr bei Proben der älteren Sprache bewenden läßt. Hier scheint es mir aber am besten, nicht vorweg eine bestimmte Meinung zu fassen, sondern es der klärenden und sichtenden Arbeit der nächsten Zeit zu überlassen, das Rechte zu finden.

Aber hinter dieser Liebe und unermüdlichen Thätigkeit für unsere Litteratur auf der Schule steckt noch ein ernsterer Hintergrund: das Nationalbewußtsein, welches durch die drohende Gefahr und den Sieg von 1870 gleichsam neu erweckt, wenigstens neu gestärkt und gekräftigt ward. Nach langem Traumleben in geistiger und langem Hader in politischer Beziehung hat das allgemeine deutsche Vaterlandsgefühl endlich wieder einen wirklichen Mittelpunkt, einen festen Halt. Als tiefes und edles Gefühl äußert sich dieses Nationalbewußtsein dadurch, daß es in aller Stille, aber sicher, liebevoll und befruchtend sich über alle Zweige unseres Geisteslebens ausbreitet und schließlich auf eine Läuterung unseres ganzen inneren Menschen ausgeht. Das Gebiet der Schule und Erziehung ist mächtig von diesem Streben ergriffen. Einmütig arbeiten auf allen Gebieten des geistigen Lebens unsere besten Männer daran, unsere Jugenderziehung neu zu gestalten, zu verbessern. Und merkwürdig, sie alle, obwohl sie den verschiedensten Kreisen der Wissenschaft und des Lebens angehören und von verschiedenen Punkten ausgehen — sie alle, bis hinauf zu unserem allverehrten jugendlichen Kaiser Wilhelm, der endlich das erlösende Wort gesprochen hat,[1]) sind in der Forderung einig, daß unsere Schule und Erziehung deutscher, daß wir überhaupt mehr wir selbst sein sollen, daß das Deutsche in allen seinen Formen, in Sprache, Litteratur und Geschichte fortan der Mittelpunkt unserer gesamten Erziehung werden soll. Das ist eine Kundgebung von gewaltiger Kraft, ein Ausbruch urdeutscher Natur in unserem Volke, die sich einmal wieder mit starkem Rucke Luft macht und nun alles in ihren Dienst stellt.

Und das thut uns auch gar sehr not! Man glaube ja nicht, daß wir darin das Wünschenswerte erreicht haben. Ganz im Gegenteil! Rühren wir nicht eifrig die Hände, üben wir nicht fleißig die Waffen unseres Geistes, machen wir uns nicht in bewußter ernster Arbeit immer wieder die Grundfesten deutschen Wesens zu eigen, hängen wir nicht mit allen Fasern unseres Daseins am Vaterland, so dürften wir bald bitter belehrt werden, daß wir eine heilige Pflicht versäumt haben. Denn es gärt allenthalben und zahlreich sind die, die Unfrieden säen und

---

1) In dem bekannten Erlaß über den Unterricht in den Kadettenhäusern, vom 13. Februar 1890.

unsere besten nationalen Güter dahingeben wollen. Wie mit Blindheit geschlagen, streben sie hinaus aus den Schranken, die Natur und Herkommen dem Menschen in Familie, Staat und Volk gezogen haben. Sie sehen nicht, daß die in einem Volke ausgeprägte nationale Eigenart die Grundlage alles gesunden Wachstums ist, daß die Geschichte lehrt, wie Großes nur aus dem nationalen Gedanken erwachsen ist. Sie predigen in blinder Verkennung aller Menschennatur jenes unselige Weltbürgertum, jene Vaterlandslosigkeit, die unser litterarisches und geistiges Leben vor etwa 100 Jahren bedrohte — obgleich jene Weltbürger durch hohen idealen Schwung unendlich erhaben über den unseren stehen. Von jener geistigen Gefahr befreiten uns die Stürme blutigen Völkerkrieges; da fand der Deutsche sich wieder. Es ist schmerzlich, daß der Blick in die Vergangenheit uns die Überzeugung aufzwingt: allemal die Not führt den Deutschen zu sich selbst zurück; erst wenn er um Sein oder Nichtsein kämpft, entdeckt er Vaterland und Deutschtum und ihren Wert neu; erst wenn die fremde Axt an die deutsche Eiche gelegt ist, wehrt diese sich durch kraftvolles Wachstum und treibt mächtig neue Sprossen und Äste.

Wollen wir wieder äußere oder innere Not geduldig abwarten? Bauen wir lieber vor!

So hat denn jeder ernste Deutsche die Pflicht, fest und treu zur Heimat, zum angestammten Erbe seiner Väter zu stehen. Es ist also heut mehr denn je ein Gebot der Notwendigkeit, daß auch die Schule, die Hüterin des kommenden Geschlechtes, charaktervolles festes Deutschtum zeige und von dem Geiste thätiger Vaterlandsliebe beseelt sei. So gewinnt die ganze Schulreform eine erhöhte Bedeutung und mit ihr auch die künftige Gestalt des deutschen Unterrichts. Denn er vor allem ist im stande, die Fragen zu beantworten: Was ist Deutsch? Welches sind die starken Wurzeln unserer Kraft? Worin beruht das Eigenartige und Urwüchsige, ich möchte sagen das Ewige im Wesen unseres Volkes? Wie und wo prägt es sich in unserer Sprache, unserer Dichtung aus? Wo ist es zu den reinsten und schönsten Formen verklärt?

Dies alles zu lehren, klar zu machen, in der Jugend zu befestigen und ihr so das teure Erbe der Väter als neu erworbenes, unverlierbares Gut mit auf den Lebensweg zu geben — das ist die hohe, edle und schwere Aufgabe der Schule.

Betrachtet man die ältere deutsche Litteratur unter diesem Gesichtspunkte, so sieht man sofort, daß die in ihr niedergelegten Werke für die Schule von sehr verschiedenem Werte sind, und von ganz anderem als für die Wissenschaft. Für ihren Wert in der Schule wird vielleicht im allgemeinen der Satz gelten können: je näher ein Werk dem Wesen

und Bewußtsein des deutschen Volkes steht, je treuer es als Abbild seiner besonderen Zeit zugleich die wesentlichen und guten Züge des deutschen Geistes und Gemütes widerspiegelt, desto wertvoller wird es sein. Also der rein ästhetische Standpunkt, den die wissenschaftliche Kritik vertritt, oder die rein objektive Betrachtung alles allmählich Gewordenen und des Vorhandenen, wie es in der Wissenschaft der Welt-, Sprach- und Litteraturgeschichte üblich geworden ist, kann für die Schulauswahl nicht maßgebend sein. Für sie handelt es sich nicht um einen gelehrten, sondern um einen vaterländischen Standpunkt. Natürlich muß auch die schulmäßige Litteraturgeschichte mit den Ergebnissen der Wissenschaft enge Fühlung haben. Ebenso versteht es sich von selbst, daß unter den in der Schule zu behandelnden Werken die am eingehendsten durchgenommen werden, die zugleich dem Bau und der Form nach schöne Kunstwerke sind; aber diejenigen, die der Form nach vielleicht nicht vorwurfsfrei, oder aber äußerlich schlicht und unscheinbar, hier und da zusammenhangslos sind, sonst aber alles darbieten, was ein junges Gemüt belehren, begeistern, erheben, zum Edlen und Deutschen zugleich führen kann, wie viele Volkslieder oder Hans Sachs, verdienen in der Schule entschieden den Vorzug vor Werken von glänzender, meisterhafter Sprache und Form, die aber einen unnatürlichen oder krankhaften Stoff behandeln wie Gottfried von Straßburgs „Tristan“.

Auch dieser innere Grund führt zu einer ziemlich weitgehenden Beschränkung.

Überlassen wir also die Ab- und Irrwege unserer Litteratur, alles Entartete, Ungesunde und Krankhafte, alles Fremde und Gelehrte an ihr der Universität und der Wissenschaft. Dem reifenden und reifen Verstand und Charakter ist auch das Studium dieser Dinge lehrreich und nützlich. Aber unserer Jugend, die wir läutern, klären, im Guten festigen müssen, wollen wir nur das Gesunde, Kernhafte, Lebensfähige, das im besten Sinne Deutsche darbieten, selbst auf die Gefahr hin, daß wir dann große Teile unserer Litteratur, wie das 17. Jahrhundert, als Wüste mit wenigen Oasen bezeichnen müssen — war doch unser deutsches Land damals leider nichts Besseres!

Noch in einem weiteren Punkte erscheint eine wesentlich andere Behandlung unserer Litteraturgeschichte als bisher auf der Schule nötig. Bisher wurde oft die Lehre von dem Unterschied, bez. Gegensatz zwischen Volks- und Kunstdichtung an die Spitze der Litteraturgeschichte oder der Poetik gestellt, und im ganzen Verlaufe des Unterrichtes viel zu sehr betont. Überdies vernachlässigte man im ganzen deutschen Unterrichte die Volkspoesie und volksmäßige Dichtung viel zu sehr zu Gunsten der Kunstdichtung. Das ist doch wirklich nicht zu rechtfertigen!

Muß nicht ein solcher abstrakter Gegensatz, eine so einseitige Bevorzugung der Kunstpoesie in dem Kopfe des Schülers ein ganz falsches Bild von der Sache selbst erwecken? Denn in der abstrakten Schärfe der Theorie findet man doch den Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung fast auf keinem Gebiete der Dichtung und fast zu keiner Zeit auf die Dauer ausgeprägt. In wirklichem Gegensatz stehen ja nur die beiden äußersten Enden des Ganzen: das alte echte Volkslied und die ins Gelehrte oder Antike streifende streng kunstmäßige Dichtung Dazwischen aber giebt es unzählige Abstufungen. Jedermann, der eine Ahnung vom Entwickelungsgange unserer und anderer Litteraturen hat, weiß, daß von Haus aus die Dichtung eines Volkes nur volksmäßig war. Kein Volk hat eine Kunstdichtung, solange nicht im Volke selbst die erste Spur einer Spaltung zwischen Gebildeten und Ungebildeten deutlich hervortritt. Aber diese Spaltung tritt doch nicht mit einem Male ein, sondern ganz allmählich, ich möchte sagen fast unmerklich. Auch geht die Entwickelung nicht so weiter, daß, wenn einmal die Spaltung eingetreten ist, die Kluft zwischen Gebildeten und Volk, zwischen Kunst- und Volksdichtung nie überbrückt werden könnte, daß die beiden Teile sich ein für allemal entfremdet blieben. Es hat nie eine unüberbrückbare Kluft zwischen Volks- und Kunstdichtung gegeben! So wahr zu allen Zeiten in unserem geistigen und gesellschaftlichen Leben Männer aus den untersten Ständen alle Stufen des Volkes überschritten haben, um auf den obersten zu enden, so wahr hat es zu allen Zeiten einen Verkehr und Austausch zwischen Volks- und Kunstdichtung gegeben. In diesem Verkehr war die Volkspoesie gewöhnlich der gebende, die Kunstpoesie der empfangende Teil. Die Volkspoesie ist sich in ihrem urwüchsigen Wesen im ganzen gleich geblieben. Sie beruht ja auf den einfachen und unverrückbaren Grundlagen des Menschentums; sie schildert, was da vor sich geht, in schlichten, von keinem Kunstglauben beeinflußten Formen. Daher ist sie über dem Wechsel der Zeiten erhaben gewesen. Denn was im Laufe absehbarer Zeiten schwankte, ist die Bildung, der Geschmack, die Sitte der gesellschaftlich und geistig höheren Stände, der oberen Zehntausend und ihre Dichtung, d. h. die Kultur, die Mode und die Kunstdichtung. Sie war zu Zeiten natürlich und gesund; aber öfter krankhaft und verschroben bald schwülstig und zopfig, bald gelehrt oder wässerig, bald orientalisch, französelnd oder antikisierend — aber die Volkspoesie bleibt, wie die Natur, sich selbst im allgemeinen treu. Auch sie ist nicht über alle Schwankungen erhaben, auch sie ist bisweilen derb, selbst roh — aber sie bleibt im ganzen natürlich, gesund und deutsch. Freilich waren die Beziehungen zwischen unserer Volks- und Kunstpoesie zu verschiedenen Zeiten unendlich verschieden, meist innig und lebhaft in den Blütezeiten

unserer Litteratur, wo auch die Kunstdichtung gesund war, matt und kaum merklich in den Zeiten, wo sich die Kunstdichtung von den Bahnen der Natur am bedenklichsten entfernte. Auch richtet sich der Grad dieser Verbindung nach dem eigentümlichen Wesen des einzelnen Dichters. Aber unzählige Dichter und Werke zeigen doch unleugbar eine solche Vermischung volks- und kunstmäßiger Elemente, wie die Nibelungen, Gudrun, Walther, Neidhart, Luther, Hans Sachs, Herder, Bürger, Goethe, Schiller, Uhland u. s. w. Nur ausnahmsweise steht eine gewaltige Dichtergestalt, wie in der älteren Zeit Wolfram von Eschenbach, den volkstümlichen Elementen etwas ferner; seiner charaktervollen gesunden Männlichkeit soll auch in der Schule volle Ehre widerfahren; er ist einer unserer Größten! So treten Volks- und Kunstdichtung und ihre Elemente in den verschiedensten Mischungen auf, oft so innig verschlungen, daß es schwer ist, zu sagen: hier endet das Kunstmäßige, dort beginnt das Volksmäßige. Denn auch die Kunstdichtung wirkt bisweilen auf die des Volkes ein.

Überblicken wir das eben Gesagte, so fragen wir vergebens nach dem Grunde, weshalb beide in der Theorie so scharf getrennt werden, und die Kunstpoesie der Volkspoesie gegenüber so ungerecht und unverdient bevorzugt wird. Ja die Theorie! Die verlangt womöglich vom Volkslied, daß sein Verfasser ungenannt und unbekannt sei. Daß dies besonders bei den Liedern aus alter Zeit, meist so ist und in der Natur der Sache begründet liegt, darf doch nicht ein für allemal zu jenem Gebot führen. Denn wie es vorkommt, daß das Gedicht eines dem Namen und Leben nach bekannten Dichters mit dem alten deutschen Volkslied wesensgleich oder verwandt ist, und deshalb meiner Ansicht nach mit vollem Rechte den Namen Volkslied verdient, ebensogut giebt es doch auch eine Menge namenloser Lieder, die nichts weniger sind als Volkslieder. Also auf das Wesen kommt es an, nicht darauf, ob der Verfasser genannt ist oder nicht.

So soll denn künftig die Litteraturgeschichte schon in der Schule diese wichtigen, bald mehr, bald weniger innigen Beziehungen zwischen Volks- und Kunstdichtung lehren. Allerdings muß sie betonen, daß allmählich die Kluft zwischen Gebildeten und Volk und ihrer Dichtung sich erweiterte — nach dem natürlichen Gange einer sich steigernden geistigen Kultur. Aber sie muß auch hinzufügen, daß die Volksdichtung, obgleich sie in den späteren Jahrhunderten seltener schöpferisch auftrat, doch nie erstarb, daß sie nie aufhörte zu leben, daß sie oft in den Zeiten der Not, wie im 30jährigen Kriege, das einzige feste, wenn auch damals unsichtbare Band war, das Zukunft und Vergangenheit verknüpfte. Und es muß den Schülern schon klar gemacht werden, daß eben diese den

Gebildeten lange unbekannte und von ihnen verachtete Volkspoesie dann plötzlich wieder mächtig hervorbrach, wie um 1770 und 1805, und eine neue Zeit anbahnte.

Das volksmäßige Element oder, wenn man will, das Volkslied ist also der Faden, der alle Zeiten unserer Litteratur gleichmäßig mit einander verbindet, der unsere Dichtung und ganze Kultur immer wieder zum Rechten, Natürlichen, Deutschen zurückgeführt hat. Eine vorurteilsfreie Litteraturgeschichte müßte also eigentlich die Volkspoesie und volksmäßige Dichtung mindestens ebensosehr berücksichtigen, wie die Kunstdichtung. Man sehe sich darauf die Mehrzahl unserer Litteraturgeschichten an: es ist ein Jammer!

Wem verdanken wir denn ums Jahr 1770 die neue, die einzig gesunde deutsche Lyrik, ja die Wiedergeburt unserer ganzen Litteratur, auch auf episch-lyrischem (Balladen!) und dramatischem Gebiete? Warum durchzuckte denn damals die neue Lehre alle Kreise des Volkes und riß alles mit sich fort? Doch nur, weil damals drei gottbegnadete Dichter: Herder, Goethe und Bürger einmütig und mit vollem Nachdruck, wenn auch nicht alle mit gleich klarem theoretischen Bewußtsein[1]) auf die Begriffe Volk, Volksdichtung, Volkslied zurückgingen und in diesem Sinne selbst dichteten! Klopstock und Lessing aber konnten trotz ihres hohen Fluges und der letztere trotz seiner großartigen Schöpferthaten als Dichter und Kritiker nicht einmal alle gebildeten Kreise durchdringen, weil sie zu sehr auf gelehrtem und theoretischem Standpunkte standen und Geschmack und Litteratur des deutschen Volkes von oben, von den Gelehrten und Gebildeten aus zu erneuern gedachten, statt von unten, vom Volksmäßigen aus auf die Oberen zu wirken. Die Ungunst jener Zeiten ließ die Volksliederbewegung damals vor der Welt weder theoretisch noch praktisch zu voller Klarheit und zu vollem Siege kommen. Unsere Poesie wurde teilweise noch einmal unter das Joch eines fremden Kunstideals gespannt. Zwar war dies Kunstideal sehr schön, wir verdanken ihm auch schöne und bedeutende Werke, aber es war doch immer ein fremdes und stand dem Herzen und Wesen unseres Volkes fern. Und darin liegt ein Zug von Unnatur, von der auch manches „klassische" Werk Schillers und Goethes angekränkelt ist. Erst mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts trat die Wendung ein: Achim v. Arnim und Brentanos Wunderhorn erschien. Dem alternden Goethe wurde das Herz warm, als er die Sammlung, die ihm gewidmet war, durchsah und er fordert in

---

1) Daß Herder und Bürger, besonders der letztere, sich über diese Begriffe auch theoretisch klar waren, glaube ich in dieser Zeitschrift, Jahrgang I, S. 119 bis 142, bewiesen zu haben.

seiner Rezension (Hempel XXIX. S. 384 flg.): „Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen ..... zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung und Unstimmung ..." u. s. w. Und wie steht es heute damit? Wir müssen uns schämen, es zuzugestehen. Wir sind in der beneidenswerten Lage, daß uns seit dem Beginn und Erblühen der wissenschaftlichen Germanistik alle Schatzhäuser unseres älteren Volksliedes erschlossen sind — aber wir gehen blind und nichtachtend daran vorüber. Was kennen die Gebildeten von heute im allgemeinen von dem unendlichen Reichtum des deutschen Volksliedes? Im großen und ganzen so gut wie nichts. Die wirklich eine nähere Kenntnis davon haben, das sind nur einige wenige Liebhaber gerade dieser Dichtungsart unter den Germanisten, Philologen, Musikern und Laien. Die herrlichen Bücher alle: Uhlands köstliche Sammlung, Böhmes Altdeutsches Liederbuch mit den alten Melodien, Soltaus und Hildebrands Historische Volkslieder, Liliencrons Sammlungen und Ausgaben von Volksliedern — zuletzt sein Buch Deutsches Leben im Volkslied um 1530 — diese und andere ähnliche Werke stehen in unseren Bibliotheken und Bücherschränken in Staub und Vergessenheit. Der übergroßen Mehrzahl unserer heutigen Gebildeten ist wenig mehr als ihr Titel bekannt; sie sind ein Schatz, der tot und ungenützt daliegt. Und nun gar das Volk! Nehmen wir an, daß 2 bis 3 Dutzend volksmäßiger Lieder wirklich allgemeiner bekannt sind, daß sie wirklich im heiteren Kreise der Geselligkeit, auch bei Studenten, Soldaten, auf dem Lande, im Munde der Kinder u. s. w. lebendig sind — so ist das, wie ich glaube, hochgegriffen! Aber unter diesen 2 bis 3 Dutzend ist doch im günstigsten Falle nur ein halbes Dutzend älterer deutscher Volkslieder. Das sind ungesunde Verhältnisse. Hier muß Wandel geschaffen werden! Wir dürfen den köstlichsten Schatz unseres Volkes nicht so vernachlässigen. Meiner Ansicht nach sollte jeder Deutsche einen Teil seiner besten inneren Bildung aus dem deutschen Volksliede schöpfen. Ohne die Kunstpoesie hintanzusetzen, meine ich, daß die Schätzung unserer Volkspoesie von seiten der Gebildeten geradezu ein Gradmesser für die Gesundheit unserer Kultur ist. Ja keine Überschätzung, natürlich! aber rechte, wirkliche Würdigung. „Dergleichen Gedichte — sagt Goethe vom Volkslied in seiner schon erwähnten Rezension des Wunderhorns — sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat" (Hempel XXIX, S. 397).

Es wird auch schon mancherlei gethan, um die Schätze unseres alten Volksliedes weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Hin und

wieder begegnet man einem begeisterten Vertreter und Prediger der Volksliedsache, der auch stets dankbare Hörer findet. Aber wir stehen noch in den ersten Anfängen. Wenn ich von der mehr gelehrten Thätigkeit der oben genannten und anderer Forscher und Herausgeber, sowie von der akademischen Thätigkeit, z. B. Prof. Hildebrands absehe, dessen Volksliedkollegien mir stets unvergeßlich bleiben werden, so wäre ich in Verlegenheit viel mehr als einzelne kleine Heftchen zu nennen, die geeignet sind, weitere Kreise mit unserem Volkslied bekannt zu machen, z. B. Karl Kinzels warm geschriebenes und verständnisvoll zusammengestelltes Büchlein „Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts, für die Freunde der alten Litteratur und zum Unterricht eingeleitet und ausgewählt", Berlin 1885 8° 63 S., oder Otto Lyons Heftchen „Wettiner Balladen und Lieder", Leipzig 1889, 8° 58 S., in das mehrere historische Volkslieder des 15. u. 16. Jahrhunderts in vortrefflicher neuhochdeutscher Nachdichtung aufgenommen sind. Die weitgehendste und verdienstlichste Thätigkeit auf diesem Gebiete haben wir, soweit meine Kenntnis reicht, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Gustav Legerlotz in Salzwedel zu verdanken. Seinen Um- und Nachdichtungen älterer Werke der volksmäßigen deutschen Litteratur soll der ganze zweite Teil meines Aufsatzes gewidmet sein.[1])

Aber viel umfassender muß das Volkslied gepflegt werden, und zwar in Schule und Haus.

Wir brauchen für unsere höheren Schulen eine hinreichende und passende Auswahl unserer älteren Volkslieder in der Ursprache, mit den nötigen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, etwa eine Auswahl aus Uhland. Diese Sammlung soll ein treues Bild unseres Volksliedes von den ältesten Zeiten etwa bis um 1600 geben, einige ganz charakteristische spätere Lieder, wie Prinz Eugenius, dürften aber auch nicht fehlen. Alle Zweige und Gruppen unseres alten Volksliedes müssen durch mehrere sorgsam ausgewählte Beispiele vertreten sein: also historische Volkslieder bis um 1600, besonders aus dem 15. und 16. Jahrhundert, Lieder mythischen, sagenhaften, altmärchenhaften Inhalts, solche, die sich mit dem Glauben und Aberglauben, mit den Sitten und Gebräuchen des Volks beschäftigen, Lieder auf die Jahreszeiten, Reiterlieder, Landsknechtslieder, Jägerlieder, Lügenlieder, Trink-

---

1) Es sind dies folgende Werke: „Aus guten Stunden, Dichtungen und Nachdichtungen", Salzwedel, Klingenstein 1886. 8°. 389 S. (Enthält neben Nachdichtungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen u. a. 34 Nachdichtungen älterer deutscher meist volksmäßiger Gedichte) und „Das Nibelungenlied", übertragen und herausgegeben von Dr. G. L. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1889. 8°. 143 S.

lieder, natürlich auch in angemessenen Grenzen Liebes- und Scheidelieder. Endlich wären Kinderreime und Kinderlieder, sowie einige Vertreter des älteren geistlichen Liedes nicht zu vergessen. Wie Kinderlieder und -Reime für Wissenschaft und Schule fruchtbar gemacht werden können, hat Prof. Hildebrands Aufsatz in dieser Zeitschrift, III. Jahrgang, S. 1—18, meisterhaft gelehrt, der daraus geradezu die Grundlagen der echt deutschen Metrik und Rhythmik abgeleitet hat. Einige ältere geistliche Lieder möchte ich nicht missen, weil in alter Zeit das weltliche und geistliche Lied durch Umdichtungen aus einem ins andere aufs innigste verbunden sind und ja auch in sehr vielen weltlichen Volksliedern ein tief religiöser Zug hervortritt. Aus dieser Sammlung hat nun der Lehrer je nach dem Alter und der geistigen Reife seiner Klasse, etwa im Anschluß an ein neueres Gedicht oder Lesestück, was gerade besprochen wird, oder im Anschluß an die Litteraturgeschichte in allen mittleren und höheren Klassen, hier und da auch in den unteren, Beispiele auszuwählen, mit der Klasse zu lesen, sie dem Verständnis seiner Schüler nahe zu bringen, unter Umständen lernen, hersagen zu lassen u. s. w., gerade wie es mit anderen Gedichten geschieht.[1])

Für die Volksschule und fürs Haus, sowie zu gelegentlicher Verwendung neben den alten Texten müssen wir eine Sammlung guter Nach- beziehentlich Umdichtungen alter Volkslieder haben, die möglichst ohne gelehrten Kommentar verständlich sind. Für die Volksschulen können auch eine Anzahl solcher guter neuhochdeutscher Nachbildungen in die Lesebücher verteilt werden. Sie wären nun genau so zu behandeln, wie die üblichen in der Schule gelesenen und gelernten Gedichte, z. B. die Bürgschaft oder das Lied vom braven Mann. So würde sich z. B. Legerlotzs Nachdichtung des jüngeren Hildebrands-

1) Nachträgliche Anmerkung. Zu meiner großen Freude erfahre ich während des Druckes, daß unterdes in der Wychgramschen Sammlung eine Auswahl deutscher Volkslieder für die Schule, von Herrn Direktor Dr. A. Matthias-Düsseldorf herausgegeben, erschienen ist, und zwar ziemlich genau dem oben angedeuteten Plane entsprechend. Das ist wieder einmal ein Zeichen dafür, wie dergleichen Gedanken gewissermaßen in der Luft liegen, und wie die gute Sache an verschiedenen Orten und in verschiedenen Köpfen zu gleicher Zeit und völlig selbständig zum Durchbruch kommt. Besonders wertvoll muß mir, der ich theoretisch zu meiner Forderung gekommen bin, sein, daß ein bedeutender Schulmann die Sache nicht bloß ebenfalls für nötig, sondern auch leicht möglich hielt. Das vortreffliche Büchlein liegt vor mir; Herrn Direktor Matthias herzlichsten Dank dafür! Da es in diesem Hefte von anderer Seite besprochen wird, genüge hier dieser Hinweis. Nun fehlt nur noch eine ähnliche Sammlung guter neuhochdeutscher Nachdichtungen für Schule und Haus und daß die schönen Dinge alle auch fleißig gelesen, gelernt und womöglich gesungen werden!

liedes: „Ich will zu Land ausreiten" („Aus guten Stunden", S. 264 bis 269) meiner Ansicht nach sehr gut für die oberen Klassen der Volksschule eignen und müßte da wie die anderen Gedichte gelernt und hergesagt werden. Auch im Hause, im Kreise der Familie, der Kinder, der Freunde und Bekannten ist das ältere Volkslied in guten Nachdichtungen zu pflegen und sollte da heimisch werden. So tritt der alte deutsche Biedersinn dem Kinde schon zu Hause und in der Volksschule nahe, so wird es schon zeitig auf die Perlen unserer alten Volkslieder aufmerksam, lernt sich der alten schlichten Denkart anpassen, lernt zugleich gesunde deutsche Metrik und schlichten wahren Ausdruck. Das wäre unseren Kindern besser als manches beliebte Paradestück, wie das Grab im Busento mit seiner geschraubten marklosen Sprache! Zum Vorlesen und Singen zu Hause, im Kreise von Freunden und Bekannten eignen sich unsere alten Volkslieder — sei es in der Ursprache, sei es nachgedichtet — vortrefflich.

So könnte vielleicht allmählich mehr Sinn für die alten einfachen Melodien aufkommen und der oft sinnberückenden, aufregenden Wagnerschen Musik und anderen Auswüchsen unserer Zeit entgegengetreten werden. Es könnte so das alte Volkslied aus langem Todesschlaf erwachen und leben.

Darf man sich nicht, wenn das mit rechtem Sinn, mit Liebe und Feinfühligkeit geschieht, davon eine gute Wirkung auf das ganze Denken des heranwachsenden Geschlechtes versprechen? Würde nicht eine solche Erziehung es dem Sohne der höheren Stände leichter machen, dem gesunden Fühlen des Volkes innerlich nahe zu bleiben? Und das heutige Volk selbst, das vielfach falschen Götzen opfert, würde nicht sein Empfinden durch diese schönen alten Lieder verfeinert, gesund und edel genährt werden? Kurz, wäre nicht das ein Band, die Oberen herab und die Unteren hinanzuziehen?

Der Zug der Kultur geht auf Vereinzelung. Sie will den einzelnen Menschen, den Stand, das Gewerbe, jeden Zweig der Wissenschaft u. s. w. möglichst unabhängig und selbständig machen, gegen den Nachbar abgrenzen. Sie führt zu Wohlleben und Luxus, und kann somit zu Trennung und Unnatur führen. Hier, in dieser Entzweiung, liegt die Gefahr. Wir müssen sorgen, daß unter den Errungenschaften unserer Kultur nicht der Zusammenhang des Ganzen sich lockere!

Durch die sorgsame Pflege der volksmäßigen Poesie, vor allem des Volksliedes, wird den Gebildeten wie dem Volke die alte heimische Sitte, die schlichte, deutsche Denkart wieder nahe gelegt: da muß doch die verwandte Saite in der eignen Brust erklingen. Denn wir alle sind eines Stammes.

Und dann wird auch die Poesie nicht mehr so sehr wie bisher die gelehrte oder antike Göttin sein, die auf hohem Kothurne einherschreitet, sondern sie wird wie ein Mensch unter den Menschen wohnen auf unserer deutschen Muttererde; es wird an dem Studium der volksmäßigen deutschen Dichtung wahr werden, was Goedeke so schön von Hans Sachs sagt: „Im Studium des Hans Sachs und der Verhältnisse, unter denen seine dramatischen Dichtungen durch Deutschland vom Volke aufgeführt wurden, könnte die Gegenwart lernen, was kein Studium fremder [und, fügen wir hinzu, deutscher] Kunstpoesie sie lehrt: die Ausfüllung der Kluft zwischen Dichter und Volk." (Hans Sachs, ausgewählt und erläutert von Dr. Karl Kinzel, Halle 1889; 8°, 112 S. S. 4.)[1])

Niemand wird leugnen wollen, daß es möglich ist, die Kluft zwischen Gebildet und Ungebildet, zwischen Dichtung und Volk zu überbrücken! Man erinnere sich großer nationaler Ereignisse, wie des Krieges von 1870, des Todes der beiden edlen Kaiser, des Rücktritts unseres großen Kanzlers: wie durchzuckte da ein Gefühl die ganze Nation, einem Wetterschlage vergleichbar! Und solange einem Volke die Möglichkeit dieser Einheit, der Einheit der Stimmung, nicht verloren geht, ist's noch gesund im tiefsten, innersten Kerne, und darf noch hoffen.

Hoffen wir, aber legen wir auch Hand ans Werk!

So bahne die Schule dieses Streben an! Sie hebe im ganzen deutschen Unterrichte das mit Fleiß hervor, was der allgemeinen unverfälschten Menschennatur und unserer deutschen Natur zugleich ent-

---

1) In diesen Worten weist Goedecke meiner Ansicht nach auf noch einen wunden Punkt unserer Kultur hin: unser Kunstdrama beruht, wie ich meine, viel zu sehr auf gelehrten Theorien und ist zu sehr Buchdrama. Ja wenn wir daneben ein wirkliches Volksdrama hätten! Ich erblicke im Herrigschen Lutherfestspiel und in anderen Versuchen, große Gestalten und Zeiten unserer Vergangenheit lebendig und wirksam, volkstümlich und verständlich — wenn auch in loserem dramatischen Gefüge — auf die Bühne zu bringen, sowie überhaupt in dem Versuche, Theater und Bühne zu vereinfachen, ein gesundes Streben, das ich mit herzlichster Freude begrüße. Hier scheine ich zum Teil im Gegensatz zu meinem verehrten Freunde Dr. Lyon zu stehen. Seine allgemeinen Bemerkungen (Jahrgang III dies. Ztschr. S. 253 flg.) deuten darauf, daß er nur das strenge Kunstdrama als berechtigt will gelten lassen. Mir schwebt als höchstes Ziel ein echt deutsches, reich mit volksmäßigen Elementen durchsetztes Drama vor, das auch in der Form an Stelle des starren 5füßigen Jambus eine reiche Mannigfaltigkeit treten läßt — kurz etwas Deutsches, ähnlich dem, was Shakespeare für seine Zeit und sein Volk war. Strenge Regelrichtigkeit finden wir leider nur zu selten mit frischem dramatischem Leben gepaart; ich möchte lieber jene missen, als dieses. Doch genug — auf diesen Punkt müßte genauer eingegangen werden!

spricht. Kein Unterrichtszweig eignet sich dazu besser als die ältere deutsche Litteratur. Sie gerade birgt eine unendliche Fülle großer und kleiner volksmäßiger Dichtungen von hoher Vollendung, die die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen durchlaufen, ohne sich von den Grundlagen allgemein menschlichen und urdeutschen Wesens zu entfernen.

Ich muß es mir versagen, meine Gedanken jetzt ins einzelne zu verfolgen und auszubauen. Nur andeuten wollte ich. Mag es mir gestattet sein, die geehrten Fachgenossen nun mit den vortrefflichen Nachdichtungen des Herrn Dr. G. Legerlotz bekannt zu machen.

Die allgemeinen Bemerkungen dieses Teiles aber wolle man freundlich und milde aufnehmen. (Der II. Teil folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Zu dem auf Seite 84 des 1. Heftes des IV. Jahrganges vom Kollegen Dr. Krebs mitgeteilten und besprochenen Kinderliedchen möchte mir folgende Bemerkung gestattet sein: Das Liedchen wird in den katholischen Teilen Westfalens und des Rheinlandes am Nikolaustage, am 6. Dezember, gesungen, und zwar folgendermaßen:

„Nikolaus, komm in unser Haus,
Pack deine große Tasche aus!
Setz' den Schimmel unter'n Tisch,
Daß er Heu und Hafer frißt!
Heu und Hafer frißt er nicht,
Zuckerbrizel kriegt er nicht!"

Ganz selbständig ist das folgende Liedchen, welches die Kinder besonders am Vorabende des gedachten Tages singen, offenbar, um sich die Gunst des heiligen Nikolaus zu erwerben:

„Nikolaus komm!
Mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm!"

Das erste Liedchen ist offenbar nur eine Umarbeitung des auf dem Lande noch jetzt plattdeutsch gesungenen Liedchens:

„Sünte Kloas, de hilge Mann,
Treckt sinn'n besten Tabat (Gaul?) an,
Ritt doamet noa Amsterdam,
Von Amsterdam noa Spanien,
Von Spanien noa Koranien (Marokko?),
Klaine Kinner giff he wat,
Graute stoät he met'n Foaut int G(a)t!"

Dieses Lied (dessen Schluß den Ohren des hochdeutsch sprechenden Teiles der städtischen Bevölkerung geradezu unästhetisch klingt, während auf dem Lande niemand etwas Arges dabei denkt) singt am Vorabende des Nikolaustages derjenige, welcher (oft hoch zu Rosse) als St. Nikolaus vermummt, die Häuser, in denen unwissende Kinder wohnen, aufsucht, den kleinen Kindern beschert, die großen aber, die zu spotten wagen, mit seiner Rute züchtigt. Dieses Lied ist auf dem Lande allenthalben bekannt und uralt. Das Nikolausfest war bis vor etwa 30 Jahren das einzige Bescherungsfest in den katholischen Teilen von Rheinland und Westfalen. Daneben hat sich in den größeren Städten nach und nach ein zweites Kinderfest, Weihnachten, eingebürgert. Die Herkunft des Liedchens scheint mir durch vorliegende Angaben hinreichend klargelegt zu sein.

Münster i. W. **Th. Schmülling**, Realgymnasial-Oberlehrer.

2.

In dem sehr lesenswerten Buche Bellermanns: „Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis" sind S. 151 die Worte Julias am Ende des III. Aktes im Fiesko unrichtig erklärt. Sie sagt: „Doch kein Trauerspiel, Graf. Das kommt mir im Traum". Bellermann meint, Julia nimmt ihren Einfall, es könne ein Trauerspiel sein, sofort zurück, da derselbe so unwahrscheinlich sei, daß er ihr nur im Traum, wo ja das Seltsamste stattfindet, hätte kommen können.

Er weist dann auch Düntzers Bemerkung: „Trauriges stellt sich von selbst ein. Im Traum, eigentlich ohne Wissen und Willen." mit Recht zurück. — Mir scheint Julia nichts anderes sagen zu wollen, als: doch kein Trauerspiel, denn das erscheint mir dann im Traume wieder, das könnte sich in meinen Träumen fortspinnen.

S. 108, in der Besprechung der Räuber, Akt IV. Sc. 5, in der Hermann dem alten Moor Speise bringt und von Karl Moor dabei überrascht wird, sagt Bellermann richtig, daß Hermann den Räuber Moor für Franz hielt, „somit müssen die Brüder bei aller Verschiedenheit in der Stimme Ähnlichkeit haben". — Doch könnte man hinzusetzen, daß Hermann, da er die Entdeckung seines barmherzigen Thuns von seiten Franz Moors am meisten zu fürchten hat, in seiner Herzensangst diesen nahe glaubt.

Hamburg. **M. Boeck.**

3.

Vom Osterhasen.

Über den Ursprung des Osterhasen ist schon viel geschrieben worden. Eine der gangbarsten Ansichten ist die, daß der Hase bei den alten heidnischen Germanen in Beziehung gestanden habe zu dem Feste, welches

diese ungefähr um dieselbe Zeit, wie wir unser Osterfest, ihren Göttern feierten, aus Dankbarkeit und Freude, daß die Erde nun (im Frühjahr) wieder ihren Schoß öffne und den Menschen neue Früchte spende. Die Fruchtbarkeit der Erde also war die Endursache für dieses Fest. Der Hase aber, so sagt man weiter, sei den Germanen ein Symbol der Fruchtbarkeit gewesen, und in diesem Punkte seien die Berührungen des Hasen mit jenem Feste zu suchen. Von dem heidnischen Feste aber wäre dann der Hase in der treuen Überlieferung des Volkes übergegangen auf das christliche Osterfest, das an die Stelle jenes heidnischen trat. Und in der That stammen ja viele Gebräuche, die wir heute bei unsern Festen beobachten können, aus der heidnischen Zeit.

Versuchen wir nun aber, indem wir einmal ganz absehen von einer heidnischen Überlieferung, den Osterhasen vom Standpunkte des christlichen Osterfestes zu betrachten und legen wir uns von neuem die Frage vor: Was hat der Hase mit dem Osterfest zu schaffen? Da fällt es uns zuerst auf, daß der Osterhase einen Bruder hat in dem Osterlamm. Eine Vergleichung des Hasen und des Lammes ergiebt manche Ähnlichkeiten: beides sind kleine, unschuldige Tierchen, deren Leben mehr ein Leiden als irgend etwas anderes ist; denken wir nur an das Lied vom „armen Häslein", das dem Bauern ins Gras geht, und an das Lamm, das dem Zahne des Wolfes ohne Wehr preisgegeben ist Wäre es daher nicht möglich, daß der Osterhase auf Grund dieser Ähnlichkeiten sich zu dem Osterlamm gesellt habe, und daß er die Rolle, die er nun einmal bei dem Osterfeste spielt, eigentlich seiner Ähnlichkeit mit dem echt (biblisch-) christlichen Osterlamm zu danken habe?

Daß dem so ist, das wird uns durch die Sprache bewiesen. Es hat nämlich eine Zeit gegeben, in welcher (wenigstens bei einem Volksstamme) das Lamm und der Hase (eben wegen ihrer Ähnlichkeit) durch ein und dasselbe Wort bezeichnet wurden: durch das Wort Lamm oder, wie es früher (mhd.) hieß: „lamp", eine Form, die sich heute noch im Englischen (lamb = Lamm) findet. Der Hase tritt uns mit diesem Namen des Lammes in der Tiersage entgegen als „Lampe". Diese auf Grund der Ähnlichkeit entstandene gleiche Benennung beider Tiere ist als der eigentliche Grund dafür anzusehen, daß neben dem Osterlamm auch der Osterhase erscheint.

Zu dem Stamme Lamm, Lamb gehört auch das mundartlich in der Jägersprache vorkommende Lampert = Kaninchen, und wahrscheinlich auch das französische, wohl aus lampin entstandene „lapin" = Kaninchen.

Daß „mb" oder „mp" sich zu „mm" assimilieren, ist eine bekannte Erscheinung; vgl. z. B. Kummer, das entstanden ist aus dem mhd. kumber.

Bromberg. **Karl Krüger.**

4.

Auf eignem Zaum. Zu der Zeile in Körners Zriny: (Sie kamen) „auf eignem Zaum und Sold mit großen Zügen" bemerkt Herr Dr. Sprenger, daß man den Ausdruck „auf eignem Zaum" zunächst zu erklären geneigt sei durch: „auf eignem Roß", daß es aber an dieser Stelle bedeute „auf eigne Kosten". — Das Richtige ist indessen wohl das erstere; freilich scheint die Ausdrucksweise „auf eignem Zaum" (= auf eignem Roß) etwas wunderbar zu sein, denn auf einem „Zaum und Zügel" kommt man doch nicht geritten. Aber ich glaube, man hat hier bei dem Worte Zaum nicht an das Zaumzeug zu denken, sondern an das Pferd selbst, sodaß Zaum = Saum = Saumroß = Pferd wäre.

Man braucht sich, wenn der Dichter wirklich das Pferd im Sinne gehabt hat, die Form Zaum (statt Saum) nicht entstanden zu denken aus irgend einem Versehen, sondern S und Z wechseln in den Mundarten, so ist z. B. Sander (Personenname) = Zander; See = niederl. Zee u. s. w.

Bromberg. **Karl Krüger.**

5.

Zu S. 194 des 2. Heftes. In dem Liede Paul Gerhardts: Der betrübte Vater tröstet sich über seinen nunmehr seligen Sohn (Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 12. Band. S. 100) heißt die 1. Strophe: Du bist zwar mein (Wer will mir anders sagen?), Doch bist du nicht nur mein allein; Der Herr von ewgen Tagen, Der hat das meiste Recht an dir, Der fordert und erhebt von mir Dich, o mein Sohn, mein Wille, Mein Herz und Wunsches Fülle. Auch hier Wunsch = was man wünscht. Wir pflichten Lyon um so mehr gegen Strehlke und Waetzold bei, als sich auch sonst Anklänge Goethes an Paul Gerhardt finden. Vergl. W. Scherer, Geschichte d. d. Litt. 4. Aufl. 1887. S. 341.

Plauen i. V. **Dr. H. Schuller.**

6.

Zu Goethes Götz von Berlichingen.

In der dritten Scene des ersten Aufzugs meldet ein seinem Herrn vorausgeeilter Reitersknecht Berlichingens der Gattin desselben, welchen guten Fang sie bei Haslach gemacht. Frau Elisabeth erkundigt sich teilnahmsvoll nach den näheren Umständen, unter denen die Gefangennahme Weislingens stattgefunden, und erhält darauf folgendes zur Antwort:

Reiter: Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg; er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus, er war seitwärts gezogen, und saß geruhig beim Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth: Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.
Reiter: Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da war's kurios! wie wir so in die Nacht reiten, hüt't just ein Schäfer da, und fallen fünf Wolf in die Herd und packten weidlich an. Da lachte unser Herr und sagte: Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet uns all das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Die letzten Sätze hat der Dichter nur wenig verändert aus der Selbstbiographie des Ritters herübergenommen. Dort heißt es bei der Erzählung desselben Reiterstückchens: „Und wie wir anzogen, so hütet ein Schäfer allernächst dabei, und zum Wahrzeichen so fallen fünf Wolf in die Schaf, und greifen auch an; das hört und sah ich gern, und wünscht ihnen Glück und uns auch, und sagt: Glück zu, liebe Gesellen, Glück zu überall! und hielt es für ein Glück."

Die Worte sind, soweit ich sehe, bis jetzt keiner Erklärung gewürdigt worden. Und doch darf man mit Recht fragen, warum Götz es gerade für ein glückliches „Wahrzeichen" hält, daß er bei seinem Streifzug fünf Wölfe in eine Schafherde fallen sieht. Davon, daß ein bei Beginn eines Unternehmens begegnender Wolf im allgemeinen für dasselbe Glück bedeute, wie etwa ein Hase Unglück, findet sich in den Vorratskammern deutschen Aberglaubens keine Spur. Und daß Götz sich selbst kurzerhand mit dem Wolf vergleichen wolle, der in eine Herde wehrloser Tiere einfällt, ist nicht wahrscheinlich. Der Ausspruch muß also eine besondere Beziehung haben. Ich glaube die Erklärung derselben in dem Berlichingenschen Wappen finden zu dürfen. Dasselbe weist über dem schwarzen Wappenschild mit fünfspeichigem Rad als Helmkleinod einen Wolf auf, der ein Lamm im Rachen trägt. Liegt es da für den Ritter nicht nahe, in dem Anblick, den ihm die in die Schafherde einfallenden Wölfe bieten, ein gutes Wahrzeichen gerade für sich zu sehen?

Darmstadt. **Ferdinand Bender.**

7.

Goethes Iphigenie II, 1,72.

Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; sie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Welchen Sinn hat hier unwillig? Wätzoldt (S. 97 seiner Ausgabe) verweist auf I, 4, 15, wo unwillig = lat. invitus ist. Diese Erklärung genügt nicht, vielmehr ist darauf hinzuweisen, daß Goethe auch an dieser Stelle aus der Anschauung der Alten heraus gedichtet

hat, denen der Abschied vom Leben der größte Schmerz war; vergl. z. B. Ilias 16, 354 (wiederholt 22, 361) nach Voß' Übersetzung:

Als er solches geredet, umschloß der endende Tod ihn.
Aber die Seel' aus den Gliedern entflog in die Tiefe des Aïs,
Klagend ihr Jammergeschick, getrennt von der Jugend und Mannskraft.

Ich vermute sogar, daß dem Dichter eine bestimmte Stelle im Sinne lag, nämlich Vergils Aeneis XII, 951, wo es von Turnus heißt:

ast illi solvuntur frigore membra.
vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

G. Schwab in den Sagen des klassischen Altertums (am Schlusse des 3. Bandes) giebt diese Stelle folgendermaßen wieder: Turnus sank zu Boden; Kälte durchrieselte seine Glieder und unwillig floh sein Schatten aus dem erstarrenden Leibe hinab zur Unterwelt.

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Goethes Faust II, 3048 (Schröer). Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Ängstlich Flügelflatterschlagen!
Welch' ein Ächzen, welch' Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertötet
See von ihrem Blut gerötet;
Mißgestaltete Begierde
Raub des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.

V. 3054, 5 sind nach der Überlieferung nicht verständlich. Löper schreibt Raubt, ich glaube nach Düntzers Vorschlag. Es müßte mit Rücksicht auf die folgenden Verse wenigstens Raubt' geschrieben werden. Ich halte es jedoch für angemessener zu schreiben:

Mißgestalteter Begierde
Raub (sc. ist) des Reihers edle Zierde

So erklärt sich auch der Fehler des Setzers.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Zu Goethes Faust I. Teil, V. 1356 flg.

Ich möchte hiermit die Besprechung einer Stelle anregen, die mir eine der schwersten scheint. — Auf Fausts Beteuerung, daß es dann für ihn mit dem Leben vorbei sein solle, wenn er im Genusse Befriedigung fände, bemerkt Mephistopheles:

Bedenk es wohl, wir werden's nicht vergessen.

Faust aber beteuert:

Dazu hast du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermessen,
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

In den meisten Kommentaren finde ich zu den Versen 1357 flg. überhaupt nichts bemerkt. Schröer erklärt in der zweiten Auflage „Wie ich beharre = so wahr als ich beharre, dabei bleibe, bin ich in dem angegebenen Falle dein Knecht". Ich kann Goethe solch eine Plattheit nicht zutrauen. Und wie gekünstelt ist diese Erklärung, welche Einschiebsel sind nötig, um dieselbe zu ermöglichen! Ich meine, daß die Worte: bin ich Knecht als Bedingungssatz zu fassen sind. Faust sagt also: „Ich habe nicht frevelhaft ein vermessenes Versprechen gegeben (nämlich Mephisto, entsprechend dessen Forderung 1303 flg. drüben zu dienen), wie ich dabei verbleibe, daß, wenn ich einmal Knecht bin, ich nichts danach frage, ob dein oder eines anderen". Durch die Worte des Erdgeistes V. 160 flg. ist Faust zum Bewußtsein seiner Nichtigkeit gekommen. Aus diesem Gefühle sind dann jene Worte entsprossen, die aber zugleich etwas Blasphemisches haben, denn mit dem anderen, den Faust unbestimmt läßt, kann doch nur der Herr der Heerscharen gemeint sein. Es ist, als ob Faust davon weiß, daß ihn dieser Prol. V. 57 im Gespräche mit Mephistopheles seinen Knecht genannt hat, und als ob er darüber spotten will. So habe ich mir nach langer Überlegung die Verse zurecht gelegt, würde aber dankbar sein, wenn ich eines besseren belehrt würde. Meine Erklärung würde den Ausfall eines Komma oder besser eines Semikolon hinter „beharre" voraussetzen.

Northeim. **R. Sprenger.**

10.

Zu Goethes Iphigenie II, 2, 331 (102).

Am Tage seiner Ankunft, da der König
Vom Bad erquickt und ruhig, sein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, stieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künstlich sich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er, wie von einem Netze sich
Vergebens zu entwickeln strebte, schlug
Aegisth ihn der Verräter, und verhüllt
Ging zu den Toten dieser große Fürst.

Was hat Goethe damit sagen wollen, wenn er Agamemnon verhüllt zu den Toten gehen läßt? Die meisten Herausgeber beziehen den

Ausdruck auf das verwirrende Gewebe, das dem Fürsten umgeworfen wird. Nun gebrauchen wir aber das Verbum **verhüllen** nur vom Haupte und Gesicht, wie die **Hülle** nach Ausweis des Mittelhochdeutschen ursprünglich eine Kopfbedeckung bezeichnet (s. Lexer I, 1381), welche Bedeutung in der Wetterau noch jetzt erhalten ist. Auch würde dann das Wort, das doch auch durch die Stellung am Ende des Verses noch besonders hervorgehoben wird, ziemlich nichtssagend sein. Das hat auch Wätzoldt gefühlt, welcher meint, daß durch dasselbe bezeichnet werden solle, wie es dem tapfern Agamemnon nicht einmal vergönnt gewesen, **dem Tode ins Auge zu sehen.**

Auch damit scheint mir nicht das Richtige getroffen, ich glaube vielmehr, daß der Dichter auf die Gewohnheit antiker Helden hat anspielen wollen, sich, wenn der Todesstreich sie traf, das Antlitz zu verhüllen. Vorgeschwebt hat ihm vielleicht der Bericht von der Ermordung Cäsars. Vergl. O. Jäger, Geschichte der Römer S. 405: „Da sah man plötzlich um den goldenen Herrenstuhl her ein verworrenes Getümmel sich erheben: während Cäsar mit dem Ausruf: „Was beginnst du, Verruchter", seinen Schreibgriffel erhob und sich mit dieser einzigen Waffe zur Wehr setzte, fielen die anderen ihn an, folgte ein Dolchstoß dem anderen, bis Cäsar, als er sah, daß er verloren war, **das Gesicht verhüllte**[1]) und in edler Haltung, wie der griechische Erzähler hinzuzufügen nicht unterläßt, zu Boden sank." Auch in Shakespeares Julius Cäsar Akt 5, Sc. 3 verhüllt Cassius, bevor er sich von seinem Sklaven Pindarus erstechen läßt, sein Gesicht:

Komm, Bursch, hierher!
Ich macht in Parthia dich zum Gefangenen
Und ließ dich schwören, deines Lebens schonend,
Was ich nur immer thun dich hieß, du wollest
Es unternehmen. Komm nun, halt den Schwur!
Sei frei nun, und mit diesem guten Schwert,
Das Cäsars Leib durchbohrt, triff diesen Busen.
Erwidre nichts! Hier fasse du das Heft,
Und ist mein **Angesicht verhüllt**, wie jetzt,
So führ das Schwert! (Schlegels Übersetzung.)

Besonders aus dieser Stelle Shakespeares, der den alten Geschichtsschreibern folgt, geht hervor, daß das Verhüllen des Hauptes vor dem Tode nicht ein Ausfluß der Furcht oder der Verzweiflung, sondern eine hergebrachte Sitte, gewissermaßen ein Gebot des Anstandes, war.

---

1) toga caput obvolvit, Suetonius, vita Caesaris c. 83.

Northeim. **Robert Sprenger.**

11.

Als ich in diesen Tagen Uhlands Graf Eberhard wieder mit Schülern der Untertertia las, habe ich nicht unterlassen, die betreffenden Abschnitte Ihrer „Lektüre" genauer anzusehen. Ich bin dabei zu einer Erklärung gekommen, die von der Ihrigen abweicht und glaube auch einiges zur Erklärung von Stellen beitragen zu können, die in Ihrem Buche nicht berührt sind. Ich teile Ihnen mit, was ich gefunden habe.

Da in dem hier benutzten Lesebuche von Paldamus-Scholderer 5. Teil die Eingangsstrophen abgedruckt sind, so mußte ich natürlich auch einiges zur Erklärung derselben mitteilen. Da schien es mir denn nötig, auf die eigentümliche Bedeutung des schwachen Verbums lauschen in den Versen:

Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht

aufmerksam zu machen. Lauschen hat hier offenbar die Bedeutung von lauern, warten, freilich nicht in dem von M. Heyne im Deutschen Wörterbuch, Bd. 6, Sp. 354, 2, dargelegten Sinne des feindlichen Auflauerns, sondern schon in abgeschwächter Bedeutung. Uhland hat auch dieses Wort unzweifelhaft aus der Mundart entlehnt, vergl. Schmeller-Frommanns bayerisches Wörterbuch I, 1512 und 'laußen'. — Nebenbei will ich erwähnen, daß 'der düstere Chor' in Strophe 3 erst nach längerer Umfrage richtig als der Chor der Kirche gedeutet wurde. Die meisten Schüler dachten an eine schattenhafte Schar der Toten, bis einem richtig in Erinnerung kam, daß man in früheren Jahrhunderten hervorragende Personen unter dem Chor der Kirche begrub.

Zu den Eingangsversen der Schlacht bei Reutlingen:

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt;

hält man meist keine Erklärung für nötig, indem man Flüge als Plural von Flug, volatus erklärt. Auch Sie scheinen diese Erklärung zu billigen, wenn sie auf S. 370 schreiben: „Ihre Flüge. Uhland behält das Bild von den Adlern bei, die in wildem Fluge um die Stadt Reutlingen rauschen." Mir ist es immer vorgekommen, als ob Uhland hätte schreiben sollen: „wild rauschen ihre Schwingen" und es ist mir schon begegnet, daß statt Flüge Flügel gelesen wurde. Eine solche willkürliche Änderung der sicheren Überlieferung ist natürlich abzuweisen, aber der Plural Flüge in der gewöhnlichen Weise erklärt, bleibt immerhin anstößig. Es ist mir jetzt unzweifelhaft, daß wir auch hier eine mundartliche Eigentümlichkeit des Dichters vor uns haben, und daß die Flüge eben nichts anderes als die Flügel sind. Auch hier gab wieder

der unvergleichliche Schmeller Rat, welcher Bd. I², 790 bemerkt: „Die Flüg a) der Flügel. Zeitschr. (f. d. deutschen Mundarten) V, 331; e˜ Flüg von erə Gans. Hund, St. B. (Bayerisches Stammenbuch) hat bald zwo, bald zwen Flüg." Daraus geht hervor, daß das Geschlecht zwischen Maskulinium und Femininum schwankte. Für das Mittelhochgiebt Lexer III, 416 der vluc, st. m. in entsprechender Bedeutung Im Deutschen Wörterbuch III, 1838, 4, wird bemerkt: „flug drückt nicht selten flügel aus (wie zug zügel)," doch wird hier diese Bedeutung, abgesehen von einer Stelle Ayrers nur aus dem Mittelhochdeutschen belegt. Daß auch in Heinrichs v. d. Türlin Krone 18324 die vlüge beschröten die Flügel˟schneiden heißt, bestätigt Lexer a. a. O.

Eine Bemerkung vermisse ich zur Döffinger Schlacht, Str. 15: Es steht im alten Recht. Der Sinn ist ja klar: „Zwischen uns bleibt es beim alten," aber es ist doch wohl nötig, darauf hinzuweisen, daß Recht in älterer Sprache = Gericht, Rechtsspruch ist. Aus den reichen Belegen bei Schmeller II², 25 will ich nur herausheben: In ein Recht (in einen Prozeß) sten, treten, sich einlassen mit einem (Gemeiners regensburgische Chronik III, 47). Auch bei Lexer II, 379 unter rehte, sw. n. finden sich ähnliche Redensarten.

Zu 4, 12: Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag! bemerke ich noch, daß in der hiesigen Umgangssprache noch allgemein gesagt wird: Was schöne Blumen! Was dicke Bücher! also so, daß der ursprüngliche partitive Genetiv in einen Nominativ abgeschliffen ist. Für eine Einwirkung des Englischen in diesen einst mit der englischen Krone verbundenen Landesteilen, wie einige wollen, kann ich dies nicht halten.

Von einem Kollegen werde ich aufmerksam gemacht, daß III, 11:

Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot, voll Blut und Qualm

nicht allgemein verständlich sein dürfte, und allerdings erfahre ich durch Umfrage bei meinen Schülern, daß sie Qualm = 'Rauch' fassen. Das scheint auch die jetzt allgemein giltige Bedeutung des Wortes. Ursprünglich aber bedeutet Qualm (mhd. twalm) bekanntlich „betäubender Dunst". Es ist hier wohl an den aufgewirbelten Staub des Schlachtfeldes zu denken; es in alter Bedeutung = Ohnmacht zu fassen, wie es nach Weigand II, 418, noch bei Günther und mundartlich (vergl. Schmeller-Frommann II, 1394) erscheint, verbietet der Zusammenhang, da schon durch „halbtot" der Zustand der tiefen Ohnmacht ausgedrückt wird.

Northeim. **R. Sprenger.**

12.

Anbei sende ich Ihnen noch zwei kleine Bemerkungen zu Uhlands Schenk von Limburg, die ich machte, als ich jüngst das Gedicht wieder

mit den Schülern durchnahm. Es handelt sich um das Substantiv **Fährde** in V. 7;

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ.

Das in den Händen meiner Schüler befindliche Lesebuch von **Paldamus** (9. Aufl., herausg. v. Scholderer) 4. Teil erklärt Fährde = Gefährde, Hinterlist, böse Absicht. Daß diese Erklärung falsch sei, teilte ich den Knaben von vornherein mit und forderte sie auf, selbst zu suchen. Es wurde allerlei Richtiges und Falsches vorgebracht, aber im ganzen schien ihnen das Wort doch recht fremdartig. Einer meinte schlau, es müsse wohl **ohn' alle Pferde** heißen und wollte dies mit Verweis auf V. 3 begründen. In Ihrer „Lektüre" verweisen Sie (S. 383) in der Anmerkung zu dem Gedicht auf S. 367, wo die Formel **in Fährden und in Nöten** richtig erklärt wird. Für unsere Stelle wäre aber noch zu bemerken, daß „**Fähre**" hier aus dem Begriff der „Gefahr" in den „subjektiver Besorgnis vor derselben" übergegangen ist. Schon das mhd. **vâre** hat, wie ein Blick in Lexers Wbch. III, 21 zeigt (**vâre hân** = auf seiner Hut sein), diese Begriffsentwickelung durchgemacht. Auch das nhd. **befahren** (**sich befahren**) hat die doppelte Bedeutung „in Gefahr" und „in besorgender Furcht wovor sein". Der Sinn der Stelle ist also: „als der Graf **ohne irgend eine Befürchtung** (vor einer List des Kaisers) sich niederließ". Vielleicht ist es Ihnen interessant zu erfahren, daß ich bei der Erklärung von: **in den Hägen** auf den **Hagenberg** verweisen kann, eine benachbarte Waldung, welche der Genossenschaft der **Hägener** gehört und auf den „**hohen Hagen**" bei Dransfeld, welchen man von der Höhe unserer Wieter (zu ahd. witu?) erblickt.

Northeim. **R. Sprenger.**

13.

Zu Uhlands Döffinger Schlacht.

Sie reiten rüstig fürder; sie seh'n aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl.
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht:
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."
„Ich bring Euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein,"
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
Der Fink hat wieder Samen; dem Herrn sei Dank und Preis.

Der Fink hat wieder Samen. Das hat man neuerdings erklärt „Der Fink hat wieder Futter". Nun ist zwar **Same** in der Bedeutung von Samenkörnern als Vogelfutter zu belegen, aber die Erklärung scheint mir zu künstlich; die einzige dem Zusammenhang ent-

sprechende Deutung scheint mir vielmehr „Mein Geschlecht hat wieder Nachkommenschaft". Schon mittelhochdeutsch erscheint sâme in dieser Bedeutung in zahlreichen Stellen, vergl. Mhd. Wb. II, 2, S. 25 b und Lexer II, 592, und auch in Luthers Bibelübersetzung ist sie noch erhalten; vergl. z. B. Diemers Deutsche Geschichte des 11. und 12. Jahrhunderts, Wien 1849, S. 11, 20: dô chom von Âdâme ein vil guot sâme, ein sun, sowie die Verheißung an Abraham: „In deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden". Ich vermute, daß der Fink als Wappentier von den Grafen von Württemberg und Teck geführt wurde; es fehlt mir aber augenblicklich an Mitteln dies nachzuweisen. Kann jemand Auskunft geben?

Northeim. **R. Sprenger.**

14.

Ich ergreife die Gelegenheit, um über die Verse von Eichendorffs Abschied (mitgeteilt auf S. 294):

Da draußen, stets betrogen
Saust die geschäft'ge Welt

meine abweichende Meinung kundzugeben. Sie erklären in Ihrer „Lektüre": stets betrogen = auf Betrug bedacht, indem Sie bemerken, daß das zweite Partizip häufig zur Bezeichnung dessen dient, was jemand zu thun pflegt. Die Berechtigung dieser Bemerkung bestreite ich nicht, glaube aber doch, daß betrogen hier im gewöhnlichen passiven Sinne zu nehmen ist. Welt ist nach meiner Meinung = die Kinder der Welt zu fassen. Sie sind in ihrem geschäftigen Haschen nach den irdischen Gütern stets betrogen, da sie das höchste Gut, den inneren Frieden, nicht erlangen.

Northeim. **R. Sprenger.**

15.

Zu Kleists Michael Kohlhaas.

Der Kurfürst, der mit halboffener Brust, den Federhut nach Art der Jäger mit Tannenzweigen geschmückt, neben der Dame Heloise saß, die in Zeiten früherer Jugend seine erste Liebe gewesen war, sagte, von der Anmut des Festes, das ihn umgaukelte, heiter gestimmt: „Lasset uns hingehn, und dem Unglücklichen, wer es auch sei, diesen Becher mit Wein reichen!" Die Dame Heloise, mit einem herrlichen Blick auf ihn, stand sogleich auf und füllte, die ganze Tafel plündernd, ein silbernes Geschirr, das ihr ein Page reichte, mit Früchten, Kuchen und Brot an.

Sämtliche Herausgeber, auch Zolling T. 4, S. 132, haben hier einen Druckfehler der Originalausgabe stehen lassen. Mit einem herr-

lichen Blick widerspricht nämlich gänzlich der Situation und muß in: herzlichen Blick geändert werden. Mit einem herzlichen Blick will Heloise dem Kurfürsten für seine Menschlichkeit danken; vollkommen unpassend wäre es dagegen, wenn sie in diesem Augenblick mit einem herrlichen Blick ihrer Augen den alten Liebeszauber auf ihn zu üben versuchen wollte. Herzlichen Trost hat Kleist im M. Kohlhaas S. 145, 2 (Zolling). — Auch in Zollings Ausgabe ist übrigens der Text durch zwei neue Druckfehler entstellt. S. 93, Z. 4 v. o. ließ ihm statt ihn; S. 137, Z 5 v. u. Den Jagdjunker, statt: Der Jagdjunker.

Northeim. **R. Sprenger.**

16.

Zu Kleists Hermannsschlacht.

Zu meiner Besprechung von Zürns Ausgabe der Hermannsschlacht (in dieser Zeitschrift 3. Jahrg. S. 378 flg.) erlaube ich mir nachzutragen, daß die dort aus der Erinnerung ausgesprochene Bemerkung, das Drama sei schon zu Anfang der 60er Jahre in Dresden aufgeführt worden, sich bei genauerer Nachforschung bestätigt hat. Wie ich aus Prölß' Geschichte des Dresdener Hoftheaters S. 625 ersehe, fand diese Aufführung am 1. Januar 1861 statt. Als „Bearbeiter" wird Feodor Wehl genannt. München folgte erst 1871, Berlin 1875 (mit der Bearbeitung von Rudolf Genée) nach. Dem Dresdener Theater gebührt übrigens bekanntlich auch der Ruhm, den Prinzen von Homburg überhaupt zum ersten Male (auf Ludwig Tieck's Betreiben) aufgeführt zu haben, nämlich am 6. Dezember 1821; ob die Hermannsschlacht schon über eine andere Bühne gegangen war, weiß ich nicht bestimmt zu sagen, bezweifle es aber.

Bautzen. **G. Klee.**

17.

Zu Höltys „Das Feuer im Walde".

Die Anregung zu dieser Idylle hat Hölty unzweifelhaft aus Goldsmiths Gedicht The Deserted Village geschöpft. Dasselbe erschien zuerst am 26. Mai 1770, und Hölty, der sich mit englischer Litteratur viel beschäftigte (hat er doch zeitweise seinen Lebensunterhalt zum großen Teil durch Übersetzungen aus dieser Sprache bestritten), wird wohl schon bald darauf mit ihm bekannt geworden sein. Das Gedicht entsprach ganz seiner eigenen Richtung, und so ist es denn natürlich, daß er manche Züge aus demselben zu seinem schon 1772 gedichteten, aber erst 1783 in der Ausgabe von Voß und Stollberg gedruckten Idyll entnahm. Entnommen hat er ihm vor allen die Figur des alten Kriegsknechtes. V. 28 flg. Vgl. Desert. Village 155 flg.:

The broken soldier, kindly bade to stay,
Sat by his fire, and talked the night away;
Wept o'er his wounds, or, tales of serrow done,
Shouldered his crutch, and showed how fields were won.

Aber auch der sel'ge Pfarrer Habermann hat wohl sein Vorbild in dem kinderliebenden Landprediger Goldsmiths; vgl. V. 137 flg., besonders V. 183—187. Vielleicht gab auch die Alte, welche trockene Zweige zum Wintervorrat sammelt (V. 133), die erste Idee zu den Reisig lesenden Knaben.

Zu Goethes Schweizerlied.

Bei J. B. Trenkle, Die allemannische Dichtung seit J. P. Hebel. Tauberbischofsheim 1881, S. 3 wird das Lied: „Uffe'm Bergli bin i gsesse" dem blinden Volksdichter Alois Glutz aus Solothurn zugeschrieben, über den in Robert Webers poetischer Nationallitteratur der deutschen Schweiz (Glarus, Vogel 1869) I, 413 näheres zu finden ist. Das Richtige ist wohl, daß Glutz, der selbst als fahrender Musikant seine Lieder vor den Thüren zur Guitarre sang, sich ein altes Volkslied angeeignet hat.

Zu Hebels rheinländischem Hausfreund.

Der Schwank „Ein Wort giebt das andere" ist eine nur am Schlusse etwas geänderte Wiedergabe von Schubarts Gedicht „Der kalte Michel" (Ausg. v. Gustav Hauff S. 358). Die Abhängigkeit Hebels von Schubart ergiebt sich auch daraus, daß Hebel den jungen Herrn einen Schwaben nennt.

Northeim. **R. Sprenger.**

18.

Zu Zeitschrift 4, S. 11.

Wenn es im Königreich Sachsen von dem ältesten Junggesellen des Ortes heißt: „Er hat die Lade", so ist diese Redensart wohl nicht auf die alttestamentliche Bundeslade zurückzuführen, sondern auf die Handwerkslade, die bekannte hölzerne Truhe, welche die Zunftrollen und anderes für die Gewerkschaft Wichtige enthielt. Sie wurde auf der Herberge oder auch in der Behausung des ältesten Handwerksgesellen, des sogenannten Altgesellen, aufbewahrt.

Druckfehler: S. 103, Z. 14 v. u. lies „Schachbuch", statt: „Sprachbuch".

Northeim. **R. Sprenger.**

19.

Das im 2. Hefte dieses Jahrgangs erwähnte Kinderliedchen vom „schwarzen und weißen Schafe" ist auch mir wohlbekannt. Meine aus Freiberg a. U. stammende, in Wittenberg erzogene Mutter hat es uns

Kindern oft vorgesungen; ein zweiter Vers ist ihres Wissens nicht vorhanden. Ein ähnliches, fünf Verse enthaltendes, von dem „Träumelein", das vom „Bäumelein" heruntergeschüttelt wird, dürfte weitere Verbreitung haben. In diesem spielt ein schwarzer Hund die Rolle des schwarzen Schafes. Es ist aus „Des Knaben Wunderhorn" wieder abgedruckt z. B. in Wackernagels goldener Fibel und in Gottlob Dittmars inhaltreichem Kinderbuch: „Der Kinder Lust".

Straßburg. **Dr. M. Erdmann.**

20.

Im Sprechzimmer des 2. Heftes der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" wird die Verbindung „an etwas vergessen" besprochen. Ähnlich sagt man wohl in Bayern „auf etwas vergessen." Wenigstens ist mir diese Ausdrucksweise öfters in den Fliegenden Blättern aufgefallen. Erklärt habe ich sie mir als Analogiebildung nach „sich besinnen auf etwas". Sollte diese Erklärung richtig sein, so wäre sie eine Stütze für die der zuerst genannten Konstruktion.

Ohrdruf. **Dr. Burdas.**

Friedrich Paulsen, Professor an der Universität Berlin: Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1889. 71 S.

Wir haben es bei Begründung unseres Blattes uns zur Pflicht gemacht, den Streit zwischen Gymnasium und Realgymnasium zu überhören und ihn gleichsam als nicht vorhanden zu betrachten, und zwar deshalb, weil wir eine unmittelbare Förderung und Ausbildung des deutschen Unterrichts anstreben und weil der deutsche Unterricht der neutrale Boden ist, auf dem sich beide Anstalten innig berühren. Für uns ist diejenige Schule die Schule der Zukunft, welche den deutschen Unterricht am umfassendsten, gründlichsten und lebendigsten pflegt. Welche von beiden Anstalten den deutschen Unterricht in der Weise umgestalten und ausbauen wird, daß die Wünsche und Hoffnungen, die in unsrer Zeitschrift ausgesprochen werden, sich erfüllen, das wird die Zukunft lehren. Uns scheint es, als ob beide Anstalten darauf hinarbeiteten, daß einmal der deutsche Unterricht den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts bilde. Wenigstens sehen wir an beiden eine große Zahl begeisterter und begabter Männer, die mit inniger Hingabe an einem gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts arbeiten.

Wenn wir trotzdem eine Schrift hier zur Anzeige bringen, die in den Streit zwischen Gymnasium und Realgymnasium eingreift, so ge-

schieht es, weil ihr Verfasser, F. Paulsen, der schon in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts so herrlich und wahr über den deutschen Unterricht und dessen Bedeutung gesprochen hat, daß unsere Zeitschrift ihm zu lebhaftem Danke verpflichtet ist, auch in der vorliegenden Schrift mit ausgezeichneter Sachkenntnis und trefflicher Begründung für den deutschen Unterricht in die Schranken tritt (S. 31—50). Zudem gehört Paulsen zu den wenigen, die mit vollkommener Sachlichkeit und leidenschaftsloser Ruhe die einschlagenden Fragen behandeln; Paulsen ist nicht Parteimann, sondern der ruhig prüfende, echte Forscher und Gelehrte, der nur die Wahrheit sucht und über die Ergebnisse seiner Forschung berichtet. Mit vollstem Recht und durchschlagenden Gründen tritt Paulsen im ersten Teile seiner Schrift der falschen Meinung entgegen, als ob an Mathematik und Naturwissenschaften allein exaktes wissenschaftliches Denken gelernt werden könne. Er zeigt, daß der Begriff strenger Gesetzmäßigkeit, nachdem er einmal überhaupt gefunden ist, auch für den Philologen durchaus nicht schwer zu fassen ist, daß dagegen auf dem Gebiete, mit dem es unsere gelehrten Berufe durchweg zu thun haben, dem Gebiete der Lebenserscheinungen überhaupt und im besonderen des menschlich-geistigen Lebens, sich die Dinge nicht mit jenen strengen mathematischen Naturgesetzen fassen lassen, und daß gerade hier die Thatsachen überall die Form von Regeln mit Ausnahmen haben. Gerade die starren Denkformen der Mathematik und Mechanik seien der Lösung theoretischer Probleme auf dem Gebiete des seelischen und geistigen Lebens, sowie praktischer Aufgaben hinderlich, es bedürfe des beweglichen, dem Individuellen sich anschmiegenden, sympathischen Verständnisses. Mit Recht stellt daher Paulsen den litterarisch-historischen Unterricht für jede Schule, die nicht Fachschule ist, sondern eine allgemeine Bildung geben will, in erste Linie, und erklärt sich mit Entschiedenheit gegen die mathematisch-mechanische Auffassung der Probleme des Geisteslebens. Der Schwerpunkt des Unterrichts jeder derartigen Schule liegt in den humanistischen, nicht in den realistischen Fächern. Im zweiten Teile seiner Arbeit führt er dann den Satz aus: Auch das Realgymnasium kann und will eine humanistische Bildungsanstalt sein auf Grund des deutschen, neusprachlichen und lateinischen Unterrichts. Bei der Besprechung des deutschen Unterrichts tritt Paulsen vollkommen den Zielen unserer Zeitschrift bei, worüber wir eine lebhafte Freude empfunden haben. „Es erscheint mir als eins der bedeutsamsten Zeichen der Zeit, sagt er, daß in allen Kreisen die Überzeugung in schneller Ausbreitung begriffen ist: der deutsche Unterricht müsse in einer deutschen Schule, heiße sie nun Volks- oder Bürger- oder Gelehrtenschule, den Mittelpunkt bilden. Das bedeutet nicht, daß er die größte Stundenzahl haben müsse; so ist diese

Ansicht, als ich sie in dem Schlußkapitel meiner Geschichte des gelehrten Unterrichts andeutete, mißverstanden worden, und man hat dann, in meinem Namen eine beliebige Stundenzahl ansetzend, höhnisch gefragt: womit ich sie ausfüllen wolle? ob etwa mit der Interpretation mittelhochdeutscher Dichter oder mit grammatisch-stilistischen Übungen? Nun, ich weiß, den berufenen Lehrern des Deutschen würde es auch keine Sorge machen, für einen bescheidenen Zuwachs an Stunden die erwünschteste Erfüllung zu finden. Aber nicht darum handelt es sich zunächst: das Herz ist auch nicht der umfangreichste unter den Teilen des Leibes und doch der belebende Mittelpunkt des Ganzen. So kann und soll der deutsche Unterricht der belebende und befruchtende Mittelpunkt wenigstens des ganzen sprachlich-litterarischen Unterrichts sein, in lebendiger Wechselwirkung allen gebend und von allen empfangend" (S. 31 flg.). Vortreffliches sagt Paulsen weiter über die Sprache des Volkes, Volkssitte und Volksweisheit, zu deren Verständnis vor allem der sprachlich-geschichtliche Unterricht hinführen müsse, und eine solche Anleitung zum Mit- und Nacherleben des geschichtlichen Lebens des eigenen Volkes sieht er mit vollem Recht für das erste große Ziel eines humanistischen Unterrichts an (S. 14). Doch der Raum gebricht uns, hier noch weiter auf die Schrift Paulsens einzugehen, die eine Fülle anregender und beherzigenswerter Gedanken bringt und aus der der Freund des Gymnasiums, wie der Freund des Realgymnasiums in gleicher Weise reiche Belehrung schöpfen wird. Wir empfehlen die Schrift aufs wärmste jedem Freunde unserer Schule und unseres Volkes; namentlich darf kein Lehrer des Deutschen sie ungelesen lassen. Ob der Verfasser den Satz: „Auch das Realgymnasium kann und will eine humanistische Bildungsanstalt sein" durch seine Begründung erwiesen hat, müssen wir der Prüfung jedes einzelnen Lesers überlassen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Conrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. I. Jahrgang 1886, 368 S. II. Jahrgang 1887, 483 S. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder), 1887, 1888.

Der vorliegende Jahresbericht giebt eine Übersicht und Beurteilung der auf den verschiedensten Gebieten des höheren Schulwesens erschienenen Schriften. Sowohl das „Gesamtleben der Schule" (Schulgeschichte, Schulgewalt, Schulbetrieb), sowie die einzelnen Lehrgegenstände finden eingehende Berücksichtigung, und für jeden Gegenstand ist ein besonderer Berichterstatter thätig. Die Beurteilungen sind knapp, sachlich und bestimmt. Wir haben besonders den Abschnitt „Deutsch und philosophische

Propädeutik" nachgeprüft und dabei gesehen, daß der Jahresbericht für dieses Fach in Herrn Gymnasialdirektor Prof. Dr. Richard Jonas (Krotoschin) einen umsichtigen und sachkundigen Berichterstatter besitzt, der sich als zuverlässiger Führer erweist. Das Unternehmen ist für unser höheres Schulwesen so wichtig, daß es die nachdrücklichste Unterstützung verdient; das Buch sei zur Anschaffung in den Schulbibliotheken aufs wärmste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Sammlung Göschen. G. E. Lessing: 1. Nathan der Weise. Mit Anmerkungen von den Professoren Denzel und Kraz. 5. Aufl. 2. Minna von Barnhelm. Mit Anmerkungen von Dr. Tomaschek. 10. Aufl.

Die zahlreichen Auflagen verbürgen schon die Beliebtheit der kleinen Schulausgaben aus Göschens Verlag; dazu besitzt ja auch die Göschensche Buchhandlung eine vortreffliche Sammlung Lessingscher Originaldrucke, die an zahlreichen Stellen gute Lesarten ermöglichte. Für die Minna ist Lachmanns, auch des Herausgebers berichtigter Text zu Grunde gelegt. Die Anmerkungen sind knapp gehalten. Überflüssig war es, die Reden Riccauts zu übersetzen und unten beizugeben; wenn man technische Spielausdrücke, wie „faire sauter la coupe", die Volte schlagen, angab, so war genug geschehen. Ein Untersekundaner muß soviel Französisch mittlerweile verstehen, daß er sich die übrigen Worte selbst übersetzt. Dadurch würdigt man bildende Anmerkungen zu Notbrücken herab. S. 32, Anmerkung 2 (Minna) ist zu lesen: κεράτιον und es war dahinter passend „Johannisbrot" als Gewicht bei den Griechen im Gebrauch, zu ergänzen. S. 53 leitet man „Potz" einfacher von einem entstellten „Gotts" ab, als von „Bock" = Teufel.

Dresden. **R. Rade.**

R. Paukstadt. Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und mündlichen Besprechungen für die Sekunda. Dessau 1889. Baumann.

Es ist wahr, daß gerade den Sekunden höherer Lehranstalten gute Stoffsammlungen für deutsche Aufsätze fehlen. Paukstadt giebt hier eine, deren Stoffe meist der deutschen Litteratur aller Zeiten entnommen sind; auch die Edda, die Odyssee und die Frithjofssage sind herangezogen, die deutsche Lyrik ferner und Dramatik nicht verabsäumt. Eine Fülle von 66 Themen. Vortrefflich z. B.: die Unterwelt bei Homer, Gudrun und Nausikaa, Goethes Erlkönig und die Ballade Erlkönigs Tochter. Nur eines ist mir nicht klar: soll das Buch den Lehrern allein dienen, oder sollen es auch die Schüler in die Hände bekommen? Ist nur das erstere

der Fall, so kann man das Werk getrost empfehlen und warm; es wird ebensogute Dienste leisten, wie Herrmann Kluges „Themata zu deutschen Aufsätzen“ (1879). Soll es aber auch den Schülern übergeben werden, so wird es zu einer sehr zweischneidigen Waffe. Dann geht Paukstadts Arbeit über das mir allein richtige Ziel hinaus, den Schülern bloß ein guter Stock, aber keine Fahrmaschine zu sein. Alles ist nämlich bis aufs kleinste „disponiert“, ja fast schon ausgearbeitet. Der Schüler braucht das Gebotene nur etwas anders auszudrücken, und wir bekommen zwar einen sehr gelehrten Aufsatz zu lesen, aber kein eigenes Geisteswerk mehr. Man höre nur einmal die sinnigen Beobachtungen über Luise und Dorothea (S. 107): Luise ist eine glückliche Natur, sie liebt und kennt nur Liebe; Dorothea ist ein Charakter. Luise das Bild anmutiger Jungfräulichkeit, Dorothea das Bild der Verschmelzung von Anmut und Würde. Luise ein Geschenk der Natur, Dorothea ein Produkt eignen Schaffens. Reizende Antithesen. Ja selbst wenn der Lehrer allein nur das Buch benutzte, wird bei seiner Besprechung viel zu viel aus Paukstadt, als aus seinem eigenen Kopfe herauskommen. Und das ist nicht gut. — Sodann aber möchte ich einen Satz des Herrn Verfassers nicht mit unterschreiben: „Die Themata passen sich durchaus den Bedürfnissen und dem Auffassungsvermögen der Sekunda an.“ Nun kann man ja jedes Werk zum Gegenstand einer Behandlung machen und zwar in jeder Klasse. Aber man muß die Grenze schon durch das Thema weise beschränken. Was für genaue Einzelforschung setzt jedoch ein Thema voraus, wie: „Unterschied zwischen Gellerts und Lessings Fabeln“, oder „Kleists Hermannsschlacht ein Tendenzdrama“, oder „der Weltmythus in der Völuspa“. So genau kennt kein Sekundaner diese Werke. — Ich bin dem Verfasser äußerst dankbar für die reiche Anregung, die er mir gewährt; ich werde sie gelegentlich verwerten wie ein ehrlicher Makler. Ich bedauere, daß er nicht lieber gleich uns ein Büchlein mit ausgeführten Musteraufsätzen gegeben hat, natürlich nur in usum magistrorum.

Dresden. **R. Rade.**

Prinz Friedrich von Homburg. Ein Schauspiel von Heinrich von Kleist. Herausgegeben von Dr. H. **Windel.** Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen u. Klasing. 50 Pf.

Gerade die Stücke Kleists empfiehlt es sich dem Schüler nicht ohne Erklärungen in die Hände zu geben, doch dürfte das von Windel in Einleitung und Anmerkungen Gegebene im allgemeinen genügen und weiteres dem Lehrer zu überlassen sein. Bei der Wiedergabe des Textes hat der Herausgeber mit Recht sich meist an die Originalausgabe ge-

halten. Berechtigte Änderungen sind III, 12 (nach Weismann); II, 3 u. flg. Dagegen dürften wir nicht III, 5, 47 Frau Hedwig (mit Schmidt) statt die Hedwig setzen; I, 5, 37, 38 wird doch Hackelbusche statt Fackelbusche zu lesen sein; III, 1, 117 ist rechte Seit' entschieden das Richtige, während Zürn noch den Druckfehler rechter wiedergiebt. In den Anmerkungen findet sich manches Neue und Richtige. So werden II, 6, 39 die Glocken als die Blüten der Rebe gedeutet, während Zürn noch an eine Glockenblume denkt. Weiteres wird der Leser selber finden; ich verweise besonders auf die Bemerkung zu V, 10, 16. Die Bemerkung zu IV, 3, 7 trifft dagegen nicht das Richtige; ich werde meine Auffassung der Stelle demnächst mitteilen. — Ausstattung und Druck ist, wenn wir den billigen Preis berücksichtigen, vorzüglich; nur S. 104, Z. 12 v. u ist der Druckfehler erbleicht statt erbleicht zu berichtigen. Die Ausgabe ist den Schülern unbedingt zu empfehlen.

Northeim. **R. Sprenger.**

Walther Böhme: Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst, für die häusliche Vorbereitung der Schüler. I. Bändchen: Götz von Berlichingen. Berlin, Weidmann, 1890.

Das 1. Heftchen, in der Art der Schülerpräparationen zu klassischen Schriftstellern, ist sehr sauber angelegt. Nur fürchte ich, daß sich nicht genug Käufer dazu finden werden, weil von einem Abdruck der Texte abgesehen wurde. Hätten wir noch keine guten Texte mit Anmerkungen, noch nicht z. B. die Wychgramische Sammlung, in der Rud. Beer den Götz bearbeitet hat, gut, so würde man gern zu Böhmes Arbeit greifen. Aber so? — Stoff ist reichlich, oft übergenau geboten, so daß ich immer wie eine Warnungstafel dastehen und den Erläuterern zurufen möchte: ne quid nimis (S. 11. Anmerkung zu dem Ave Maria!). Der Schüler soll unterstützt, aber nicht unselbständig gemacht werden, er soll nie sich selber, nie seine eigene Forschung vergessen. Was hab' ich mir alles zusammengesucht als Schüler; das war nun aber auch mein eigen. — Die Anordnung könnte eine bequemere sein: die Bemerkungen zum ganzen Schauspiel (III. S. 44) paßten besser hinter Seite 8. Der Wert der Ausgabe besteht in der sehr sorgsamen Disponierung des Stückes, die dem Lehrer wie dem Schüler erwünscht sein kann. — S. 8, Z. 5 ist „hatte“ zu lesen.

Dresden. **R. Rade.**

——: II. Bändchen: Kleists Prinz Friedrich von Homburg (ebenda).

Indem ich die Wünsche, die ich für das 1. Bändchen äußerte, wiederhole, gehe ich hier auf einige Einzelheiten ein. Ich sehe nicht

ab, warum gleich am Kopfe der Ausgabe die längst aufgegebene Geburtsangabe Kleists: „10. Oktober 1776“ beibehalten ist; wir wissen durch Karl Siegen (Didaskalia 1877. Nr. 202) mit Bestimmtheit, daß Kleist am 18. Oktober 1777 geboren wurde. — Seite 8: In Betracht kommen kann allerdings nur die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea; Kleist nennt sie willkürlich „Elisa“, meint aber damit nicht die erste Gattin. — Weshalb sollen ferner die Worte der Natalie: „Das Regiment ist kommandiert, das dir ... die Totenfeier halten soll“ eine „Notlüge“ sein? Sie weiß es ja durch den Prinzen selbst (V. 980 flg.), weiß es auch vom Kurfürsten und glaubt auch fest daran, ja muß daran glauben. — Seite 18: Das „Gleichviel“ V. 1373, finde ich nicht so „sehr schön“; es ist ein Lieblingsausdruck Kleists. — Seite 28: „Wo kommt er wohl her“, d. h. der Prinz, fragt Böhme. Wir wissen es ja. Er war im Mantel und Federhut bei der Kurfürstin gewesen (V. 933, 1162). Von dort kehrt er jetzt zurück und hängt den Hut auf. — Zum Schluß einige Themata, die ich in meiner Ausgabe leider nicht anbringen konnte, die hier aber Böhmes Sammlung hübsch vervollständigen: 1. Kleist als Nachahmer Schillers; 2. Die Parallelcharaktere im Prinzen von Homburg; 3. Inwieweit weicht Kleist von der Geschichte ab? 4. Der große Kurfürst bei Kleist und Friedrich der Große in Lessings Minna; 5. Egmont und Prinz von Homburg. — Einige Druckfehler stören: Tiek S. 6; S. 14 Zeile 3 und 4 giebt keinen Sinn.

Dresden. **R. Kade.**

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, von Karl Gustav Andresen. 5. Aufl. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. 8°. 427 S. Mark 5.—.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß weitere Kreise ihre Aufmerksamkeit von neuem unserer Muttersprache, ihrem richtigen, reinen und guten Gebrauche zuwenden. Ein Beweis dafür ist es auch, daß das bekannte und bewährte Buch von Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen viel gekauft und benutzt wird. Es ist 1887 bereits in der 5. Auflage (1. Auflage 1880) erschienen, was wir mit Freuden begrüßen. Wer das Buch noch nicht kennt, sollte es sich ja verschaffen. Für jeden Lehrer, gleichviel des Deutschen oder eines anderen Faches, ist es von großem Werte; es bietet eine treffliche Fülle von Beispielen guten, zweifelhaften und schlechten Sprachgebrauches. Der reiche Stoff ist übersichtlich geordnet und mit ausführlicher Inhaltsangabe und sorgsam gearbeitetem, alphabetischem Register versehen und daher leicht zugänglich. Als brauchbares Nachschlagewerk, als reiche Beispielsammlung wird das Buch in seinem Gebiete kaum übertroffen.

Goethe, Jakob Grimm und die Kölnische Zeitung — also ein Dichter, ein Sprachkenner und -Forscher und eine Zeitung ersten Ranges haben den Hauptstamm der Beispiele geliefert. Man kann das nur loben: so erhält man dieselbe sprachliche Erscheinung von drei Seiten aus beleuchtet. Noch mag bemerkt werden, daß schon in diesem Werke — wie auch in anderen, die nicht gerade den allerletzten Jahren angehören — manche sprachliche Unart bekämpft wird, auf die man neuerdings besonders aufmerksam geworden ist, z. B. der Mißbrauch des Wortes „derselbe" oder Wendungen wie „der Zustand des Heeres ist ein vortrefflicher". Man thut ein Unrecht, wenn man glaubt, diese und ähnliche Dinge würden erst seit Otto Schröder als unleidlich und papieren empfunden.

Dresden. **Julius Sahr.**

Derham is derham. Gedichte in Vogtländischer Mundart v. L. Riedel. Plauen i. V. — Verlag v. F. E. Neupert. 4. Auflage 1886. — 96 S. Preis 1 M. 50 Pf. kart.

Der Titel „Derham is derham", schriftdeutsch: „Daheim ist daheim" ist wirklich nicht schlecht gewählt; denn der Verfasser versteht es, uns in seinen Gedichten mitten in das Landleben seiner vogtländischen Heimat hinein zu versetzen, dessen Leiden und Freuden er besingt. Wohl erzählt er uns manches Komische, was infolge des Dialektes noch komischer klingt; doch arten seine Gestalten nicht, wie leider so oft in mundartlichen Schilderungen, in Karikaturen aus. Denn er liebt seine Heimat, und von Herzen kommt es ihm, wenn er spricht:

„Mei Vugtland, mei Haamet
Is schenner wie schie,
Und wer mer'sch net glaam mog,
Sell ner oft hergieh."

Mit gutem Humor sind besonders die Schatten- und Lichtseiten des Lehrer- und Bauernstandes geschildert, wobei er auch treffende Vergleiche der Gegenwart und Vergangenheit zieht und sagt:

„Wos mer nemme her und wos mer schaue ah —
Ueberol do setter'sch, seid ihr besser drah,
Wie de Alten sinst zer guten alten Zeit —
's hot's de ganze Welt eem besser heit!"

Recht sinnig ist das Gedicht „De Maadle und de Rusen"; sehr spaßhaft, aber doch glaubhaft ist in einem anderen die Verwechselung von „Hasen" und „Hosen" infolge der Mundart geschildert.

Die einzelnen Gedichte sind sehr verschiedenartig, aber stets gefällig gebaut.

Die Schreibweise, über welche, sowie über die vogtländischen Laute, der Dichter einige Bemerkungen vorausschickt, ist praktisch, wenn auch für sprachliche Zwecke nicht immer ausreichend; so können wir es besonders nicht billigen, daß er bei „Star, Saal, sehr, mehr" ausnahmsweise die schriftdeutsche, nicht seine mundartliche Schreibweise anwendet.

Die der 4. Auflage beigegebenen Erklärungen einzelner Wörter werden vielen Lesern sehr willkommen sein.

Rühmend sei noch der in demselben Verlage erschienenen Werkchen Riedels gedacht: „In der Hutzenstum", „'s Bornkinnel", „Af'n Summerhausen", „Der Foosnetnarr" und „Im Espich".

Leisnig. **Carl Franke.**

Walthari und Gertrudis. Ein Sang aus der Hohenstaufenzeit von Theodor Ludwig Wolf. Plauen i. V., Verlag von F. E. Neupert. 104 S.

Die Handlung dieses Epos, dessen Stoff dem 12. Jahrhundert entlehnt ist, spielt vorwiegend an den Ufern der Weida und Elster. Walthari, der Sohn des Vogts von Weida, und Gertrudis von Drifels erglühen in Liebe zu einander; doch ist das Erwachen der Liebe in Gertrudis Herzen nicht recht motiviert. Einst werden die Liebenden von Gertrudis Bruder Gerhoh überrascht, vor dessen Roheiten Walthari die Geliebte schützt. Aus Rache versucht Gerhoh, diesen bei einem Turniere heimtückisch zu töten und wird deshalb der Zeichen des Ritterstandes beraubt. Später kommt es zwischen beiden zum Zweikampf, wo Walthari für tot auf dem Platze bleibt. Weshalb nun der Vater Waltharis diesem nach seiner Genesung den Racheplan verbirgt und ihn in das Frankenland sendet, wird nicht klar. Während der Abwesenheit des Sohnes überfällt der Vater Gerhohs Burg Drifels, erobert sie endlich und führt Gerhoh gefangen ab. Auf des Bruders Geheiß flüchtet Gertrudis zu ihrem Oheim nach Lobedo. Nach seiner Rückkehr erfährt Walthari, was geschehen ist und fragt seinen Vater nach der Geliebten. Als dieser sie und ihn beschimpft, zieht er gegen den Vater das Schwert, der ihn deshalb verstößt und verflucht. Als Spielmann sucht er Gertrudis, findet sie endlich und flieht mit ihr ins Frankenland, wo sie in der Muggendorfer Höhle von heidnischen Slaven getötet werden.

Die leidenschaftlichen Charaktere und die einzelnen Vorgänge, besonders die Kämpfe, sind durchaus der Zeit der Handlung entsprechend. Meisterhaft ist die Belagerung von Drifels gezeichnet. Auch die Sprache ist altertümlich gefärbt, doch geht der Dichter darin wohl etwas zu weit. Wenn auch Wörter wie „Vielschlimmer" und Reime wie „helle: schnelle"

den Germanisten nicht befremden werden, so doch den nicht germanistisch Gebildeten. Die Einmengung von altfranzösischen Brocken mißfällt uns trotz Wolfram von Eschenbachs Vorbild. Der Strophenbau ist sehr mannigfaltig, die meist gereimten Verse sind geschickt gebaut.

Trotz einiger Mängel ist die ganze Dichtung als ein anmutiges und historisch treues Gemälde der an Haß und Liebe so reichen Ritterzeit zu bezeichnen.

Leisnig. **Carl Franke.**

Didaktik aus der Zeit der Kreuzzüge und den folgenden Jahren. Bearbeitet von Dr. Hugo Hildebrand. Kürschners Deutsche Nationallitteratur, Bandausgabe 108. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 353 S.

Zunächst sei bemerkt, daß nicht die gesamte Didaktik jenes Zeitraumes behandelt wird, auch nicht die ausgewählten Werke ganz zum Abdruck kommen, was der Herausgeber im Vorwort selbst zu begründen sucht. Die geschichtliche, beschreibende und rechtliche Lehre wurde ausgeschlossen, nur die Didaktik im höchsten Sinn, die „ethisch-religiöse" wurde aufgenommen. Ob damit jenen, welche möglichst vielseitige Belehrung und Aufklärung über diese interessante Zeit suchen, gedient ist, muß dahingestellt bleiben. Möglich auch, daß noch weitere Teile geplant sind, die das hier Fehlende enthalten würden. Im anderen Falle hätte wohl ein Band, der — wenn auch in knapper Weise — eine vollständigere Übersicht über die geistliche und weltliche Didaktik des Mittelalters geboten hätte, mehr Anklang gefunden.

Die äußere Einrichtung des Buches ist die, daß die Didaktiker in vier Teilen behandelt werden: I. Deutsche Religionslehre. Quellen und erste Zeit der sogenannten Mystik und ihr verwandter Anschauungen in Darstellung und Proben. II. Ritterlich-geistliche Lehre. (Heinrich von Melk. Thomasin von Zirclaria). III. Ritterlehre. (Der Winsbeke. Seifried Helbling.) IV. Volkstümliche Lehre. (Freidank.)

Einleitungen, umfängliche Litteraturproben, verbindender Text wechseln ab.

Das Schwergewicht fällt durchweg auf Darstellung und Erklärung der Mystik, sowohl der älteren wie ihrer Nachwirkungen, schon deshalb, weil H. der Überzeugung ist, „daß diese nicht ein Kind romanischer Scholastik, sondern die erste Regung germanischen Geistes" sei.

Der Verfasser beherrscht sein Thema vollkommen, er benützte nicht nur die bekannten größeren Darstellungen, sondern schöpfte auch, soweit es ersichtlich ist, zur Gewinnung selbständiger Urteile aus den mittelalterlichen Quellen selbst, die er, wo es ihm nötig schien, in charak-

teristischen Proben auf verläßliche, neuere Ausgaben gestützt, zum Abdruck brachte. Auch der Druck ist dabei korrekt. Schwer verständliche Stellen suchte er durch Noten dem Leser näher zu bringen, doch bezweifle ich, daß damit den des Mhd. nicht Kundigen überall genügend gedient ist, und andere wieder brauchen solche Hilfen nicht. Am wenigsten befriedigt hat mich die eigene Sprache des Autors. Der mystische, dunkle Inhalt vieler seiner Vorlagen muß es verschuldet haben, daß auch der einleitende Text, namentlich des I. Teiles, in sprachlich-stilistischer Beziehung viel Absonderliches aufweist und besonders die Klarheit der Darstellung geschädigt wurde. Verwickelte Konstruktionen, gesuchte Ausdrücke, Neubildungen, sprachliche Härten begegneten mir auffällig oft.

Zum Schluß noch einige Einzelheiten:

S. 10 wird behauptet, daß „Gott" wahrscheinlich mit „Gatte" verwandt sei!

Winsbeke und Winsbekin sind nicht scharf genug geschieden, letztere wird entschieden zu günstig beurteilt.

Unklar in der gegenwärtigen Fassung ist S. 251 die Worterklärung über „beschieden — bescheiden". Der Verständlichkeit hätte es ferner gedient, wenn die Eingangsverse des Freidank, die dann stückweise erklärt werden, zuerst als solche im Zusammenhang zitiert worden wären.

Kremsier. **Rudolf Löhner.**

Das deutsche Volkslied. Auswahl. Herausgegeben von Dr. A. Matthias, Direktor des städtischen Realgymnasiums und Gymnasiums zu Düsseldorf (Velhagen u. Klasings Sammlung Deutscher Schulausgaben, 42. Lieferung). X. u. 142 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing (1890). Gebunden 75 Pfennige.

Eine sowohl grundsätzlich wie thatsächlich hochwillkommene Bereicherung der Hilfsmittel unseres deutschen Unterrichts. Schon an und für sich, welch bedeutsamer Fortschritt gegen jene verbohrten Zeitläufte, wo es dem Leiter einer höheren humanistischen Lehranstalt schlimm verpönt gewesen wäre, an die Möglichkeit zu denken, mit seinen Schülern deutsche Dichtung, zumal volkstümliche, zu lesen und ihren Gehalt zu erörtern! Wir besitzen bereits mehrere Versuche, den vielseitigen Lernstoff, der sich aus dem deutschen Volksliede für Geist und Gemüt schöpfen läßt, hervorzuziehen und richtig nutzbar zu machen. Besonders sei der kleinen trefflichen Schrift Karl Kinzels gedacht: „Das Deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts. Für die Freunde der alten Litteratur und zum Unterricht eingeleitet und ausgewählt (Berlin 1885. E. Neuenhahn)". Zunächst zwar bloß ein erweiterter Vortrag, bietet das Büchlein eine

verschiedenen Stoff- und Stimmungskreise, der 28 Lieder als Belege eingewoben sind. Der Bestimmung eines allgemeineren Gebrauchs getreu, hat der bewährte Germanist manche hübsche Erläuterung dem Laien dargeboten, auch die schulmäßige Verwendbarkeit — d. h. auch für den Standpunkt des Unterweisenden — nirgends aus dem Auge verloren.

Matthias hat sich die Sache systematischer zurecht gelegt. Er verfällt allerdings nie in Pedantenart; doch vergaß er nicht, daß die Schule ihren sachlichen Nährstoff in genau erwogener Zubereitung und Aufeinanderfolge, mit einem Worte mundgerecht verlangt. Deshalb hält er alles Theoretische, dem früher herrschenden Zopf zuwider, möglichst knapp, indem er das Auslegen der aufsteigenden Gedanken, insbesondere das Auseinanderbreiten des Gefühls, der Wechselrede des Klassenzimmers anheimgiebt. Die „Einleitung" sagt bündig, was Volkslieder sind, wie Wort und Weise wahrscheinlich zusammenströmten, welchem Menschenschlage die etwaigen Dichter und Sänger angehörten, wie tief uralte Naturempfindung im Volksliede nachklingt, wie hier Form und Sprache im wesentlichen beschaffen sind. 88 Lieder umfaßt die Auswahl, die geschickt gegliedert sämtlichen Richtungen des deutschen Volksliedes Eintritt gewährte. Die Gruppierung sei hier übersichtlich wiedergegeben: I. Balladen: a) Heldenlieder (3); b) Zauberlieder (2); c) Liebesballaden (8). II. Liebeslieder: a) Liebeslust und Liebesglück (7); b) Liebesleid und Untreue (10). III. Abschieds-, Heimweh- und Wanderlieder (7). IV. Rätsel-, Wettstreit-, Wunsch- und Lügenlieder (7). V. Trink- und Schlemmerlieder (6). VI. Historische Lieder (7). VII. Landsknechts-, Reiter-, Jägerlieder und Lieder auf verschiedene andere Stände (8). VIII. Kinderreime (15). IX. Geistliche Volkslieder (7). Die hier beigesetzten Nachweise der aufgenommenen Anzahl liefern zugleich einen gewissen Maßstab für die kulturgeschichtliche Wichtigkeit jeder einzelnen Abteilung. Daß das Hildebrandslied, das Herzensschlüsselein, das Tragemundslied, Buchsbaum und Felbinger, Martinsgans aufgenommen sind, ist vollsten Beifalls würdig. Vorzüglich ist, um nur eins hervorzuheben, die Auslese der geschichtlichen Lieder: Eppele von Geilingen, Kunz von Kaufungen, Lindenschmid (zwei Fassungen), Sickingens Tod, das Pavierland, die Schlacht vor Pavia. Eine ältere Stufe hätte „Die Sempacher Schlacht" bezeichnend vertreten. Die Kinderreime und die geistlichen Volkslieder stellen eine erfreuliche Beigabe dar. Am Schlusse teilt Matthias noch auf 27 Seiten eine Fülle von erläuterndem Stoff mit, die nur sicherster Vertrautheit mit geschichtlichem und inhaltlichem Wesen des deutschen Volkslieds entspringen konnte. Bei einer anderen Gelegenheit sollen diese „Anmerkungen" der mit genauer Kenntnis und gutem Geschmack gearbeiteten Darlegung näher ge-

würdigt werden. Hier sei diese nach jeder Hinsicht empfehlenswerte (auch über die Maßen billige) Gabe warm begrüßt.

Leipzig. **Ludwig Fränkel.**

Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. Von Richard Hodermann. I. Eine vornehme Gesellschaft. (Nach Harsdörffers Gesprächspielen.) Mit einem Neudrucke der Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1890. 81 S.

Ein höchst eigenartiges Büchlein klopft zum Neujahrsgruß an die Thür und bittet um Einlaß, um uns ein Stündchen oder anderthalb in eine Zeit der deutschen Vergangenheit zu versetzen, welche wir leider zumeist mit arg verschleiertem Auge anzublicken gewohnt sind. Am endlichen Ausgange des verderblichen dreißigjährigen Kriegswütens, das unser Vaterland durchwühlte und zerriß, läßt der Nürnberger Ratsherr Georg Philipp Harsdörffer die sechs frischen Menschen, welchen er die Verhandlungen seiner „Gesprächspiele" in den Mund gelegt hat, zur letzten fröhlichen Tagung zusammentreten. Diese Schlußversammlung bildet für Zeit und Ort den Vorwurf des Hodermannschen ersten Bildes. Rückblickend auf die ungefähr dreihundert Sitzungen hebt der Erzähler die anziehendsten Stoffe der in Vortrag und stetiger Wechselrede bestehenden Unterhaltung heraus und läßt uns die ganze Fülle der wissensreichen und doch allenthalb launigen Erörterungen über alle Fragen höheren geistigen Schaffens durchleben. Die Sprache ist geschickt der Vorlage angeglichen, so daß man die heitere Gesellschaft — die übrigens in allen ihren Gliedern den vornehmsten Kreisen entstammt — in der Art ihres Umgangs, in der Führung ihres Gesprächs, in der Regung ihres Sinns und Herzens wieder erstehen zu sehen wähnt. Das nennen wir eine „Erneuerung" eines alten wertvollen Schriftwerks, wie sie sein soll, wenn nicht bloß dem gelehrten Zwecke gehuldigt und der wissenschaftlichen Bücherei ein weiteres Rüststück einverleibt werden soll. Hier saugt man das nie erstorbene deutsche Gefühl des immer und ewig ausländernd gescholtenen 17. Jahrhunderts aus der Quelle, hier wo der ehrsame Harsdörffer spricht, ein anerkannter Versmeister seiner Zeit und ein in hoher Frühe unseres Schrifttums belesener Mann. Letzteres bezeugt die von Hodermann angefügte Harsdörffersche „Schutzschrift, für die Teutsche Spracharbeit, und Derselben Beflissene", welche im Urtext schon als Zugabe zu den Gesprächspielen bezeichnet ist. Er steigt hier in die Schatzgruben der Muttersprache hinab und weist hier so viel Schönes und Herrliches, daß wir uns, trotz einigen heimlichen Widerstrebens bei den unterlaufenden geschichtlichen und sprachlichen Unrichtig-

keiten, gern seiner leitenden Hand anvertrauen; denn wir spüren selbst den warmen Pulsschlag, welcher so lebhaft im Schriftsteller wirkt. Indem wir bald weitere Bilder als Nachfolger dieses ersten erhoffen, danken wir dem Verfasser innigst für diese Spende, eine rühmliche Anfangsleistung und wohl würdig, den Jubeltisch seiner Eltern mit zu schmücken. Es waltet darin etwas von jenem Geiste, den wir als seinem „geliebten Lehrer Rudolf Hildebrand“ (S. 40) eigentümlich innig verehren. Für den deutschen Unterricht wie für das Schulleben und seine Grundsätze überhaupt fällt genug fruchtbringender Same mit ab.

Leipzig, 2. Jan. 1890. **Ludwig Fränkel.**

Krumbach, Karl Jul. Deutsche Aufsätze, für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. I. Bändchen: Erzählungen. 188 S., II. Bändchen: Beschreibungen und Schilderungen. 184 S. Preis des Bändchens Mark 1,60. Leipzig, B. G. Teubner 1890.

Der Verfasser bietet nur ausgeführte Arbeiten aus der Praxis, ohne theoretisches Beiwerk. Wir billigen diesen Standpunkt um so mehr, als wir davon überzeugt sind, daß wir zwar eine Fülle vorzüglicher theoretischer Werke besitzen, daß es aber an praktischen Anleitungen, namentlich für die höheren Schulen, noch sehr fehlt. Viele der vorhandenen Aufsatzsammlungen sind kritiklose und unwissenschaftliche Sammelsurien, und zwischen den schönen Worten der Theoretiker und der Gestalt unseres deutschen Unterrichtes in der Praxis ist noch eine weite, tiefe Kluft, die endlich einmal überbrückt werden muß. Diesem Zwecke werden Krumbachs Aufsätze sehr förderlich sein. Die Stoffe sind glücklich gewählt, sie sind aus dem genommen, was die Seele des Kindes in frischer Gegenwart umgiebt, packt und nicht losläßt, es findet sich hier manch schöner Griff ins volle Menschenleben, die Sprache ist klar, lebendig, einfach und gesund, von dürrer Rhetorik und leerer Regelschwätzerei ist das Buch von Anfang bis zu Ende frei, es ist das frische Erzeugnis eines lebendigen, gesunden Geistes, und darum heißen wir es herzlich willkommen. Möchte das Buch vielseitige Beachtung finden und recht fleißig benutzt werden.

Dresden. **Otto Lyon.**

E. Göpfert, Wörterbuch zum Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers. Leipzig, B. G. Teubner 1889. XX, 220 S.

Bei dem regen Eifer, mit welchem gegenwärtig die Sprache Luthers von vielen einer wissenschaftlichen Untersuchung und Darstellung unterzogen wird, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch die in

seinem Kleinen Katechismus niedergelegte Sprachform einer solchen gewürdigt wird. Ist es doch selbstverständlich, daß gerade dieses Büchlein, dessen Inhalt „in die Leute, sonderlich in das junge Volk zu bringen" Luthers ausgesprochene Absicht war, seine Sprache in ihrer ganzen Eigenart, in ihrer kindlichen Einfachheit und schlichten Volkstümlichkeit redet. Aber auch hier erscheint dem heutigen Geschlechte manches in den Lautverhältnissen, in der Beugung und Wortbildung fremdartig; manches in der Wortbedeutung und in der Syntax wird heute nach seinem eigentlichen Gehalte mehr gefühlt als unmittelbar empfunden. Das hier anzuzeigende Buch kommt dem, welcher Verständigung über diese Dinge behufs der Worterklärung des Katechismus bedarf, in trefflicher Weise entgegen. Dem Wörterbuche schickt der Verfasser S. VI—XX eine den Lesern dieser Zeitschrift schon im 2. Jahrgange, S. 488—501 mitgeteilte Einleitung voraus, in welcher er über Vokalismus, Konsonantismus, Wortbildung, Verbal- und Nominalflexion, Stil und Satzbau der Katechismussprache mit zweckentsprechender Ausführlichkeit handelt. Eine kurzgefaßte Textgeschichte des Kleinen Katechismus würde sich dem die Seiten 1—27 füllenden Abdrucke der beiden Rezensionen von 1529 und 1537 passend angeschlossen haben. Dem Verzeichnis der Abkürzungen, in welchem die unrichtige Angabe, daß das ausgezeichnete Wörterbuch zu Dr. M. Luthers deutschen Schriften von Ph. Dietz nur bis zum Buchstaben F reiche, dahin zu verbessern ist, daß wir uns auch noch der Bearbeitung des G und H bis zum Worte Hals erfreuen können, folgt S. 29—220 das Wörterbuch selbst, welches nahezu alle im Kleinen Katechismus vorkommenden Wörter enthält. Es fehlen nur Wörter wie: und, ein, mein, dein, sein, du, er, wobei man freilich nicht recht einsieht, warum die letzteren übergangen sind, während ich ausführlich behandelt wird. Sonst sind aber gerade die scheinbar unbedeutenden Wörter, die in den gangbaren Katechismuserklärungen meist unberücksichtigt bleibenden Formwörter oder Partikeln, nach ihren mannigfachen Beziehungen im Satze reichlich bedacht. Die Erklärung der Wörter besteht nun zunächst in der Angabe ihrer Bedeutung an jeder einzelnen Stelle im Katechismus (z. B. Leben = leibliches Leben: mit aller Notdurft und Nahrung des Lebens reichlich und täglich versorget; 1. Art.; = ewiges Leben: wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit, 5. Hptst.; nehmen = etwas Gegebenes empfangen, annehmen: nehmet hin und esset, 5. Hptst.; = aufheben, in die Hand nehmen: nahm er das Brot, ebenda; = heimlich und unerlaubt nehmen: stehlen, daß wir unsers Nächsten Geld oder Gut nicht nehmen, 7. Gebot); sodann in der sprachgeschichtlichen und etymologischen Begründung der vorher gegebenen Erklärung, unter Zurückgang auf die althochdeutschen, mittel-

hochdeutschen, ja auch gotischen Wortformen, jedoch auch mit der durch den Zweck des Buches geforderten Beschränkung auf das Notwendigste. Der durch andere germanistischen Arbeiten schon lange bekannte Verfasser verhehlt es natürlich nicht, auf wessen Schultern er dabei steht; kommt ihm doch jedenfalls außer dem Verdienste der planvollen, durchsichtigen Ausführung des Unternehmens und der willkommenen Handreichung, die er damit dem Unterrichte thut, auch das manch eigner guten Beobachtung des Lutherschen Sprachgebrauchs unstreitig zu. Nur weniges ist dem Unterzeichneten aufgestoßen, das einen Einwand hervorriefe, und davon möge hier nur folgendes angeführt werden: S. 55 da soll in den Worten: wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit ohne besondere Bedeutung, nur zur Verstärkung stehn, während doch wegen des vorangehenden wo die räumliche Bedeutung als die richtigere erscheint, S. 94: gesund hat nicht nur im Mittelhochdeutschen sondern auch im Neuhochdeutschen die weitere Bedeutung: Vorteil bringend; S. 156 ist unverständlich, warum regieren vom lateinischen regere und regnare herkommen soll. Den vom Verfasser selbst angemerkten wenigen Berichtigungen ist nur noch auf S. XIV die der hier angeführten Stelle Ps. 50 statt 30 hinzuzufügen. — Das Buch sei zu fleißiger Benutzung allen Fachgenossen, namentlich auch den Lehrern der Volksschule, hiermit bestens empfohlen.

Dresden. **E. Harich.**

E. Ziel, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes. Leipzig, B. G. Teubner 1889. 97 S.

Zu dem Unterrichtsgegenstande, welchem diese Blätter gewidmet sind, steht die vorgenannte kleine Schrift, eine Frucht der Ruhestandsmuße des ehemaligen Rektors des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden, in keiner unmittelbaren Beziehung. Wenn dennoch an dieser Stelle in wenigen Zeilen auf dieselbe hingewiesen und sie der Beachtung empfohlen wird, so geschieht es einesteils deshalb, weil jeder an einer höheren Lehranstalt Unterrichtende der Darstellung eines so erfahrungsreichen Lehrerlebens, wie es dem „alten Schulmanne“ sechsundvierzig Jahre hindurch an sieben Anstalten, darunter an zweien (Clausthal und Dresden) 20 Jahre als Direktor, zu führen vergönnt war, für seine eigne amtliche und außeramtliche Wirksamkeit manchen guten Wink entnehmen kann; anderenteils deshalb, weil der Verfasser, von Hause aus altklassischer Philolog, den Unterricht im Deutschen, den er selbst zeitweilig erteilt hat, als das erste und wichtigste Fach für höhere, wie für niedere Schulen bezeichnet, wobei er (S. 62) die, wie wir hoffen recht bald fernerhin der Begründung entbehrende, Bemerkung macht, daß im

Königreiche Sachsen das Deutsche an den Gymnasien niedriger geschätzt werde als in des Verfassers ehemaligem Wirkungskreise, dem „alten Hannover", und daß es dort den beiden klassischen Sprachen wie der Mathematik nachgestellt werde. Denn während nach der in Sachsen bestehenden Reifeprüfungsordnung „ungenügende Leistungen in einem einzelnen Fache durch besonders tüchtige Leistungen im Lateinischen oder im Griechischen oder in der Mathematik kompensiert werden können", sei diese Ausgleichsbefugnis selbst den vorzüglichsten Leistungen im Deutschen nicht eingeräumt. Dagegen gestattet, wie wir hinzufügen, die entsprechende Ordnung für die Realgymnasien, ungenügende Leistungen in einem einzelnen Fache durch besonders tüchtige Leistungen in einer der Sprachen, die deutsche also eingeschlossen, oder in der Mathematik zu kompensieren. — Gern vernähme man von dem erfahrenen Schulmanne etwas Genaueres über seine Ansicht vom Betriebe des deutschen Unterrichts; vielleicht gestattet ihm (möge dies wenigstens als Wunsch ausgesprochen sein!) die Ruhestandsmuße, dem mehr das Äußere seines Lebensganges erzählenden Schriftchen Ergänzungen folgen zu lassen, die das nachstrebende jüngere Lehrergeschlecht mit seinen Erfahrungen in Erziehung und Unterricht eingehender bekannt machen. Denn niemals mehr als jetzt scheint es erforderlich, daß gegenüber dem manchmal sich überstürzenden Eifer der Schulverbesserer die Stimme der Schulerfahrenen sich vernehmlich mache und Gehör finde. — Daß der geehrte Verfasser als geborener Hannoveraner seine Landsleute als diejenigen bezeichnet (S. 52), die im allgemeinen durch Reinheit der Aussprache vor den übrigen Deutschen sich auszeichnen, wird heutzutage, nachdem allerdings jene Ansicht nachgerade fast zum Dogma geworden war, mehr Widerspruch hervorrufen als die weitere Bemerkung, daß die Cellenser wieder den übrigen Hannoveranern darin voranstehen. Letzteres mögen wir ohne Bedenken von dem gründlichen Kenner seines ihm ans Herz gewachsenen Heimatlandes auf Treu und Glauben hinnehmen.

Dresden. **E. Harich.**

Kleine Mitteilungen.

— In der Pfingstwoche fand die Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in München statt, bei der Herr Professor Dr. Brenner (München) den Festvortrag hielt über das Thema: „Über Freiheit und Zwang gegenüber der Muttersprache" und in der folgende den deutschen Unterricht betreffende Sätze des Herrn Professor Dr. Dunger (Dresden) mit großer Mehrheit angenommen wurden: „Was erwarten wir von der Schule im Sinne unserer Bestrebungen? 1. Die deutsche Jugend soll durch Lehre und Vorbild angeleitet werden, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden. Sie soll es als ein Unrecht gegen die Muttersprache empfinden, fremdsprachlichen Aus-

drücken den Vorzug vor deutschen Wörtern zu geben; sie soll durch Vermeidung der Fremdwörter dahin geführt werden, den Reichtum der Muttersprache zu erkennen und den eigenen Wortvorrat zu erweitern; sie soll durch die Forderung, gut deutsch zu reden, genötigt werden, gut deutsch zu denken. So wird die Bekämpfung der entbehrlichen Fremdwörter ein bedeutsames Förderungsmittel geistiger Bildung und nationaler Erziehung. — 2. Die deutsche Sprache soll der Mittelpunkt des gesamten Unterrichts sein. In allen Lehrfächern sollen Lehrende und Lernende sich bemühen, gut deutsch zu sprechen und zu schreiben. Namentlich bei Übersetzungen aus fremden Sprachen halte man streng auf echt deutschen Ausdruck und suche die Eigenart des Deutschen durch den Gegensatz der fremden Sprache klar zu machen. — 3. Besonderes Gewicht ist auf den mündlichen Gebrauch der deutschen Sprache zu legen. Schönes, ausdrucksvolles Lesen soll auch an fremden Sprachen geübt werden. Gelegenheit zu freiem Gebrauche der Muttersprache, zu zusammenhängendem Sprechen werde womöglich in allen Fächern geboten. Man gewöhne die Schüler auch an eine gute Aussprache, die sich im ganzen möglichst an die Sprache der Bühne anschließen soll, ohne durch das Streben nach Vermeidung aller mundartlichen Anklänge ins Gezierte zu verfallen. — 4. Der Unterricht in der deutschen Sprachlehre soll die Schüler dazu anleiten, das Deutsche nicht als eine tote Büchersprache, sondern als eine geschichtlich gewordene, stetig sich fortentwickelnde, lebendige Sprache anzusehen. Darum soll der Unterricht mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfen und zur Erläuterung der jetzigen Sprache auf die älteren Sprachformen zurückgreifen. Die Sprache des Nibelungenliedes und Walthers von der Vogelweide soll keinem Schüler einer höheren Lehranstalt unbekannt bleiben. — 5. In den Aufsatzübungen sehe man besonders auf Klarheit, Einfachheit, Volkstümlichkeit; leere Redensarten sind nicht zu dulden. Bei Fragen der Sprachrichtigkeit vermeide man ebenso engherzige Kleinlichkeit wie regellose Ungebundenheit. — 6. Der Unterricht in der deutschen Sprache soll in den Schülern ein lebendiges, sicheres Sprachgefühl entwickeln, das Sprachgewissen schärfen und durch die Erkenntnis, daß die Muttersprache eines der köstlichsten Güter unseres Volkes ist, die Begeisterung für deutsches Volkstum und Vaterland wecken und stärken." — Unsere Zeitschrift begrüßt die Annahme dieser Sätze durch den Allgemeinen Deutschen Sprachverein mit lebhafter Genugthuung.

— Martin Greifs Konradin wurde nun auch in München mit großem Erfolg aufgeführt.

Zeitschriften.

Philipp Strauch, Verzeichnis der auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur im Jahre 1888 erschienenen wissenschaftlichen Publikationen. Sonderabdruck aus Elias Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. 34. Band und zwar aus dem Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XVI, 2. 3. Mai 1890, S. 145—220. (Eine ganz vorzügliche Zusammenstellung aller nur irgendwie nennens- und beachtenswerten Schriften und Aufsätze zum neueren deutschen Schrifttum, die mit außerordentlicher Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet ist.)

Neu erschienene Bücher.

Krumbach, Karl Jul., Deutsche Aufsätze für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. I. Bändchen, Er-

zählungen. II. Bändchen: Beschreibungen und Schilderungen. Leipzig, B. G. Teubner 1890. 188 S., 184 S. Preis Mark 1,60 für den Band.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache am Kgl. Realgymnasium zu Döbeln. (Rektor Prof. Dr. Vogel in Dresden, Prof. Dr. Müller in Chemnitz, Prof. Dr. Hentschel und Dr. Hey in Döbeln, Dr. Lyon in Dresden.) Zweite Auflage. 1. Teil: Sexta. 289 S. Preis Mark 1,50. 2. Teil: Quinta. 321 S. Preis Mark 1,80. Leipzig, B. G. Teubner 1890.

Paul, Hermann, Grundriß der germanischen Philologie. 1. Band, 4. Lieferung (Sprachgeschichte). II. Band, 3. Lieferung (Litteraturgeschichte).

Prosch, Franz, Leitfaden für den litterar-historischen Unterricht an österreichischen Lehranstalten. Wien, Karl Graeser 1889. 1. Heft: Von der Urzeit bis zu Lessings Tode. 120 S.

Gast, E. R., Lessings Emilia Galotti, Gotha, Perthes 1886. Mark 1,20.

Gast, E. R., Goethes Egmont, Gotha, Perthes 1890. Preis Mark 1,20.

Irmscher, Emil, Vergils Äneide. In freien Stanzen übersetzt. Buch III. und V. 27 S. und 31 S. Leipzig, G. Fock 1889 u. 1890.

Böttichers und Kinzels Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Band III, 2. Martin Luther, Schriften zur Reformationsgeschichte und verwandten Inhalts, ausgewählt, bearbeitet und erläutert von Richard Neubauer. 1. Teil. 187 S. Preis Mark 1,80. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1890.

Schuster, A., Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten. 3. Aufl. 87 S. Preis Mark 2. Halle, Mühlmann 1890.

Meyer, Joh., Deutsches Sprachbuch. 1. Teil: Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. 8. Aufl. Hannover, Karl Meyer, 1890. Preis Mark 0,30.

Narten, Karl, Lies richtig! Anleitung zum Richtigsprechen. Deutsche Grammatik für die Oberstufe der Volksschule. 2 Teile. Hannover, Karl Meyer. 1890. Preis Mark 1,10.

Günther, A., Deutsche Sprachlehre mit Satzlehre. Für Volksschulen. Leitfaden für die Hand des Lehrers. Stuttgart, Druck und Verlag der Akt.-Ges. Deutsches Volksblatt. 1890. XIX, 283 S.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben: Brant und Fischart, Auswahl, herausgegeben von Dr. Ludwig Voigt. Preis 60 Pf. — Goethe, Gedichte, herausgegeben von Direktor Dr. R. Franz. Preis 75 Pf. — Goethe, Goetz von Berlichingen, herausgegeben von Oberlehrer Dr. R. Beer. Preis 60 Pf. — Goethe, Torquato Tasso, herausgegeben von Oberlehrer Dr. Palm. Preis 50 Pf. — Goethe, Kleinere Schriften über Kunstgeschichte, herausgegeben von Dr. H. Löschhorn. Preis 60 Pf. — Goethe, Kleinere Prosaschriften I., herausgegeben von Direktor Professor Dr. W. Nöldeke. Preis 60 Pf. — Goethes Leben und Werke, von Oberlehrer Dr. Heinemann. Preis 60 Pf. — Herder, Prosa, herausgegeben von Dr. R. Franz. 1. Bändchen. Preis 60 Pf. — Homer, Ilias, herausgegeben von Dir. Prof. Franz Kern. Preis 90 Pf. — Immermann, Oberhof, herausgegeben von Oberl. Dr. Carel. Preis 60 Pf. — Kleist, Michael Kohlhaas, herausgegeben von Oberlehrer Dr. J. Wychgram. Preis 50 Pf. — Kleist, Prinz von Homburg, von Oberlehrer Dr. Windel. Preis 50 Pf. — Klopstock, Ausgewählte Dichtungen, herausgegeben von Oberlehrer Dr. Heinemann. Preis 60 Pf. — Klopstocks

Leben und Werke, von Oberlehrer Dr. Heinemann. — Wielands Leben und Werke. Von Dr. R. Boxberger. Preis 50 Pf. — Körner, Zriny, herausgegeben von Oberlehrer Dr. Carel. Preis 50 Pf. — Lessing, Laokoon, herausgegeben von Direktor Professor Dr. A. Thorbecke. Mit Abbildung. Preis 50 Pf. — Lessing, Ausgewählte Prosa (kleinere Schriften), herausgegeben von Dr. F. Violet. I. Bändchen. Preis 75 Pf. — Dasselbe. II. Bändchen. Im Druck. — Luther, Auswahl kleinerer Prosaschriften, herausgegeben von G. Schöppa. Preis 60 Pf. — Shakespeare, Richard II., herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. Preis 50 Pf. — Shakespeare, Julius Cäsar, herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. Preis 50 Pf. — Shakespeare, Heinrich IV., herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. I. Teil. Preis 50 Pf. — Dasselbe II. Teil. Preis 50 Pf. — Volkslied, das deutsche. Von Direktor Dr. Matthias. Preis 75 Pf.

Buchwald, Kawerau, Köstlin u. a., Luthers Werke für das christliche Haus, Heft 11, Braunschweig, Schwetschke u. Sohn, 1890. 74 S. Preis Mark 0,30.

Zimmermann, Joh. Nepom., Die Aussprache des Hochdeutschen in unserem Seminar. Programm des Lehrerseminars zu Meersburg 1890. Überlingen, Feyel. 71 S.

Neue Bahnen, Monatsschrift, Heft 6, Gotha, Behrend 1890. Preis vierteljährlich Mark 1,25.

Düntzer, H., Uhlands Balladen und Romanzen, erläutert. 2. Aufl. Leipzig, Wartig 1890.

Kont, J., Goethe, Dichtung und Wahrheit, avec une introduction et des Notes. Paris, Garnier Frères. 172 S.

Richter, Albert, Volkstum und Volksschule, Vortrag. Leipzig, Richard Richter 1889. 32 S. Preis Mark 0,60.

Basedow, Friedrich, Germania. Zweitausend Jahre vaterländischer Geschichte in deutscher Dichtung. Berlin, Meidinger 1890.

Horák, Wenzel, Die Entwickelung der Sprache Hallers. Programm der Staats-Oberrealschule zu Bielitz 1890.

Ullsperger, Franz, Der schwarze Ritter in Schillers „Jungfrau von Orleans". Jahresbericht des Staats-Obergymnasiums in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1890.

Curto, H., Die Figur des Mephisto im Goetheschen Faust. Turin, Roux u. C. 1890. 114 S.

☞ **Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^II.

Martin Greifs vaterländisches Schauspiel Prinz Eugen.

Von **Gotthold Klee** in Bautzen.

Die erste Aufgabe des deutschen Unterrichts an höheren Schulen ist — darüber herrscht seit langem kein Streit mehr — Einführung in die Meisterwerke unserer Klassiker; auch hat man längst eingesehen, daß ein Überblick über die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Litteratur, die zu jenen Höhen emporleiten, und ein Einblick in die bedeutendsten darunter den Lernenden nicht vorenthalten werden darf; daß aber neben diesen beiden Aufgaben eine dritte an den Lehrer herantritt, nämlich die: den jungen Leuten auch durch die Überfülle der nachklassischen Litteratur, der sie ratlos gegenüberstehen, ein Führer zu sein, dies möchte wohl in der Praxis bei weitem weniger anerkannt werden, und über die dabei einzuschlagende Methode gehen die Ansichten vollends auseinander. Hier und da glaubt wohl einer noch genug zu thun, wenn er nach ein paar möglichst wegwerfenden Bemerkungen über die „Verirrungen" der romantischen Schule (nach denen sich die Schüler die älteren Romantiker, z. B. einen so feinen Geist wie Tieck, so ziemlich als Halbverrückte vorstellen müssen) aus der Menge der „Epigonen" einige Namen und Büchertitel anführt, wobei er es als günstigen Umstand ansieht, daß Uhland und die Vaterlandsdichter von 1813 schon in Tertia „abgemacht" sind und daß von den „jüngsten" Poeten (unter die nach Befinden auch siebzigjährige oder vor zehn, zwanzig Jahren Verstorbene gerechnet werden) die Jungens „Gottlob!" nicht viel zu wissen brauchen — namentlich deshalb, weil der Herr Professor selbst nicht viel von ihnen weiß. Natürlich sind dann die Schüler am Ende nicht klüger als vorher, eher das Gegenteil, und wer sich nicht mit Goethes Tod die Thüre vor der Nase zuschlagen lassen will, dem bleibt nichts übrig, als sich auf eigne Hand in die Flut hinauszuwagen; was er herausfischt, das hängt vom Zufall ab oder im günstigsten Falle von dem „Leitfaden", aus dem er sich Rats erholte.

Zweierlei ist zuzugeben. Erstens: man kann dem Lehrer, der alle Mühe hat, in den weiten Räumen der Litteratur von Klopstock bis Goethe und Schiller sich häuslich einzurichten, der die erste Blüteperiode unserer Dichtung gründlich kennen und daneben vielleicht Homer oder einen Tragiker erklären oder Geschichte lehren soll, man kann diesem außerdem mit Korrekturen und Nahrungssorgen beladenen, mühseligen

Menschenkinde unmöglich zumuten, auch noch Studien in der modernen Litteratur „zu Schulzwecken" anzustellen. Und zweitens: es ist gewiß (ich glaube es wenigstens) schon viel, sehr viel gebessert worden. Wie lange ist es doch her, daß Heinrich von Kleists unsterbliche Dramen mit Eichendorffs, Fouqués und einiger anderer „romantischer Nachzügler" Werken in einer Stunde „abgethan" wurden? daß Grillparzers reine und edle Dichtungen es sich gefallen lassen mußten, in einen Topf mit Wernerschen, Müllnerschen und Houwaldschen Ausgeburten gestampft zu werden? Jetzt werden der preußische und der österreichische Dichter als unsere größten Dramatiker nach Schiller wohl allenthalben anerkannt und manche ihrer Dichtungen in der Schule gelesen; wenigstens besitzen wir eine Reihe zum Teil trefflicher Schulausgaben, sogar eine der Ahnfrau, was ich freilich nicht gut heißen kann. Aber sehr darnieder liegt noch die Behandlung der zeitgenössischen Dichter in der Schule.[1]) Wer sich davon überzeugen will, der lese einmal in einigen Jahresberichten die Titel der für die Schülerbibliothek neu angeschafften Dichterwerke; er wird zuweilen seinen Augen nicht trauen, und noch weniger werden dies nachkommende Geschlechter thun, die voraussichtlich etwa neun Zehntel aller in unseren Jahrzehnten angekauften Werke „beliebter Schriftsteller" schonungslos ausmerzen werden. Zahlreiche, rühmliche Ausnahmen gern zugestanden, muß doch gesagt werden, daß im großen und ganzen eine fast unglaubliche Rat- und Planlosigkeit herrscht. Wie dieser abzuhelfen sei? Ich sehe nur zwei Mittel: man vertraue — dies ist Sache der Behörden — den deutschen Unterricht (und die Leitung der Schülerbibliotheken) solchen Männern an, die Zeit und Fähigkeit besitzen, die Spreu vom Weizen zu sondern, und man erleichtere — das ist Sache der Litteraturkundigen — solchen, die das gern möchten, aber vor anderer Arbeit nicht dazu kommen, durch Vorarbeiten aller Art die Bethätigung ihres guten Willens. Dazu nach meinen schwachen Kräften mein bescheidenes Scherflein beizutragen, zugleich aber auch, um ein schreiendes Unrecht gegen mehrere unserer verdientesten Dichter gutmachen zu helfen — diese Absicht war es, die mich vor Jahren schon vor die Frage stellte: welche Dichter und welche ihrer Dichtungen sind vorzüglich geeignet und würdig, in den Kreis der Schulbehandlung (im angegebenen

1) Hiermit ist nicht Lesung solcher Dichter in den Schulstunden selbst gemeint (die Anzahl der deutschen Unterrichtsstunden in Prima müßte verdoppelt werden, wenn sich dazu Zeit finden sollte), sondern Anregung und Anleitung zur Privatlektüre, Mitteilung von anziehenden Stellen, Benutzung zu freien Vorträgen der Schüler und, im Anschluß an solche, bündige Besprechung der Dichter und ihrer Hauptwerke, gelegentliche Vergleichungen, Verwendung zu Aufsatzthematen (Charakteristiken, Inhaltsangaben, Sentenzen, Vergleiche 2c.).

Sinne) gezogen zu werden? Unbedingt nötig schien es mir, an äußere Vollendung, frisch quellende Poesie, sittliche Reinheit und vaterländischen Geist die strengsten Anforderungen zu stellen; was solchen Anforderungen nicht stichhält, gehört meiner Meinung nach nicht in die Schule. Eine große Menge von Dichtungen, teils allbekannte, teils wenig genannte, habe ich zu meinen Zwecken gelesen und sorgfältig geprüft; man mißdeute mir das Geständnis nicht, daß nur eine ziemlich kleine Anzahl die Probe bestand; mußte doch manches berühmte, ja manches meisterhafte Werk schon deshalb ausgeschlossen bleiben, weil es — unbeschadet seines dichterischen Wertes — den dritten der oben angedeuteten Ansprüche nicht zu befriedigen vermochte.

Wenn ich mich nun anschicke, eine Reihe für die Schule verwendbarer, moderner (und zwar zunächst dramatischer) Dichtungen[1]) in diesen Blättern ohne Vorurteile, sine ira et studio, zu besprechen, so hoffe ich, damit vorzüglich den Fachgenossen einen Dienst zu erweisen, die nicht meinen, mit Goethes Tod sei die Entwickelung der deutschen Poesie abgeschlossen, die an dem Fortleben der letzteren Anteil nehmen, die aber keine Zeit haben, alles zu prüfen, um das beste zu behalten; sollten diese Darlegungen auch hier und da weitere Kreise zu einer unbefangenen Nachprüfung der besprochenen Dichterwerke anregen, so würde sich damit ein geheimer Wunsch des Verfassers erfüllen, ein Wunsch, den nicht Selbstüberhebung, sondern Liebe zum Guten und Haß gegen das Mittelmäßige erzeugt hat.

Und nun zur Sache! Ich wähle zum Gegenstand meiner ersten Besprechung das Werk eines Dichters, der zwar den Lesern keineswegs ein Unbekannter ist, dem vor kurzem der Herausgeber dieser Zeitschrift einen warmherzigen und eingehenden Artikel gewidmet hat, der aber doch nicht so allgemein bekannt und anerkannt ist, wie er es verdient, nämlich Martin Greifs;[2]) und zwar dasjenige Werk des Dichters, welches Lyon in jenem Aufsatz mit einer Kürze behandelt, die vielleicht nur aus zarter Rücksicht auf diesen meinen ihm längst bekannten Vorsatz entsprungen ist: das vaterländische Schauspiel Prinz Eugen. Eine Inhaltsangabe, aus der am leichtesten der einfache, aber kunstvolle Aufbau des Stückes erhellt, sei vorausgeschickt Zeit der Handlung 1717.

---

1) D. h. nachklassischer, mit Ausnahme der Kleistschen und Grillparzerschen, die einer „Empfehlung“ glücklicherweise nicht mehr bedürfen.

2) Wenn ich hierbei eine frühere Abhandlung aus meiner Feder über denselben Dichter, die vor Jahren in den „Grenzboten“ erschienen ist, benutze und bisweilen ausschreibe, so wird man mir dies hoffentlich nicht als Plagiat auslegen.

I. Akt. Die erste Scene spielt im Landhaus des Grafen Althan (am Hofe Kaiser Karls VI.) bei Wien. Graf Goltsch, Kämmerer des Kaisers, liest einen Brief des Prinzen Eugen, in dem dieser ihm im Namen der Gräfin Batthyanyi die Hand von deren Nichte Stephanie verweigert und ihm den Rat erteilt, wenn er seine durch Spielsucht zerrütteten Verhältnisse „durch fremdes Geld rangieren" wolle, sich eine andere Partie zu suchen. Goltsch gelobt sich, dem Prinzen den Brief zu „quittieren", nicht umsonst sei er Kämmerer des Kaisers. Das Schicksal scheint seinen Plan begünstigen zu wollen. Der Kaiser mit Graf und Gräfin Althan und dem spanischen Erzbischof Cardona tritt auf. Die Umgebung, unter der die Gräfin besonders hervortritt, sucht den Kaiser für die spanische Politik[1]) zu gewinnen. Indes zeigt dieser schon jetzt seine vorwiegend deutsche Gesinnung, obgleich er beim Anblick eines Granatapfels mit wehmütiger Erinnerung von seinem Aufenthalte und seinen Hoheitsrechten in Spanien (die ihm durch den spanischen Erbfolgekrieg bereits thatsächlich entrissen sind) spricht. Gehässige Bemerkungen der Hofleute über den Prinzen Eugen („Ein deutsches Dorf galt mehr ihm als ganz Spanien", sagt die Gräfin) veranlassen den Kaiser zu einer warmen Lobpreisung seines alterprobten Feldherrn, die mit den Worten schließt:

Geht, sucht auf Erden nochmals einen Mann,
Im Glück gemäßigt, ungebeugt in Drangsal,
Im Staatsrat wie im Felde gleich bewährt,
Bringt mir ihn her, dann nehmt mir Prinz Eugen.

Wir erfahren nun aus Karls Munde, daß der Feldherr jetzt dem Erbfeind im Osten, zur Wehr gerüstet, gegenübersteht und nur auf seinen Kaiser harrt, um Belgrad zu berennen und die Hauptmacht der Türken anzugreifen. Hierauf überreichen die beiden alten Generäle Starhemberg und Schlick, von denen jener am Stock geht, dieser ein Auge verloren hat, dem Kaiser ein Memorandum, in dem auf die gefährliche Lage des Heeres und die angeblich leichtsinnige Führung Eugens hingewiesen wird. Karl, welcher aus dem von Eugen geäußerten Wunsche, er möge nicht ins Lager kommen, schließt, daß wirklich ernste Gefahr vorhanden sei, billigt nicht ohne inneres Widerstreben das Memorandum und erläßt Befehl an den Feldherrn, keine Schlacht zu wagen, sondern langsam zurückzuweichen. Zum Überbringer seines Handschreibens bestimmt er Goltsch, der triumphierend abgeht, um den Verhaßten zu demütigen. In

1) Die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastatt führten bekanntlich nicht zum Frieden zwischen Spanien (den Bourbonen) und dem Reich (Kaiser Karl VI.), doch war Karl des opfervollen Krieges müde.

demselben Augenblicke treten die Gräfin Batthyanyi und ihre Nichte Stephanie auf. Erstere übergiebt dem Kaiser das Testament des Prinzen, das jener gerührt annimmt. Als die Gräfin gesteht, sie sei besorgt um Eugens Wohlsein und beabsichtige, eilends nach dem Kriegsschauplatz zu reisen, „ihm nah zu sein, wenn er verwundet würde", beruhigt sie Karl mit der Eröffnung, daß er Ordre zum Rückzug erlassen habe. Die Gräfin aber gerät darüber in lebhafte Unruhe und drückt die Befürchtung aus, der Prinz werde den Befehl vielleicht im Drang der Lage umgehen müssen. Die Umgebung des Kaisers äußert hierüber unwillige Verwunderung, dieser aber hält das Bedenken der Gräfin für gegenstandslos und übergiebt ihr sein Miniaturbild, damit sie es als Zeichen seiner Huld dem Prinzen bringe mit dem Befehl, sein kostbares Leben zu schonen. In schalkhaft feiner Weise gewährt er darauf Stephanie ihren Wunsch, dem englischen Junker Grafen Hamilton, der als Volontär im kaiserlichen Heere dient, das „Recht der Ingeburt" zu verleihen, denn — sagt Stephanie — „er möchte nimmermehr aus Östreich fort, so hängt sein Herz an unserm lieben Lande." Der Kaiser giebt sein Wohlwollen für den ritterlichen jungen Mann zu erkennen: „Gefällt es unserm jungen Freund bei uns und strebt er seinem großen Schützer (dem Prinzen) nach, dann steht es allzeit wohl um ihn."

Zweite Scene: Nacht; im Zelte des Prinzen Eugen im Lager vor Belgrad. Der Feldherr legt seinem Stabe die militärische Lage dar und seine Absicht, noch vor Tage anzugreifen. Alle stimmen bei außer dem pedantischen alten General Heister, der aber von Eugen mit gutmütigem Spott über seine „neue Kriegskunst" zum Schweigen gebracht wird. Darauf erteilt der Prinz den Generälen den Schlachtbefehl. Prinz Ludwig (Neffe Prinz Eugens) und Graf Hamilton, die auf Kundschaft ausgesandt waren, bringen die Meldung, daß das feindliche Heer Verstärkung erhalten hat. Die Lage wird dadurch zwar noch schwieriger, aber auch drängender, weshalb der Feldherr nun erst recht befiehlt, unverweilt anzugreifen. Indem er aufbrechen will, kommt Graf Goltsch mit dem Handschreiben des Kaisers.

Prinz Eugen (nachdem er das Siegel betrachtet).

Ich bin begriffen, Seiner Majestät
Glorreiche Kriegsarmee zur Schlacht zu führen;
Und muß daher um kurzen Aufschub bitten.

Goltsch.

Belieben, sich die Ordre anzublicken:
Ihr Inhalt ist von höchster Wichtigkeit.

(Prinz Eugen öffnet das Schreiben und wirft einen Blick hinein, ein Schuß fällt, dem in kurzen Pausen zwei andere folgen.)

Prinz Eugen.

Messieurs, wir haben das Signal zur Schlacht
(Er steckt den Brief in die Tasche und bricht auf)
Inzwischen lad' ich den Herrn Kämmerer ein,
Von der Fatigue im Zelt sich auszuruhn —
Avance!

Alle.

Mit Prinz Eugen für Gott und unsern Kaiser!
(Indem sich Prinz Eugen mit den Generälen und Prinzen, sowie Hamilton rasch entfernt, blickt ihm Goltsch mit triumphierender Gebärde nach und tauscht mit Heister verständnisvolle Blicke aus.)

II. Akt. Die Schlacht bei Belgrad. Die erste Scene stellt das Schlachtfeld dar, in dessen Hintergrunde Belgrad, von der Donau umflossen, sichtbar ist. Es ist früher Morgen, überall dichter Nebel. In der Ferne Kanonendonner. Der alte Heister, der wider Eugens Verfahren, „so alle Regeln auf den Kopf zu stellen" murrt, trifft mit Goltsch zusammen, der dem Zelte des Prinzen entschlüpft ist und nun bloß noch die Entscheidung — wie er meint, die Niederlage Eugens — abwarten will, um die Neuigkeit sogleich nach Wien zu melden. Gegen den auftretenden Hamilton kann er seine Bosheit nicht verbergen und erfährt von diesem eine verdiente Zurechtweisung. Weislich verzichtet nun der Dichter darauf, die Schlacht auf der Bühne darzustellen, er weiß dafür durch kleine lebendige Scenen, kurze Berichte, Auftreten Verwundeter, den rührenden Tod des Prinzen Ludwig u. s. w., den Gang des Kampfes für die Phantasie deutlich zu malen. Dem Ernst tritt der Humor in der Figur des braven Sergeanten Eschenauer mildernd zur Seite. Die Türken siegen zuerst auf verschiedenen Punkten, und die Schlacht scheint bereits fast verloren, so daß Goltsch in diabolischer Freude aufbricht mit den dem Prinzen geltenden höhnischen Worten: „Auf Wiedersehn in Wien beim Kriegsgericht!" Der Feldherr, der nun mit seinem Stabe auftritt, verliert die kalte Besonnenheit keinen Augenblick; von einer Anhöhe herab den Kampf eine Zeit lang beobachtend, erteilt er verschiedene Befehle; in der Sterbescene des Prinzen Ludwig tritt sein menschlicher Charakter schön hervor. Die ganze große Scene schließt damit, daß Eugen einen allgemeinen Angriff befiehlt; er selbst zieht voran, die Seinigen folgen ihm unter Hurrarufen und starkem Geschützdonner.

Die zweite Scene führt wieder in das Zelt des Feldherrn, in das Gräfin Batthyanyi und Stephanie eintreten. Letztere enteilt indes bald wieder, voll Angst und Unruhe um Hamilton. Die Gräfin hofft, Goltsch werde sich verspätet und der Prinz noch im Stand vollkommener Kriegsgewalt gehandelt haben. Jetzt hört man draußen Viktoria rufen. Hamilton eilt herein und berichtet der Gräfin den Beginn der Schlacht. Die Gräfin sinkt zitternd auf einen Feldstuhl, als sie hört, daß Eugen

das kaiserliche Schreiben vor der Schlacht erhalten habe. Es folgt darauf aus Hamiltons Munde eine überaus anschauliche Schilderung des Entscheidungskampfes. Die Thatsache eines glänzenden Sieges beruhigt die Gräfin einigermaßen. „Ein solcher Sieg macht jeden Neid verstummen.“ Als Hamilton dann erzählt, wie ihn das Bild Stephanies während des ganzen Kampfes sichtbar umschwebt habe, erscheint die Geliebte selbst und begrüßt ihn mit zärtlichem Stolz als siegreichen Kämpfer. Der Prinz tritt mit seiner Suite herein, und die Gräfin überreicht ihm das kaiserliche Bildnis, das er gerührt betrachtet: „Mein gnädiger Herr und Kaiser! daß ich dir ungehorsam werden mußte!“ Als er hört, Goltsch sei schon unterwegs nach Wien, meint er arglos: wohl um die Siegesbotschaft zu überbringen.

„So wird der edle Karl uns wohl nicht zürnen,
Daß wir uns seiner Ordre widersetzt;
Nein, er verzeiht es sicher. Eilt nur zu,
Herr Kämmerer! Frohe Post kommt nie zu früh.“

Jetzt bringt Graf Palffy noch die Kunde, daß auf Belgrads Zinne die weiße Fahne weht. „Gefegt vom Heimatboden ist der Erbfeind, und frei durch Ungarns Triften strömt die Donau“. Zwei Paschas mit Gefolge treten in das Zelt, die die Schlüssel der Festung und eine Papierrolle mit dem Friedensgesuch des Großveziers darreichen. Eugen erwidert, daß die Antwort auf letzteres der Kaiser erteilen werde. Als die Türken sich entfernt haben, kniet er mit allen Anwesenden nieder, um Gott für den Sieg zu danken. Die Rückwand des Zeltes öffnet sich, man sieht das Heer in Gruppen geordnet auf den Knien. Unter Musikklängen und Salutschüssen stimmen alle das Tedeum an.

III. Akt. Ein Saal im kaiserlichen Lustschlosse Favorita zu Wien. Der Kaiser erzählt dem Erzbischof Cardona, er habe während der Messe von der Höhe des Chores her ein Tedeum zu vernehmen geglaubt, was der Geistliche für Sinnestäuschung erklärt. In großer Eile kommen die Generäle Schlick und Starhemberg, mit denen Graf Althan herantritt, mit der Meldung, es gehe das Gerücht von einer ungeheuren Niederlage und der Gefangennahme Eugens. Während der Kaiser sich zu fassen sucht, naht sich auch Goltsch, der noch vor dem Ausgang der Schlacht ungeduldig die Walstatt verlassen hat und nun die völlige Vernichtung des christlichen Heeres meldet. Tief erschüttert betet der Kaiser zu Gott um Fassung. Da erhebt sich ein allmählich näher kommendes Getöse, in das sich Hörnerklänge und bald auch Viktoriarufe, Salutschüsse und Glockengeläute mischen. Lebehochrufe auf den Kaiser und den Prinzen Eugen werden vernommen. Der Kaiser erhebt sich in höchster Überraschung, das Volk stürzt jubelnd herein, und Hamilton

verkündet den wunderbaren, glorreichen Sieg, worauf er als Wahrzeichen den Brief des Großveziers, die Schlüssel Belgrads und die Trophäen überreicht. Karl trinkt aus einem goldenen Pokal auf das Wohl des Führers und des Heeres und sendet Hamilton zur Kaiserin, dieser die Freudenbotschaft zu überbringen. Hamilton legt zuvor den Schlachtbericht des Feldmarschalls in die Hände des Kaisers. Als die Menge sich wieder entfernt hat und die alten Generäle nebst Goltsch und Cardona halblaut ihren Ärger zu erkennen geben, befiehlt Karl dem Grafen Starhemberg den Bericht vorzulesen, den er mit tiefer Bewegung anhört. Eine Nachschrift aber, die er selber liest und in der sich der Prinz wegen seiner Umgehung des kaiserlichen Befehls kurz entschuldigt, dämpft seine freudige Stimmung, was die Feinde des Prinzen sogleich benutzen, um die Handlungsweise des letzteren ins ungünstigste Licht zu setzen. Goltsch berichtet in entstellender Weise über das Benehmen des Prinzen nach Empfang der Depesche und bemerkt, General Heister habe sich ihm freiwillig als Zeuge angeboten. Mühsam bezwingt der gekränkte Kaiser seine schmerzliche Erregung. Während die Anwesenden in hämischer Weise die Verdienste Eugens herabzusetzen suchen und große Entrüstung über dessen „insolentes" Benehmen zur Schau tragen, tritt der Geschmähte selbst herein. Der Kaiser, der seinem wärmeren Gefühl Gewalt anthut, empfängt ihn mit höflicher Zurückhaltung. Der Prinz stutzt, der verletzte Stolz regt sich in ihm. Indem er sich entfernen will, ruft ihn der Kaiser zurück und spricht in milderem Tone:

Ich kann Euch nicht entlassen, lieber Prinz,
Ganz ohne Dank, und doch fällt es mir schwer,
Euch so zu danken, wie ich es gewünscht.
(Nach einer Pause:)
Ihr seid ein Kriegsfürst, doch ich bin der Kaiser. —

Prinz Eugen.

Des war ich stets gedenk, so lang ich diene.

Kaiser Karl.

Allein — die Ordre, die ich Euch gesandt? —

Prinz Eugen (einen Schritt vortretend).

Es hat bei Eurer Majestät gestanden,
Mir den Kommandostab zu übergeben,
Wie Eure Hand ihn mir entheben kann
(er senkt den Kommandostab)
Zu jeder Stunde; doch so lang ich ihn
In Händen halte, mach' ich auch den Anspruch
Zu wissen, was dem Heer zum besten dient
Und welcherlei Messuren vor dem Feinde
Zu treffen sind, wenn ich ins Feld gerückt.

Und damit schließ' ich meine Defension,
Die meinem point d'honneur ich schuldig war.

(Indem er sich nach einer Verbeugung entfernt, bedeckt der Kaiser das Haupt und steht ernst da. Die Umgebung macht dem Prinzen eine ausgesucht höfliche Verbeugung und eilt geschäftig, mit kaum unterdrücktem Jubel auf den Kaiser zu, dessen Wink erwartend.)

Kaiser Karl (zu Althan).
Der Schlachtbericht wird ihm zurückgesandt! —

IV. Akt. Ein Zimmer im Belvedere. Prinz Eugen sitzt in Gedanken am Arbeitstisch.

Ich muß des Kaisers Brief noch einmal lesen:
„Ich harre auf die Relation der Schlacht,
Die bessern soll, was Anstoß hat erregt,
Und mahne Euer Liebden dringend nun
In wohlgemeintem Ernst, mir zu gewähren,
Was ich Euch nachzusehen nicht vermag:
Die Einräumung, daß Ihr mir gegenüber,
Wenn auch in bester Absicht, Euch vergangen.
Ein Wort soll mir genügen, und Ihr findet,
Da Ihr mir treu ergeben, leicht das Wort."

Zwar kann sich Eugen von seinem Fehl nicht überzeugen, doch rührt ihn die milde Sprache des Gebieters. Er gesteht sich ein, daß dem Kaiser gegenüber der Schein des Eigenmächtigen auf ihm liege. So beschließt er denn, sich vertrauensvoll zu entäußern vor seinem Herrn. „Wohlan, ich thu's", ruft er die Feder ergreifend, „ich will den Kaiser um Vergebung bitten". Da treten Starhemberg und Schlick herein, die der Prinz zuerst mit gutmütigem Humor behandelt. Als ihm aber jener die „sanktionierte Rangliste der Belohnten" einhändigt und Eugen den Namen Hamiltons durchstrichen findet, bäumt sich sein Stolz von neuem auf. Er giebt dem Grafen die Liste zurück, die er sich weigert zu kontrasignieren, und entläßt die Generäle kurz und gemessen. Dann zerreißt er den an den Kaiser begonnenen Brief mit den Worten: „Schickt ihr den Jungen fort, geht auch der Alte!"

Hierauf meldet der Diener den Marquis Saint Thomas, den Gesandten Savoyens in Wien. Es stellt sich bald heraus, daß dieser im geheimen Auftrag Frankreichs kommt, um dem Prinzen den französischen Marschallstab nebst anderen hohen Ehren anzubieten. Der Prinz antwortet zuerst scherzhaft, das Offert komme leider zu spät, da ihm ein Gärtner in London auf dem Todbett den Nießbrauch seines Gütchens vermacht und er, als ein Freund der Gärtnerei, sich dort alsbald gebunden habe. Als aber der Gesandte dringender wird, verbirgt Eugen seinen Unwillen nicht länger; er erinnert an die unwürdige Behandlung,

die einst Ludwig XIV. ihm habe zu teil werden lassen, und an den Tag, da Kaiser Leopold ihn hochherzig aufgenommen, und schließt:

Da war's, an jenem Festtag meines Lebens,
Daß tief in meinem Innern ich vor Gott
Gelobte, ihm und seinem Haus zu dienen,
So lang ich atme, und ich halte Wort,
So wahr ich bin Eugenio von Savoye.

„Durchdrungen von Respekt" zieht sich der Marquis zurück. „Das Andre vorhin war ein Prellschuß bloß", sagt der Prinz, als er allein ist, „doch dieser ging mir mitten durch das Herz. Nie ein Vertrauen hab' ich noch verletzt, und doch schleicht man heran, mich zu versuchen! — Die Ehre außer uns ist eitel Schein."

Jetzt erscheint die Gräfin Batthyanyi, die den verehrten Freund nachgiebig gegen den Kaiser zu stimmen sucht — ohne Erfolg. „Ich kann", spricht Eugen, „vor Seine Majestät nicht treten, bevor mir nicht in Händen der Beweis, daß sich der Kampf in eine Sphäre hob, wo die Person verschwindet vor der Sache." Hamilton und Stephanie treten auf, dem Prinzen für prächtige Gaben, die er ihnen gesandt, zu danken. Eugen nimmt ersteren beiseite und eröffnet ihm, während die Damen sich am Spieltisch unterhalten, die bittere Enttäuschung, die die Umtriebe seiner Gegner ihm bereitet haben.

Die weiche Stimmung des alten Feldherrn macht sofort einem kühl ironischen Tone Platz, als jetzt ein neuer Besuch, die Gräfin Althan, gemeldet wird, da er wohl merkt, daß diese als Spionin der Camarilla kommt. Sie sucht zuerst zu erforschen, was an dem Gerücht sei, daß der Prinz sich mit der Gräfin Batthyanyi vermählen wolle. Letzterer dementiert mit humoristischer Laune das Gerücht und fragt dann, was noch weiter zu erforschen sei. Die Gräfin nimmt darauf eine freundschaftlich warnende Miene an und versucht den Prinzen zu überreden, er möge das Postskript seines Schlachtberichts, das den Kaiser „genieren" müsse, in eine offene Entschuldigung umwandeln, worauf dieser sie mit sarkastischer Höflichkeit verabschiedet.

Jetzt giebt die Batthyanyi dem Prinzen selber zu, daß „der Schritt seiner nicht mehr würdig wäre". Während Eugen die Porträts der drei Kaiser, denen er gedient, mit wehmütigen Empfindungen betrachtet und nach den Worten: „Der (Leopold) war mir Vater —, Joseph war mir Bruder —, doch Kaiser Karl der Sechste ist mein Herr!" erschüttert dasteht, naht sich draußen sein Dragonerregiment und singt, um dem geliebten Feldherrn seine Huldigung darzubringen, von der Straße herauf das Lied auf die Belgrader Schlacht: Prinz Eugenius, der edle Ritter. Der Prinz lauscht, am Fenster stehend, in tiefer Bewegung.

Da meldet der Diener einen Fremden; es ist der Kaiser, bei dessen Erscheinen die Anwesenden außer dem Prinzen ehrerbietig das Zimmer verlassen.

Den überraschten Prinzen, der nicht verhehlt, daß er in Hamiltons Zurücksetzung eine beabsichtigte Kränkung erblickt, beruhigt der Kaiser zunächst über seinen Schützling durch das Geständnis, es sei „nur ein kleiner Schachzug" gewesen, den er gethan, um dem Prinzen „seine kaiserliche Hand zu zeigen"; nur scheinbar habe er dem Drängen von Eugens Feinden nachgegeben. In zartfühlendster Weise sucht er darauf in dem trotzenden Helden ein Gefühl von seinem Unrecht wachzurufen. General Heister hat sich ohne Ordre von seinem Corps entfernt und sich auf eigne Hand nach Wien begeben; was soll mit ihm geschehen? „Er ist vors Kriegsgericht zu stellen", meint Eugen kurz. Doch der Kaiser, den Prinzen beobachtend, erwidert, es finde sich ein Milderungsgrund, der die Begnadigung rechtfertige. „Ich seh' hier keinen, Majestät."

Kaiser Karl.

Doch ich! —
Er kann sich auf den ungesühnten Fehl
Des Obern stützen, auf des Feldherrn Beispiel.

Prinz Eugen (betroffen).

Des Feldherrn —

Kaiser Karl (aufstehend).

Auf des Feldherrn Beispiel, ja,
Der sich am höchsten Kriegsgebot verging,
Der seines Kaisers Ordre Trotz geboten.
Wie, oder hat er dies wohl nicht gethan?
Entscheidet selbst, ich greif' in nichts Euch vor.

Prinz Eugen.

Wohlan, so stellt auch mich vors Kriegsgericht!

Kaiser Karl.

Wenn Ihr es selbst so wünscht. —

Prinz Eugen.

Ich bitte drum:
Laßt fällen mir den Spruch, den ich verdient.
Ich habe gleichen Anspruch auf Behandlung
Wie jeder Mann im Heer, nicht mehr, nicht minder.
Und sprechen mich des Fehls die Richter schuldig,
So laßt der Flinten Mündung auf mich zielen
Die ich gelenkt sonst auf der Feinde Brust —

Kaiser Karl.

Für mich und für mein Haus, zum Heil des Reichs!
(Ihm die Hand entgegenstreckend.)
Du unnachgiebig trotziger, braver Held!

Da fällt der Prinz überwältigt seinem „gnädigen Herrn“ zu Füßen, der ihn aufhebt, ihn an seine Brust zieht und ihm „die klare Siegerstirne“ küßt. So ist der letzte Schatten von Mißstimmung zwischen den beiden herrlichen Männern getilgt, und sie scheiden im herzlichsten Einvernehmen, nachdem der Kaiser den ritterlichen Freund zu einem Volksfest an der Donau eingeladen hat, wo der Sieg gefeiert werden soll. „Ganz Wien soll Zeuge meines Dankes sein und seh'n, was Prinz Eugen dem Kaiser gilt.“

Der V. Akt spielt im Wiener Prater. Auf dem bunten, von Lustgezelten und Wirtsbuden eingerahmten Festplatz, vor einem festlich beleuchteten Pavillon, strömt geputztes Volk ab und zu, das abwechselnd Gruppen bildet. Die frischen Wechselreden der Bürger, einer Bürgersfrau, des neuen Stadtwachtmeisters Eschenauer, einer Marketenderin und des Dieners Prinz Eugens spiegeln die Begeisterung des Volkes für den Prinzen und die Liebe zu dem Kaiser wieder. Als das Volk sich nach dem Hintergrunde zu bewegt, treten die Widersacher Eugens vor, die das Scheitern ihrer Intriguen und das Ende ihres Einflusses auf den Kaiser dunkel ahnen: Graf und Gräfin Althau, der Erzbischof, Goltsch, Starhemberg und Schlick nebst dem General Heister, der einen für Goltsch günstigen Bericht an den Kaiser abstatten soll. Als aber nun letzterer, vom Jubel des Volkes begrüßt, erscheint und Heister, mit seiner „eignen Art zu militieren“ prahlend, „die freilich nirgend noch bis jetzt im Schwange“, an der Kriegskunst Eugens mäkeln und seine eigne Unbotmäßigkeit entschuldigen will, befiehlt ihm der Kaiser sich augenblicks zu seinem Corps zu begeben und ihn fernerhin mit seiner Taktik zu verschonen. Eine noch schärfere Abfertigung wird dem unzuverlässigen Goltsch zu teil, der zugiebt, sich in der Wiedergabe von Eugens Worten beim Empfange des kaiserlichen Briefes vielleicht geirrt zu haben; ihm wird Zeit gegeben, sich zu besinnen und die Festung Graz zum Aufenthalt angewiesen. Die übrige Camarilla steht sprachlos, während Graf Goltsch sich entfernt. Nun treten mit den Offizieren Eugens auch Hamilton, Stephanie und die Gräfin Batthyanyi auf. Den ersten begrüßt der Kaiser als „Obristfeldwachtmeister“ und segnet den Bund seiner Liebe väterlich. Bedeutungsvoll bittet er darauf die Gräfin Batthyanyi, ihm einen Apfel von dem Baum, der seine Krone über ihm ausbreitet, zu reichen und spricht mit Hinblick auf die spanische Umgebung, in der ihn der erste Akt zeigte:

Wie lacht er rot
Und frisch mich an! Wie labt mich sein Geruch!
Mir kommt, atm' ich ihn ein, der Donau Bild
Und das gestreckte, goldne Hügelland,
Der heißgeliebte deutsche Mutterboden.

(streng zur spanischen Umgebung:)
Ich sage der Granatfrucht heut Valet
Und thu' Verzicht aufs spanische Paradies.
Ich will, wo ich geboren bin, auch wirken.

Indem die Angeblickten sich in den Hintergrund zurückziehen, naht Prinz Eugen zu Pferde. Den Marschallstab senkend spricht er:

Ich grüße meinen hohen Herrn und Kaiser
Und bitt' ihn, gnädig mir zu pardonnieren
Die dienstliche Irregularität,
Die ich im Feld zu Schuld mir kommen ließ,
Wie ich schon Seiner Majestät bekannt.
(umherblickend:)
Mag diese Anerkenntnis Früchte tragen
Und steigern den Gehorsam aller Chargen,
Auf dem, als auf der ersten Kriegertugend,
Die Force und Fortun' der Kriegsmacht ruht
Und heut wie stets der Flor der Monarchie.

Nach einem Hoch auf den Kaiser erwidert dieser in herzlicher Weise, seinen Heldenruhm verkündend und also schließend:

Doch einen höhren Sieg gewannt Ihr noch
Als den, so Ihr dem Feinde abgerungen:
Ihr habt Euch selber überwunden hohen Mutes,
Da Ihr Euch zu dem Rechte habt bekannt.
Dies herrlich kund zu thun, verordnen Wir,
Daß Dero Liebden Regiment den Namen
Behalten soll auf immerwährende Zeiten.

Unter dem vom Kaiser erhobenen, vom Volke wiederholten Ruf: „Hoch Prinz Eugenius, der edle Ritter!“ und unter den Klängen des Eugeniusliedes fällt der Vorhang.

Aus dieser dürren Skizze selbst wird sich ahnen lassen, daß Greifs Schauspiel mit Recht ein „vaterländisches“ heißt. Man hat es wohl auch — und zwar mit gutem Fug — ein österreichisches Nationaldrama genannt, und sicherlich sind die österreichischen Bühnen glücklich zu preisen, daß sie ein solches in ihm besitzen. Aber man sage nicht (wie das einige „deutsche“ Bühnenleitungen gethan haben sollen), die Tendenz dieses „Prinz Eugen“ sei nicht deutsch, sondern ganz ausschließlich österreichisch. Das wäre unzutreffend. Das Drama ist von kerndeutscher Gesinnung erfüllt, und eine plump vorgedrängte Tendenz liegt dem feinfühligen Dichter überhaupt ganz fern. Der „heißgeliebte deutsche Mutterboden“

ist es, für den das Herz des Verfassers wie das des Kaisers mit inniger Empfindung schlägt.[1]) Übrigens war Österreich zur Zeit Eugens die führende Macht in Deutschland, und die Aufgabe des Bühnendichters ist nicht, die Geschichte zu leugnen, sondern sie zu deuten und zur Beherzigung der Nachlebenden zu bringen. Auch wird niemand bestreiten wollen, daß der „edle Ritter" des deutschen Volksliedes trotz seiner ausländischen Geburt ein echter deutscher Nationalheld ist. Zu diesem vaterländischen Interesse kommt die rein sittliche Haltung des Dramas und der Geist kriegerischer Tüchtigkeit, der das ganze durchweht und, sollte ich meinen, deutsche Jünglinge unwiderstehlich anziehen muß.

Aber davon abgesehen, was für ein köstliches, frisches, liebenswürdiges, mit echt dichterischem Geiste entworfenes und ausgeführtes Kunstwerk ist dieses Drama. Durchaus vollendet ist, worauf zuerst hingewiesen sei, die Charakterisierung der auftretenden Personen; eine Reihe dankbarer Aufgaben bietet sich hier, wie dem Schauspieler, so auch dem Vorleser, dem Recitierenden, der Charakterschilderung und Vergleichung dar. Nicht die kleinste Rolle entbehrt des individuellen Reizes. Alle überragt natürlich der hochbetagte Held mit dem jugendlichen Herzen, der dreifache Sieger über Türken, pedantische Doktrin und eigenen Stolz. Wie heiter ist sein Scherz, wie treffend sein Spott! wie überzeugend zur Anschauung gebracht sein allen überlegener Geist! wie rührend sein stiller Schmerz beim Tode des teuren Neffen und wie erhebend seine Selbstüberwindung nach so glänzender That! Ein reiches, inniges Gemütsleben hat der Dichter in dieser herrlichen Figur entwickelt; es ist nicht nur der tapferste Held und größte Staatsmann seiner Zeit, den wir bewundern, es ist vor allem der gute, reine Mensch, den wir lieben müssen. Die Sicherheit und Zartheit des sittlichen Gefühls, die sich in der Scene mit dem französischen Unterhändler kundgiebt, muß das Herz jedes deutschen Jünglings höher schlagen machen. In wirksamem Kontrast zu Eugen stehen die alten pedantischen Generäle Schlick und Starhemberg, mit lebhaften Farben gemalt bewegen sich neben ihm der grillige Heister, der boshafte Goltsch, der ritterliche Hamilton, die kindlich reizende Stephanie, der brave Sergeant Eschenauer u. s. w. Vor allem aber ist der gute, milde, verständige Kaiser Karl VI. mit wundervoller Meisterschaft gezeichnet, und sein Verhältnis zu dem von

---

1) Für Greifs tiefes Vaterlandsgefühl zeugen u. a. seine beiden herrlichen Lieder (die ich auch in meine „Deutschen Gedichte zur deutschen Geschichte" [2. Auflage, Stuttgart, Steinkopf 1888] aufgenommen habe) „Deutsches Gebet vor 1870" (Herr, der Abend macht uns bange) und das von Lyon mit Recht bewunderte „An Deutschland" (Sei gegrüßt, du Heldenwiege), sowie seine großartige, gedankenreiche Bismarckhymne.

ihm nicht nur dankbar verehrten, sondern auch persönlich geliebten Prinzen erinnert — bei aller Verschiedenheit — doch in rührender Weise an ein anderes, das jedem deutschen Herzen teuer ist, an dasjenige, welches den größten Monarchen mit dem größten Staatsmann unsrer Zeit, den menschlichsten Fürsten mit dem treuesten Diener, der Welt zum erhebenden Schauspiel, so innig verknüpfte.

Tadellos ist der dramatische Aufbau des Stückes; die aus Freytags „Technik des Dramas" geläufigen Begriffe (Exposition, erregendes Moment, Steigerungen, Höhenpunkt, Umkehr u. s. w.) wird der Lehrer mit einer guten Prima ohne Schwierigkeit erörtern können. Wie trefflich ist die Exposition! Schon der Brief, den Goltsch liest, eröffnet das Charakterbild des Prinzen und giebt einen Haupthebel der Handlung. Von Anfang an bewegt sich letztere in mäßig schnellem Tempo, ohne Überstürzung, vorwärts; jede Scene bietet ein in sich geschlossenes Bild und ist doch untrennbar mit dem Ganzen verwachsen; alles entwickelt sich folgerichtig und strebt der befriedigenden Lösung des Knotens zu, die, streng genommen, im ganzen schon am Schlusse des vierten Aufzuges erreicht ist. Der letzte Akt bietet aber nicht nur ein prächtiges Schlußtableau (vergl. den Schlußakt des Tell), sondern er ist notwendig, da er die völlige Lösung des Kaisers von der spanischen Umgebung und seine vor allem Volk auch äußerlich bezeugte Vereinigung mit Prinz Eugen darstellt. Gerade hier spendet zudem des Dichters Kunst aus reichem Füllhorn die liebenswürdigsten Einzelheiten und hält bis zum letzten Auftritt den Hörer in behaglicher Spannung.

Der Grundgedanke oder die Idee der Dichtung tritt in ungesuchter Klarheit zu Tage. Das Schauspiel behandelt jenen glänzenden Sieg, den der edle Ritter, den Intriguen der Wiener Camarilla zum Trotz, der Christenheit zum Heil, sich selbst zu unvergänglichem Ruhme im Jahre 1717 bei Belgrad über die Türken davontrug. Ein epischer Stoff, wie die Geschichte ihn bietet; das dramatische Element hat der Dichter erst hineingelegt, nämlich den Konflikt zwischen der taktischen Überzeugung Eugens und seiner Gehorsamspflicht gegen den Kaiser. Wenn wir aber im 2. Akt den großen Sieg sich entscheiden sehen, so erkennen wir in ihm zugleich einen Sieg des Genies über pedantische Schulweisheit, und einen noch höheren Triumph hat der Dichter seinem Helden zugedacht. Der Kaiser kann einen leisen Vorwurf gegen den Feldherrn, der seine Weisung offen verschmäht hat, nicht unterdrücken, der anfangs verletzte Held erkennt und würdigt des Monarchen edlen Sinn und demütigt sich vor ihm und vor sich selbst durch das freimütige Bekenntnis seiner Verschuldung gegen den Geist der militärischen Disziplin. Erst durch diesen seelischen Konflikt hat Greif den an sich

nicht ausgiebigen Stoff in eine höhere, allgemein menschliche Sphäre erhoben und ihm eine wahrhaft sittliche und dichterische Tiefe verliehen.

Wie die ganze Anlage, so verdient die warme und reiche Ausführung uneingeschränktes Lob. Die einfach schöne, charakteristische Formgebung ist dem Dichter in diesem Drama vorzüglich gut gelungen. Das treuherzige, trauliche, etwas altfränkische Gepräge, das er hier seiner Sprache verliehen hat, entspricht dem Stoffe so vollkommen, daß es durch kein falsches Archaisieren oder Deklamieren ersetzt werden könnte. Die völlige Abwesenheit der Phrase, ein so seltenes Ding in unseren Tagen, charakterisiert nicht nur dieses Stück, sondern Greifs ganze Poesie.

Ein heiteres, sonniges Licht, ein sattes, farbenfrohes Kolorit ist über das Drama als Ganzes ausgebreitet, doch fehlt es keineswegs an Scenen, die in die geheimen Tiefen des Menschenherzens greifen. Auch hier muß ich erinnern an das wundervolle, im höchsten Sinne dramatische Gespräch im vierten Akt, in dem der gute Kaiser dem trotzenden Helden zu Gemüte führt, daß er ihm und dem Rechte denn doch eine Genugthuung schuldig sei. Welch ein feiner Humor! welch ein Zartsinn und sittlicher Ernst waltet in dieser unvergleichlichen Scene! Wie fein und erschöpfend weiß der Dichter das Eugeniuslied zu einer dramatischen Wirkung zu verwenden, die von der Bühne her überwältigend sein muß! Auch die prächtige Schlachtscene im zweiten Akte ist reich an den köstlichsten Einzelheiten. Hier wechselt kräftiger Humor und gemütvoller Ernst und zwar in einer so mühelos strömenden Bilderfülle, daß daraus wie von selbst ein großes, von reichem Leben erfülltes Gemälde erwächst, wie es seit Kleists Schwanengesang die deutsche Bühne kaum wieder gesehen hat.[1])

Der Vergleich mit dem „Prinzen von Homburg“, der so nahe liegt wegen des verwandten Stoffes, kann auch für die Schule sehr fruchtbar gemacht werden. Hier nur eine kurze Andeutung des Kernpunktes. Niemand wird bestreiten, daß Kleist das höhere poetische Genie ist, und doch muß man sagen: Greif bringt mit bescheideneren Mitteln eine reinere Wirkung hervor. Aller romantische Duft und Schmelz, alle übersprudelnde Genialität der Charakterisierung, all der geheimnisvolle Zauber der Sprache, der unvergleichliche dichterische Reichtum, der seine Wunderblumen verschwenderisch nach allen Seiten hin streut — alles dies kann nicht völlig die mancherlei störenden, befremdlichen Elemente, die der große Romantiker seinem unsterblichen Werke einverleibt hat, vergessen machen. Bei Greif ist der Konflikt nicht ins Tragische, aber auch nicht ins Unverständliche gespielt; die Handlung

1) Nach dem zweiten Akte eine epische Darstellung der Belgrader Schlacht zu liefern, wäre eine dankbare, aber nicht leichte Aufgabe auch für Primaner.

wickelt sich ohne frappierende Sprünge und seltsame Beleuchtung ab. Ist so die Wirkung des „Prinzen Eugen“ bescheidener, so ist sie dafür auch sicherer und harmonischer als die des „Prinzen von Homburg“. Bewundern wir bei Kleist die mühelose, nur leider von Krankheitssymptomen zuweilen entstellte Grazie des Genies, so erquickt uns an Greif die kerngesunde, von einem hervorragenden dichterischen Vermögen genährte, reife Kunst, die sich zur bloßen Routine verhält, wie die Kunst überhaupt zum Handwerk, und tiefer und schöner Wirkungen fähig ist, Wirkungen, welche auch der geriebensten Mache immer und ewig versagt sind.

Was in der Schule von dem Dichter selbst, seinen übrigen dramatischen Schöpfungen und seiner Bedeutung als Lyriker zu sagen ist, kann hier nicht näher ausgeführt werden,[1]) da Lyon in dem mehr erwähnten Aufsatz darüber völlig ausreichende Fingerzeige erteilt hat. Zu wünschen wäre freilich, daß der Lehrer sich nicht mit der Lektüre des hier besprochenen Stückes und der Lyonschen Studie begnügte und auch die Schüler zu genauerer Kenntnis so edler Dichtungen wie der Greifschen anregte. Vielleicht wird dann von den idealsten Pflanzstätten der Jugendbildung her ein Teil der Schuld abgetragen werden, welche die Theater und das große Publikum diesem reinen und echten Priester seiner Kunst noch immer nicht gezahlt haben. „Prinz Eugen“ erblickte zuerst 1880 im Hofburgtheater das Lampenlicht, der Erfolg war glänzend und nachhaltig; unter Wilbrandts Regiment freilich verschwand — begreiflicherweise! — das beliebte, zugkräftige Stück vom Repertoire. Im gleichen Jahre folgte die Münchner Hofbühne, und auch hier gestaltete sich die Aufführung für den Dichter zu einem schönen Erfolg, der ihm auch bis heute treu geblieben ist. Prag schloß sich den beiden großen Städten als dritte an. Hätte man nun nicht meinen sollen, die übrigen großen Bühnen Deutschlands, Berlin, Dresden, Leipzig, Stuttgart u. s. w., würden sich beeilt haben, das bewährte, durch und durch deutsche Drama aufzuführen? Wahrlich, ganz unbegreiflich will uns die Gleichgiltigkeit der meisten Theater gegen Greif erscheinen, den man eigentlich nur in München völlig zu würdigen weiß, wie neuerdings wieder der glänzende Erfolg seines „Konradin“ gezeigt hat. Die Direktionen und die Schauspieler klagen so gern über Unproduktivität der deutschen

---

1) Ebenso muß das Verhältnis der Dichtung zur Geschichte, das aber fruchtbare Stoffe für freie Vorträge, schriftliche Darlegungen oder mündliche Unterhaltungen bietet, hier unerörtert bleiben. Themata, die damit zusammenhängen, sind z. B.: ein Überblick über die Schicksale und Thaten Eugens, oder den spanischen Erbfolgekrieg, eine Darstellung des Verhältnisses des Türkenreiches zum Occident.

Dramatik. Aber ist da von Armut die Rede, wo man so gediegene Werke, die den Stempel tüchtiger Kraft tragen, übersehen kann? Sollte man daraus nicht auf überfließenden Reichtum schließen dürfen? Ja, wer nicht wüßte, von welcher Kost die „deutschen" Bühnen nach wie vor zum größten Teile leben!

Die deutsche Sprache in den russischen Realschulen.

Von **S. Czekala** in Moskau.

Als ich vor zwei Jahren in meinem ersten Aufsatze über den deutschen Unterricht in Rußland darlegte, daß bei einer zu erwartenden zweckgemäßen Umgestaltung des russischen Schulwesens die wichtige Aufgabe der modernen Hauptsprache naturnotwendig dem Deutschen zufallen werde, wagte ich nicht zu hoffen, daß ein wichtiger Schritt nach dieser Richtung schon in nächster Zukunft bevorstehe. Unterdessen erfolgte bereits am 9. Juni 1888 die kaiserliche Bestätigung des verbesserten Statuts der Realschulen, durch welches die Stundenzahl des deutschen Unterrichts vermehrt und Deutsch zur obligatorischen Hauptsprache der Realschulen gemacht wird, und die auf Grund dieses Gesetzes vom Minister für Volksaufklärung erlassenen Lehrpläne stellen dem deutschen Unterrichte allgemeinbildende Aufgaben, fordern eine verhältnismäßig umfangreiche Einführung in die deutsche Litteratur und schreiben ein verändertes Lehrverfahren vor, durch welches in den Unterklassen praktische Erlernung der Sprache erzielt und dadurch die Beschäftigung mit den deutschen Litteraturwerken ermöglicht werden soll.

Während das russische höhere Schulwesen in unserm Jahrhundert sehr bedeutende Schwankungen zwischen Klassizismus und Realismus durchlebte, bis sich fest geschiedene Schulformen ausbildeten, erfuhr auch der deutsche Unterricht in verschiedenen Zeitabschnitten sehr verschiedene Behandlung.

Im Jahre 1811 erhielt das höhere Schulwesen Rußlands zum ersten Male eine festere Regelung. Die allgemeine Bildungsschule wurde Gymnasium genannt und umfaßte 7 Klassen mit Latein von der dritten Klasse an (4 + 4 + 8 + 8 + 8 = 32 Stunden) und Griechisch (fakultativ) nur in den beiden obersten (2 + 4 = 6 Stunden). Deutsch ging — und ebenso Französisch — durch alle Klassen mit folgender Verteilung: 4 + 4 + 4 + 4 + 4 + 6 + 6 = 32. In dem 1828 vorgeschriebenen Lehrplane steht Deutsch durch alle Klassen mit 27 Stunden im ganzen, während dem Französischen erst von der 4. Klasse an 18 Stunden zugewiesen sind.

Seit 1838 treten an den Gymnasien vereinzelt lateinlose Realklassen auf, so z. B. am 3. Moskauer Gymnasium, wo Deutsch — und ebenso Französisch — mit $6 + 4^1/_2 + 3 + 3 + 3 + 3 + 3 = 25^1/_2$ Stunden eingesetzt ist. Das Unterrichtsgesetz vom 12. März 1849 giebt dem russischen Schulwesen eine neue Verfassung, durch welche der klassische Unterricht sehr bedeutend eingeschränkt und die lateinlose Realschule als die allgemeine Bildungsanstalt hingestellt wird. Von den Sprachen erscheinen hier nur Deutsch und Französisch für alle Schüler obligatorisch, mit $3^3/_4$ Stunden in jeder Klasse = $26^1/_4$ Stunden. (Die Bruchzahlen erklären sich dadurch, daß die Lektionen $1^1/_4$ stündig waren.) Sonst sind von der 4. Klasse aufwärts Ergänzungsstunden eingerichtet und zwar:

A) für die, welche in den Zivildienst eintreten wollen:

	IV.	V.	VI.	VII.
Russisch und Slawonisch .	$2^1/_2$	—	—	—
Mathematik	$2^1/_2$	—	—	—
Gesetzeskunde	—	5	5	5

B) für die, welche studieren wollen:

Latein	5	5	5	5	= 20
Griechisch (fakultativ) . .	$2^1/_2$	$2^1/_2$	$2^1/_2$	$2^1/_2$	= 10

Erst im Jahre 1864 trat wieder ein Wendepunkt ein, indem man sich entschloß, der höheren Vorbildung eine entschiedene klassische Richtung zu geben nach dem preußischen Muster von 1856. Von 1864 bis 1871 ist die Zeit des Übergangs. Von da stehen unvermittelt nebeneinander das Gymnasium mit beiden alten Sprachen und ausschließlicher Berechtigung für die Universität und die lateinlose Realschule.

Das Gesetz vom Jahre 1864 ordnet drei Schulformen an:

1. Gymnasien mit den beiden alten Sprachen, 2. solche mit Latein allein und 3. Realgymnasien ohne Latein

In den Gymnasien mit Latein und Griechisch konnten die Schüler wählen zwischen Deutsch und Französisch. Die beiden neueren Sprachen wurden von der untersten Klasse an gelehrt und waren im ganzen mit je $23^3/_4$ Stunden eingesetzt. In den Gymnasien ohne Griechisch waren bei gleicher Stundenzahl beide neueren Sprachen obligatorisch, nur begann das Deutsche schon in der 1. und das Französische erst in der 2. Klasse. In den Realgymnasien waren dem Deutschen 30 und dem Französischen $27^1/_2$ Stunden zugewiesen.

Im Jahre 1871 erfolgte die endgiltige Auseinandersetzung, indem nur die eine Form des Gymnasiums mit beiden alten Sprachen belassen wurde. Die Kursusdauer wurde auf 8 Jahre erhöht. Die neueren

Sprachen, deren Wahl den Schülern freigestellt ist, spielen darin eine völlig untergeordnete Rolle, beginnen in der 2. Klasse und haben je 19 Stunden.

Durch das Gesetz vom 15. Mai 1872 wurde endlich die Realschule geschaffen. Auf dem gemeinsamen Unterbau der vier unteren Klassen erhebt sich eine Gabelung in eine allgemeine und eine Handelsabteilung mit je 2 Klassen. Der allgemeinen Abteilung kann behufs Vorbereitung für das Polytechnikum noch eine Ergänzungsklasse aufgesetzt werden, welche wieder in drei Abteilungen zerfallen kann: 1. die allgemeine, 2. die mechanisch-technische und 3. die chemisch-technische.

Während in den zwei Handelsklassen Deutsch und Französisch obligatorisch und mit 6 Stunden in jeder Klasse eingesetzt sind, wird in den vier unteren Klassen und in der Hauptabteilung der 5. und 6. nur eine Sprache gefordert und die zweite den Schülern freigestellt. Welche von den beiden Sprachen als die Hauptsprache behandelt werden soll, bestimmt die Behörde. Die Hauptsprache beginnt in der 2. Klasse mit 6 + 5 + 5 + 3 + 3 = 22, die 2. Sprache in der 3. Klasse mit 6 + 6 + 3 + 3 = 18.

Für die deutsche Sprache bezeichnet demnach das Realschulgesetz vom Jahre 1872 den verhältnismäßig ungünstigsten Bestand. Sie wurde als Hauptsprache in fünfjährigem Kursus mit 22 und als Nebensprache in vierjährigem Kursus mit 18 Stunden gelehrt und kam in gewissen Realschulen für einzelne Schüler gänzlich in Wegfall.

Schon bei der einfachen Gegenüberstellung der Stundenzahlen drängt sich die Vermutung auf, daß die Realschulen im Deutschen wohl schwerlich werden auch nur das erreicht haben, was früher erzielt worden ist. Und in der That, man begegnet noch heutzutage vielfach älteren Russen, die ein leidliches Deutsch sprechen; es sind das Personen, die in den 40er und 50er Jahren die damaligen sogenannten Gymnasien besuchten. Die Zöglinge der bisherigen Realschulen können sich mit ihnen nicht messen. Sie wissen die Paragraphen ihres grammatischen Handbuchs gedächtnismäßig herzusagen und übersetzen leidlich in ihrem Übersetzungsbuche, aber eine einfache mündliche Anrede verstehen sie nicht, geschweige denn, daß sie ein deutsches Gespräch führen könnten; und von einem schriftlichen Ausdruck ihrer Gedanken kann natürlich keine Rede sein. Dies wird auch keineswegs wunderbar erscheinen, wenn man erfährt, was dem deutschen Unterricht an den russischen Realschulen als Ziel gesteckt worden, und wie sich die Behandlung desselben in der Wirklichkeit gestaltete.

In den ministeriellen Erläuterungen zum Lehrplan der Realschulen hieß es: „Da die auch für die Nebensprache eingesetzte Stundenzahl fast

derjenigen gleichkommt, welche in den Gymnasien für eine der neueren Sprachen bestimmt ist, so muß die Realschule in der Hauptsprache beinahe dasselbe erreichen, was in den Gymnasien gefordert wird, nämlich völliges Verständnis historischer Werke und die Fähigkeit, ohne grobe Verstöße gegen Form- und Satzlehre leichte Abschnitte erzählenden Inhalts aus dem Russischen in die fremde Sprache zu übersetzen. Da für die Hauptsprache in den Realschulen im ganzen drei Stunden mehr eingesetzt sind als in den Gymnasien, so sollen die Schüler der Hauptabteilung auch noch soweit gebracht werden, daß sie Lesestücke naturgeschichtlichen und technischen Inhalts verstehen und eine einfache Korrespondenz führen können über Dinge aus dem gewöhnlichen und gewerblichen Leben. Die Schüler der Handelsabteilung sollen im stande sein, kaufmännische Briefe, Rechnungen, Wechsel und kaufmännische Dokumente zu verstehen und alle Schriftstücke dieser Art aus dem Russischen in die fremde Sprache zu übersetzen."

Das waren aber die Anforderungen im Deutschen für den Fall, daß Deutsch an der betreffenden Realschule die Hauptsprache bildete; im anderen Falle waren die Anforderungen noch geringer.

Im übrigen wurde der für die Gymnasien festgestellte Lehrplan wörtlich für die Realschulen vorgeschrieben, nur mit dem Unterschied, daß das, was dort in 6—7 Jahren durchgenommen werden soll, hier in dem Zeitraum von 4—5 Jahren zusammengerückt wurde. Und das noch nicht genug. In den Erläuterungen heißt es wörtlich: „In Bezug auf die Lehrweise soll man sich an den Lehrplan halten, der für den deutschen Unterricht in den Gymnasien bestätigt ist."

Was war nun aber für die Gymnasien in dieser Beziehung festgestellt? Während dort für den Hauptbildungszweck der Schule, für die geistige Entwickelung der Jugend den alten Sprachen eine hervorragende und sehr umfangreiche Rolle zugeteilt ist, wird ausdrücklich ausgesprochen, daß die neueren Sprachen im Organismus des Gymnasiums nur eine untergeordnete Stellung einnehmen. „Dementsprechend dienen sie," heißt es in der ministeriellen Anweisung, „hauptsächlich dem praktischen Zwecke, daß die Schüler in den Stand gesetzt werden, gelehrte und litterarische Werke zu benutzen. Dabei muß man gänzlich darauf verzichten, die Schüler Deutsch sprechen und schreiben zu lehren, was völlig unmöglich ist. Um so weniger kann man daran denken, die Schüler mit der Geschichte der Litteratur bekannt zu machen, da sie ja nicht die Werke lesen können, über welche gesprochen würde. Auf diese Weise umfaßt der Unterricht in der neueren Sprache auf dem Gymnasium zwei Arten der Beschäftigung: 1. Erlernung der Grammatik, 2. Übersetzung aus der fremden Sprache ins Russische und umgekehrt."

Diese Grundgedanken dürften doch wohl auch in Bezug auf das Gymnasium pädagogischen Bedenken begegnen; wie wird es aber damit, wenn sie als leitende Gesichtspunkte auf eine lateinlose Realschule übertragen werden?

Aber angenommen, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen den jungen Leuten wirklich die gewünschte Höhe formaler Bildung und die ihnen mitgeteilten Kenntnisse ihnen wirklich den der heutigen Kultur entsprechenden geistigen Umblick gewährten, wie kann man die Zöglinge der Realschule in das Leben entlassen ohne eine auch nur annähernd gleichwertige Vorbereitung? In dem Lehrplan der Realschulen und den Erläuterungen zu demselben ist nicht eine Spur zu entdecken, wodurch hier der bildende Einfluß ersetzt werden könnte, der in den Gymnasien mit solchem Nachdruck von den alten Sprachen erwartet wird. Auf das, was fremdsprachlicher Unterricht in den höheren Schulen leisten soll und kann, ist somit für die Realschule von vornherein verzichtet worden.

Es ist zwar lobend anzuerkennen, daß der frühere Litteraturunterricht aus Gymnasium und Realschule verbannt wurde. Gerade darin wurde bei uns in Rußland Unglaubliches geleistet, zumal in Mädchenschulen, und in diesen hat sich der Unfug zum Teil forterhalten, jetzt meist nur noch in Privatschulen, die darin der Eitelkeit der Mütter fröhnen, und beim Privatunterricht in gewissen sich vornehm dünkenden Familien, wo die Mama es sich leisten kann, den Töchtern auch Litteratur erteilen zu lassen. 13- bis 15jährige Mädchen, die nicht einen Satz korrekt schreiben können, hören Vorträge und lernen Diktate auswendig über Dichter und Litteraturperioden, für welche sie nicht einen Schatten von Verständnis haben können. Es ist daher höchst verständig, daß dieser Unfug in öffentlichen Schulen nicht mehr geduldet wird. Eine andere Frage aber ist es, ob Werke wie Lessings Laokoon, Goethes Herrmann und Dorothea und Iphigenie und Schillers Tell und Jungfrau, derengleichen es in Rücksicht des Bildungseinflusses auf die Jugend in der gesamten Litteratur des Altertums und der Neuzeit nicht giebt, von eingehender Behandlung ausgeschlossen werden dürfen in Schulen, die sich allgemeine Bildung zum Zwecke setzen und die deutsche Sprache fünf bis sieben Jahre hindurch betreiben.

Wenn somit die deutsche Sprache in den russischen Realschulen nach dem Ziel und Umfang des Lehrplanes eine so wenig günstige Stellung einnahm, so kam noch die Ungunst äußerer Verhältnisse hinzu, sodaß auch die in dem so engen Rahmen immerhin noch möglichen Erfolge in bedauerlicher Weise verkümmert wurden, indem Lehrweise und Schulbücher sich in demselben Grade unzweckmäßig erwiesen, als die Leistungsfähigkeit des Lehrerbestandes ungenügend war.

Die dem deutschen Gymnasium entlehnte grammatikalische Lehrweise, welche im wesentlichen darin bestand, daß man, von der abstrakten Regel ausgehend, diese in zusammenhangslosen Sätzen einübte und auch die Schriftsteller in pedantischer Vivisektion zu grammatikalischen Zwecken benutzte, und welche auch in Deutschland zeitweilig den niedrigsten Stand pädagogischen Schaffens bezeichnete, war mittlerweile in Rußland zur Herrschaft gelangt und zwar in unseliger Einseitigkeit und Übertreibung. Dazu kam bureaukratischer Formalismus, dessen Ehrgeiz in einer geschickten Mache für die Versetzungsprüfung gipfelte, und eine zum System entwickelte Lehrerbequemlichkeit.

Während in Deutschland die Gymnasiallehrer durch die Macht der äußeren Verhältnisse doch im großen und ganzen genötigt waren, sich mit der Gesamtheit der Klasse zu beschäftigen, entwickelte sich in Rußland ein Lehrverfahren, welches jedem unglaublich erscheinen muß, der es nicht mit eigenen Augen geschaut hat.

Der Lehrer befaßt sich nur mit dem einzelnen Schüler, läßt denselben an seinen Tisch treten und fragt ihn mit halblauter Stimme das in der letzten Stunde aufgegebene, meist gar nicht erläuterte Pensum aus dem Handbuche ab, wobei er die Aufmerksamkeit der übrigen Klasse in keiner Weise beansprucht, geschweige denn zu erzwingen versucht. Daß bei solchem Verfahren von einem Klassenunterricht nicht die Rede sein kann und dabei nicht nur die hauptsächliche, sondern fast die gesamte Arbeit des Schülers einem mechanischen häuslichen Fleiße mit meist unsinniger Repetitorunterstützung überlassen bleibt, liegt auf der Hand.

Dieses absonderliche Schulehalten ging auch auf die Realschulen über und wurde von den Lehrern des Deutschen mit entgegenkommendster Bereitwilligkeit gehandhabt. Selbständige Versuche zur Anbahnung eines zweckentsprechenden Lehrverfahrens waren auch bei dem herrschenden System und dem Bestand des deutschen Lehrertums unmöglich. Deutsche Lehrer mit gründlicher abgeschlossener Bildung gehörten zu den seltensten Ausnahmen. Mochten sie nun aus dem Auslande oder aus den baltischen Provinzen stammen, so entbehrten sie doch fast ausnahmslos einer regelrechten Fachbildung. Teils waren es Autodidakten aus verschiedenen Berufszweigen, auch aus dem Handwerkerstande, zum großen Teil aber Leute, die aus irgend einem Grunde in ihrem eigenen Fache Schiffbruch gelitten hatten, gewesene Theologen, Juristen, Mediziner u. a. Und wenn sich auch einzelne unter ihnen fanden, die das Zeug zu einem tüchtigen Lehrer gehabt hätten, — den meisten machten methodische Erwägungen kein Kopfzerbrechen und lag der landläufige Übersetzungsschlendrian außerordentlich bequem. Unter solchen Verhältnissen darf man sich auch nicht wundern, wenn unter den recht zahlreich fabrizierten

Lehrbüchern höchst selten solche angetroffen werden, die der gestellten Aufgabe auch nur einigermaßen gerecht werden. Bei so ungünstigen Nebenumständen ist es begreiflich, daß der deutsche Unterricht an den russischen Realschulen auch von dem ihm so niedrig gestellten Ziele um ein Bedeutendes zurückblieb.

Dem gegenwärtigen Ministerium der Volksaufklärung gebührt der Ruhm, daß es, in richtiger Erkenntnis der bestehenden Mängel, durch Erlaß des neuen Lehrplanes den energischen Versuch gemacht hat, die russischen Realschulen auf die Höhe allgemeiner Bildungsanstalten zu erheben, indem es den neuen Sprachen und in erster Linie dem Deutschen pädagogische Aufgaben stellt, wie sie bisher nur dem Gymnasium im Unterricht der alten Sprachen zugemutet wurden.

Durch das Gesetz vom 9. Juni 1888 ist nun angeordnet:

1. daß Deutsch in allen Realschulen als Hauptsprache gelten, 2. daß die Stundenzahl über das für die frühere Hauptsprache vorgeschriebene Maß um 5 Stunden, also auf 27, mit der Ergänzungsklasse auf 32 Stunden im ganzen vermehrt werden und 3. der deutsche Unterricht schon in der untersten Klasse beginnen solle.

Wenn man außerdem erwägt, daß der Minister der Volksaufklärung an Stelle der früheren grammatikalisch-mechanischen Methode die Anwendung eines natürlicheren, unmittelbaren Verfahrens vorschreibt, so wird man nicht umhin können, darin ein hervorragendes Bekunden pädagogischer Besonnenheit und eine bedeutsame Vorwärtsbewegung zu erkennen, die auch auf andere Schulformen unseres großen Reiches nicht ohne Einfluß bleiben kann. Es wäre nur zu wünschen, daß unser deutscher Lehrerstand sich der Aufgabe, die ihm vertrauensvoll gestellt ist, würdig und gewachsen zeige.

Lehrplan des Deutschen in den russischen Realschulen.

I. II. III.

In den drei unteren Klassen (6, 6, 4 Std.) wird die Formenlehre durchgenommen mit den Hauptregeln der Satzlehre.

IV. (3 Std.)

Systematische Wiederholung der Syntax mit den nötigen Ergänzungen. Lesen einer Chrestomathie oder eines leichten Schriftstellers.

V. (4 Std.)

Lesen der Chrestomathie oder eines leichten Schriftstellers. Aufsätze: Nacherzählungen und Briefe über Vorfälle des täglichen Lebens.

VI. (4 Std.)

Lesen der Schriftsteller. Aufsätze erzählenden Inhalts.

VII. (Ergänzungsklasse. 5 Std.)

Schriftsteller. Aufsätze beschreibenden Inhalts. Übersicht über die Haupterscheinungen der klassischen Periode der deutschen Litteratur.

In V. und VI. der kaufmännischen Abteilung werden noch je 2 Stunden hinzugefügt zu Übungen in der Korrespondenz und im mündlichen Ausdruck.

Ministerielle Erläuterungen zum Lehrplan.

Ziel. „Die neuen Sprachen haben im Lehrgang der Realschulen die Bedeutung von Hauptfächern. Indem sie zusammen mit den anderen Fächern die geistige Entwickelung der Schüler fördern und als Mittel zur Erwerbung derjenigen Kenntnisse dienen, welche zum Wesen der allgemeinen Bildung gehören, und den Schülern die Möglichkeit eröffnen, die Litteraturerzeugnisse des Westens zu benützen, werden sie in den Realschulen auch zu praktischen Zwecken gelernt, und der Unterricht muß darauf bedacht sein, daß die Schüler nicht nur die Grammatik lernen und nicht nur die Fähigkeit erlangen, ohne besondere Schwierigkeit ein deutsches Buch zu lesen, sondern sich auch schriftlich und mündlich ohne grobe Fehler auszudrücken im stande sein."

Unterrichtsweise in I. und II. „Die Stundenverteilung weist schon darauf hin, daß in den beiden unteren Klassen eine feste Grundlage für Deutsch gelegt werden soll, und darum muß dort besondere Aufmerksamkeit der Methode zugewendet werden, da der endliche Erfolg dieses Faches in der Realschule davon abhängt, wie in den beiden unteren Klassen die Sache geführt wird, und welche Erfolge dort erzielt werden."

„Die Schüler, welche sich zwei Jahre hindurch täglich eine Stunde mit Deutsch beschäftigen, müssen es soweit erlernen, daß sie beim Übergang in die III. Klasse im stande sind, sich über ihrem Alter und Verständnis zugängliche Gegenstände in der Form kurzer selbständiger Sätze auszudrücken (— Frage und Antwort —) mit Beobachtung der Regeln über Deklination und Konjugation und über die Wortstellung im Hauptsatze. Dabei muß der Unterricht den Charakter eines methodischen Ganges haben und in analytischer Form geführt werden. Die im Lehrgang bezeichneten Abschnitte der Grammatik bezeichnen nur den Umfang des grammatischen Stoffes, der praktisch eingeübt wird, und sollen nicht in systematischer Ordnung, sondern in derjenigen Aufeinanderfolge durchgenommen werden, welche praktischen Rücksichten und der Eigentümlichkeit der gelernten Redewendungen und des zusammenhängenden Textes entspricht."

„1. Indem man dem Schüler das Lesen und Schreiben beibringt, auch in lateinischer Schrift, darf man sich nicht bei der Erörterung und Klasseneinteilung der Laute aufhalten, vielmehr soll man alle Sorgfalt darauf verwenden, daß die Schüler die Laute der deutschen Sprache richtig und deutlich hervorbringen; wenn nicht gleich im Anfange das gehörige Gewicht auf richtige Aussprache gelegt wird, so sind die Folgen einer solchen Vernachlässigung später nicht mehr gut zu machen. Zur Übung der Aussprache muß man anfangs möglichst viel laut lesen lassen, nachdem man vorher den betreffenden Abschnitt langsam und deutlich vorgelesen hat. Hierbei empfiehlt sich Chorlesen. Das Lesen darf nicht mechanisch sein, sondern es muß von vornherein die Bedeutung der Wörter und Wendungen gegeben werden."

„2. Von Anfang an müssen mit dem Lesen schriftliche Übungen Hand in Hand gehen, beginnend mit Abschreiben von der Tafel und aus dem Buche und Auswendigschreiben gelernter Wörter und Sätze und endigend mit veränderter Wiedergabe der letzteren und dem Diktat nach vorhergehender Erläuterung, wobei in der II. Klasse auch ohne Erläuterung Diktate stattfinden. Bei allen diesen Übungen soll auf Richtigkeit, Deutlichkeit und, soweit möglich, auch auf Schönheit der Schrift und ebenso auf Reinlichkeit der Hefte gehalten werden."

„3. Die Einprägung von Wörtern und Wendungen bildet in den beiden unteren Klassen eine der wichtigsten Aufgaben des Unterrichts. Die Frische und Empfänglichkeit des Gedächtnisses benutzend, kann man den Schülern hier denjenigen Wortvorrat beibringen, welcher zum Ausdruck der einfachsten Gedanken erforderlich ist. Hierbei darf man das Gedächtnis der Schüler nicht belasten, indem man sie Reihen zusammenhangsloser Vokabeln lernen läßt, sondern jedes neue Wort soll den Schülern erst im Zusammenhange des Satzes entgegentreten. Auf den erworbenen Wortschatz muß man immer wieder zurückkommen, ihn bei den Übersetzungen und mündlichen Übungen immer wieder verwendend, da es nicht auf die Menge, sondern auf die Sicherheit des angeeigneten Wortvorrats ankommt, welcher zur festen Grundlage für den weiteren Unterricht dienen soll."

„4. Bei der Behandlung des zusammenhängenden Textes darf man für die erste Zeit nicht genaue Übersetzung ins Russische fordern, sondern man kann sich zufrieden geben mit dem allgemeinen Sinn des Gelesenen, soweit nur der Schüler völliges Verständnis für das zeigt, was er in deutscher Sprache gelesen hat."

„5. Bei der Mitteilung grammatischer Regeln, welche notwendig aus gegebenen Beispielen entwickelt werden müssen, darf man sich nicht auf grammatikalische Begriffe und Erläuterungen einlassen, da die Klar-

legung grammatikalischer Begriffe dem Unterricht der Muttersprache überlassen bleibt. Die grammatische Terminologie, soweit dieselbe unvermeidlich ist, muß in Übereinstimmung mit der Terminologie der russischen Grammatik gebracht werden, deren Durchnahme ja dem Unterricht der deutschen Grammatik vorangeht."

„6. Der Text der Übersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche muß aus vorher eingeübten Wörtern und Redewendungen bestehen, da der Zweck solcher Übungen nur in der Anwendung bereits angeeigneter grammatikalischer Regeln beruhen kann."

„7. Zum Auswendiglernen sollen leichte Stücke erzählenden Inhalts oder dem Verständnis der Schüler zugängliche leichte Gedichte gewählt werden. Die einen wie die andern müssen vorher in der Klasse gelesen, übersetzt und erklärt sein."

„8. Die Anwendung der russischen Sprache muß sich in den deutschen Stunden beschränken auf die erwähnten Übersetzungen, auf notwendige Erklärungen und die Formulierung grammatischer Regeln. Die Fragen werden in deutscher Sprache gestellt, anfangs mit Übersetzung ins Russische, und dann ohne Übersetzung, und jedenfalls muß man fordern, daß die Schüler in vollständigen Sätzen deutsch antworten. Auf diese Weise kann man es erreichen, daß die Schüler am Ende des zweiten Jahres ohne besondere Schwierigkeit an den im Lehrplan für die II. Klasse bezeichneten Gesprächsübungen in deutscher Sprache teilnehmen.

III. und IV. Klasse.

„Die Hauptaufgabe der III. und IV. Klasse besteht darin, daß diejenigen Kenntnisse in systematischen Zusammenhang gebracht werden, welche in den vorangegangenen zwei Jahren erworben worden."

„1. Nach ergänzender Durchnahme derjenigen Abschnitte der Grammatik, mit welchen die Schüler noch nicht bekannt geworden, wird die ganze Grammatik in systematischer Ordnung durchgenommen (in III. Formenlehre, in IV. Satzlehre), welche Durchnahme für die Schüler nur Wiederholung schon bekannter Regeln mit einigen Ergänzungen darstellt. Diese Ergänzungen enthalten nur das Wesentliche und Unumgängliche und dürfen in Erwägung der geringeren Stundenzahl, welche für diese Klassen bestimmt ist, keinesfalls in philologischen und logischen Feinheiten bestehen."

„2. Besondere Aufmerksamkeit muß der Befestigung des bis dahin erworbenen Wortvorrats und der möglichsten Vervollständigung desselben zugewendet werden, damit die nach V. aufsteigenden Schüler nur ausnahmsweise zum Gebrauch des Wörterbuchs genötigt seien. Das gewünschte Ergebnis kann nur erreicht werden mit Hilfe eines festen

Systems des Vokabellernens, da das Gedächtnis der Schüler im gegebenen Alter, im Gegensatz zu den Schülern jüngeren Alters, nicht so sehr mittels zufälliger Assoziationen wirkt als durch bewußte Kombinationen. Deshalb sollen von der IV. Klasse an die Wörter nicht als einzelne Vokabeln gelernt werden, sondern nach Gruppen der aus einem Stamm gebildeten Ableitungen und Zusammensetzungen. Zu solcher Aneignung des Wortvorrats können unter anderem die im Lehrplan angegebenen Übungen in der Wiedergabe des Gelesenen dienen."

„Die schriftlichen und mündlichen Übersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche haben den Zweck, die Schüler in der Anwendung der von ihnen erlernten grammatischen Regeln zu üben, und müssen daher dem grammatikalischen Lehrgang angepaßt werden."

„Der für III. bestimmte Lesestoff muß ebenfalls dem grammatischen Kursus angepaßt sein; zum Lesen einer Chrestomathie kommen die Schüler erst in IV., wo man übrigens auch leichte Schriftsteller wählen kann, etwa die Märchen von Grimm, Andersen, Musäus, Bechstein und dergl, welche bei der Einfachheit der Darstellung und der leichten Verständlichkeit des Inhalts einen vortrefflichen Stoff zum Nacherzählen darbieten."

„5. Beim Lesen in der Klasse muß nicht nur richtige und deutliche Aussprache, sondern auch sinngemäßer Vortrag gefordert werden. Zur Erzielung eines ausdrucksvollen Lesens empfiehlt es sich, daß der Lehrer selbst den betreffenden Abschnitt vorliest, bevor er die Schüler lesen läßt."

„6. Ein solches musterhaftes Vorlesen seitens des Lehrers ist unumgänglich bei den zum Auswendiglernen aufgegebenen Gedichten. Es versteht sich von selbst, daß Gedichte nicht zum Auswendiglernen aufgegeben werden ohne vorhergehendes Lesen, Übersetzen und Erklären in der Klasse. Bei der Auswahl dieser Gedichte darf man nicht vergessen, daß dieselben nicht bloß zur Übung des mündlichen Gebrauchs der Sprache gelernt werden, sondern auch zur Entwickelung des ästhetischen Geschmacks und Gefühls."

V. VI. VII.

„1. Im Mittelpunkte des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen muß die Lektüre der Schriftsteller stehen, wobei man die zu lesenden Werke nicht als Objekte grammatikalischer Bemerkungen und Erklärungen betrachten darf, um so weniger, als das Notwendige aus der Grammatik schon in den unteren vier Klassen durchgenommen ist, zur Befestigung und Ergänzung der grammatikalischen Kenntnisse aber den drei oberen Klassen Übersetzungsübungen aus dem Russischen ins Deutsche bestimmt sind mit je einer Stunde in der Woche."

„2. An die Lektüre schließt sich mündliches Übersetzen mit Vorbereitung und ohne solche, Wiederholung des einige Wochen vorher Gelesenen und freies kursorisches Lesen, Inhaltsangabe des in einem gewissen Zeitabschnitt Gelesenen unter Beihilfe des Lehrers und Unterhaltung über das Durchgenommene in deutscher Sprache."

„3. Wenn in IV. eine Chrestomathie angewendet worden, so muß sie auch in V. beibehalten werden; wenn in IV. Schriftsteller in der Art der angegebenen gelesen worden, so empfehlen sich für V. auch leichte prosaische und poetische Werke, z. B. Hauffs Märchen, Schillers Geisterseher, der Neffe als Onkel, Turandot; Körners Nachtwächter, Gouvernante und ähnliche nach Auswahl des Lehrers und mit Zustimmung der Konferenz."

„Für VI. wird unter anderem empfohlen: Hauffs Lichtenstein, Immermanns Oberhof, Lessings Minna von Barnhelm, Schillers Maria Stuart, Wilhelm Tell, Jungfrau von Orleans, Uhlands Herzog Ernst von Schwaben und ähnliche. Für VII. Schillers Don Carlos, Goethes Iphigenie, Egmont, Götz von Berlichingen, Körners Zrini, Kleists Friedrich von Homburg, Michael Kohlhaas, das Erdbeben von Chili, Verlobung auf St. Domingo; Laubes Karlsschüler und ebenso die mustergiltigen Übersetzungen von Shakespeares Julius Cäsar, Coriolan und ähnliche."

„4. Die Übungen in schriftlichen Aufsätzen müssen in gewisser Stufenfolge vor sich gehen; zu diesen Arbeiten sind die Schüler durch die mündlichen Übungen in der Wiedergabe des Gelesenen vorbereitet. Solche Übungen werden noch in V. fortgesetzt, und das mündlich Erzählte wird dann, ebenfalls in der Klasse, schriftlich ausgeführt. Ferner werden die Schüler geübt in schriftlicher Wiedergabe kleiner Erzählungen, welche ihnen unmittelbar vorher vom Lehrer vorgeführt worden, und gehen dann über zur Zusammenstellung von Briefen über Vorgänge aus dem täglichen Leben nach einer vom Lehrer gegebenen genauen Disposition. Hierbei werden die Schüler unter anderen auch mit den Formen des deutschen Briefes bekannt gemacht. Alle schriftlichen Arbeiten werden in V. nicht zu Hause, sondern in der Schule unter Aufsicht des Lehrers angefertigt. In VI. bildet das gelesene Werk den Stoff für die Aufsätze in der Art, daß die Schüler nicht den Inhalt einer Lehrstunde, sondern eines ganzen Abschnittes in zusammenfassender Form wiedergeben, nachdem eine solche Inhaltswiedergabe in der Klasse unter Leitung des Lehrers mündlich gemacht worden. Die Briefe werden in dieser Klasse ohne eine vom Lehrer gegebene Disposition angefertigt. Außerdem können Aufsätze erzählenden Inhalts nach vorhergehender Besprechung aufgegeben werden. In VII. können Themen erzählenden

und beschreibenden Inhalts ohne vorhergehende Vorbereitung bearbeitet werden; allgemeine, eignes Urteil erfordernde Themata können nur ausnahmsweise zugelassen werden, wenn die Klasse unter besonders günstigen Verhältnissen hervorragende Leistungsfähigkeit zeigt."

„5. Die im Lehrplan für VII. angegebene Übersicht der klassischen Litteraturperiode soll in kurzen Mitteilungen bestehen hauptsächlich über Leben und Werke Lessings, Wielands, Goethes und Schillers. Der Unterricht geht in deutscher Sprache vor sich, und es wird eine Wochenstunde dafür angesetzt. An den vorgeführten Mustern der poetischen Klassiker können den Schülern die Hauptregeln und Eigentümlichkeiten der deutschen Verslehre erläutert werden, soweit die Kenntnis derselben für richtiges und ausdrucksvolles Lesen deutscher Poesien erforderlich erscheint."

Der deutsche Unterricht in V. und VI. der kaufmännischen Abteilung.

„Die Schüler der kaufmännischen Abteilung V. und VI. nehmen dasselbe durch wie die entsprechenden Klassen der Hauptabteilung und haben überdies noch zwei Ergänzungsstunden in der Woche Diese zwei Stunden sind für Übungen in der kaufmännischen Korrespondenz bestimmt. Bevor die Schüler zur Abfassung kaufmännischer Briefe übergehen, lernen sie die Muster solcher Briefe, die ihnen in gedruckten Sammlungen oder in Originaltexten vorgelegt werden. Die letztere Form verdient den Vorzug, da sie die Schüler besser mit der äußeren Form solcher Briefe bekannt macht."

„Die Musterbriefe werden zunächst in besondere Hefte abgeschrieben, ins Russische übersetzt, und nach denselben werden dann in der Klasse unter Beihilfe des Lehrers Briefe über ähnliche Geschäftsvorfälle angefertigt. In VI. können solche Übungen auch als häusliche Arbeiten aufgegeben werden. Die Schüler beider Klassen müssen auch in deutscher Übersetzung kaufmännischer Briefe und Schriftstücke geübt werden."

„Bei der Anfertigung aller solcher Arbeiten muß man von den Schülern tadellose Sauberkeit fordern, schöne Schrift und strenge Beobachtung der in der kaufmännischen Korrespondenz üblichen Form."

„Rücksichtlich des Wortvorrats müssen sich die Schüler die Benennungen der verschiedenen Waren, die technisch-kaufmännischen Ausdrücke und die bei kaufmännischen Geschäften allgemein üblichen Redewendungen aneignen."

„Außerdem müssen die Schüler in Gesprächen über Handelsgegenstände und allgemein über kaufmännisches Leben geübt werden."

Gegen einzelne Punkte dieses Lehrplans lassen sich allerdings gewichtige pädagogische und didaktische Bedenken erheben.

Wenn man in den unteren Klassen mit der praktischen Spracherlernung auf Grund eines natürlichen, unmittelbaren Lehrverfahrens Ernst machen will, so darf man der alten Methode nicht das Zugeständnis der Übersetzungen machen, denn bei der liebgewordenen Bequemlichkeitsgewohnheit der Lehrer liegt die Gefahr nahe, daß durch dieses Hinterpförtchen das alte mechanisch-grammatikalische Lehrverfahren wieder seinen Einzug hält und in gemächlicher Ausbreitung auf dem ihm bestrittenen Gebiet kostbare Zeit zum Opfer bringt.

Für die IV. Klasse, in welcher 14 bis 16jährige Knaben sitzen, können Märchen nicht mehr als passende Lektüre anerkannt werden. Was an Litteraturwerken empfohlen wird, wird schwerlich uneingeschränkte Zustimmung finden. Manches Minderwertige hat da Gnade gefunden, während das Bedeutendste und Wertvollste, neben welchem auch für unsere erzieherischen und unterrichtlichen Zwecke kein anderes den Wettbewerb aushält, Hermann und Dorothea, unerwähnt geblieben. Die Zurücksetzung desselben läßt sich nur erklären aus der unter russischen Pädagogen vielfach verbreiteten Meinung, daß dieses Epos für Schüler trocken und langweilig sei. Diese sonderbare Ansicht konnte wohl nur infolge einer ungeeigneten Behandlung und Verwertung entstehen, welcher es seitens unserer Lehrer ausgesetzt gewesen ist. Manches von den empfohlenen Werken entspricht nicht dem Grundsatze, daß nur das Beste für die Jugend gut genug ist; die Kleistschen Novellen „Erdbeben von Chile" und „Verlobung auf St. Domingo" sind ihres Stoffes wegen in der Schule ganz unmöglich. Übrigens bleibt von den im Lehrplan angeführten Werken auch nach sorgfältiger Sichtung noch des völlig Geeigneten und Vortrefflichen genug, dessen Behandlung die Klassen ausreichend beschäftigen wird; außerdem giebt der für jede Klasse stetig wiederholte Zusatz „und ähnliches" den einzelnen Schulen in wünschenswerter Weise freien Spielraum.

Diese und andere Aussetzungen können gegen Einzelheiten des aufgestellten Lehrplanes gemacht werden, aber im ganzen muß er als ein einsichtsvoller, von pädagogischer Besonnenheit und lebendigem Verständnis für das thatsächliche Bildungsbedürfnis durchdrungener Entwurf eines Unterrichtsganges anerkannt werden. Klar und mit Entschiedenheit ist der Grundsatz festgestellt, daß von der IV. Klasse aufwärts die Lektüre die Hauptsache bilden und praktische Einführung in die deutschen Klassiker erzielt werden soll, und daß in den unteren Klassen die praktische Erlernung der Sprache mit möglichster Einschränkung der Grammatik vor sich gehen müsse. Das ist

bei dem Zustande, wie er sich im Unterricht der neueren Sprachen bei uns in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, ein für das russische höhere Schulwesen geradezu rettender Gedanke. Freilich ist die Aufgabe, die damit den betreffenden Fachlehrern gestellt wird, keineswegs gering, und die letzteren werden sich des in sie gesetzten Vertrauens erst würdig zu zeigen haben.

Die nach der V. Klasse versetzten Schüler sollen in der Beherrschung der deutschen Sprache soweit gebracht sein, daß sie nur noch ausnahmsweise der Beihilfe des Wörterbuches bedürfen. Und in der That, wenn sie mit wirklichem Erfolge und Genusse Schiller, Lessing, Goethe lesen sollen, so muß man eine derartige Sprachkenntnis voraussetzen. Will man dies aber erreichen, so müssen die Schüler beim Übergang nach der III. Klasse notwendig dasjenige leisten, was im Lehrplan als Forderung aufgestellt ist, nämlich, daß sie sich über ihrem Verständnisse zugängliche Gegenstände in einfachen Hauptsätzen ohne grobe Verstöße gegen die Formenlehre und in richtiger Wortstellung ausdrücken. Das ist allerdings nicht wenig verlangt, und das gesteckte Ziel wird in zwei Jahren auch bei sechs Wochenstunden nur dann erreicht werden können, wenn man unter Beseitigung alles überflüssigen Regelkrams entschiedenen Ernst macht mit einer zweckgemäßen, auf thatsächliche Beherrschung der Sprache zielbewußt und beharrlich lossteuernden Lehrweise. Die lebendige Sprache und das Wort des Lehrers muß an die Stelle des toten Handbuchs treten, wobei die Gesamtheit der Schüler zu lebhafter Teilnahme angeregt und die ganze Arbeit in frischer Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler in der Klasse selbst verrichtet wird. Die grammatischen Regeln müssen in lebendiger Praxis zu Gefühl und Bewußtsein gebracht und der erforderliche Wortvorrat in bewußter Beharrlichkeit zu unverlierbarem Eigentum eingeprägt werden. Jeder, der Ausländer unterrichtet hat, weiß, wie wenig die mechanische Aneignung der Regeln über Wortstellung und das tabellarische Auswendiglernen der unentbehrlichen starken Zeitwörter für die wirkliche Handhabung der Sprache nützt. (Wie sich der Verfasser eine solche Unterrichtsführung denkt, hat er in seiner „Deutschen Sprache, einem methodischen Schulbuch auf dem Boden praktischer Sprachübung“ — durchgeführt und in der Einleitung dazu auseinandergesetzt.)

Mit vollster Berechtigung wird in den ministeriellen Erläuterungen zum Lehrplan gesagt, daß der endliche Erfolg des deutschen Unterrichts in den Realschulen davon abhängt, wie die Sache geführt, und welche Ergebnisse erreicht werden in den beiden ersten Schuljahren. Alles wird

darauf ankommen, ob es der Schulverwaltung gelingt, brauchbare Lehrkräfte für die unteren Klassen zu finden oder heranzubilden. Es ist da zwar keine Hexerei erforderlich, wie sie den amerikanischen Sprachschulen nachgerühmt wird, wohl aber reelle Arbeit, Verständnis für die Kindesnatur und Liebe zur Sache. Der Lehrer braucht nicht vor einem Übermaß von Arbeit und Thatkraft zu erschrecken. Wenn er sich erst mit der neuen Art der Behandlung vertraut gemacht hat, wird ihm dieselbe nicht nur nicht schwer, sondern unverhältnismäßig angenehmer erscheinen und durch den Erfolg seines Strebens eine ungeahnte Freude an seinem Berufe gewähren. Aber mit dem alten Bequemlichkeitsdusel muß ein für allemal gebrochen werden.

Der neue Lehrplan der neueren Sprachen für die russischen Realschulen bezeichnet unzweifelhaft einen hochwichtigen Markstein in der Entwickelung unseres gesamten höheren Schulwesens, und wie er dem gegenwärtigen Ministerium zu dauerndem Ruhme angerechnet werden muß, so möge er Heil und Segen bringen unseren Realschulen und der geistigen und sittlichen Bildung des russischen Volkes überhaupt!

Ein Versuch zur Erklärung des bestätigenden Konjunktivs an Beispielen.

Von **Theodor Matthias** in Zittau.

Meister Hildebrands Abhandlung über den vorsichtigen Konjunktiv in dieser Zeitschrift III, 6, 545 flg. enthielt gegen den Schluß auch die Aufforderung, für die von ihm zuletzt berührte Art des Konjunktivs Beispiele beizubringen. Wie hätte ich mich da zum Dank für den schönen Genuß und die reiche Anregung, welche die Abhandlung bot, nicht hinsetzen und versuchen sollen, ob ich nicht zu einigen Goethischen Stellen, so mir zur Hand waren, noch einige andere aufspüren könnte? Der Streifzug durch einige Ältere sowie durch Lessing und Goethe blieb auch nicht ohne Beute, und diese sei hiermit zur Strecke gebracht.

I.

Zuerst Beispiele für denjenigen Konjunktiv, in welchem Hildebrand ein Mittel für einen triumphierenden Ausruf über eine mühsam erkämpfte Thatsache erblickt, oder doch für Konjunktive verwandter Art.

1. Gleich beim Lesen des Hildebrandschen Aufsatzes mußte ich an den Ausruf des glückstrahlenden Krämers Soest denken, den der bei dem Armbrustschießen am Anfange des Egmont thut: „Nun nehmt nur hin,

daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Tage nicht geschossen. Und so wär ich für dies Jahr Meister." Ich hatte an diese Worte auch sonst schon manchmal gedacht, wenn im heißen Ringen des Kammspieles beim Kollegen-Kegeln einer von der bisher immer unterlegenen Partei sich auf einmal vernehmen ließ: „Wir wären drauf!" Ich hatte daran auch manchmal gedacht, wenn ich am Spieltisch als Mitspieler oder Zuschauer neben einem hohen sieggewohnten Herren saß und gar manches Mal mit anhörte, wie dieser einem mutlos „Passenden" schadenfroh zurief: „Den hätten wir soweit!" Wie oft mag nicht der Armbrustschütze bei sich den Wunsch gelispelt haben: „Wäre ich nur einmal Meister!" und der Spieler den anderen: „Hätten wir nur den erst soweit, erst unter!" Der Kegler dagegen lief wohl erst noch einmal zum Anschreibebrette, weil er sich die zweifelnde Frage „Wir wären drauf?" die ihm beim Zusammenzählen der geschobenen Kegel immer noch kommen mochte, nicht eher mit dem zuversichtlichen: „Wir wären drauf!" beantworten wollte, als bis er die Antwort — weiß auf schwarz bestätigt gesehen. Doch was soll Kegelschub und Spieltisch? Verzeihung! Aber sie boten mir nun einmal wiederholt Gelegenheit zu der Erkenntnis, daß jener „triumphierende Konjunktiv" weiter nichts ist als ein Nachklingen des Konjunktivs des vorher gehegten Wunsches oder Zweifels; der Konjunktiv ist aber in derselben Weise zu um so größerer Bestätigung der Erfüllung des Wunsches, der Beschwichtigung des Zweifels gewählt, wie wir zu möglichst nachdrücklicher Beantwortung einer Frage diese möglichst im Wortlaute wiederholen.

Doch endlich zu den weiteren Beispielen, die diese Erklärung, soll sie anders etwas Wahres enthalten, bestätigen müssen. Also

2. Wolfram von Eschenbach, Parzival 102, 3 flg. heißt es:

der künec Nabchonosor
sîner muoter bruoder was,
der an trügelîchen buochen las
er solte selbe sîn ein got.
daz wære nu der liute spot.

Glücklicherweise, denkt der fromme Wolfram; wir brauchen also gar nicht mehr zu wünschen, daß solche Hoffart gedemütigt werde, da ein gleicher Wunsch schon der Vorwelt erfüllt wurde.

3. In einer anderen Stelle klingt mehr der Konjunktiv des Zweifels nach. Sie ist jener Begegnung zwischen Parzival und Condwiramur 187 flg. entnommen, da jener vor Staunen und Liebe keine Worte findet und diese ihre langen Zweifel, wie sie sich das erklären soll und wie dem verlegenen Schweigen ein Ende gemacht werden könnte, endlich mit dem Selbstgespräche beendet:

188, 26 flg.: ich wæn, mich smæhet dirre man
durch daz mîn lîp vertwâlet ist.
nein, er tuotz durch einen list:
er ist gast, ich pin wirtîn:
diu êrste rede wære mîn.

Ganz so fragen wir noch heut, wenn etwa reihum etwas erzählt wird und in ähnlichen Fällen, entweder wirklich: „So käme ich daran?" oder wir beantworten uns die gleiche stille Frage alsbald: „So wäre die Reihe an mir!"

4. Ob nicht auch 223, 26 die Worte:

sus het er urloubs gegert,

mit denen auf Parzivals unmittelbar vorhergehende Abschiedsrede hingewiesen ist, lieber so zu verstehen sind, anstatt als gewöhnliches Plusquamperfektum, das nicht passen will? Wolfram würde dann den Lesern, die zweifeln, ob denn wirklich Parzival von einem so lieben Weib Urlaub verlangt hätte, so recht nachdrücklich zurufen: „Ja, ja, das hätte er!"

5. In Lessings Nathan stehen sich im 3. Aufzuge schon fast zwei lange Auftritte hindurch Nathan und Saladin gegenüber, jeder mit dem Wunsche, daß ihm geholfen werde: Geld möchte dieser, jener die Gewißheit, daß es nicht alles kostet. Doch lange brauchen die idealen Helden, ehe sie soweit kommen das auszusprechen; die Fabel von den drei Ringen ist bereits erzählt; endlich ist es heraus, ist auch der Zweifel ausgesprochen, ob es sich denn wirklich darum handle: da ruft Nathan erleichtert und froh:

— — — — — — — — — So wär
Uns beiden ja geholfen!

6. Als ebenda IV, 2 der Tempelherr den Patriarchen mit allem Pompe daher kommen sieht, bricht er nach langen Zweifeln, ob das wohl die Art wäre, wie er sich die Diener der Kirche gedacht, schließlich in die Worte aus:

Ich wich ihm lieber aus. — Wär nicht mein Mann!

7. Ebenda am Anfange des 5. Aufzuges findet sich der Mameluk, als er zum ersten Mal den Dank des Sultans nur in Worten erhalten soll, erst nach wiederholten Fragen des Zweifels und der Bedenklichkeit also hinein:

So wär ich ja der Erste,
Den Saladin mit Worten abzulohnen
Doch endlich lernte!

Drücken nicht zumal die letzten Worte aus, daß das eigentlich das Wünschenswerte wäre?

8. Nathan V, 3:

— — — — — — Hat's da mich auch bezaubert?
Hat's da mir auch den Wunsch entlockt, mein Leben
In seinem Sonnenlichte zu verflattern?
Ich wüßte nicht.

9. Ebenda II, 1:

Sittah: Wo bist du Saladin? Wie spielst du heut?
Saladin: Nicht gut? Ich dächte doch.

10. Ebenda III, 8:

Saladin: — — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank!

Dienen in den Beispielen 8—10 nicht auch die Formeln „Ich dächte doch" und „Ich wüßte nicht" einer besonders entschiedenen Abweisung jedes Zweifels?

Endlich zu Goethe!

11. Im 1. Teile des Faust benimmt in dem der herrlichen Gartenscene vorangehenden Auftritte Mephistopheles dem Faust, der sich über den Tod von Frau Marthens Eheherrn das gewünschte falsche Zeugnis abzulegen bedenkt, jeden Zweifel darüber, wer dann schuld wäre, wenn Faust seinen Wunsch nicht erreicht, mit den Worten:

O heil'ger Mann! Da wärt ihrs nun!

12. Im 2. Teile erscheint I, 8 im Rittersaale Helena. Ihm deren Beschwörung des Kaisers wegen gelingen zu lassen, hat Faust den Mephistopheles schon manchmal geplagt, und der hat schon manchmal gewünscht, daß es erst soweit wäre; deshalb läßt er sich bei ihrer Erscheinung also vernehmen:

Das wär sie denn! Vor dieser hätt' ich Ruh'.

13. Über den dorischen Tempelbau aber, der behufs der Erscheinung Helenas im Saale errichtet ist, hat sich schon vorher der Architekt also ereifert:

Das wär antik! Ich wüßt' es nicht zu preisen.

Endlich 14. Im Götz von Berlichingen II, 8 sagt Götz allen Zweifeln, die er erst der Nachricht von Weislingens Rücktritt auf die Seite des Bischofs entgegengestellt hat, mit den Worten ab:

Es ist genug!
Der wäre nun auch verloren!

II.

Ziemlich anderer Art sind die Beispiele, die ich jetzt zunächst ohne jede Erläuterung folgen lasse.

15. Die noch heut übliche Redensart „das wäre gut" findet sich schon in Luthers Glosa auf das Vierde capitel der Bulla coenae domini, das also begann: Item, wir vorbannen und vormaledeyen alle, die in yhren eygen landenn new tzol auffrichten odder die vorpottene foddern. Die Glosa dazu beginnt nämlich (Luthers Werke, krit. Ges.-Asgbe. VIII, 708, 2): „Das ist eyn stuckle eyn mal, das er newe tzolle vorpeutt. Das were wol gut, aber was menget sich der unsynnige narr dareyn, das frembd ist und yhn nichts angehet?"

16. In Thomas Platters Leben, das ich freilich nur in meiner Düntzerschen Spemann-Ausgabe anführen kann, da eine andere hierorts nicht vorhanden ist, heißt es Seite 110: „Ich dankte Seiner Gnaden (d. h. Johannes Riedmatten, der ihn für den Dienst bei seinem bischöflichen Bruder gewinnen wollte) und bat um Urlaub für einige Jahre; ich sei noch jung und ungelehrt und wollte gern noch mehr studieren. Da drohte er mir mit dem Finger und sprach: „O Plattere, du wärst alt und gelehrt genug; es liegt dir etwas anders im Sinne u. s. w."

17. Lessing, Minna von Barnhelm III, 10:

Franziska: .... Was haben Sie mir denn zu sagen? — Ja so, wir sind nicht allein —

Tellheim: Doch, Franziska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief noch nicht gelesen hat, so habe ich dir noch nichts zu sagen.

18. Ebenda V, I:

Werner: .... Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erst in vierzehn Tagen, aber das Geld liegt parat und $^1/_2$ Prozentchen Abzug —

19. Lessing, Emilia Galotti I, 8:

Prinz: Was ist sonst? Ist was zu unterschreiben?
Rota: Ein Todesurteil wär zu unterschreiben.
Prinz: Recht gern. — Nur her, geschwind!

20. Goethe, Götz von Berlichingen III, 1:

Kaiser: Jetzt wäre eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt' ich nicht, daß ihnen etwas zu Leide geschehe.

21. Lessing, Nathan IV, 6:

Mir wär der Tempelherr schon recht. Ihm gönnt
Ich Recha mehr als Einem in der Welt.
Allein ....

Zunächst dient der Konjunktiv hier so wenig wie in den Beispielen unter I seinem gewöhnlichen Zwecke, etwas in das Gebiet des Ungewissen zu versetzen; vielmehr wollen und können alle die unter 15—21 angeführten Personen vom Kaiser Maximilian bis zum Wachtmeister Werner herab das von ihnen Ausgesagte durchaus als etwas thatsächlich Vor-

handenes bestätigen, und ebendeshalb habe ich mich in der Überschrift für die Konjunktive unter I und II des einen Namens „bestätigender Konjunktiv“ bedient. Daß aber die Bestätigung im Konjunktiv, daß sie bloß im Konjunktiv gegeben wird, das hat seinen Grund, wie Hildebrand sagt und die Beispiele 17 und 21 besonders deutlich zeigen, in einem „Aber“; oder sagen wir lieber, da wir dadurch noch mehr auf die Natur des Konjunktivs hingeführt werden dürften, in einem „Wenn“. In der ausgebildeten Bedingungsperiode, an deren Stelle der kurze zusammengezogene Ausdruck getreten ist, würde freilich die betreffende Thatsache im Indikativus abhängig gemacht sein von einem das Prädikat des Hauptsatzes bildenden Verbum — ich will kurz sagen — des Mitteilens, das seinerseits im Konjunktivus stände. Denn von der irrealen Bedingung ist nicht die als solche lediglich zu bestätigende Thatsache, sondern bloß der Wert, die Bedeutung ihrer Mitteilung abhängig. Ich will diese Auffassung an einigen der obigen Beispiele erläutern: Der Kaiser möchte das Vorhandensein einer Gelegenheit am liebsten nur anerkennen, wenn er ihrer maßvollen Ausnützung sicher wäre. Nathan könnte getrost sagen, daß er an seinem Teile dem Tempelherrn nicht im Wege steht, wenn eine solche Erklärung jetzt, wo die Wahrscheinlichkeit einer Blutsverwandtschaft zwischen jenem und Recha vorhanden ist, überhaupt noch Wert hätte. Luther würde das Verbot der Zölle als das Gute, was es an sich ist und sein kann, gern anerkennen, wenn es nur von dem befugten Herren für zuständiges Gebiet erlassen wäre.

Doch nun wäre es genug! Möchte der Meister die gegebenen Erklärungsversuche etwas höher würdigen können, als mit einem solchen Lutherschen „Das wäre wohl gut!“

Nachschrift.

Mannigfache Lektüre während der lieben Weihnachtsfeiertage hat mir, als wäre es darauf abgesehen, noch so zahlreiche Beispiele zum „bestätigenden“ Konjunktive geboten, daß ich sie nicht glaube verschweigen zu dürfen.

1. Der Schluß des 1. Gedichtes von Scheffels Gaudeamus: „Der Granit“ lautet ja also:

Doch vorwärts trotz Schichten und Seen
Drang siegreich der feurige Held,
Bis daß er von sonnigen Höhen
Zu Füßen sich schaute die Welt.
Da sprach er mit Jodeln und Singen:
„Hurrah, das wäre geglückt!“

2. findet sich bei Herrn M. G. Conrad — als Naturalist bezeichnet er sich voll Stolz und „Was die Isar rauscht“ hat er sein unsauberes und von Fremdwörtern wimmelndes Machwerk überschrieben — dort also heißt es I, S. 267 am Schlusse des ersten Teiles einer Auseinandersetzung zwischen Doktor Trostberg und Student Schlichting:

Also Punkt Eins wäre geordnet;
Sie können sich auf mich verlassen.

Die anderen hat eigentlich alle der Weihnachtsbaum selbst aus seinen Zweigen auf meine Blätter geschüttelt, freilich nur mittelbar der meinige, unmittelbar vielmehr ein ganz anderer, an den mich jener nur erinnerte und der nun dafür so dankbar war; das war der, dessen Schmückung „Die Mutter am Christabend“ bei Hebel mit den Worten beendet:

3. Jez wär er usstaffiert
Und wie ne Maibaum ziert.

Dieser Christbaum aber schüttelte in mir die Erinnerung an „Das Habermuß“ auf, das anfängt:

4. 's Habermuß wär fertig,
se chömmet, ihr Kinder, und esset!

Und so bot dann weiter:

5. „Die Wiese“ den Vers:

Jez wärsch usstaffiert, as wenn der hofertig stoh wottsch,
Und de g'falsch mer selber wieder, chani der sage.

6. „Der Sommerabend“ die anderen:

Der Bleicher hat si selber g'freut,
Doch hätt' er nit vergelts Gott gseit.

7. „Der Schreinergesell“ fängt sein Liedel an:

Mi Hamberch hätti g'lert, so so, la la;
Doch stoht mers Trinke gar viel besser a.

8. In „Hans und Brene“ klagt und tröstet sich jener also:

En arme Kerli bini,
Arm bini, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
Und sufer gwachse wäri jo,
Das wäri scho,
Mit sellem hätts ke G'fohr.

Dann schüttelte der Tannenbaum die Zweige wieder lebhafter, und da fiel ein aufgeschlagener Holtei herab. Dort heißt es im Gedichte „Der Stürz“:

9. Guld hätt' s' em wul in meiner Läderkatze,
Ack kee zu Hause ha ihch nich fur mihch.

Das Polterabend-Gedicht „Die Klinglschnure" aber fängt an:

10. „Do wär' ich nu! 's war wul a weiter Weg
Vun do derheeme bis zu dan Gebergen,
Die mo de Grosschoft heeßt."

In dem langen ersten Gedichte des zweiten Heftes „Gemülle raus" aber beginnt der letzte Absatz:

11. Dos wär an sihch anne scheene Sache!
— — — — — — — —
Ock bluß ich, daß bei sittem Gemache
De Jugend de Jugendzeit versäumt. —

Und noch einmal raschelte es in den Tannenzweigen, und zum allemannischen und schlesischen fiel auch noch der mecklenburgische Dialektdichter heraus: Ut de Franzosentid, Anf. v. Kap. 18, aber heißt es bei Reuter:

12. As sei en Enn' lang führt wiren, fung min Unkel Hers' an tau reden: 'So! säd hei, ut de Klemme wiren wi richtig 'rut.'

Gar merkwürdig drückt sich dort Kap. 14 gegen Ende Meister Tröpner aus; der

13. beslot sick ok as en gebildten Minsch tau bedragen, hei säd also uch hochdütsch: „Ich hätte es von Ur tau Enn mit angesehn."

Und weiterhin

14. Oh, Herr Amtshauptmann, die wären halb verklamt, und als sie schießen wollten, gung nichts nich los — — —, sie schmissen sich also — — — auf — — — Zuschauer und hätten den Schustermeister Bank — — — mit den Kolben mang de Schullerbläder ramponirt u. s. w.

Ists Zufall, daß sich bei mundartlichen Dichtern so leicht, sozusagen, bei Feiertagslektüre, ein Dutzend so schöne Beispiele boten? Ich glaube es nicht und erblicke darin vielmehr einen Beweis für meine Auffassung von dem besagten Konjunktivus, daß in ihm Bedenklichkeiten, Gedanken an alle möglichen Bedingungen, Zweifel und Wünsche anklingen. Die geschulte Frau von Welt, die Schriftsprache, weiß ihre Gemütserregungen besser zurückzuhalten und zu verdecken; die frischen Kinder der Natur, die Mundarten (und daher so oft auch Goethe in seinen oben angeführten volkstümlichen Stellen) sorgen sich darum nicht, verraten getrost alle Hoffnungen, Zweifel und Wünsche, die vorher gingen, und reden daher — öfter im Konjunktiv. Hängt es etwa damit auch zusammen, daß im gemütvollen mecklenburgischen Dialekt die Konjunktivformen des Präteritums fast alle Indikativformen desselben verdrängt haben, wie denn Meister Tröpner in zum Teil eben nur darauf beruhender Weise diese Konjunktive in sein Hochdeutsch überträgt?

Bemerkungen zum Prinzen von Homburg.

Von **Hubert Rötteken** in Würzburg.

1. Zürn in seiner Schulausgabe des Prinzen von Homburg (Leipzig 1888) findet es auffallend, daß der Prinz nicht schon im ersten Auftritt erwache, wo es ziemlich laut um ihn zugehe und schließlich gar die Thüre rasselnd vor ihm zufliege: im dritten Auftritt erwache er ja sofort auf den Anruf „Arthur“. Allein ich finde hier keinen Widerspruch. Gerade das Anrufen mit dem Namen gilt oder galt als sicheres Mittel, Schlafwandelnde zu wecken, und Hohenzollern, der den Zustand des Prinzen jedenfalls aus häufigeren Beobachtungen genau kennt, sagt auch gleich in der ersten Scene ausdrücklich (Vers 31[1]): „Ruf ihn bei Namen auf, so fällt er nieder.“ Der Dichter mag also angenommen haben, daß aller andere Lärm wirkungslos vor den Ohren des Schlafenden verhallte. Allerdings spricht auch der Kurfürst (74) den Namen des Prinzen aus und zwar, wie man nach dem Inhalt seiner Worte annehmen muß, mit erhobener Stimme; aber der Name steht hier innerhalb eines Satzes, wirkt also nicht als einzelner Anruf, sondern wird von anderen Vorstellungen eingeschlossen; außerdem ist es nur der Familienname „Herr Prinz von Homburg“, nicht der Vorname, welcher in der dritten Scene jene plötzliche Wirkung hat. Man kann also hier ohne Annahme eines Widerspruches auskommen. Etwas anderes ist es dagegen, wenn Hohenzollern dem leise sprechenden Pagen in der dritten Scene zuruft: „Weck' ihn mit deinem Zirpen mir nicht auf.“ Man könnte meinen, es werde gerade das Flüstern im Gegensatz zum unbefangenen Sprechen im gewöhnlichen Ton als besonders störend angenommen, aber Hohenzollern antwortet dem Pagen auch leise, 85. Hier wird also vorausgesetzt, daß selbst halblautes Sprechen den Prinzen erwecken könne, während davon in der ersten Scene keine Rede ist. Das ist in der That ein Widerspruch und Heinzel hätte den Fall für seine Auseinandersetzungen im „Anzeiger für deutsches Altertum“, XV, S. 176 flg., verwerten können.

2. Wie verhält sich die Zerstreutheit des Prinzen in der Scene I, 5 zu seinem Vergehen in der Scene II, 2? In I, 5 wird der Schlachtplan diktiert, der Prinz erhält den Befehl, auf besondere Ordre zum Angriff zu warten, der Kurfürst schärft ihm noch ausdrücklich Ruhe ein; er hört von alledem nichts als das Wort von der Fanfare. Da scheint es nun zunächst, als sollte auf diese Zerstreutheit die eigentliche Schuld

1) Die Zitate nach der Ausgabe von Zolling.

des Prinzen begründet werden. Und in der That weiß er von dem Kriegsplan nachher nichts, er ist durchaus nicht orientiert über die inzwischen erfolgten Bewegungen der Truppen, und ein Versuch, noch auf dem Schlachtfelde selbst bei Hohenzollern über den Schlachtplan Erkundigungen einzuziehen, scheitert wieder daran, daß ihm der Gedanke an den wunderlichen Vorfall dazwischen kommt. Trotzdem kann man nicht sagen, daß seine Zerstreutheit allein seine Handlungsweise begründet. Es ist nicht richtig, daß er im Augenblick seines Angriffes das Kommando „kaum kennt" (Bulthaupt, Dramaturgie I_3, 465); zu deutlich und energisch wird er gerade in diesem Moment auf die Ordre hingewiesen. Zuerst durch Kottwitz, welcher ausdrücklich den Befehl des Kurfürsten erwähnt, auf Ordre zu warten; daß der Prinz diese Worte des Kottwitz vollkommen verstanden hat, lehrt seine Antwort 475: „Auf Ord'r? Ei, Kottwitz! Reitest du so langsam? Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?" Und eine noch kräftigere Erinnerung mußte ihm das Wort des ersten Offiziers sein: „Nehmt ihm den Degen ab!" Dieser unerhörte Widerstand, den er findet, mußte ihm doch klar machen, daß sein Befehl gegen einen höheren verstieß, und wenn er sich diesem Offizier gegenüber auf die 10 märkischen Gebote beruft, so mußte es ihm bewußt werden, daß er sie im selben Augenblick übertrat. Damit stimmt auch sein letztes Wort: „Ich nehm's auf meine Kappe." Er übertritt also das Gebot des Kurfürsten mit vollem Bewußtsein.

Man könnte nun sagen, daß danach die Zerstreutheit des Prinzen in I, 5 für den Gang der Handlung keine Bedeutung hätte; denn wenn der Prinz bei dem Begehen seiner That wußte, daß er gegen den Befehl des Kurfürsten handelte, so scheint es ziemlich gleichgiltig zu sein, ob er bei dem Diktat aufpaßte oder nicht. Allein ganz so liegt die Sache doch nicht; sondern wie sie liegt, ist der Konflikt nur auf die Spitze getrieben: es handelt sich um einen solchen zwischen der Verlockung des günstigen Augenblickes und dem blinden Gehorsam gegen die Ordre. Der Prinz kennt nur diese, nicht aber den Zweck, welchen der Kurfürst damit verfolgte. Und gerade dieser Fall war der günstigste, wenn Kleist einen ernsten Konflikt mit vollkommen glücklicher Lösung darstellen wollte. Wußte der Prinz, zu welchem Zwecke er auf Ordre warten sollte, kannte er also den Plan und seine Stellung innerhalb desselben, so lag die Sache weit schwieriger. Allerdings konnte er unter der Verlockung des günstigen Augenblickes in seinem durch den wunderlichen Vorfall noch gesteigerten Kampfeseifer den ganzen Plan momentan vergessen, aber unmöglich konnte das auch bei allen seinen Offizieren geschehen; der Widerstand, den er ja auch jetzt findet, mußte notwendig eintreten und ihm, wenn er den Plan kannte, sofort als berechtigt er-

scheinen, ihn an seine Aufgabe erinnern. Die sich so natürlich ergebenden Worte des zweiten Offiziers 485: „der Hennings hat den Rhyn noch nicht erreicht", können jetzt, wo er vom Hennings und vom Rhyn nichts weiter weiß, unbeachtet vor seinen Ohren verhallen; viel unwahrscheinlicher wäre das, wenn er wüßte, was der Hennings am Rhyn sollte. War er wirklich so toll und blind, daß er trotz dieses Widerstandes nicht zur Besinnung kam, daß der Gedanke an seine Aufgabe nicht wieder in seinem Bewußtsein mächtig wurde, so würde man doch wohl über einen so zerfahrenen Menschen einfach die Achseln zucken und kein sonderliches Interesse für ihn empfinden. Man würde also immer verlangen, daß der Prinz sich mit dem Plan auseinandersetzte; er müßte darüber urteilen, ob er, wie die Dinge sich gestaltet hatten, noch ausführbar war oder nicht. Täuschte er sich in seinem Urteil darüber, so warf das ein bedenkliches Licht auf seine militärischen Fähigkeiten, was Kleist jedenfalls nicht wollte; beurteilte er die Sachlage richtig, so waren zwei Möglichkeiten gegeben. Entweder der Plan erwies sich als unausführbar, der Prinz griff in dieser Erkenntnis ein und rettete so die Schlacht; dann war die herrliche Gestalt des Kurfürsten für das Drama unmöglich, denn dieser Kurfürst, wie wir ihn kennen, hätte den Retter aus der Not niemals vor ein Kriegsgericht gestellt; sollte der Konflikt ein ernstes Angesicht erhalten, so mußte schon ein harter Gesetzesfanatiker an die Stelle des Kurfürsten treten. Wie viele Wirkungen dadurch verloren gegangen wären, brauche ich wohl nicht näher auszuführen; auch hätte das Ganze dann zu einem tragischen Schlusse hingedrängt. — Oder aber der Prinz erkannte die Ausführbarkeit des Kriegsplanes, griff aber dennoch an, weil er den momentanen Impuls nicht zu zügeln vermochte; dann beging er ein so schweres Vergehen, schädigte den Sieg so vollkommen bewußt, daß es dem Dichter schwer geworden wäre, für eine volle Begnadigung die Zustimmung des Publikums zu erringen. Wie das Drama jetzt vorliegt, erscheint zunächst des Prinzen militärisches Urteil in hellstem Lichte: der Augenblick, in welchem er angreift, ist an sich durchaus günstig für sein Unternehmen und der Sieg, den er erringt, ist wahrlich kein Kind des Zufalls, sondern das einfache Resultat seines richtig geleiteten Angriffs. Dennoch ist dieser Angriff eine Schuld, denn er wird mit Bewußtsein gegen die Ordre unternommen; aber diese Schuld ist verzeihlicher, denn der Erkenntnis eines an sich günstigen Moments steht nicht die Kenntnis des Schlachtplanes gegenüber.

Wenn nun aber der Prinz diesen Schlachtplan nicht kennen sollte, so mußte das irgendwie erklärt werden. Es ging nicht wohl an, daß der Kurfürst seine Absichten vor einem so hochstehenden Führer geheim hielt; der Plan mußte also dem Prinzen mitgeteilt werden, ohne daß

er doch Kenntnis davon gewann. Dieses Problem wird, wie mir scheint, recht glücklich gelöst durch die Zerstreutheit des Prinzen in I, 5, welche ihrerseits durch das vorhergehende motiviert und soviel als möglich entschuldigt ist. Sie ist also ein sehr notwendiges Glied des Ganzen.

Ich habe oben die beiden Möglichkeiten hingestellt: entweder der Schlachtplan des Kurfürsten war noch ausführbar, als der Prinz eingriff, oder nicht. Offenbar soll nach des Dichters Ansicht ersteres der Fall gewesen sein. Zwar Kottwitz ist anderer Meinung, 1530 flg.; aber er ist der Advokat des Prinzen, und der Kurfürst, dem man doch jedenfalls eine größere Autorität zuerkennen muß, widerspricht ihm. Auch an anderer Stelle betont er es nachdrücklich, daß der Angriff des Prinzen den vollen Sieg verhindert habe, der also nach seinem Plane noch zu erringen war. Vergl. 1819: „Der Prinz von Homburg hat im verfloss'nen Jahr durch Trotz und Leichtsinn um zwei der schönsten Siege mich gebracht; den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.“ Auf denselben Thatbestand weisen auch die Worte 717 flg. hin.

Wie mußte nun der Kurfürst den Angriff beurteilen? Er glaubt zunächst, daß ein anderer als der Prinz die Reiterei geführt habe, aber er mußte natürlich annehmen, daß auch diesem anderen der Plan mitgeteilt sei. Wie der Führer dazu gekommen, gegen den Plan zu handeln, darüber wird er nicht erst nachgedacht haben, sondern für ihn war folgendes gegeben: der Führer hat den Plan gekannt; er hat gegen ihn gehandelt; er hat dadurch den entscheidenden Schlag gegen die Feinde vereitelt. So sind für ihn gar keine mildernden Umstände vorhanden und er mußte die That mit jener vollen Schärfe beurteilen, die sich in den Worten 716 flg. ausspricht: „Wer immer auch die Reiterei geführt u. s. w.“

3. Etwas seltsam ist der Schluß der Scene II, 6 zwischen dem Prinzen und Natalie. Das Gerücht vom Tode des Kurfürsten führt eine Aussprache zwischen dem Prinzen und Natalie herbei:

Homburg: O meine Freundin! Wäre diese Stunde
Der Trauer nicht geweiht, so wollt' ich sagen:
Schlingt eure Zweige hier um diese Brust,
Um sie, die schon seit Jahren, einsam blühend,
Nach eurer Glocken holdem Duft sich sehnt!
Natalie: Mein lieber, guter Vetter!
Homburg: Wollt ihr? Wollt ihr?
Natalie: Wenn ich ins inn're Mark ihr wachsen darf?
(Sie legt sich an seine Brust.)
Homburg: Wie? Was war das?
Natalie: Hinweg!
Homburg: (hält sie) In ihren Kern!
In ihres Herzens Kern Natalie! (Er küßt sie; sie reißt sich los.)

Der Ausruf des Prinzen: „Wie? was war das?“ erscheint etwas verwunderlich; man würde erwarten, daß er Natalie aufjubelnd an seine Brust preßte. Das Erstaunen, die Überraschung, welche in jenen Worten liegen, beziehen sich jedenfalls nicht auf die Thatsache, daß Natalie ihre Gegenliebe verrät, denn dieses geschieht mindestens ebenso deutlich durch ihr Anschmiegen, als durch ihre Worte, während der Ausruf „was war das“, deutlich nur auf ihre Worte Rücksicht nimmt. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, der Prinz betrachte das Wachsen in das innere Mark als selbstverständlich, er höre aus Natalies in hypothetischer Form gesprochenen Worten einen Zweifel an der Vollkraft seiner Liebe heraus und stutze über diesen Zweifel; damit würden seine Worte 608 stimmen: „In ihren Kern!“ u. s. w.: eine Versicherung, die darauf berechnet ist, jeden Zweifel zu zerstreuen. Seltsam bleibt der Ausruf aber doch immer: Natalies Worte sind ja nur der Form nach hypothetisch, wenn sie wirklich zweifelte, würde sie sich nicht an seine Brust legen; und so wäre es immer natürlicher, wenn der Prinz sofort geantwortet hätte: „In ihren Kern!“

Was eigentlich in Natalies Seele vorgeht, ist nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen. Das „hinweg“ in Vers 608 macht Schwierigkeiten. Das Wort hat freilich bei Kleist nicht die Bedeutung eines zornigen Ausrufes, vergl. 711, 1076; Natalie reißt sich nach dem Kusse 609 los und macht sich auch 704 von dem Prinzen frei, als er den Arm um sie legt; aber hier, wo sie sich eben freiwillig an seine Brust gelegt hat und er noch durch keinen Versuch einer Liebkosung ihre mädchenhafte Zurückhaltung verletzt hat, kommt das „hinweg“ doch sehr unvermittelt und man gerät in Versuchung, es durch die vorhergehenden Worte des Prinzen zu erklären. Natalie konnte allerdings erwarten, durch ihre entzückend herzliche Hingabe etwas anderes hervorzurufen, als einen staunenden Ausruf und so könnte man es verstehen, wenn sie davon unangenehm berührt und von der Brust des Prinzen fortgetrieben würde. Aber bestimmt behaupten läßt sich darüber nichts; es ist auch möglich, daß nach der Hingabe ein Zurückebben nicht ihres Gefühls, aber ihres Mutes, das Gefühl zu zeigen, eintritt.[1])

4. Ein fernerer Fall, der zu Bedenken Veranlassung giebt, liegt in II, 10 vor, in den beiden Ausrufen des Feldmarschalls 740 und 752. Der Kurfürst hat von Truchß gehört, der Prinz sei schwer verwundet

1) Mit dem Ganzen hat eine Dialogpartie im Käthchen einige Ähnlichkeit (V, 11): Der Kaiser giebt dem Grafen das Käthchen, stellt aber eine Bedingung: In deinem Haus den Vater nimmst du auf! — Graf v. Strahl: Du spottest! — Kaiser: Was! du weigerst dich? — Graf: In Händen! In meines Herzens Händen nehm' ich ihn!

und habe die Reiterei nicht geführt; er fällt die strenge Sentenz gegen einen Unbekannten; im nächsten Augenblick erscheint der Prinz und der Feldmarschall ruft aus: „Der Prinz von Homburg! Truchß! Was machtet ihr?" Die Worte enthalten einen Vorwurf, sie deuten an, daß Truchß mit seiner falschen Nachricht ein Unheil angerichtet hat. Das hat nur Sinn, wenn der Feldmarschall glaubte erstens, der Kurfürst würde nicht so streng gesprochen haben, wenn er gewußt hätte, daß der Prinz die Reiter führte, und zweitens, aus dem Verdikt des Kurfürsten, nachdem es einmal ausgesprochen ist, werde nun doch für den Prinzen eine ernstliche Gefahr erwachsen. Als nun aber der Kurfürst dem Prinzen den Degen abzunehmen befiehlt, da erschrickt der Marschall und ruft: „Wem?" Er ist also hier höchlichst erstaunt, daß der Kurfürst Ernst zu machen scheint. Es bleibt nichts übrig, als anzunehmen, der Marschall habe in der Zwischenzeit seine Ansicht geändert, er habe sich schnell mit dem Glauben getröstet, es werde so schlimm nicht werden, aber dieser Übergang ist so vollkommen gedeckt, daß jenes „wem" doch sehr unerwartet und überraschend kommt.

5. Interessant sind in der Scene III, 1 die Verse 911 flg. Sie zeigen, wie wenig sowohl Hohenzollern als der Prinz den Kurfürsten kennen. Homburg ist trotz aller bedenklichen Zeichen lange gutes Mutes geblieben, erst als er gehört, daß der Kurfürst das Todesurteil zur Unterschrift verlangt hat, daß auch Dörfling an seiner Rettung verzweifelt, wird er wankend; und die Andeutung Hohenzollerns, der Schwede werbe um Natalie und der Kurfürst sei „aufs empfindlichste getroffen" durch die Nachricht, daß das Fräulein schon gewählt habe — diese Andeutung giebt ihm plötzlich die Gewißheit, er sei verloren. Er so wenig wie Hohenzollern setzen bei dem Kurfürsten eine objektive Beurteilung der Sachlage voraus, wie sie in Wirklichkeit bei ihm vorhanden ist. Was den Prinzen so lange aufrecht erhalten hat, war die Überzeugung, daß der Kurfürst ihn liebe; diese Liebe, dieses Gefühl also, meint er, werde dem Kurfürsten nicht gestatten, das Urteil vollstrecken zu lassen. Er spricht diesen Gedanken 830 flg. aus, was er sonst noch sagt, hat alles keine Bedeutung, wenn eben die Liebe im Kurfürsten nicht mächtig ist. Und nun erfährt er, daß etwas, das er gethan hat, den Kurfürsten *persönlich* unangenehm berührt hat; sofort glaubt er, die Liebe des Herren verscherzt zu haben und damit fällt das Einzige, worauf sein Vertrauen sich stützte.

Wolzogen, in seinem Aufsatze über den Prinzen von Homburg[1]), meint, der Prinz schaudere vor dem Gedanken zurück, einer niedrigen

1) Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, herausgegeben von Oskar Blumenthal. 1875. Bd. II. S. 145.

politischen Intrigue geopfert zu werden; er glaube, der Kurfürst wolle ihn unter dem Scheintitel einer entehrenden Strafe beseitigen, um freie Hand für seinen diplomatischen Schachzug zu haben. Ich möchte diese Deutung fern halten. Eine solche Nichtswürdigkeit kann der Prinz auch im Moment der höchsten Aufregung dem Kurfürsten nicht zutrauen. Übrigens war sie überflüssig, denn Natalie von Homburg zu trennen, dazu hatte der Kurfürst auch noch andere Mittel als dieses furchtbare. Der Prinz kann nicht glauben, daß der Kurfürst das Urteil bestätigen werde mit vollem Bewußtsein zu dem Zwecke, um freie Hand zu haben, er kann nur fürchten, daß er dem Kurfürsten durch seine Verlobung mit Natalie ein unangenehmes Gefühl erregt hat, daß dadurch die Liebe des Herren zu ihm schwächer geworden ist und daß daher der natürliche Trieb, dem Gesetze genugzuthun, in der Seele des Kurfürsten keine genügend starke Hemmung findet. Dazu stimmt auch die Art, wie Hohenzollern seine Mitteilung einleitet, 912; nicht davon spricht er, daß der Prinz ein Hindernis für des Kurfürsten politische Pläne sei, sondern nur davon, er könne durch irgend einen Schritt, sei's wissentlich, sei's unbewußt, seinem stolzen Geiste zu nahe getreten sein — das heißt doch wohl, ihn irgendwie geärgert haben, sein Gefühl gegen sich eingenommen haben. Hohenzollern hat die Liebe des Prinzen zu Natalie immer für bedenklich gehalten, wie aus 930 flg. hervorgeht:

Du unbesonn'ner Thor! Was machtest du?
Wie oft hat dich mein treuer Mund gewarnt![1])

---

1) Die Warnung muß sich speziell auf die Liebe zu Natalie beziehen; eine allgemeine Warnung vor der Unbesonnenheit überhaupt könnte Hohenzollern hier nicht mit solchem Nachdruck erwähnen. Das Verhalten Hohenzollerns in den ersten Scenen läßt sich allerdings mit diesem Verse nicht ganz leicht vereinigen: er verrät dort mit keinem Worte seine Kenntnis von der Liebe des Prinzen und das Bedenklichste ist 170: „Die Platen mit den schelm'schen Veilchenaugen! Die weiß man, die gefällt dir.“ Kade in seiner Schulausgabe nimmt denn auch an, Hohenzollern wisse von dem stillen Verhältnis zwischen dem Prinzen und Natalie nichts. Aber allenfalls begreiflich ist das Verhalten Hohenzollerns doch auch unter der entgegenstehenden Voraussetzung. Seine Ausrufe in I, 1 lassen sich vollkommen erklären durch seinen Schrecken über das Verraten der Liebe, in I, 4 will er den Prinzen möglichst von der richtigen Spur abbringen und wenn er von der Platen spricht, so ließe sich das als eine kleine Heuchelei auffassen: er ignoriert die Liebe zur Prinzessin, als sei sie durch seine Ratschläge längst beseitigt und stellt es als eine feste Thatsache hin, daß sich das Herz des Prinzen zu einer anderen gewendet habe — es wäre ein immerhin nicht ungeschickter Versuch, den Prinzen zu beeinflussen. Daß der Prinz Natalie nicht direkt nennt, wäre auch zu begreifen, wenn er weiß, daß Hohenzollern seine Gedanken an sie mißbilligt. Man muß wohl so auffassen, denn der Vers 931 spricht zu klar.

Nun sagt allerdings Hohenzollern 937:

> Kann der Kurfürst nur mit König Karl
> Um den bewußten Preis den Frieden schließen,
> So sollst du sehn, sein Herz versöhnt sich dir
> Und gleich, in wenig Stunden bist du frei —

und der Prinz selbst wünscht 1024, daß die Kurfürstin seinen Verzicht auf Natalie dem Herren melde und dadurch ihre Fürbitte unterstütze; auch er erwähnt dabei ausdrücklich die schwedische Werbung. Das sieht nun doch so aus, als ständen nach des Prinzen und Hohenzollerns Meinung die Durchkreuzung der politischen Pläne durch die Verlobung und die Unterschrift des Urteils in einem ganz direkten Zusammenhang. Aber wenn der Prinz durch irgend eine That dem Kurfürsten ein unangenehmes Gefühl erregt zu haben glaubt, so ist es doch natürlich, daß er den Grund zu beseitigen sucht; und Hohenzollern sagt auch nicht etwa: „dann braucht der Kurfürst dich nicht mehr erschießen zu lassen", sondern er spricht davon, daß das Herz des Kurfürsten sich dann wieder versöhnen werde. Man kommt also jedenfalls mit der Annahme aus, daß die beiden Freunde von dem Gefühl des Kurfürsten eine Gefahr fürchten, nicht aber von einer bewußten Absicht, sich durch Tötung des Prinzen freie Hand zu schaffen.

6. Über die Wendung zur Gnade in dem Kurfürsten sind die Ansichten noch immer nicht ganz geklärt. Zürn in seiner Schulausgabe S. 132 bespricht das Problem im allgemeinen richtig, ohne doch das Entscheidende mit voller Schärfe hervorzuheben. Auch was Bulthaupt in seiner Dramaturgie sagt, leidet an demselben Fehler. So mögen einige Bemerkungen darüber noch gestattet sein.

Allgemein wird jetzt wohl angenommen, daß es dem Kurfürsten bis zum vierten Akt mit der Vollstreckung des Urteils Ernst ist und daß erst die Scene mit Natalie den Umschwung einleitet. Bei Natalies Schilderung von der Gebrochenheit des Prinzen überwältigt den Kurfürsten für den Augenblick das Mitleid und überrumpelt, möchte ich sagen, von diesem Gefühle, spricht er die Worte zu Natalie, welche das unbedingte Versprechen der Begnadigung enthalten. Nach „er ist begnadigt!" haben die Ausgaben einen Gedankenstrich, der wohl eine nicht ganz kurze Pause markiert. Nachdem der Kurfürst in jener ersten Aufwallung die Begnadigung ausgesprochen hat, fällt ihm wieder ein, welchen Schaden für die Disziplin er davon zu fürchten hat; er sucht nach einem Mittel, diesen Schaden möglichst zu vermeiden und so kommt ihm der Gedanke, zu versuchen, ob er den Prinzen nicht zur Anerkennung seiner Schuld bringen könne. Das Mittel dazu ist der Brief, den er dann sofort schreibt.

Zürn hat, wie schon gesagt, diese Dinge ungefähr ebenso dargestellt; ich nehme nur Anstoß an seiner Bemerkung S. 133: „Wir bezweifeln sehr, daß der Kurfürst überhaupt, wenn er an die Möglichkeit dieser Entscheidung des Prinzen (nämlich in dem Sinne, daß ihm Unrecht geschehe) glaubte, in diesem Falle ihn zu begnadigen versprochen hätte.“ Da wird also vorausgesetzt, der Kurfürst sei schon vor dem ersten Worte, das er von Gnade spricht, über seinen Brief und über die voraussichtliche Antwort des Prinzen im klaren gewesen, was doch bei der Verwirrung, in der sich der Kurfürst 1176 befindet, recht unwahrscheinlich ist. Außerdem, mochte er es auch für sehr wahrscheinlich halten, daß der Prinz sich aufraffen würde, unbedingt sicher konnte er es doch nicht wissen, die Möglichkeit einer anderen Entscheidung lag doch immer vor; und so konnte er, wenn er gleich anfangs den Plan mit dem Briefe hatte und eine bestimmte Antwort als Bedingung für seine Gnade betrachtete, die Begnadigung nicht so absolut aussprechen. Deshalb muß eben durchaus betont werden, daß die ersten Worte des Kurfürsten ein reiner Gefühlsausbruch ohne alle Reflexion sind und der Plan mit dem Briefe ein nachträglicher Versuch ist, die schon versprochene Gnade nach Möglichkeit zu rechtfertigen.

Auch Bulthaupt a. a. O. S. 473 spricht davon, die untrügliche Voraussicht (über die Antwort des Prinzen) bedeute für den Kurfürsten die Wendung zur Gnade; scheinbar mache er seine Entschließung, den Prinzen zu begnadigen, von des letzteren Zustimmung, in Wahrheit aber von seinem Widerspruch abhängig. Man muß nach diesem Ausdruck doch wohl annehmen, daß Bulthaupt auch nach der feierlichen, unbedingten Versicherung 1176 ein schließliches Versagen der Gnade für möglich hielt für den Fall, daß der Prinz den geheimen Erwartungen des Kurfürsten nicht entspricht, während es doch klar ist, daß der Kurfürst sich durch jene Worte unter allen Umständen gebunden hat.

Freilich, welche Art von Gnade wird dem Prinzen zu teil werden, wenn er wider Erwarten den Spruch für ungerecht erklärt! Zwar sein Leben wird gerettet sein, auch den Degen wird der Kurfürst ihm nach dem Wortlaut seines Briefes zurückschicken, also auch eine Kassation wird nicht erfolgen; aber das Vertrauen und die Achtung seines Kriegsherrn wird der Prinz verlieren und der märk'schen Reiter Oberst wird er schwerlich bleiben. Die volle Rehabilitierung des Prinzen, das ist es, was von seiner Antwort abhängt und darum drehen sich die folgenden Scenen.

7. Im fünften Akt sind die Worte des Kottwitz im wesentlichen ein Plaidoyer für das Publikum, auf den Kurfürsten wirken sie nur insofern, als sie ihm einmal wieder die ganze Liebe und Treue zeigen,

welche sein Heer für ihn hegt. Anders ist es mit dem Vortrage Hohenzollerns, der für den Zuschauer überflüssig ist, da er nur bekannte Dinge rekapituliert; und von der Bühne herab mag diese lange Erzählung leicht langweilig werden. Aber sie fällt in der That als ein Gewicht in die Brust des Kurfürsten, wenn er auch Hohenzollerns Beweis nicht gelten lassen will. Bis dahin hat der Kurfürst über die That des Prinzen geurteilt, wie ich es in Nr. 2 angegeben habe; die dort erwähnten mildernden Umstände waren ihm nicht bekannt.[1]) Trotzdem hat er in jener momentanen Gefühlsüberrumpelung begnadigt und ist, nachdem er den Brief des Prinzen gelesen, wohl auch entschlossen, ihn ganz zu rehabilitieren. Nun erfährt er aber noch, daß der Prinz in seinem vermeintlichen Traum einen ganz besonderen Antrieb zu kühnem Dreinschlagen gefunden hat, daß er ferner durch jenes Ereignis und die Vorgänge mit dem Handschuh dermaßen beschäftigt war, daß er unmöglich bei dem Diktat aufpassen konnte. Die schon verziehene That des Prinzen stellt sich nun plötzlich in milderem Lichte dar und wenn in der Brust des Kurfürsten noch ein Rest von Unzufriedenheit zurückgeblieben war, mußte er nun schwinden. So kann der Kurfürst sich entschließen, zugleich mit seiner Gnade auch die Geliebte dem Prinzen zu geben.

8. Noch eine Einzelheit. Im vorletzten Auftritt fragt Stranz den Prinzen: „Darf ich dir eine Nelke reichen?" und der Prinz antwortet: „Lieber! Ich will zu Hause sie in Wasser setzen." Kade in seiner Schulausgabe bemerkt dazu: Der Prinz will die Nelke, das Sinnbild heißer Liebe, zu Hause, d. h. im Jenseits, in Wasser setzen, d. h. sie auch dort noch frisch erhalten. Ich habe den Vers immer anders verstanden. Der Prinz hat mit dem Leben abgeschlossen, aber wie Stranz ihm die Blume reicht, da knüpft sich an sie doch noch wieder ein irdischer Gedanke; was er so oft mit einer Blume gethan, das scheint ihm, müsse er auch mit dieser thun und er spricht es unwillkürlich aus, ohne daß es ihm gleich zum Bewußtsein kommt, wie sehr dieser Gedanke mit dem in der nächsten Minute erwarteten Schicksal in Widerspruch steht. Gerade daß die Erinnerung an ein poetisch-idyllisches Thun des irdischen Lebens so plötzlich für einen Augenblick neben seinen Todesgedanken hinspielt, ohne sogleich von ihm erdrückt zu werden, das macht den Vers für mich so ungemein ergreifend. Es giebt ja keinen Dichter, der ein solches nicht ganz klares Nebeneinanderspielen der Gedanken so darzustellen vermöchte, wie Kleist.

1) Es ist allerdings merkwürdig, daß die Zerstreutheit des Prinzen beim Diktat des Planes nicht vor dem Kriegsgericht zur Sprache gekommen ist; daß es aber nicht geschehen ist, ergiebt sich deutlich aus der ganzen Scene.

Zu Heinrich von Kleists Dramen.

Von Robert Sprenger in Northeim.

Obgleich nach der grundlegenden Arbeit von Reinhold Köhler (Zu Heinrich von Kleists Werken. Weimar, Böhlau 1862) durch die Einzelausgaben des Prinzen von Homburg und der Hermannsschlacht von Weismann, Zürn, Kade, Lichterheld, Windel und besonders durch die kritische Ausgabe von Theophil Zolling viel für die Kritik und Erklärung der Kleistschen Dramen gethan ist, bleibt doch noch manche zweifelhafte Stelle. Nachdem der Eifer für das Studium des Dichters auch unter den Lehrern des Deutschen erweckt ist, und die beiden reifsten Dramen des Dichters in die regelmäßige Schullektüre aufgenommen sind, schien es mir nicht unpassend, folgende bei wiederholtem, eingehendem Lesen gesammelte Bemerkungen in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen.

Zur Familie Schroffenstein.

Der erste Druck dieses Stückes: Die Familie Schroffenstein. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bern und Zürich. Bei Heinrich Gessner 1803 ist durch eine große Anzahl von Druckfehlern entstellt. Dieselben sind aber schon durch Tieck, Schmidt und Köhler berichtigt. Nur an einer Stelle möchte ich die Lesart der Originalausgabe schützen:

III, 2 (1665) Denn fast kein Minnesänger
Könnt' etwas Besseres ersinnen, leicht
Das Wildverworrene euch aufzulösen,
Das Blutig-angefangene lachend zu
Beenden, und der Stämme Zwietracht ewig
Mit seiner Wurzel auszurotten . . . .

Mit seiner Wurzel hat das Original 159, auch das Manuskript 48b und auch Tieck (S. 72) hat nicht geändert. Köhler S. 6 bemerkte, daß ihrer Wurzel zu schreiben sei, und diese Änderung hat dann Schmidt S. 99 der Ausgabe von 1863 angenommen. Mit Unrecht, denn wenn auch Zwietracht sonst stets Femininum ist, so sind wir nicht berechtigt, die starke Änderung vorzunehmen, zumal da auch in Familie Ghonorez, der ersten Gestalt der Familie Schroffenstein, welche Th. Zolling im ersten Bande seiner Ausgabe veröffentlicht hat, V. 1724 flg. ebenso überliefert ist. Kleist schrieb seiner, als wenn er vorher nicht Zwietracht, sondern Haß oder Zwiespalt geschrieben hätte.

Zum zerbrochnen Krug.

II, 171. Adam. Was thu ich jetzt? Was laß ich? (Er greift nach seinen Kleidern.)
Erste Magd (tritt auf). Hier bin ich, Herr.
Licht. Wollt ihr die Hosen anzieh'n? Seid ihr toll?

Sämtliche Herausgeber setzen ein Fragezeichen nach anzieh'n. Dem Zusammenhange nach muß aber der letzte Satz als eine Aufforderung des Schreibers an den verwirrten Richter gefaßt werden. Es ist daher ein Ausrufungszeichen zu setzen.

VI, 474.

Heut ist
Verlobung, Hochzeit, wäre Taufe heute,
Es wär' mir recht, und mein Begräbnis' leid ich,
Wenn ich dem Hochmut erst den Kamm zertreten,
Der mir bis an die Krüge schwillt.

Zum Bilde vergl. Uhland, Döffinger Schlacht:

Ich weiß, ihr Übermüt'gen,
Wovon der Kamm euch schwoll.

Komisch ist dasselbe fortgeführt, als wenn der Kamm so geschwollen wäre, daß er den Krug umstürzte. — Auch an dieser Stelle wäre es ein leichtes Experiment, den sechsfüßigen Vers fortzuschaffen, wenn wir schrieben:

Der mir bis an den Kamm schwillt.

Eve.

Mutter! Laßt doch
Den Krug, laßt mich doch u. s. w.

Ich glaube aber nicht, daß wir zu solcher Änderung berechtigt sind.

VII, 574. Klägere trete vor.

Klägere halte ich nicht für eine altertümliche Form für Kläger, sondern für mundartliche (schweizerische) Form = Klägerin.[1])

XI, 1131.

Frau Marthe.

Wer war's?

Eve.

O Jesus!

Frau Marthe.

Maulaffe der! Der niederträchtige!
O Jesus! Als ob sie eine Hure wäre.
War's der Herr Jesus?

Man darf der guten Frau doch kaum eine solche Blasphemie zutrauen, wie sie nach dem überlieferten Texte aussprechen würde. Ich glaube deshalb, daß hier eine Personenbezeichnung weggefallen ist, und daß die Verse folgendermaßen zu ordnen sind:

Frau Marthe.

Wer war's?

Eve.

O Jesus!

---

1) Über VII, V. 878 vgl. Zeitschr. IV, S. 88.

Frau Marthe.

Maulaffe der! Der niederträchtige!
O Jesus! Als ob sie eine Hure wäre.
War's der?

Eve.

Herr Jesus!

Wenn Marthe, auf Ruprecht zeigend, fragt, ob es dieser gewesen sei, so hat Eve in ihrer Herzensangst keine andere Antwort, als den Stoßseufzer: Herr Jesus!

IX, 1268.

Eve.

Ich kann hier, wer den Krug zerschlug, nicht melden;
Geheimnisse, die nicht mein Eigentum,
Müßt ich, dem Kruge völlig fremd, berühren.
Früh oder spät will ich's ihr anvertrau'n,
Doch hier das Tribunal ist nicht der Ort,
Wo sie das Recht hat, mich darnach zu fragen.

Adam.

Nein Rechtens nicht — auf meine Ehre nicht!
Die Jungfer weiß, wo unsre Zäume hängen,
Wenn sie den Eid hier vor Gericht will schwören,
So fällt der Mutter Klage weg:
Dagegen ist nichts weiter einzuwenden.

Den eigentümlichen Ausdruck: wo unsre Zäume hängen erklärt Zolling = wie weit unsere Befugnis geht. Siegen Bd. 2, S. 218 erklärt: „Die Jungfer weiß, wo unsre Zäume hängen", d. i. wie wir zu zäumen, zu gängeln sind, damit sie sich aus der Schlinge ziehe. — Beide Erklärungen treffen nach meiner Ansicht nicht das Richtige. Ich erkläre: „Die Jungfer weiß, wie sie bei uns Schutz finden kann." Hier haben wir eine Anspielung auf das alte Recht, wonach ein Verbrecher oder Landesverwiesener, wenn er sich an dem Pferde (oder Wagen) des Fürsten bei dessen feierlichem Einzuge hielt, Straflosigkeit erlangte; vgl. darüber Mittelniederdeutsches Wörterbuch Bd. 4, 572 unter tôm und Grimms Rechtsaltertümer 2.A, S. 738 flg.

IX, 1305.
Die Nacht von gestern birgt ein anderes
Verbrechen noch als bloß die Krugverwüstung.
Ich muß euch sagen, gnäd'ger Herr, daß Ruprecht
Zur Konskription gehört, in wenig Tagen
Soll er den Eid zur Fahn' in Utrecht schwören.
Die jungen Landessöhne reißen aus.
Gesetzt, er hätte gestern nacht gesagt:
Was meinst du, Evchen? Komm'! Die Welt ist groß;
Zu Kist' und Kasten hast du ja die Schlüssel —
Und sie, sie hätt' ein wenig sich gesperrt:
So hätte ohngefähr, da ich sie störte,
— Bei ihm aus Rach', aus Liebe noch bei ihr —
Der Rest, so wie gescheh'n, erfolgen können.

Ruprecht. Das Rabenaas! Was das für Reden sind!
Zu Kist' und Kasten —
Walter. Still!
Eve. Er austreten!

Der letzte Ausruf Eves ist nicht zu erklären. Eve redet doch auch sonst ihren Geliebten nicht mit er, sondern mit du an. Es liegt offenbar ein Fehler der Überlieferung vor, dessen Verbesserung sich aus V. 1310 ergiebt. Eve meint erstaunt:

Er, ausreißen!

d. h. er sollte an ausreißen denken! Vgl. 216. Licht. Ich, verlegen! d. h. ich sollte verlegen sein!

X, 1394.

Adam. Wird Euer Gnaden diese Sache nicht
Ermüden? sie zieht sich in die Länge.
Eu'r Gnaden haben meine Kassen noch
Und die Registratur — Was ist die Glocke?
Licht. Es schlug soeben halb.
Adam. Auf elf?
Licht. Verzeiht, auf zwölfe.
Walter. Gleichviel.

Da Adam den Aufschub der Verhandlung wünscht, muß er auch wünschen, daß die Zeit möglichst vorgerückt sei. Wenn nun der Schreiber bemerkt, daß es soeben halb geschlagen, so muß im Munde des Dorfrichters die Frage: Auf elf? befremden. Auch ist dann die Antwort des Gerichtsrats: Gleichviel nicht recht passend. Ich glaube daher, daß die Frage Auf elf? Walter zuzuteilen ist.

X, 1555. Hier. Was wir lieben, gnäd'ger Herr! Stoßt an!
Herr Bruder, was wir lieben!

Besonders in studentischen Kreisen beliebte Formel beim Zutrinken. Eine Parallelstelle hierzu, ich glaube aus einer Faustdichtung, ist mir leider verloren gegangen.

XI, 1653. Adam.
Dahinter steckt mir von Verkappung was,
Und Meuterei, was weiß ich? — Wollt ihr erlauben,
Daß ich die Frau sogleich nur inquiriere?

Nicht nur wegen des unregelmäßigen Verses, sondern auch wegen des nur, das in der Frage nicht recht am Platze ist, vermute ich, daß zu schreiben ist:

— wollt erlauben,
Daß ich die Frau sogleich nur inquiriere.

Ähnlich spricht V. 1699 Licht in höflich bittender Weise zum Gerichtsrat: „Woll'n Euer Gnaden sie vollenden lassen." Leider ist von dieser Stelle ab die Handschrift, die bei 1633 abbricht, nicht mehr zu vergleichen.

Besonders bedauerlich ist es, daß die Handschrift für die folgende Stelle, die in Verwirrung geraten ist, nicht verglichen werden kann.

XI, 1884. Walter.

Gut denn. Geschlossen ist die Session;
Und Ruprecht appelliert an die Instanz zu Utrecht.

Eve.

Er soll, er erst nach Utrecht appellieren?

Ruprecht.

Was — ich?

Walter.

Zum Henker, ja! Und bis dahin —

Eve.

Und bis dahin?

Ruprecht.

In das Gefängnis gehn?

Eve.

Den Hals ins Eisen stecken? Seid ihr auch Richter?
Er dort, der Unverschämte, der dort sitzt,
Er selber war's —

Walter.

Du hörst's, zum Teufel! schweig!
Ihm bis dahin krümmt sich kein Haar —

Eve.

Auf Ruprecht!
Der Richter Adam hat den Krug zerbrochen!

Walters: Du hörst's kann nicht an Eve gerichtet sein. Ich glaube deshalb, daß eine Personenbezeichnung fortgefallen ist, und daß die Verse 1889 flg. folgendermaßen anzuordnen sind.

Eve.

Den Hals ins Eisen stecken? Seid ihr auch Richter?
Er dort, der Unverschämte, der dort sitzt —

Ruprecht.

Er selber war's?

Walter.

Du hörst's — zum Teufel, schweig! —
Ihm bis dahin krümmt sich kein Haar.

Daß Siegen V. 1889 vor Richter ein ergänzt, ist nicht gerechtfertigt.

Zu Robert Guiskard.

381 flg. Doch eh' wird Guiskards Stiefel rücken vor
Byzanz, eh' wird an ihre eh'rnen Thore
Sein Handschuh klopfen, eh' die stolze Zinne
Vor seinem blassen Hemde sich verneigen,
Als dieser Sohn, wenn Guiskard fehlt, die Krone
Alexius dem Rebellen dort entreißen.

Die Lesart des Originals blassen hat Zolling wieder in den Text aufgenommen. Mit Unrecht, denn daß Kleist wiederholt den Ausdruck „blaß wie Linnenzeug" gebraucht, kann für unsere Stelle nichts beweisen. Schmidt S. 334 hat unzweifelhaft das Richtige gesehen, wenn er blassen als einen Druckfehler statt bloßen ansah. Vergl. Die Verlobung in St. Domingo (Zollings Ausg. 4. T. 157, 20 flg.): Die alte Babekan, welche schon im Bette lag, erhob sich, öffnete, einen **bloßen** Rock um die Hüften geworfen, das Fenster, und fragte, wer da sei? Käthchen von Heilbronn IV, 2, 73: Im bloßen, leichten Hemdchen.

Zu Amphitryon.

II. Akt, 5. Sc. (V. 1519).

Jupiter. Du wolltest ihm, mein frommes Kind
Sein ungeheures Dasein nicht versüßen?
Ihm deine Brust verweigern, wenn sein Haupt,
Das weltenordnende, sie sucht,
Auf seinen Flaumen auszuruhen?

So die Originalausgabe, während die folgenden korrigieren:

Auf ihren Flaumen auszuruhn.

Ich halte die Lesart der Originalausgabe trotz Köhler (S. 40) für richtig. Jupiter will Alkmenes Brust zu seinem Flaumbett machen, um darauf auszuruhen. Vgl. die im Deutschen Wörterbuch 3, 1735 zitierte Stelle aus Bürger: Hingestreckt auf Flaumen oder Moos. Dem Dichter lag wohl zugleich die Redewendung: „auf seinen Lorbeern" ausruhen im Sinne.

Ebenda (1523). Er will geliebt sein, nicht ihr Wahn von ihm

Zolling setzt nach Wahn ein Komma, fälschlich, da von ihm eng mit Wahn zusammengehört.

III. Akt, 8. Sc. (2034).

Sosias. Ich Verlass'ner von den Göttern!
Wurst also hat die Charis —?

Merkur. Frische, ja.
Doch nicht für dich. Man hat ein Schwein geschlachtet,
Und Charis hab' ich wieder gut gemacht.

Sosias. Gut, gut. Ich lege mich ins Grab. Und Kohl?
Merkur. Kohl, aufgewärmten, ja. Und wem das Wasser
Im Mund etwa zusammenläuft, der hat
Vor mir und Charis sich in acht zu nehmen.
Sosias. Vor mir freßt euren Kohl, daß ihr dran stickt,
Was brauch' ich eure Würste? Wer den Vögeln
Im Himmel Speisung reicht, wird auch, so denk ich,
Den alten ehrlichen Sosias speisen.

Befremdlich ist die Bemerkung des Sosias, er wolle sich ins Grab legen, da er, wie das folgende zeigt, noch gar nicht mit dem Leben abgeschlossen hat, sondern noch auf Rache an seinem Rivalen denkt. Es ist ein Druckfehler anzunehmen, dessen Verbesserung sich aus dem vorhergehenden ergiebt. Merkur hat V. 2018 zu ihm gesagt:

Was denkst du, soll ich wie ein wandernder
Geselle vor dem Thor ins Gras mich legen,
Und von der blauen Luft des Himmels leben?

Hierauf bezieht sich Sosias: Ich lege mich ins Gras, d. i. „Nun gut, dann faste ich". Aus Molière ist für unsere Stelle nichts zu ersehen.

III. Akt, 11. Sc. (2158).

Das andre Ich, das andre Ihr Bedienter.

Schon Schmidt hat den Druckfehler der Originalausgabe richtig verbessert: des andern Ihr Bedienter. Gleichwohl findet sich die sinnlose Lesart z. B. noch in Muncker-Vollmers Text.

Zu Penthesilea.

Unter den Dramen Kleists ist, wie Zolling T. 2, S. 281 seiner Ausgabe richtig bemerkt, die Penthesilea von dem Ungeschick der Setzer und der Sorglosigkeit der Herausgeber am ärgsten mitgenommen. Zwar hat Zolling zum ersten Male bei der Herausgabe eine Handschrift zu Rate gezogen. Da dieser aber nur die nicht fehlerfreie Abschrift eines Schreibers ist, welche noch dazu das Stück in einer abweichenden Gestalt bietet, so bleiben auch in Zollings Text noch eine Anzahl Textfehler zu berichtigen. Dagegen soll aber auch der Lesart der Originalausgabe an mehreren Stellen — ganz oder teilweise — zu ihrem Rechte verholfen werden.

256. Erst jetzo wickelt er, umstarrt von Spießen,
Sich aus der Nacht des Kampfes los, er rollt
Von eines Hügels Spitze scheu herab . . .

Statt des scheu der Originalausgabe hat Schmidt S. 177 sich gesetzt. Diese Änderung kann ich nun zwar, ebenso wie Köhler und

Zolling, nicht billigen, finde aber auch nicht, daß scheu in den Zusammenhang paßt. Ich vermute, daß Kleist geschrieben hat:

Von eines Hügels Spitze, schau, herab.

Vergl. Prinz von Homburg IV, 1, 84 (1163):

In den Gemächern eben jetzt der Tante, (sprach ich ihn)
Wohin im Mantel, schau, und Federhut,
Er unter'm Schutz der Dämm'rung kam geschlichen.

Dieses zur Hervorhebung dienende schau, welches Kleist nach meiner Ansicht dem Shakespearschen lo (s. Schmidts Sh.-Lexik. u. d. W.) nachgebildet hat, haben Tieck und Schmidt auch an dieser Stelle nicht verstanden und ebenfalls in scheu geändert.

503. Was neckt ihr?

Schmidt S. 190 korrigiert nach Grenzboten S. 396: Was macht ihr? — Köhler S. 12 verteidigt die Lesart der Originalausgabe und Zolling hat sich ihm angeschlossen. Ich glaube, daß Gomperz, wenn auch nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach, das Richtige getroffen hat, und vermute, daß Kleist schrieb: Was denkt ihr? = Was habt ihr vor? Vergl. Hermannsschlacht IV, 6, 252 (1572): Mann, was denkst du?

599. Im Leben keiner Schönen war ich spröd;
Seit mir der Bart gekeimt, ihr lieben Freunde,
Ihr wißt's zu Willen jeder war ich gern:
Und wenn ich dieser mich gesperrt bis heute,
Beim Zeus, des Donners Gott, geschah's, weil ich
Das Plätzchen unter Büschen noch nicht fand,
Sie ungestört, ganz wie ihr Herz es wünscht,
Auf Küssen heiß von Erz im Arm zu nehmen.

Küssen hat die Originalausgabe und auch Zollings Handschrift; gleichwohl hat auch er, wie die übrigen Herausgeber, die Korrektur von Gomperz in den Grenzboten 1854 S. 396: Kissen aufgenommen. Nun ist zwar klar, daß dem Zusammenhange nach nur pulvinar, nicht oscula das Richtige sein kann. Da aber im ganzen 18. Jahrhundert Küssen statt Kissen geschrieben wird (s. Schröer z. Goethes Faust I, 836) und Kleist auch sprützt statt spritzt (Prinz von Homburg III, 1, 86) schreibt, so haben wir keinen Grund zu zweifeln, daß Kleist wirklich Küssen geschrieben hat. Sollte übrigens nicht auch die falsche Konstruktion: im Arm nehmen auf einem Versehen des Setzers beruhen und Kleist in (= in'n, in den) geschrieben haben? Doch finde ich jetzt dieselbe Konstruktion in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (Reclamscher Abdruck S. 226): ich nahm das volle Laub des Weinstocks, der an meinem Fenster hinaufwächst, im Arm und nahm Abschied von ihm.

720. Verflucht das Herz, das sich nicht mäß'gen kann!

Das Original, der Abdruck im Phöbus und Zollings Manuskript lesen übereinstimmend nicht. Schmidt dagegen setzte dafür nach einer Emendation seines Freundes Gomperz: noch und behält dies auch in der Ausgabe von 1863 bei (s. die Anm. im 3. Bd. S. 386 u. Grenzboten a. a. O. S. 397). Zolling bemerkt: „Die Änderung, obgleich sie einen besseren Sinn herstellt, ist nicht zu rechtfertigen. Wir haben die Worte als eine Äußerung plötzlich hervorbrechender Selbsterkenntnis aufzufassen." Auch ich bleibe bei der überlieferten Lesart; fasse aber verflucht als Imperativ. Penthesilea sagt also: Möget ihr (anderen Amazonen) das Herz, welches sich nicht mäßigen kann, (mich) verfluchen!

744. Sprich dreist. Du hörst.

Keiner der Herausgeber bemerkt, wie das auffällige: Du hörst zu deuten ist. Vielleicht ist ein Fragezeichen dahinter zu setzen und zu erklären: Was hörst du? Sage mir, was du gehört hast.

838 ist zu interpungieren:

Welch ein Wort sprachst du!

Diese Interpunktion wird bestätigt durch die von Zolling mitgeteilte Lesart der Handschrift: Die erste Fürstin. O, Königin! Was sprachst du? Die zweite. Welch ein Wort!

1261. (1258) Hülfloseres als Pfeil und Wangen noch

Daß Munckers Ausgabe nach Weltis gründlicher Auseinandersetzung in den Akademischen Blättern I, 296 noch an der freilich auch von Köhler S. 19 gebilligten Änderung von Gomperz Wagen festhält, ist nicht zu billigen. Vergl. Zolling, Bd. 2. S. 342.

In Schmidts Ausgabe S. 230 lesen wir:

1363 flg. Prothoe.

Sobald du jenen Hügel dort erstiegen,
Bist du in Sicherheit.

Meroe.

Nur schnell!

In der Originalausgabe steht nur der Personenname Meroe; das was sie zu sagen hat, ist aus Versehen weggeblieben. Grisebach in seiner Ausgabe S. 429 findet diese Ergänzung, welche auch von Kurz und in der Hempelschen Ausgabe aufgenommen ist, trivial, und schlägt als möglichst unverfängliche Ergänzung das Wort: Wohlan! vor. Zolling hat, indem er den Personennamen Meroe streicht, folgende Fassung der Handschrift in den Text aufgenommen:

Prothoe.

Sobald du jenen Hügel dort erstiegen,
Bist du in Sicherheit. Komm fort.

Daß die Personenbezeichnung *Meroe* einem Versehen des Setzers ihren Ursprung verdankt, ist mir nicht wahrscheinlich, ich glaube vielmehr, daß Kleist, um eine größere Lebhaftigkeit des Wechselgesprächs zu erreichen, in der späteren Fassung die Worte: *Komm fort* der Meroe in den Mund gelegt hat. Viel stärkere Abweichungen der Handschrift von der Originalausgabe verzeichnet Zolling an einer Anzahl Stellen.

Auf die Frage des Diomedes, aus welchen Gründen Achilles die Königin sein nenne, antwortet dieser:

1465. Aus einem Grund, der rechts, und einer links. —

Ich muß bekennen, daß mir die Stelle nicht recht klar ist. Haben wir uns zu denken, daß ihm Achilles Schwerthiebe, einen rechts und einen links, versetzt? Oder ist es eine Aufforderung an seine Begleiter, sich einer zur rechten, der andere zur linken Seite der Königin aufzustellen? Es müßte dann hinter Grund ein Punkt oder ein Strichpunkt gesetzt werden.

1499. Und laß, bevor die Sonne sich erneut,
Fern auf der Berge Duft ihr niemand nah'n,
Der sie begrüßte mit dem Todeswort:
Du bist die Kriegsgefangene Achills.

So die Interpunktion sämtlicher Ausgaben. Der Zusammenhang verlangt aber die folgende:

Und laß, bevor die Sonne sich erneut
Fern auf der Berge Duft, ihr niemand nahn, u. s. w.

Das Erneuen der Sonne fern auf dem Dufte der Berge ist eine schöne poetische Umschreibung des Sonnenaufganges. Vergl. Schillers Berglied:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter;
Drauf tanzen, umschleiert mit *goldenem Duft*,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.

1611. In jedem schön'ren Sinn.

Trotz Weltis Bemerkung a. a. O. weichen hier die Ausgaben noch ab. S. Zolling S. 363.

2145. Es schickt sich nicht, daß eine Tochter Mars'
Sich ihren Gegner sucht; den soll sie wählen,
Den ihr der Gott im Kampf erscheinen läßt. —
Doch wohl ihr, zeigt die Strebende sich da,
Wo ihr die Herrlichsten entgegensteh'n.

Ich muß gestehen, daß mir die Verse 2148, 9, wie sie überliefert, nicht recht verständlich sind. Daß die Amazonenkönigin nur unter den Edelsten ihren Auserwählten findet, brauchte doch wohl nicht erst noch besonders gesagt zu werden. Sollte Kleist nicht geschrieben haben:

> Doch wohl ihm, zeigt die Strebende sich da,
> Wo ihr die Herrlichsten entgegenstehn.

Das heißt in gewöhnliches Deutsch übersetzt: Doch wohl ihm, den sie unter den Edelsten sich zum Gegner erwählt!

> 2212. Geblendet stand ich, als du jetzt entwichen,
> Vor der Erscheinung da — wie wenn zur Nachtzeit
> Der Blitz vor einen Wandrer fällt, die Pforten
> Elysiums, des glanzerfüllten, rasselnd
> Vor einem Geist sich öffnen und verschließen.

Was nach des Dichters Absicht Penthesilea sagen soll, ist klar: Von der Erscheinung des Peliden ist sie geblendet wie von einem nächtlichen Blitze. Als er verschwunden, ist es wieder Nacht rings um sie her. — Ein ähnliches Bild braucht der Dichter im Prinzen von Homburg I, 5, 185:

> Des Schlosses Thor geht plötzlich auf:
> Ein Blitz, der aus dem Innern zuckt, verschlingt sie,
> Das Thor fügt rasselnd wieder sich zusammen.

und ebenso bedient er sich des Vergleiches mit dem Blitzstrahl, ebenda II, 4, 155:

> Und wie der Blitzstrahl, der den Wandrer trifft,
> Die Welt noch einmal purpurn ihm erleuchtet,
> So laß dein Wort sein! Nacht, wenn du gesprochen,
> Mög über meinem Haupt zusammenschlagen.

Der Dichter knüpft an eine volkstümliche Vorstellung an. Wenn der nächtliche Himmel durch einen Blitzstrahl erhellt wird, so sagt man, der Himmel habe sich geöffnet, und wenn es scheinbar unaufhörlich blitzt, so scheint es dem Volke, als ob der Himmel sich gar nicht wieder zuthue. Auch Luther knüpft an diese volkstümliche Vorstellung an, wenn er Jes. Sirach 43, 13 übersetzt: Er läßt es wunderlich durcheinander blitzen, daß sich der Himmel aufthut. Vielleicht ist auch eine Reminiscenz aus Shakespeare im Spiele; vergl. Julius Cäsar I, 3 nach W. v. Schlegels Übersetzung:

> Und wenn des Himmels Blitz zu öffnen
> Des Himmels Busen schien, bot ich mich selbst
> Dem Strahl des Wetters recht zum Ziele dar.

Nach dieser Erklärung scheint es mir unmöglich, bei der überlieferten Lesart vor einem Geist zu verbleiben. Denn es ist doch der

nächtliche Wandrer selbst, der in einer Art geistiger Verzückung den Himmel offen zu sehen glaubt, und somit drängt sich die Verbesserung vor seinem Geist mit Notwendigkeit auf. Dieselbe wird bestätigt durch Prinz von Homburg 1664:

Und fester Glaube baut sich in ihm auf,
Der Himmel hab' ein Zeichen ihm gegeben:
Es werde alles, was sein Geist geseh'n,
Jungfrau und Lorbeerkranz und Ehrenschmuck,
Gott an dem Tag der nächsten Schlacht ihm schenken.

Auch Schmidt hatte früher nach einer Verbesserung seines Freundes Gomperz (Grenzböten a. a. O. S. 398) vor seinem Geist geschrieben, hat aber, obgleich Köhler S. 23 keine Stellung zu dieser Änderung genommen hat, in der Ausgabe von 1863 S. 273 die Lesart der Originalausgabe wiederhergestellt. Zolling hat Gomperz' Vermutung gar nicht erwähnt.

2330. Du kannst den Fuß jetzt wenden, wie du willst,
Kannst ihn mit flatterndem Gewand ereilen,
Der dich in Fesseln schlug und ihm den Riß,
Da, wo wir sie zersprengten, überreichen:
Also ja will's das heil'ge Kriegsgesetz!

J. Schmidt bemerkt dazu (1863) Bd. 3, S. 386: „Riß" für „zeriss'ne Stelle" häufig; namentlich „Felsenriß". Nun ist zwar Felsenriß 2374 eine unnötige Änderung Tiecks, wofür die Originalausgabe richtig Felsenriff hat, doch findet sich das Wort in dieser Bedeutung 311:

Jetzt hat sie jeden sanftern Riß versucht,
Den sich im Fels der Regen ausgewaschen.

In eigentlicher Bedeutung erscheint es V. 233; der Wetterwolken Riß 1033; Prinz von Homburg II, 2, 62 Riß der Erde. Im Amphitryon 876 spricht Alkmene: Den Riß bloß werd' ich in der Brust empfinden, Daß mich der Liebste grausam kränken will. Alle diese Stellen, auch das volkstümliche Risse = Schläge Amphitryon 397, tragen nichts zur Erklärung bei. Vielmehr liegt hier unzweifelhaft ein Schreib- oder Druckfehler vor; ich vermute, daß zu lesen ist:

Kannst ihn mit flatterndem Gewand ereilen,
Der dich in Fesseln schlug, und ihm den Spieß,
Da wo wir sie zersprengten, überreichen:
Also ja will's das heil'ge Kriegsgesetz!

Wenn Kleist das Überreichen der Waffe zum Zeichen der Ergebung als eine Forderung des Kriegsgesetzes bezeichnet, so hat er wohl moderne Verhältnisse auf das Altertum übertragen.

2769. Die erste Amazone.
Der Bogen stürzt' ihr aus der Hand darnieder!
Die Zweite.
Seht, wie er taumelt —
Die Vierte.
Klirrt, und wankt, und fällt! —
Die Zweite.
Und noch einmal am Boden zuckt —
Die Dritte.
Und stirbt,
Wie er der Tanais geboren ward.

So die Lesart der Originalausgabe. Schmidt las nach einer Vermutung von Gomperz (Grenzboten a. a. O. S. 398):

— Und birst,
Wie er der Tanais geborsten war.

und hat diese Lesung, trotz der Rüge Köhlers (S. 29 flg.), auch in der Ausgabe von 1863 beibehalten. Ich halte die gegen dieselbe von Köhler vorgebrachten Gründe für stichhaltig. Ihm scheint der Sinn der Worte der dritten Amazone folgender: Der Tanais, die den Bogen des Reichs als die erste Königin damals zuerst empfing, ward er gleichsam geboren, der Penthesilea aber, deren Hand er entfällt, stirbt er. Ich kann diese allzu künstliche Erklärung, obgleich sie auch von Zolling in der Anmerkung zu dem Stücke wiedergegeben wird, nicht billigen, glaube vielmehr, daß hier wirklich ein Druckfehler vorliegt, und daß zu lesen ist:

— Und stirbt,
Wie er der Tanais gestorben war.

Die Erklärung der allerdings eigenartigen Wendung vom Sterben des Bogens entnehme ich aus V. 1994 flg.:

Still auch auf diese That ward's, Peleide,
Nichts als der Bogen ließ sich schwirrend hören,
Der aus den Händen, leichenbleich und starr,
Der Oberpriesterin darniederfiel.
Er stürzt', der große, goldene, des Reichs,
Und klirrte von der Marmorstufe dreimal,
Mit dem Gedröhn der Glocken, auf, und legte,
Stumm wie der Tod, zu ihren Füßen sich.

Die Anspielung auf diese Verse hat Kleist erst später eingefügt; in der Handschrift lauten V. 2770—2772 nach Zollings Angabe: Die Zweite. Seht, wie er taumelt —! | Die Dritte. Klirrt —! Die Vierte. Und wankt —! Die Zweite. Und fällt —! | Die Dritte. Nun liegt er still. Die Erste. Ihr hohes Amt ist aus, | Und nie mit Händen mehr berührt sie ihn. —

Zum Käthchen von Heilbronn.

I, 1 (Zolling S. 4). Mit dem bloßen Schein seiner roten Wangen unter dem Helmsturz hervorglühend. Siegen meint (Bd. 2, S. 215 seiner Ausgabe), daß Helmsturz keinen rechten Sinn gebe, und daß vermutlich Helmstutz d. i. Helmbusch zu lesen sei. Nun heißt es zwar im Phöbus „unter dem Schatten der Federbüsche", aber gleichwohl haben wir keinen Grund, an der überlieferten Lesart zu zweifeln. Helmsturz bezeichnet den bedeckenden Helm, vergl. bayer. Sturz = Deckel eines Gefäßes (Schmeller II², 787; Lexer II, 1281). Die Zusammensetzung ist vielleicht von Kleist neu gebildet. Ähnlich nennen wir noch einen Hut oder eine Mütze einen Deckel.

II, 3 (Z. S. 38). Ich glaube, das ganze Reich frißt ihr aus der Hand. Kleopatra fand einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die anderen; schauten, von Zolling an dieser Stelle = stutzten erklärt (s. d. Wortlese im 1. Bde.), ist wohl kaum richtig. Tieck verändert es in scheuten, was aber von Köhler (S. 52) nicht gebilligt wird. Sollte Kleist nicht schauerten geschrieben haben? Vergl. I, 1 (Z. S. 11, 20) schauert mich im Wald so einsam zu wandern, Familie Schroffenstein V, 1, 96 es schauert stets der Mensch, wo man als Kind es ihm gelehrt; und Uhlands Graf Eberhard der Rauschebart Str. 2:

> Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
> Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

II, 8 (Z. 51, S. 11). Zu der Bühnenanweisung: Georg, der über dem Burggrafen beschäftigt ist. Schon Köhler S. 53 hat richtig bemerkt, daß so, nicht über den zu lesen ist. Auch J. Schmidt hat diese Verbesserung in die Ausgabe von 1863 aufgenommen, aber Vollmer-Muncker schreibt wieder über den.

II, 9 (Z. S. 57 Z. 5). Der Arzt meinte in der That, sein Geist habe ihn verlassen; rief ihm ängstlich seinen Namen ins Ohr; reizt' ihn, um ihn zu erwecken, mit Gerüchen; reizt' ihn mit Stiften und Nadeln. Anstatt des zweiten reizt' hat Tieck ritzt korrigiert, und auch Grisebach und Zolling haben diese Vermutung gebilligt; die Lesart der Originalausgabe wird aber bestätigt durch Familie Schroffenstein II, 1, 161:

> Denn in die Brust schneid' ich mir eine Wunde,
> Die reiz' ich stets mit Nadeln, halte stets
> Sie offen, daß es mir recht sinnlich bleibe.

Die Wiederholung von reizt ist nicht anstößig, da nicht dieses, sondern Gerüchen, sowie Stiften und Nadeln zu betonen ist.

Ebenda Z. 12. Darauf, nachdem er einen Zeitraum so gelegen, fährt er auf, kehrt sich mit dem Ausdruck der Betrübnis der Wand zu, und spricht: Ach! nun bringen sie die Lichter! nun ist sie mir wieder verschwunden! — gleichsam, als ob er durch den Glanz derselben verscheucht würde.

Nicht der Graf, sondern die Erscheinung wird durch den Glanz der Kerzen verscheucht. Es ist daher zu lesen: Als ob es (das Schattenhafte, Unbestimmte) ..... verscheucht würde. Vergl. den Wechsel des Geschlechts S. 58, Z. 1 flg.

III, 9 (Z. S. 82, Z. 30). Du dringst dich schon wieder auf? Schmidt hat drängst. Schon Köhler S. 55 verteidigte die Lesart der Originalausgabe (vergl. aufdringlich, Aufdringlichkeit), doch hat sie z. B. Vollmer-Muncker (S. 300) wieder aufgenommen.

IV, 1 (Z. S. 95, 9). Gottschalk. Ja, was lärmst und schreist du? Tiecks Änderung von Ja in Je ist auch von Zolling anerkannt (s. Bem. z. d. St.), doch hat u. a. Muncker-Vollmer das Ja mit Unrecht belassen.

IV, 2 (Z. S. 97, 15) es ist irgend von der Hölle angefacht, ein Wahn, der in ihrem Busen sein Spiel treibt. Der Sinn verlangt Tilgung des Komma vor ein, wenn es auch alle Ausgaben setzen.

V, 4, 118, Z. 119, 30.

Verschlossen! Was! Verriegelt, will ich wissen!
Verschlossen und verriegelt, jedesmal!

Das Komma vor will, welches sämtliche Ausgaben außer Vollmer-Muncker setzen, ist zu tilgen. Zu vergleichen ist Zerbrochener Krug 767 Aufs Rad will ich ihn sehen, was ebenfalls von den früheren Herausgebern mißverstanden wurde. Falsch ist die starke Änderung der Interpunktion in Karl Siegens Ausgabe Bd. 2, S. 111:

Verschlossen — was; verriegelt? will ich wissen —

V, 6, 7 (Z. S. 121).

Scheusel'ge Bosheit
Hab' ich für die milde Herrlichkeit erstanden.

Die Lesart der Originalausgabe, welche Tieck, um einen regelrechten Vers herzustellen, verändert hatte, hat Köhler S. 57 wieder zur Geltung zu bringen gesucht. Mit wenig Erfolg, denn auch in der Ausgabe von 1863 bleibt Schmidt bei dieser Änderung und ihm sind die übrigen Herausgeber gefolgt. Nur Muncker-Vollmer und Zolling haben die Lesart des Originals wiederhergestellt, während auch Grisebach (S. 433) die als Druckfehler streicht. Aus dem Zusammenhange ergiebt sich aber, daß das Demonstrativum die unerläßlich ist; der Bezug auf Käthchen wird dadurch deutlicher hervorgehoben.

Zur Hermannsschlacht.

I, 1, 55.
Und wenn er mir Gerechtigkeit verweigert
Selbst jetzt noch, da er meiner Großmut braucht,
So werd ich mich in Euren Krieg nicht mischen.

Sämtliche Ausgaben lesen: da er meiner Großmut braucht. Dies kann aber nicht richtig sein. Denn nicht dem Selgar beweist Dagobert seine Großmut, wenn er neutral bleibt, sondern die gemeinsame Sache der Deutschen verlangt dies nach seiner Meinung, wenn anders der Kampf gegen die Römer günstig ausfallen soll. Kleist schrieb:

Selbst jetzt noch, da es meiner Großmut braucht,

Vergl. IV, 3, 197. Es braucht der That, nicht der Verschwörungen. Familie Ghonorez (Zollings Ausg. I S. 259) V. 923 = Schroffenstein II, 2, 213: Dazu braucht's nichts als mein Bewußtsein. Prinz von Homburg II, 3, 139: So braucht es weiter dieser Reise nicht. Zerbrochener Krug 6. Auftr. 494: Der Block ist's, Peitschenhiebe, die es braucht.

I, 3, 246.
Denn setzt einmal, ihr Herrn, ihr stündet
(Wohin ihr es im Lauf der Ewigkeit nicht bringt)
Dem Varus kampfverbunden gegenüber:
Im Grund morast'ger Thäler er,
Auf Gipfeln waldbekränzter Felsen ihr:
So dürft er dir nur, Dagobert,
Selgar, dein Lippgestad' verbindlich schenken:
Bei den fuchshaarigen Alraunen, seht,
Den Römer laßt ihr beid' im Stich,
Und fallt euch, wie zwei Spinnen, selber an.

Nach der Interpunktion, wie sie sämtliche Ausgaben haben, kann Dagobert in V. 251, ebenso wie Selgar, nur als Vokativ gefaßt werden. Diese Auffassung ist aber unmöglich, da doch Hermann den betreffenden Landstrich nicht als Dagobert und Selgar zugleich gehörig bezeichnen kann. Wie wir aus I, 51 ersehen, ist Selgar, Fürst der Brukterer, im wirklichen Besitz desselben, während ihn Dagobert als ihm gehörig beansprucht. Hermann meint nun: „Varus braucht nur dies dein Land, o Selgar, dem Dagobert zuzusprechen, und ihr vergeßt den Kampf gegen den gemeinsamen Feind und bekämpft euch selbst.“ Es ist demnach zu interpungieren:

So dürft er dir nur Dagobert,
Selgar, dein Lippgestad' verbindlich schenken u. s. w.

Dagobert ist also Dativ; Selgar Vokativ. Dir ist als ethischer Dativ zu erklären, wie ihn Kleist, gleich Shakespeare, so sehr liebt, vergl. Hermannsschlacht II, 3, 128: Du sei mir klug, ich rat' es dir; II, 5, 161: Ventidius! Was willst du mir? II, 8, 228: Was wollt er dir, mein

Herzchen? und Penthes. 1638: Hinaus mir über die Gefilde, sag ich, | Und mir die Rosen, die der Lenz verweigert, | Mit eurem Atem aus der Flur gehaucht!

Zu dem Gleichnis V. 55 vergl. Familie Schroffenstein II, 1, 171, wo Johann Ottokar mit folgenden Worten zum Zweikampf herausfordert: Grad' heraus. Mein Leben,| und deins sind wie zwei Spinnen in der Schachtel. | Drum zieh!

III, 3, 92 (Z. 957). Ei Thuschen! sieh! mein Stern!

Zur Erklärung von Stern als Kosewort vergl. Amphitryon II, 5. Sc., wo Jupiter Alkmene anredet: Mein Augenstern!

III, 3, 101 (Z. 966).

Holla, schafft Wein mir her, ihr Knaben,
Damit der Perserschach vollkommen sei!
(Er läßt sich an Thusneldens Seite nieder und umarmt sie.)

Der Dichter braucht zwar Perserbraut, Perseröl, Perserroß wiederholt in seinen Dramen, ich glaube aber doch, daß ihm bei dieser Stelle Horatius Oden III, 9:

Donec gratus eram tibi
nec quisquam potior bracchia candidae
cervici juvenis dabat
Persarum vigui rege beatius.

vorgeschwebt hat.

III, 3, 211 (Z. 1077) (Ein Tier,) das ausgeweidet und gepelzt dann wird. Zürn erklärt gepelzt = ausgestopft. Es ist aber hier in der allgemein gebräuchlichen Bedeutung „des Pelzes durch Abziehen benehmen" (s. Weigand unter pelzen) zu fassen. (Bemerkenswert ist ein eigentümlicher Gebrauch Bettinens, Goethes Briefw. m. e. K. S. S. 176: Die Stadt (Caub) macht einen rechten Katzenbuckel mit ihren geduckten Häusern, und ganz bepelzt mit himmelsträubenden Felszacken und Burgtrümmern. bepelzen ist hier = bepflanzen, s. Schmeller-Fr. I, 389. Auf demselben Bilde beruht das gleichbedeutende volkstümliche: „vollgepfropft" = angefüllt.)

III, 6, 405 (Z. 1272) Mißhör' mich nicht! Offenbar eine Entlehnung aus Goethes Faust I, 3075. Mißhören ist eine Neubildung Goethes für mißverstehen; s. Schröers Ausg. 2. Aufl. I, S. 215.

IV, 1, 61 (Z. 1381).

Du sagtest, weiß ich noch, auf Vater Hermanns Frage,
Du hättest ein Gelübd' gethan,
Und müßtest an dem Arm den Ring von Eisen tragen,
So lang' ein röm'scher Mann in Deutschland sei.

Außer auf Tacit. Germania, 31. Kap. ist auf Uhlands Verse zu verweisen:

Man saget von den Chatten, sie legten Eisen an,
Bis sie gelöst sich hatten mit einem toten Mann.

IV, 1, 73 (Z. 1393).

Mithin könnt' ich, wenn ich den Entschluß faßte . . .

Wenn ich auch im allgemeinen gegen eine metrische Glättung der oft unregelmäßigen Kleistschen Verse bin, so glaube ich doch, daß hier der Setzer willkürlich die prosaische Wortstellung hergestellt und daß Kleist geschrieben hat:

Mithin könnt' ich, wenn den Entschluß ich faßte . . .

Daß Kleist das Wort in gewöhnlicher Weise betonte, ergiebt sich aus V. 1398. Ähnliche Umstellungen nahm Siegen vor; s. Bd. I, S. 210 seiner Ausgabe.

IV, 5, 254 (Z. 1574). Zu den Worten der Vettern: Brich auf! haben die Erklärer nichts beigefügt. J. Schmidt in der Ausgabe von 1863, 3. Bd. S. 415 bemerkt: „Brich auf! im Munde der Vettern ist nicht ganz deutlich; doch mag in dieser gräßlichen Scene vielleicht etwas recht Wildes damit gemeint sein." Schmidt hat wohl an das Aufbrechen (Ausweiden) des erlegten Wildes gedacht. Aber Teutholds Worte V. 251: „Ich will sie führen, wo sie hingehört", beweisen, daß: „Brich auf!" im eigentlichen Sinne zu nehmen ist.

IV, 6,293 (1613).

Wir zählen fünfzehn Stämme der Germanen.

Germaner, die Lesart der Originalausgabe, ist von allen Herausgebern außer Siegen in Germanen verändert. Kleist gebraucht aber diese Form nicht, dagegen III, 3, 355 Germanier. Entweder müssen wir also Germaner, das eben so richtig gebildet ist wie Inder von Indien, belassen oder in Germanier ändern.

IV, 9, 392 (1712).

Thusnelda. So hätt' auch der Centurio,
Der bei dem Brande in Thuiskon jüngst
Die Heldenthat gethan, dir kein Gefühl entlockt?
Herrmann. Nein. — Was für ein Centurio?
Thusnelda. Nicht? Nicht?
Der junge Held, der mit Gefahr des Lebens,
Das Kind auf seiner Mutter Ruf
Dem Tod der Flammen mutig jüngst entrissen? —
Er hätte kein Gefühl der Liebe dir entlockt?

Herrmann. Er sei verflucht, wenn er mir das gethan!
Er hat auf einen Augenblick,
Mein Herz veruntreut, zum Verräter
An Deutschlands großer Sache mich gemacht!
Warum setzt er Thuiskon mir in Brand?
Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!

Schmidt setzte V. 1724 nach Gomperz' Vermutung (Grenzboten 1854. III, 434): Warum setzt er Thuiskon nicht in Brand? und hat dies trotz Köhlers Rüge (S. 71) auch noch 1863 beibehalten. Zolling behält, wie die übrigen Herausgeber, die Lesart der Originalausgabe bei und bemerkt: „Der Sinn ist: Warum kam er nach Deutschland? warum war er der unheilbringende Zeuge oder gar Urheber des Brandes?" Schon Köhler hatte bemerkt: „Der Centurio konnte recht gut Thuiskon anzünden, und dann doch beim Brande ein Kind auf das Jammern der Mutter retten." Man hat übersehen, daß nicht ein allgemeiner Brand von Thuiskon, sondern ein Brand in Thuiskon erwähnt wird. So ist auch V, 314 von einem Brande in Arkon[1]) die Rede, wo Septimius Nerva den Eigner der verbrannten Hütte durch Geld entschädigt. Also der wohl zufällig entstandene Brand eines Hauses. Den konnte der Centurio doch wohl nicht veranlaßt haben! — Daß die Römer sengen und brennen, ist recht in Herrmanns Sinne, der dadurch den Rachedurst seines Volkes zu erregen wünscht. Deshalb schickt er (III, 3, 84) in Römerkleider vermummte Cherusker ab, die brennen und plündern sollen. Deutlich spricht er IV, 3, 164 seines Herzens Meinung aus.

Ich aber rechnete, bei allen Rachegöttern
Auf Feuer, Raub, Gewalt und Mord.
Und alle Greul des fessellosen Kriegs!
Was brauch ich Latier, die mir Gutes thun?
Kann ich den Römerhaß, eh' ich den Platz verlasse
In der Cherusker Herzen nicht,
Daß er durch ganz Germanien schlägt, entflammen,
So scheitert meine ganze Unternehmung.

und ebenda 204:

Verflucht sei diese Zucht mir der Kohorten!
Ich stecke, wenn sich niemand rührt,
Die ganze Teutoburg an allen Ecken an!

Gomperz' Vermutung kann auch ich daher nur billigen, und ich glaube, er würde für dieselbe mehr Beifall gefunden haben, wenn er ausdrücklich auf die obigen Stellen verwiesen hätte, anstatt sich mit einer flüchtigen Andeutung zu begnügen.

---

1) Der Name ist vielleicht nach dem Arkona Rügens gebildet, das Kleist aus eigener Anschauung kannte.

Daß aber der Setzer der verhältnismäßig korrekt gedruckten „Hinterlassenen Schriften" das nicht in mir verändert haben sollte, glaube ich nicht, um so mehr, da dieser ethische Dativ eine so beliebte Stileigentümlichkeit des Dichters ist. Leider ist die Originalhandschrift des Stückes nicht erhalten; ich glaube, wir würden in derselben den Vers in folgender Gestalt finden:

Warum setzt' er Thuiskon mir nicht in Brand?

d. h. ich hätte lieber gesehen, wenn er mir ganz Thuiskon in Brand gesteckt hätte. — Es ist das ein sechsfüßiger Vers, wie sie Kleist mehr hat. Ich vermute nun, daß Tieck denselben zu einem regelrechten fünffüßigen Jambus umgestalten wollte, daß er aber dabei unglücklicherweise das bedeutsame nicht statt des für den Sinn wenig in Betracht kommenden mir strich.

V, 9, 124 (Z. 1984).

Der Fragen mehr auf dieser Heide
Giebt die cheruskische Alraune nicht!

Bei der eigentümlichen Verwendung von geben = gewähren ist Kleist wohl von Shakespeare beeinflußt, welcher auch to give = to grant gebraucht; vergl. Hamlet II, 5, 142 give me one poor request und Schmidts Shakespeare-Lexikon.

V, 18, 556 (Z. 2406) Pfortenring, hier = Gitter gebraucht, ist offenbar, wie im Käthchen IV, 1: Komm schürz' und schwinge dich! eine Reminiszenz aus Bürgers Lenore.

V, 23, 677 (Z. 2545) Mein schönes Thuschen! Heldin, grüß ich dich! So die Interpunktion in den meisten Ausgaben, auch der Schulausgabe von Lichterheld und der kritischen von Zolling. Nur die Hempelsche Ausgabe und Zürn tilgen richtig das Komma hinter Heldin; vergl. V, 542 (Z. 2411) Statthalter von Cheruska grüß' ich dich! wo freilich Zolling auch fälschlich ein Komma hinter Cheruska setzt.

Zum Prinzen von Homburg.

I, 1, 57.

Sterngucker sieht er, wett' ich, schon im Geist,
Aus Sonnen einen Siegeskranz ihm winden.

Zürn erklärt: „Als Sterngucker sieht er (der Prinz) im Geist aus Sternen ihm (sich) einen Siegeskranz winden." Ich glaube nicht, obgleich Weismanns und Kades Erklärungen ungefähr auf dasselbe hinauskommen, daß er damit das Richtige getroffen hat. Ich nehme besonders an der Bezeichnung des mondsüchtigen Prinzen als „Sterngucker" Anstoß. „Sterngucker" ist noch jetzt in Norddeutschland volkstümliche Be-

zeichnung für „Sternkundiger, Astronom“ und findet sich in dieser Bedeutung schon in Luthers Bibel Jes. 47, 13. Der Ausdruck hat etwas Satirisches und auch aus Hohenzollerns Worten klingt etwas wie Spott auf die ganze Zunft. Ich fasse Sterngucker als Objekt und erkläre: „Er sieht schon im Geiste, daß Sterngucker aus Sternen ihm einen Siegeskranz winden.“ Wir haben hier also einen deutschen Accusativ mit dem Infinitiv und brauchen bei der Erklärung des ihm nicht auf die ältere Sprachperiode Rücksicht zu nehmen: es ist die einzig hier mögliche Pronominalform. Der Sinn der etwas unklaren Stelle ist wohl der, daß Hohenzollern dem Prinzen den ehrgeizigen Gedanken unterlegt, die Sternkundigen würden seinen Namen, wie den anderer Helden, unter die Sterne versetzen: irgend ein Sternbild nach seinem Namen nennen. Der Plural Sonnen auch im Zerbrochenen Krug 1533: Adam. Drei Gläser lob' ich mir. Im dritten trinkt man mit den Tropfen Sonnen, und Firmamente mit den übrigen.

I, 6, 362.

Heut, Kind der Götter, such' ich Flüchtiges,
Ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um.

Schon Zürn hielt V. 362 für unrichtig überliefert und meinte, daß vielleicht 'dich' statt 'heut' zu lesen sei. Nun ist aber gerade 'Heut' nicht gut zu entbehren; auch scheint mir eine solche starke Textänderung überhaupt nicht erlaubt. Ich glaube, daß Kleist geschrieben hat:

Heut, Kind der Götter, such' ich Flüchtiges
Dich, hasche dich u. s. w.

Die Wiederholung des persönlichen Pronomens liebt Kleist, wie die von Reinhold Köhler in seiner kritischen Nachlese, Weimar 1862 auf S. 38 gesammelten Stellen beweisen.

II, 1, 3 (Z. 369). In Kottwitzens Worten: Uff! Daß die Pest mich! hat Zürn mit Recht J. Schmidts Verbesserung Uff statt des sinnlosen Auf der Originalausgabe angenommen, während Siegen und Zolling ein fremdartiges Ouf! gesetzt haben. Nicht stichhaltig ist dagegen die Vermutung, daß statt 'mich' 'dich' zu lesen sei (daß die Pest dich, nämlich die Gicht, holte!), denn die gleiche halbkomische Verwünschung findet sich im Amphitryon I, 158: Daß mich die Pest! wo kömmt der Witz mir her?

II, 2, 74 (439).

Blitzelement! Seht, aus zwölf Feuerschlünden
Wirkt jetzt der Wrangel auf den Hennigs los!

„Mit Kanonen loswirken“ war nach J. Schmidts Vermutung damals ein Modeausdruck der Offiziere. Ich glaube vielmehr, daß wir

es mit einer Neubildung Kleists zu thun haben, den er aus dem militärischen Titel Feuerwerker = tormentarius; im Deutschen Wörterbuch belegt aus Goethe, gebildet hat; vergl. mittelhochdeutsch viur-wirkære, auch viurwirkærinne in Lexers Nachtrag zum Handwörterbuch.

II, 6, 232 (598).

Natalie.
Und jetzt sinkt mir die letzte Stütze nieder,
Die meines Glückes Rebe aufrecht hielt,
Ich ward zum zweiten Male heut verwaist!

Prinz von Homburg (schlägt einen Arm um ihren Leib).
O meine Freundin! Wäre diese Stunde
Der Trauer nicht geweiht, so wollt ich sagen:
Schlingt eure Zweige hier um diese Brust,
Um sie, die schon seit Jahren einsam blühend,
Nach eurer Glocken holdem Duft sich sehnt.

Nach Weismann und Zürn greift der Dichter das von Natalie gebrauchte Bild der Rebe und der Stütze auf, verwandelt aber in rascher Wendung die Rebe des Glücks, die in dem Kurfürsten die letzte Stütze verlor, in eine zweige- und duftreiche, Glockenblumen treibende Schlingpflanze. Ich kann an einen solchen Gedankensprung des Dichters nicht glauben, verstehe unter „Glocken“ vielmehr die in Dolden stehenden Blüten des Weinstocks, deren zarter Duft von den Dichtern gepriesen wird; vergl. M. v. Schenkendorf: An das Thal zu Baden (Ausg. von Hagen, bei Cotta 1862) S. 95:

Weht es (das geliebte Kind) schmeichelnd an, ihr Lüfte
Stärket Sinne, Geist und Mut,
Ihr des Weinstocks zarte Düfte,
Du der Rose keusche Glut.

und G. Schwab, Das Mahl zu Heidelberg:

Umsonst die Rebenblüte
Sie tränkt mit mildem Duft.

Das gleiche Bild gebraucht der Dichter im Amphitryon I, 210. Um welchen wie das Weinlaub würd' sie ranken, wenn es ihr Stamm nicht ist, Amphitryo?

II, 8, 286 (652).

Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht.

Der Vergleich des kämpfenden Kurfürsten mit einem Schwimmer beruht vielleicht auf Reminiscenz an Shakespeares Macbeth I, 2, 8.

Malcolm: Hail, brave friend!
Say to the king the knowledge of the broil,
As thou didst leave it.

Sergeant: Doubtfull it stood;
As two spent swimmers, that do cling together
And choke their art.

II, 8, 348 (714).

Prinz von Homburg.
O Cäsar Divus!
Die Leiter setz ich an an deinen Stern!

Außer Schillers Piccolomini IV, 4, wo Buttler sagt: „Nichts ist so hoch, wonach der Starke nicht Befugnis hat, die Leiter anzusetzen" sind zu unserer Stelle noch zu vergleichen Amphitryon II, 5 (1350): Wenn du empfindlich für den Ruhm nicht bist, | Zu den Unsterblichen die Staffel zu ersteigen, | Bin ich's. Und Penthesilea 2180: Wenn die ganze Schar | Der Helden, die die hohen Lieder feiern, | Herab mir aus den Sternen stieg, | Ich fände doch keinen Trefflichern.

II, 10, 388 (754).

Schau, welche Saat für unsern Ruhm gemäht!

Vergl. Shakespeares Coriolanus V, 6, 36: (I) holp to reap the fame.

II, 10, 412 (778).

Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen.

Es ist mit Recht bemerkt, daß der Vergleich des Kurfürsten mit Brutus nicht ganz passe, da dieser ja seine Söhne wegen Teilnahme an einer Verschwörung gegen die Republik zum Tode verurteilt habe. Es haben dem Dichter wohl Erzählungen im Sinne gelegen wie die vom T. Manlius bei Livius und die weniger bekannte vom Diktator Postumius (Valer. Maximus II, c. 7). Letzterer übergab seinen Sohn dem Henker, weil er gegen seinen Befehl den Feind angegriffen und geschlagen hatte.

III, 1, 114 flg. (908) hat die Originalausgabe:

(Eine That, die) die gesamte
Altrömische Tyrannenreihe, schuldlos
Auf Gottes rechter Seit hinüberwirft.

Tyrannenreihe statt des sinnlosen „Tyrannenreiche" hat schon J. Schmidt nach einem Vorschlage von Gomperz richtig verbessert. Ebenso hatte er auch richtig rechter in rechte geändert, und es ist nicht zu billigen, wenn in Zürns Schulausgabe dieser Druckfehler nicht verbessert ist. Denn wenn auch bei Kleist sich Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Präpositionen finden, so dürfen wir ihm die Verbindung von „auf" auf die Frage wohin mit dem Accusativ wohl kaum zutrauen.

III, 5, 206 (997).

Laß mich nicht, fleh' ich, eh' die Stunde schlägt,
Zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!

Ein Anklang an Goethes Iphigenie II, 1, 36, wo Pylades spricht: „Ich bin noch nicht, Orest, wie du bereit, in jenes Schattenreich hinabzugeh'n!"

III, 5, 221 (1011):

Dir übergab zu Homburg, als sie starb,
Die Hedwig mich und sprach die Jugendfreundin

Die Hedwig ist, wie schon Köhler S. 62 bemerkt hat, die Lesart der Originalausgabe; Tieck hatte dafür gesetzt, was auch Schmidt noch 1863 beibehält: Frau Hedwig. — Jedenfalls hat Tieck ein richtiges Stilgefühl zu seiner Änderung geführt. Denn den Artikel vor den Namen einer Person zu setzen, erlaubt man sich nur, wenn man von einer jüngeren oder dem Stande nach tiefer stehenden Person redet.[1]) Auch Kleist beachtet diesen Sprachgebrauch, und wir dürfen nicht annehmen, daß er den Prinzen in dieser gewissermaßen verächtlichen Weise von seiner Mutter reden läßt. Wir müssen vielmehr annehmen, daß auch hier ein Druckfehler vorliegt, und daß Kleist geschrieben hat:

Dir übergab zu Homburg, als sie starb,
Dir Hedwig mich und sprach, die Jugendfreundin

Der Druckfehler ist durch Nichtbeachtung derselben Stileigentümlichkeit Kleists hervorgerufen, welche auch die Entstellung I, 362 veranlaßte. Außer den von Köhler (S. 38) gesammelten Stellen vergl. aus unserem Stücke noch III, 5, 183.

Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden
Du mir, das Fräulein, deine Fraun, begabt,
Mir alles ringsumher.

und V, 5, 216. es besticht dein Wort
Mich, mit arglist'ger Redekunst gesetzt,
Mich, den du weißt dir zugethan.

III, 5, 236 (1027).

Frei ist sie, wie das Reh auf Heiden, wieder.

Zürn ist unklar, ob Heiden Einzahl oder Mehrzahl. Die Vergleichung von Penthesilea 2478: Frei bin ich dann ... wie Wild auf Heiden wieder spricht für die Mehrzahl.

IV, 1, 33 (1112):

Und Gott schuf doch nichts Milderes, als dich.

So lesen die Schulausgaben von Weismann, Zürn und Windel. Die richtige Lesart ist noch = bis jetzt. Die Handschrift hat wohl (s. Zolling z. d. St.).

---

1) So ist es sprachgerecht, wenn Graf Kallheim „von einem Streifzug gegen den Kohlhaas unternommen" spricht, und Schmidt (Bd. 3, S. 51, Z. 4) war nicht berechtigt, noch 1863, nach Köhlers Warnung, den Artikel auszulassen.

IV, 1, 89 (1157):

Kurfürst: (im äußersten Erstaunen):
Nein, meine teuerste Natalie,
Unmöglich in der That! — Er fleht um Gnade?

Zürn interpungiert: Unmöglich in der That?! was er mit B. Erdmannsdörffer (Preuß. Jahrb., 34. Bd., S. 208) folgendermaßen begründet: „Das äußerste Erstaunen markiert sich noch kräftiger und bewegter, wenn das „Unmöglich" als Ausruf, das „in der That" schon wieder als Frage gefaßt wird." — Eine Änderung der Interpunktion ist aber nicht veranlaßt, da Kleist „in der That" (wie Shakespeare indeed!) auch sonst als Bekräftigungsformel gebraucht; vgl. Hermannsschlacht IV, 385.

IV, 3, 212 (1291), wo sich der Prinz in Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen ergeht, heißt es:

Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse.

Daß „hängt" transitiv zu nehmen, ist Zürn ohne weiteres zuzugeben. Nicht aber kann ich ihm zustimmen, wenn er übermorgen als eine starke Hyperbel für: „nach einiger Zeit" faßt und dies mit Verweisung auf Shakespeares Hamlet V, 1 auf die Zeit deutet, wenn der Totengräber die Gebeine aus dem Grabe wirft. Gegen diese Erklärung hat sich auch schon Klee in seiner Besprechung der Zürnschen Ausgabe gewandt, indem er mit Berufung auf Kades Ausgabe erklärt: „Übermorgen liegt das Haupt in gleicher Lage mit der Ferse, also im Grabe." So erklärt übrigens auch schon Weismann und neuerdings Windel. Wahrscheinlich haben den Erklärern die Verse III, 201 (990) flg.:

Und der die Zukunft auf des Lebens Gipfel
Heut wie ein Feenreich noch überschaut,
Liegt in zwei engen Brettern duftend morgen,
Und ein Gestein sagt dir von ihm: er war!

im Sinne gelegen, aber diese dürfen hier nicht herbeigezogen werden. Der Prinz denkt vielmehr an die Verwandlung, die in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen ist. Auch er, der sein Haupt noch tags vorher stolz erhoben hat, läßt es nun schon in Todesfurcht zitternd auf die Brust hängen, und am folgenden Tage findet seine Hinrichtung statt: wird ihm das Haupt vor die Füße gelegt. Diese volkstümliche Redewendung hat dem Dichter unzweifelhaft auch vorgeschwebt, wenn es am Schlusse der Hermannsschlacht mit Bezug auf Aristan heißt:

Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!

Daß der Prinz in Wirklichkeit nicht enthauptet, sondern seinem Stande gemäß erschossen werden soll, würde nicht gegen unsere Erklärung sprechen.

Sagt doch auch Natalie IV, 1, 29 (1108) mit Bezug auf den Prinzen:

Erst, weil er siegt', ihn kränzen, dann enthaupten,
Das fordert die Geschichte nicht von dir;

IV, 4, 241 (1320): O, seine Milde
Ist uferlos, ich wußt' es, wie die See.

Vergl. Romeo II, 2, 130: My bounty is as bountless as the sea. Diese und andere Stellen bestimmen mich zu der Annahme, daß Kleist Shakespeare nicht nur aus Übersetzungen kannte.

IV, 4, 247 (1327):

Natalie: Wozu? — Saht ihr die Gruft nicht schon im Münster
Mit offnem Rachen euch entgegengähnen? —

Der Vergleich des Grabes mit einem hungrigen Raubtier findet sich ebenfalls in Shakespeares Romeo V, 3:

O du verhaßter Schlund! du Bauch des Todes!
Der du der Erde Köstlichstes verschlangst,
So brech ich deine morschen Kiefern auf,
Und will, zum Trotz, noch mehr dich überfüllen. (Schlegels Übers.)

Vergl. ebenda hungry churchyard und Hamlet I, 4, 50 the marble jaws of the sepulchre.

IV, 4, 290 (1369):

Kannst du dem Rechtsspruch, edel wie du bist,
Nicht widerstreben, nicht, ihn aufzuheben,
Thun, wie er's hier in diesem Brief verlangt;
Nun so versich'r ich dich, er faßt sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
Den Spruch mitleidlos morgen dir vollstrecken!

Statt mitleidlos hat Zürn die Lesart der in Erdmannsdörffers Besitz befindlichen Handschrift: mitleidsvoll aufgenommen. Ich glaube aber nicht, daß wir Kleist ein so starkes Oxymoron auf Grund einer, wie die in Zollings Ausgabe mitgeteilten Lesarten beweisen, recht fehlerhaften Abschrift aufbürden dürfen. Die Stelle ist auch so deutlich, wenn wir nur mitleidlos nicht zu sehr betonen. Die Prinzessin meint: „Wenn du nicht thust, was der Kurfürst verlangt, so läßt er dich morgen ohne Gnade erschießen.“ In gleichem Sinne steht mitleidlos in der Hermannsschlacht V, 9, 927:

Zur Hölle mitleidlos, eh' sie sich noch entschlossen,
Die ganze Meuterbrut herab!

V, 2, 26 (1421): Zu den drei Locken des alten Kottwitz vergl. die drei Haare Adams im Zerbrochenen Krug 1498.

V, 3, 60 (1456):

Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn!

Außer der von Windel erwähnten Anekdote von Karl XII. von Schweden vergl. auch Robert Guiskard I, 380:

Doch eh' wird Guiskards Stiefel rücken vor
Byzanz u. s. w.

V, 5, 107 (1502):

Kurfürst (indem er ihm die Ordre wiedergiebt): Das Regiment steht noch in Nacht und Nebel vor dem Schloß?
Kottwitz: Die Nacht vergieb —
Kurfürst: Warum rückt es nicht ein?
Kottwitz: Mein Fürst, es rückte ein; es hat Quartiere, wie du befahlst, in dieser Stadt bezogen.
Kurfürst (mit einer Wendung gegen das Fenster):
Wie? Vor zwei Augenblicken —. Nun, beim Himmel!
So hast du Ställe rasch dir ausgemittelt! —

Kades Bemerkung zu dem Stücke ist mir nicht verständlich, dagegen bemerkt Zürn richtig: „Die Nacht, vergieb —". Etwa zu ergänzen: gestattete dies nicht. Dadurch ist aber die Stelle noch nicht genügend erklärt. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die Schwadronen wirklich kurz vorher noch vor dem Schlosse gestanden haben, und daß auch der Kurfürst sie gesehen hat. Auch Kottwitz glaubt, daß dieselben noch dort stehen; darum die entschuldigenden Worte an den Kurfürsten. Während dieser aber die kurze Zwischenfrage stellt, hat er sich durch einen raschen Blick aus dem Fenster überzeugt, daß sie ihre Quartiere bezogen haben. Nun wendet sich auch der Kurfürst zum Fenster und bemerkt erstaunt: „Wie? Vor zwei Augenblicken —". Ergänze etwa: sah ich sie noch hier vor dem Schlosse.

V, 5, 127 (1522): In unsrer Mitte
Ist sie (die Bittschrift) empfangen und vollendet worden.

Wie schon früher bemerkt, hat Zürns Ausgabe falsch angefangen, statt empfangen. Das Bild von der geistigen Empfängnis gebraucht schon Johann Lauremberg (1652) 4. Scherzgedicht, V. 127 flg.:

Seet hyr, dit Carmen hebb ick nůwlick geschreven,
Und einen Daler darvőr tho drűcken geven,
Wille gy idt lesen, und flitig betrachten,
So schőle gy bekennen und erachten,
Dat Apollo mit den Musen alle negen,
Idt hebben entfangen in erem Bregen . . .

V, 5, 172 (1567):

> Den Sieg nicht mag ich, der ein Kind des Zufalls
> Mir von der Bank fällt.

Zürn faßt „von der Bank fallen" im Sinne des volkstümlichen „in den Schoß fallen". Es soll aber heißen: „Ich mag keinen Sieg, den mir die Dirne Zufall wie ein nicht ebenbürtiges Kind gebiert". Zu vergleichen ist Bänkeltochter im Käthchen V, 1 und Amphitryon 2056, wo Sosias den Merkur, der seine Gestalt angenommen hat, einen von der Bank gefallenen Gauner nennt. In einer Erzählung aus dem Berliner Abendblatt vom 3. Januar 1811 (Zollings Ausg. Bd. 4, 376) schickt ein Witzbold einem unehelich geborenen Grafen von Scharfeneck in einer zierlichen Handzeichnung sein Wappen zu, welches „die Ecke einer Bank darstellte, unter welcher ein Kind lag".

V, 5, 188 (1583):
> Der ärmste Geist, der, in den Sternen fremd,
> Zuerst solch' eine Lehre gab!

Zürn erklärt „in den Sternen fremd" durch „in der höheren Welt fremd, keines idealen Aufschwungs fähig". Ich glaube vielmehr, daß der Dichter den Einfluß, welchen die Sterne nach mittelalterlichem Glauben auf das Geschick des Menschen haben, im Sinne hat. Auch hier liegt wohl eine Reminiscenz aus Shakespeare vor, bei dem sich zahlreiche hierauf bezügliche Stellen finden (s. Schmidts Shakespeare-Lexikon u. Star). Auch in Schillers Wallenstein findet sich Entsprechendes (s. Goldbeck-Rudolph, Schiller-Lexikon Bd. I unter Astrolog). „In den Sternen fremd sein" hieße also: des waltenden Geschickes unkundig sein. Vergl. auch Kottwitzens Worte V, 5, 153 (1548): „Es ist der Stümper Sache nicht die deine, des Schicksals höchsten Kranz erringen wollen."

V, 5, 202 (1597):

> Gesetzt, — — — — — — — — — —
> — — — — — — — — — — — —
> Ich träfe morgen, gleichfalls unberufen,
> Den Sieg, wo irgend zwischen Wald und Felsen
> Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an.

Vergl. Schroffenstein IV, 5, 499: „Himmel und Hölle! Daß ich, einem Schäfer gleich, mein Leid den Felsen klagen muß." — Der Sinn ist wohl: Wenn ich den Sieg mühelos erwerben könnte wie ein Liebespfand in einem Schäferstündchen. Vergl. noch I, 4, 196.

> Wer weiß, von welcher Schäferstunde, traun,
> Mit Fleisch und Blut hier wachend zugebracht,
> Dir noch der Handschuh in den Händen klebt!

V, 8, 412 (1806):

Prinz von Homburg (reißt sich los):
Tyrannen, wollt ihr
Hinaus an Ketten mich zum Richtplatz schleifen?
Fort! — Mit der Welt schloß ich die Rechnung ab!

Die Ketten, welche der Prinz meint, sind die Bande der Liebe, welche ihn an Freunde und Kameraden knüpfen. Er will diese Bande zerreißen und bittet dieselben, ihm durch ihre Bemühungen um seine Rettung den Abschied vom Leben nicht noch schwerer zu machen.

Nachtrag.

Zu H. v. Kleists Hermannsschlacht.

Betreffs der Alraunen, deren eine in der 4. Scene des 5. Aktes auftritt, bemerkt Lichterheld in seiner Ausgabe S. 87 (zu I, 254): „Weissagende Frauen, deren eine im 5. Akt auftritt. Deren gab es überall, und sie standen wie die Frauen überhaupt in hohen Ehren. Von einer bestimmten Person des Namens scheint es Appellativ geworden zu sein.“ Diese Bemerkung ist, gleich der von Zürn S. 11 seiner Ausgabe, in ihrer Allgemeinheit nicht verständlich. Auch die deutschen Wörterbücher lassen uns hier im Stich; in dem Handwörterbuch von Moriz Heyne I, 66 finden wir nur folgendes: Alraune f. die Pflanze mandragora, aus deren Wurzel kleine menschenähnliche Figuren geschnitten wurden, die zauberisch Glück bringen sollten. — Wie diese „Alräunchen“ mit den Seherinnen der Germanen zusammenzubringen sind, ist uns schwer begreiflich. Und doch hat man in früherer Zeit dies unternommen. In Tacitus Germania c. 8 lesen wir: inesse (in feminis) quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt. vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam. sed et olim Auriniam (Auruniam) et compluris alias venerati sunt, non adulatione, nec tamquam facerent deas. An den Namen der Aurinia knüpft sich nun eine ältere Vermutung, die u. a. noch Lübben im Reallexikon des klassischen Altertums 3. Aufl. Leipzig 1867 vertritt. Er schreibt: Aurinia bei schwankender Lesart (neben Aurunia) Name einer wegen ihrer Weissagungsgabe bei den Deutschen hochgeehrten Frau. Vielleicht möchte aliruna zu lesen und an einen Zusammenhang mit der Alraunenwurzel, den Alrunen zu denken sein. Heutzutage wird sich wohl niemand mit dieser zu Anfang des Jahrhunderts beliebten Auslegung befriedigt erklären. Neuerdings hat Wilhelm Wackernagel vermutet, daß Albruna zu lesen sei und bemerkt zur Erklärung in der deutschen Litteraturgeschichte § 4: Die Buchstabenschrift war ein

Geheimnis, insofern sie nicht durch anderen Gebrauch als jenen religiösen entheiligt ward, aber nicht insofern ihre Kunde den meisten im Volke abging. Es kannten sie die Priester, es kannte sie jeder Hausvater, es mußte sie namentlich das mit der Weissagung begnadete und betraute Geschlecht der Frauen kennen. Daher die vielen mit runa gebildeten Weibernamen: schon Tacitus nennt eine Albruna, die Wandersage der Goten aliorunas, und in der Edda ist es ein halbgöttliches Weib, eine Valkyrje, Sigurdrifa oder Brynhildr, die Sigurdh Runen schneiden lehrt zu vielfältigem Zauberbrauch. — Wie aus Schweizer-Sidlers Ausgabe mit lat. Kommentar Berlin Calvary 1877 zu ersehen ist, liest auch Müllenhoff Albruna und erklärt den Namen (zur Runenlehre S. 55) als: ein mit der Runenkraft der Elbe begabtes Weib. Die Bildung des Appellativs aus der bestimmten Person hat vielleicht erst Kleist vorgenommen, doch will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß schon in älterer Zeit Alrunen im Gefolge der Venus erscheinen; vgl. die im Deutschen Wörterbuch 1, 246 angeführte Stelle aus Joh. Rohdes tugendsamem Weiberspiegel: freitag das ist ein heilige zeit und frauwen Venus im Höselberge eigener tag, da die Alrunen wonen.

Zum Amphitryon.

I, 5. V. 57-59. Den Mann vielmehr beneid' ich, dem ein Freund
Den Sold der Ehe vorschießt, alt wird er
Und lebt das Leben aller seiner Kinder.

Schmidt bemerkt darüber in seiner Ausgabe von 1863 Bd. 3, S. 387: „Und lebt das Leben aller seiner Kinder", derer, die etwa hätten kommen und seine Lebenskraft schmälern können. Bei Molière ist nichts von diesen physiologischen Einfällen. — Kleist bezieht sich unzweifelhaft auf den Volksglauben. Der Anschauung von solchen wechselseitigen physiologischen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zeigt sich auch Goethes Mutter ergeben, von der Bettina, Briefwechsel Goethes S. 383 (Reclam), jenem erzählt: Sie war damals (bei Deiner Geburt) achtzehn Jahre alt und war ein Jahr verheiratet; hier bemerkte sie, Du würdest wohl ewig jung bleiben und Dein Herz würde nie veralten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest.

Zur Familie Schroffenstein.

IV, 1, 1. Das eben ist der Fluch der Macht, daß sich
Dem Willen, dem leicht widerruflichen,
Ein Arm gleich beut, der fest unwiderruflich
Die That ankettet.

Offenbarer Anklang an Schillers Piccolomini V, 1.

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.

Wie die Sprache altes Leben fortführt, zugleich eine Denkübung.

Von Rudolf Hildebrand.

Was ich meine, kann am kürzesten die Fensterscheibe klar machen, die ich in der Schule oft benutzt habe, um den folgenden Gedankengang da anzuknüpfen. Ich verwies die Schüler auf die Fenster in der Klasse; der Gang der Gedanken, der sonst in abstracter Ferne herumzulaufen hat, war auf einmal auf etwas Nahes, Sichtbares fest geheftet, schon das gab Freude und Leben in die Seele. Aber Scheibe? Die viereckigen Gläser Scheiben? Und Niemand nimmt Anstoß daran? Nun ging die Arbeit an. Zunächst mußte der Begriff Scheibe hergestellt und zu dem Zweck von der Fensterscheibe ganz gelöst werden. Rundung, das Wesentliche der Scheibe, das mußten sie selber sagen und fanden es an der Schießscheibe, an der Drehscheibe auf Bahnhöfen, auch die Töpferscheibe wurde erwähnt. Inzwischen war auch bei Einem und dem Andern die Vorstellung der ursprünglichen Fensterscheibe aufgedämmert. Die heutige Fensterscheibe ist gar keine, sie führt nur den Namen ihrer Vorgängerin fort, die auch die Schüler alle schon kennen von alten Kirchen her oder von versteckten Bodenfenstern alter Häuser, die sogenannte Butzenscheibe.

So führt da die Sprache ein Stück altes Leben noch fort, das im Leben selbst vergangen ist, und das kommt vielfach so vor. Die Sprache ist zugleich wie eine Gallerie von Bildern des alten Lebens, nur gewöhnlich etwas verwischt, so daß man sie deuten und lesen lernen muß.

So bei der Uhr, wenn man sagt, sie läuft ab, sie ist abgelaufen. Die Uhr läuft ja nicht, sie geht, woher das Ablaufen? Auch in der Klasse würde es Einer oder der Andre finden, dem die nöthige Anschauung zu Hilfe käme. Das Ablaufen ist auf unsre Uhr mit übernommen von ihrer letzten Vorgängerin, der Sanduhr, die man ja auf dem Dorfe noch an den Kanzeln sieht, in den Städten am Katheder in alten Sitzungssälen, nur nicht mehr in Gebrauch, wohl aber noch in Gebrauch in der Küche beim Eierkochen. Da ist das Ablaufen richtig, der feine Sand drängt sich nach unten, wie das Wasser in einem Trichter, um durch den engen Hals in das untere Glas zu fallen. Auch ein andrer Ausdruck in Bezug auf die Uhr scheint noch von der Sanduhr herzurühren, wenn man die Uhr stellt. Stellen meint da richtig stellen, daß also die Uhr richtig — steht? Sie geht ja aber und steht nur, wenn sie nicht thätig ist. Aber auf die Sanduhr paßt das stellen, richtig stellen, wenn man die abgelaufene umgekehrt, auf den Kopf stellt, daß der Sand wieder laufen kann. Ja, wenn man genauer zusieht, paßt die Redensart: „die Uhr ist abgelaufen" eigentlich nur auf die Sanduhr, denn Uhr ist im Grunde nichts als das lateinische hora, also Stunde, die Sand-

uhr aber war auf eine Stunde eingerichtet, wenn auch später damit Gläser auch für dreiviertel, eine halbe und eine viertel Stunde verbunden waren.

Ähnlich ist es mit dem Laden des Gewehres. Geladen wird ja eine Last, das ist ja aber die Kugel im Gewehr nicht. Es lebt aber darin ein Stück aus dem ältesten Geschützwesen nach; unsere Handfeuergewehre, Flinte und Pistole, sind nämlich, umgekehrt als man leicht denkt, das Ende, nicht der Anfang einer Entwickelung. Die ältesten Feuerwaffen waren Geschütze von gewaltiger Größe, die man dann immer mehr ins Kleinere und Bequemere zog. Die ältesten Geschütze oder Büchsen aber traten an die Stelle der vorherigen Wurfgeschütze, Ballisten, Katapulte und ähnlicher, die man aus dem Alterthum überkommen hatte, zur Belagerung gebraucht[1]. Bei denen aber war Laden der rechte Ausdruck, denn sie schleuderten aufgelegte Lasten, große Steine und Balken, daher also das heutige Laden des Gewehrs.

Aus neuster Zeit liegt ein Vorgang der Art vor, der zugleich Alles vollends begreiflich macht. Bei der städtischen Pferdebahn ist es Sprachgebrauch, zu fragen, wann sie da und dahin geht, wann sie da und da ankommt u. s. w. Die Bahn geht ja aber nicht, sie liegt fest, wie geht das zu? Als die Eisenbahnen aufkamen, nahm jener Sprachgebrauch einen Anlauf: Wann oder wie oft geht die Eisenbahn nach Dresden? und drgl.; er fand aber kritischen Widerspruch und konnte nicht durchdringen. Woher aber der Versuch? Einfach und natürlich daher, daß die Eisenbahn wie im Leben, so in den Gedanken und dem Sprachgebrauch der Leute an die Stelle der Post trat. Bei der Eisenbahn ist nun durch Zug, Züge geholfen, bei der Pferdebahn wiederholt sich jener Versuch und wird wohl Herr bleiben.

Das sind ja wohl schöne Denkübungen in der Richtung, die ich im Schulbetrieb befördern möchte, (s. oben Bd. II, S. 277 ff.) ich denke Lehre und Vergnügen zugleich. Gelegentlich mehr.

Kleine Mitteilungen.

„Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts“ werden von Dr. Max Herrmann und Dr. Siegfried Szamatólski in Berlin in der nächsten Zeit herausgegeben werden, unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten, z. B. der Herren Prof. Michael Bernays, Prof. Jak. Minor, Prof. Gustav Roethe, Prof. Karl Weinhold, Prof. R. M. Werner, Prof. Friedrich Zarncke u. a. Die Litteraturdenkmäler erscheinen in der Verlagsbuchhandlung von Speyer u. Peters in Berlin.

---

1) Die Armbrust ist ein ins Kleine gezogenes, handlich gemachtes Wurfgeschütz, wie die Flinte eine ins Kleine gezogene, handlich gemachte Donnerbüchse; das deutsche Wort ist ja ein seltsam umgedeutetes arcuballista, d. h. eine Balliste in der Größe oder Form eines Bogens (arcus).

Sprechzimmer.

1.

Zu Zeitschrift IV, S. 372 flg.

Ich lese die Goetheschen Worte (Faust I, 1356 flg.) so: Wie (= Sowie, sobald) ich beharre, bin ich auf jeden Fall Knecht; ob Deiner, oder meiner eigenen Trägheit, Gewohnheit, macht nichts aus.

Berlin. Prof. **Dr. F. Paulsen.**

2.

Zu Goethes Faust, I. Teil, V. 1356 flg.

R. Sprenger regt S. 372 flg. dieser Zeitschrift eine Erklärung der Stelle:

Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen

an und giebt selbst eine, wie mich bedünkt, den wirklichen Sinn wohl streifende, aber nicht scharf treffende Erklärung. Seine Auffassung der Worte „bin ich Knecht" als Bedingungssatz in dem Sinn von „wenn ich einmal Knecht bin" scheint mir nicht nur im Zusammenhang des Ganzen unzulässig, sondern auch der Einfachheit und Geradheit des übrigen Ausdrucks nicht entsprechend. Wie Sprenger selbst gewiß richtig bemerkt, steht Faust, in dessen Seele die vernichtenden Worte des Erdgeistes noch nachklingen mögen, hier vor Mephistopheles im vollen Gefühl seiner menschlichen Schwäche, und in eben diesem mit einer gewissen Bitterkeit hervorströmenden Gefühl antwortet er dem die Bedeutung der Wette betonenden Teufel: „Ich weiß, was ich thue, und treibe, wenn ich deinen Vorschlag annehme, kein vermessenes Spiel; bin ich mir doch bewußt, daß ich, wie ich es anfangen mag, entweder dir oder einem andern (Gott) dienen muß." Dies scheint mir der — übrigens schon von Düntzer (Goethes Faust[3], I, 99) wenn auch nicht klar ausgesprochene, so doch gemeinte — Sinn der Stelle zu sein, in der demnach die Worte

Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen

einfach so, wie sie dastehen, d. h. wie ich beharre als Vordersatz, bin ich Knecht als Hauptsatz und ob dein, was frag' ich, oder wessen als ein die Stelle des Attributs (dein oder Gottes) vertretender Fragesatz aufzufassen wären.

Darmstadt. **Ferdinand Bender.**

3.

Zu Goethes Faust I, V. 1356 flg. (vgl. Bd. IV, S. 372 flg. d. Ztschr.).

Herr Kollege Sprenger hat die Besprechung obiger Stelle angeregt und zugleich eine Erklärung derselben versucht. Ich glaube aber, daß er nicht das Richtige getroffen hat. Ich möchte eine andere und, wie mir scheint, einfachere Auslegung der gar nicht so dunkeln Stelle vorschlagen.

Faust schließt in dem fraglichen Auftritt seinen Vertrag mit Mephistopheles ab, den dieser in die Worte faßt:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Faust, den das „drüben" wenig kümmert, willigt ein, wenn ihn Mephisto „hier" durch alle Genüsse hindurch führen will, und sagt:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan! u. s. w.

Im Augenblick, wo des Geistes Unruhe aufhört, wo Faust im ruhigen Beharren Befriedigung findet, da ist er dem Versucher verfallen. Und der ermahnt ihn:

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergessen.

Faust bleibt bei seinem Wort:

Dazu hast du ein volles Recht.
Ich habe mich nicht freventlich vermessen;
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

d. h. Ich weiß wohl, wozu ich mich verpflichtet habe; nicht leichtfertig bin ich die Verpflichtung eingegangen; sowie[1]) ich beharre (= im Genuß des Augenblicks verweile; nicht mehr das Bedürfnis habe, mich in weitere Genüsse zu stürzen), dann bin ich dein Knecht.

Auch das angeblich Gotteslästerliche des letzten Verses vermag ich nicht herauszulesen; es stimmt ganz wohl zu dem, was Faust weiter oben sagt:

Das Drüben kann mich wenig kümmern.

Wie ihn das Drüben wenig kümmert, so kümmert ihn auch wenig, wessen Knecht er drüben ist.

Mainz. **Dr. Sigm. Feist.**

Dieselbe Erklärung der Stelle giebt W. Wartenberg in Eupen.

4.

Bei der Erklärung von Faust I, 1356 flg. kommt es besonders auf die Worte „Wie ich beharre" an. Herr Kollege Feist giebt dieselben

durch „sowie ich im Genusse des Augenblicks verweile; nicht mehr das Bedürfnis habe mich in weitere Genüsse zu stürzen" wieder. Ich habe dieselben schon 1884 in Sievers akademischen Blättern S. 717 ebenfalls mit dem Verweis auf 1339, 40: „Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich gethan", durch: „In dem Augenblick wo ich mich der Ruhe hingebe" erklärt. Dieser Ausdruck muß wohl mißverstanden sein, denn Schröer, dem ich die Notiz zuschickte, änderte in der 2. Auflage nicht, und auch Herr G. v. Loeper teilte mir brieflich mit, daß er nicht mit mir einverstanden sei. Ich gebrauchte den Ausdruck mit Rücksicht auf 1336 flg., wo Mephistopheles zu Faust sagt:

Doch, guter Freund die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.

und verstand Ruhe als „Ablassen vom geistigen Streben". Jetzt teilen mir mein verehrter Lehrer Herr Professor Zarncke und mein Freund Oberlehrer Dr. Kohlmann-Quedlinburg Erklärungen mit, die ungefähr auf dasselbe hinauslaufen. Ersterer schreibt mir: „Sollte die Erklärung von Faust I, 1356 flg. nicht einfacher und richtiger so lauten: Sowie ich anfange dem Weiterstreben zu entsagen („Wie ich beharre") bin ich bereits eine Sklavennatur geworden, und dann ists ganz gleich, wessen Sklave ich bin: „Daher habe ich nicht freventlich, sondern wohl überlegt jenen Pakt mit Dir eingehen können." Kohlmann schreibt, ähnlich wie oben Herr Prof. Paulsen: „Die Worte 'Wie ich beharre' aus Faust bedeuten nach meinem Dafürhalten 'Sobald ich stillstehe in meinem Streben' (will ich Knecht sein, gleichgiltig, ob der deine oder der eines andern)." Es dürfte wohl für die Wahrheit dieser Erklärung sprechen, daß drei Männer unabhängig voneinander zu derselben gekommen sind. Auch ich kehre jetzt zu ihr zurück und bedauere, daß ich mich durch früheren Widerspruch habe wankend machen lassen. Die Besprechung der Stelle in unserer Zeitschrift dürfte doch nicht ohne Nutzen gewesen sein, wenn sie veranlaßt, daß neben Schröers auch die falsche Düntzersche Erklärung dieser Stelle, die, wie ich aus einer Mitteilung des Herrn Dr. Thomas Miller-Göttingen ersehe, sogar in englische Faustkommentare übergegangen ist, verschwindet.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zu Seite 353 (4. Heft). Goethes Gedicht „An Schwager Kronos" lehnt sich wohl nicht an Mich. Denis, sondern an Jesaia 14, 9 an. Dort heißt es in der Weissagung von dem Sturze des Königs zu Babel: „Die Hölle (Scheol) drunten erzitterte vor dir, da du ihr

entgegen kamst. Sie erwecket dir die Toten, alle Böcke der Welt, und heißt alle Könige der Heiden von ihren Stühlen aufstehn."

Goethe war ja mit dem alten Testament vertraut und hat jenes hochpoetische Kapitel sicher gekannt. Sein „Nehmen" aus einer solchen jedermann zugänglichen Quelle dürfte daher bei dem Verfasser des betr. Artikels wohl mildere Beurteilung finden.

Schönberg i. Meckl. **W. Ringeling.**

6.

Auf eignen Zaum. Herr Karl Krüger beanstandet in dieser Ztschr. Bd. 4, S. 370 meine Erklärung der Stelle aus Körners Zriny „auf eignem Zaum und Sold in großen Zügen", indem er Zaum = Saum erklärt. Schon der Umstand, daß Saum stets ein Lasttier bezeichnet, während hier doch zunächst an ein Streitroß zu denken wäre, sollte diese Erklärung verbieten, aber auch in Rücksicht auf die von mir mitgeteilte Stelle aus den deutschen Städtechroniken ist sie abzuweisen. Auch wird eine Nebenform zoum für mhd. soum wohl niemals nachgewiesen werden; ein Verweis auf niederdeutsche und niederländische Formen kann aber nicht in Betracht kommen. Nach meiner Ansicht hat schon Lexer III, 1159 auf sein selbs zaum ausziehen dem Sinne nach richtig durch „auf eigne Kosten a." gedeutet. Zaum kann hier nichts anderes sein als lat. frenum; nur darüber kann noch gestritten werden, ob es hier als Zaumzeug, Geschirr des Reitpferdes zu fassen ist.

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Zu Zeitschrift IV, Heft 3.

1. schmollen = lächeln oder schmunzeln begegnet auch in einer etwas versteckten Stelle des Schillerschen Fiesco Aufz. III, Auftr. 10 (Schluß):

   Fiesco (schmollt): Ich bin Ihnen sehr verbunden

2. Die Ausdrücke „Nuß" („er ist eine Nuß, eine alte Nuß"), „nusseln, nusslich" in der von Kohrs angegebenen Bedeutung sind auch mir wohlbekannt. Daß dieselben mit „Nuß" (nux) nichts zu thun haben, dürfte schon aus der Aussprache hervorgehen. Sie werden nämlich sämtlich nicht mit dem scharfen ß-Laut wie in Nuß, sondern mit dem eigentümlichen weichen s gesprochen, welches sich auch in andern norddeutschen Idiotismen findet, wie z. B. in „musseln" = sehr schwach und sanft regnen („es musselt"), „quasseln" = viel und inhaltsleer reden.

Stolp. Prof. **Alb. Heintze.**

8.

Zu Zeitschrift IV, S. 367.

1. Das erste Lied kann keine Umarbeitung des zweiten sein.
2. „Tabat“ heißt nicht Gaul, sondern Rock, Mantel. Vgl. Woeste, Wb. der westf. Mundart S. 266, s. v. tabbel (tabbert, tawwerd). Lexer s. v. taphart, daphart.
3. Reinsberg-Düringsfeld, Festl. Jahr (Ausg. 1863) liest S. 360:

Om appelen van Oranje
um Äpfel von Oranien (Orangen).

4. Nach meiner Erinnerung war bereits Ende der vierziger Jahre im katholischen Münster ein doppeltes Bescherungsfest, St. Nikolaus und Weihnachten.

Warendorf. **Prof. Dr. Aug. Buschmann.**

Grundriß der germanischen Philologie, herausg. von Hermann Paul. Straßburg, Karl J. Trübner, 1889—90. Band I, 1., 2., 3., 4. Lief., Band II, 1. Abt., 1., 2., 3., 4. Lief., 2. Abt., 1. und 2. Lief. Preis der 1. und 2. Lief. von Bd. I je M. 4.—, der übrigen Lieferungen je M. 2.—.

Das uns vorliegende Werk darf mit vollem Recht als ein Markstein in der Geschichte der germanistischen Wissenschaft schon jetzt bezeichnet werden. Aber es bildet nicht nur einen Markstein in dem Sinne, daß es das Gebiet der Forschung in ihrer jetzigen Ausdehnung begrenzt und einschließt, sondern es ist auch ein Wegweiser auf der Bahn rastlosen Fortschrittes, ein Wegweiser, dessen in Zukunft der Anfänger wie auch der Kundige gleichermaßen bedürfen werden. Denn ein flüchtiger Blick auf die Fülle des Gebotenen zeigt uns schon, daß es heute einem Manne unmöglich ist, alle diese verschiedenen Zweige der nämlichen Wissenschaft zu umfassen und sich durch eigne eindringende Arbeit ein Urteil über ihren gegenwärtigen Standpunkt zu bilden. Darum verdient es hohe Anerkennung, daß es dem Herausgeber des „Grundrisses der germanischen Philologie,“ dessen Name auf dem Felde psychologischer und grammatischer Sprachforschung, wie auf dem der Texteskritik und Textherausgabe einen hellen Klang hat, gelungen ist, eine Reihe der glänzendsten Vertreter der Wissenschaft — und nicht bloß der germanistischen — zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, um ein Ziel zu erreichen, das vor wenig Jahren kaum noch jemand ins Auge zu fassen wagte.

Und das Ziel, das sich der Herausgeber und seine Mitarbeiter gesteckt haben, ist kein geringes. Wie das Inhaltsverzeichnis lehrt, soll

---

1) wie mundartlich = sowie.

das Werk einen Überblick über die Ergebnisse der Germanistik in weiter Ausdehnung ermöglichen. Schon liegt der größere Teil des Unternehmens uns vollendet vor und erlaubt uns einen Vergleich zwischen dem Gewollten und dem Ausgeführten anzustellen. Ein „Grundriß“ sollte das Werk sein: ich nehme keinen Anstand, es als ein stattliches Gebäude zu bezeichnen, in dem jeder Teil der Germanistik und viele ihrer Nachbarwissenschaften geräumiges Unterkommen gefunden haben.

Sprachgeschichte, Litteraturgeschichte, Mythologie, Heldensage und Metrik sind die Hauptgruppen der Darstellung, denen einleitende Abschnitte über Begriff und Umfang sowie über die Geschichte der germanischen Philologie, ferner über Methodenlehre und Schriftkunde vorausgehen, während die Hilfswissenschaften Kunst, Wirtschaft, Recht, Kriegswesen und Sitte den Schluß bilden. Bei den Hauptteilen ist die Darstellung in breitem Rahmen gehalten; so erfährt in den Abschnitten der Sprachgeschichte und der Litteraturgeschichte jede germanische Mundart ihre gesonderte Behandlung: dem Gotischen, Nordischen, Deutschen, Niederländischen, Friesischen und Englischen ist je eine Abteilung gewidmet. Dazu treten bei der Sprachgeschichte noch je eine Abhandlung über Phonetik und über Ursprung der germanischen Sprachen und Geschichte derselben bis zum Beginne der zusammenhängenden Überlieferung[1]), so daß dieser Abschnitt 8 Nummern umfaßt gegenüber den 6 Nummern des litteraturgeschichtlichen. Dem Geiste heutiger Forschung, die der lebenden Sprache des Volkes und seinem lebendigen Gesange gleiches Recht wie dem überlieferten älteren Sprachzustand und den Litteraturdenkmälern widerfahren läßt, entspricht es, wenn bei beiden Abschnitten je ein Anhang uns Belehrung über die Behandlung der lebenden Mundarten sowie eine Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie geben soll. In gleicher Richtung bewegt sich der dem Abschnitt über Sitte beigegebene Anhang über die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Übersicht zur Betrachtung der einzelnen Abschnitte. Dieselbe muß knapp ausfallen: einmal wäre eine ausführlichere Besprechung nicht diesem Orte angemessen; anderseits dürfte kaum ein einzelner im stande sein, die reiche Abwechslung des Inhaltes überall nach Gebühr gründlich zu würdigen.

Die drei ersten Abschnitte: Begriff und Umfang der germanischen Philologie, Geschichte der germanischen Philologie und Methodenlehre rühren von dem Herausgeber Paul selbst her. Der Boeckhschen De-

---

1) So in der Ankündigung betitelt; später „Vorgeschichte der germanischen Dialekte.“

finition der Philologie als einem „Erkennen des Erkannten" schließt sich Paul einerseits an, anderseits aber verlangt er, daß der Begriff vertieft würde, indem er als Aufgabe der Philologie nicht nur die Wiederherstellung des Gedankenverlaufes früherer Zeiten, sondern auch die Erforschung der Ursachen desselben ansieht. Vor allzu weitgehender Spezialisierung wird gewarnt und darauf hingewiesen, daß nur der Zusammenhang mit dem Ganzen der Wissenschaft der Einzelforschung Wert und Halt verleihe. Die „Geschichte der germanischen Philologie" giebt ein vollständiges Bild der Entwicklung dieser Wissenschaft vom Mittelalter an bis auf die neueste Zeit, im germanischen In- und Auslande. Man sieht, daß es des Verfassers Bestreben war, jeder Richtung gerecht zu werden, wie er sich auch nicht scheut, sina ira et studio sein Urteil selbst über anerkannte Größen auszusprechen. Wie kein anderer war der Verfasser der „Prinzipien der Sprachgeschichte" geeignet, die „Methodenlehre" zu bearbeiten. Nach allgemeinen Bemerkungen erstreckt sie sich über Interpretation, Textkritik, Kritik der Zeugnisse, Sprachgeschichte und Litteraturgeschichte. In den Abschnitt „Schriftkunde" teilen sich Sievers, der die „Runen und Runeninschriften" behandelt, und Arndt, der die „lateinische Schrift" bespricht. Den Abschnitt „Sprachgeschichte" leitet wiederum Sievers mit einer zwar nur etwa 35 Seiten umfassenden, aber übersichtlich gehaltenen „Phonetik" ein. Einer der vortrefflichsten Teile des ganzen Werkes ist die über 100 Seiten starke „Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte" von Kluge. Originell in ihrer Anlage, gründlich in ihrer Ausführung, enthält diese Arbeit, die sich — abgesehen von Noreens Utkast till Föreläsningar i urgerm. Judlära Upsala 1888[1]) — auf keine frühere stützen konnte, eine Fülle neuer und wertvoller Bemerkungen. Von besonderem Interesse ist z. B. die Zusammenstellung der lateinischen Lehnwörter in den altgermanischen Dialekten. (Manches ist hier nachzutragen, wie ahd. sulh aus lat. sulcus; noch jetzt heißt ein tiefgelegener Teil des Soonwaldes über Bingerbrück im Volksmunde „Sulch".) Nach einer kurzen „Geschichte der gotischen Sprache" von Sievers folgt Noreens „Geschichte der nordischen Sprachen". Auch hier ist die Darstellung durchaus eigenartig und reich an neuen Bemerkungen. Durch die Entwicklungsstufen des Urnordischen und der Sprache der sogenannten Wikingerzeit hindurch verfolgt der Verfasser die Geschichte der westnordischen (altisländischen und altnorwegischen) und ostnordischen (altschwedischen und altdänischen) Mundarten gesondert je nach Lautlehre

1) Bei Trübner jetzt in Vorbereitung: Noreen, altgermanische Lautlehre. Deutsche von dem Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

und Flexion. In der nun folgenden „Geschichte der deutschen Sprache" von Behaghel ist der Dialektforschung ein breiter Raum gegönnt und manche wertvolle neue Beobachtung mitgeteilt. Wie natürlich, ist stets besondere Rücksicht auf die neuhochdeutsche Schriftsprache und deren lautliche Gestaltung genommen, so daß gerade dieser Abschnitt für den Lehrer des Deutschen einer der wertvollsten sein dürfte. Von Jan te Winkel ist die „Geschichte der niederländischen Sprache" bearbeitet, von Siebs die „Geschichte der friesischen Sprache". Der Schluß derselben sowie des ganzen Abschnittes „Sprachgeschichte" (also besonders die Geschichte der englischen Sprache von Kluge) steht noch aus.

Der 2. Band des „Grundrisses" hebt an mit dem Abschnitt „Heldensage" bearbeitet von Symons. Der Verfasser nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein: noch steht er halb und halb auf dem Boden Müllenhoffscher Forschung, sieht als die „älteste und wichtigste altnordische Quelle für die Heldensage" die Lieder der Edda an, während doch schon längst ein Unwetter durch die Urwälder braust, das diesem altehrwürdigen Stamm die Stütze rauben wird. Doch im allgemeinen ist die Darstellung recht ansprechend. Den nun folgenden Abschnitt „Litteraturgeschichte" leitet Sievers „Gotische Litteratur" ein, während von den „Nordischen Litteraturen" Mogk die norwegisch-isländische und Schück die schwedisch-dänische zugefallen sind. Die „deutsche Litteratur" zerfällt in „althoch- und altniederdeutsche Litteratur" von Kögel „mittelhochdeutsche Litteratur" von Vogt und „mittelniederdeutsche Litteratur" von Jellinghaus. Erstere geht eigentlich über den Rahmen einer Litteraturgeschichte hinaus, wenn sie z. B. bis auf philologische Details des Hildebrandsliedes sich einläßt, ist aber im übrigen gewandt und anregend abgefaßt. Vorzüglich ist auch die 175 Seiten umfassende mhd. Litteraturgeschichte. Wiederum sind es Jan te Winkel, der die 4. Nummer „niederländische Litteratur" verfaßt hat und Siebs, von dessen „friesischer Litteratur" erst 2½ Seiten vorliegen.

Von der 2. Abteilung dieses Bandes sind die Abschnitte „Wirtschaft" von K. Th. v. Inama-Sternegg und „Recht" von K. v. Amira bereits vollständig. Es steht mir über sie nur das Urteil zu, daß sie klar, verständlich und — letzterer besonders — mit steter Rücksicht auf die Ergebnisse der germanischen Philologie abgefaßt sind. Etwas knapp ist der Artikel „Kriegswesen" von A. Schultz ausgefallen. Von dem äußerst interessanten Abschnitt „Sitte" hat F. Kålund in anziehender Weise die „skandinavischen Verhältnisse" behandelt, während die deutsch-englischen Verhältnisse von A. Schultz erst begonnen sind.

Wie schon bemerkt, ist es der bei weitem größere Teil des Werkes, der schon vollendet vorliegt und die höchsten Erwartungen befriedigt hat. Hoffentlich erfolgt der Abschluß des epochemachenden Werkes in kurzer

Zeit, denn seine Leserwelt sieht einer jeden neuen Lieferung mit Spannung entgegen. Besonders sei das Werk allen Lehrern des Deutschen dringend empfohlen, die es ernst mit ihrer Aufgabe nehmen. Denn sie, die dazu berufen sind, im Sinne dieser Zeitschrift der Jugend das Gefühl für die Schönheit, Reinheit und Richtigkeit unserer Muttersprache einzuflößen, können der historischen Schulung durchaus nicht entbehren, wenn sie dies Ziel bei sich und andern erreichen wollen. Der „Grundriß der germanischen Philologie" sollte sich in Zukunft auf dem Schreibtisch eines jeden Lehrers des Deutschen finden.

Mainz. **S. F..st.**

Otto Schröder, Vom papiernen Stil, Berlin, Walther und Apolant. 1889. 93 S. Preis brosch. 2 M., geb. 3 M.

Der Verfasser hat drei frisch und lebendig geschriebene Aufsätze: 1. Der große Papierne; 2. Derselbe; 3. Wörter und Worte zu einem Buche vereinigt, das recht deutlich zeigt, welch herrliche Aufgaben sich der deutschen Philologie zur Lösung darbieten und wie wenig sie Ursache hat, sich in zu weit gehender Specialisierung auf jene unfruchtbaren Gebiete zu verlieren, auf denen wir sie heute nicht allzuselten eine zwecklose Kärrnerarbeit verrichten sehen. Die ersten beiden Aufsätze hat Schröder bereits in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlicht, sie machen zugleich den wertvollsten Teil des Buches aus. Ausgezeichnet sind die Darlegungen des Verfassers über die Kluft, die zwischen der lebendigen Sprache und dem papiernen Stile sich aufgethan hat; vorzüglich zeichnet er den Weg, den wir gehen müssen, um aus der Not des Tintendeutsch und der steifpapiernen Schulfuchserei erlöst zu werden. Dabei verfügt der Verfasser über solche Mittel der Darstellung und solch anschauliche Gewalt der Sprache, daß die Lektüre seiner Aufsätze uns ein Vergnügen zu bereiten vermag, das einem wirklichen Kunstgenuß aufs Haar ähnlich ist. Die Geschichte des Wortes derselbe ist eine feinsinnige und wohlgelungene Studie, die zugleich zeigt, wie ein lebendiger Geist auch die scheinbar trockensten grammatischen Dinge in fesselnder und anmutiger Weise darzustellen vermag. In diesen beiden Aufsätzen geht Schröder vollständig dieselbe Bahn, die Rudolf Hildebrand und unsere Zeitschrift wandeln, und wir freuen uns lebhaft, in ihm einen so wohlgerüsteten und mit glänzenden Fähigkeiten ausgestatteten Mitstreiter gefunden zu haben.

Aber gerade deshalb können wir nicht verschweigen, daß der dritte Aufsatz vielfach mit unsern Anschauungen in Widerspruch steht und daß wir diesen nicht auf gleiche Höhe mit den ersten beiden stellen können. Schröder, der so gewandt und kraftvoll gegen den papiernen Stil zu kämpfen weiß, zeigt sich hier plötzlich vollkommen in einer papiernen

Metrik befangen, die genau ebenso unheilvoll für unsere Sprache geworden ist wie der große Papierne, ja die eigentlich nur die andere Hälfte des großen Papiernen ist. Die Lehre vom Hiatus gehört dieser papiernen Metrik an. Die deutsche Sprache kennt keinen Hiatus in dem Sinne und Umfange, wie ihn die griechisch-lateinische Metrik kennt. Der Ton der Stammsilbe klingt bei uns gleichsam mit über die Nachsilben hinüber, sodaß in habe ich, denke ich, finde ich u. a. niemals von einem deutschen Ohre ein Hiatus empfunden wird. Der Hiatus steht nur auf dem Papiere, und erst der Hinblick auf die klassischen Sprachen bringt den Deutschen dazu, den Hiatus, den er auf dem Papiere sieht, für einen wirklichen Hiatus zu halten. Auch in Versen wie: „Sie ist die Jüngeré an Jahren" betont beim Sprechen des Verses niemand das é, sondern läßt den Ton der Stammsilbe Jüng über die Silben ĕrĕ ăn hinüber zu dem Worte Jahr klingen, im Widerspruche mit dem papiernen, der deutschen Sprache aufgezwängten metrischen Rahmen. Sogar die alte papierne Anschauung von dem „minder Strengen der Form in Heines Muse" finden wir S. 91 wiederholt. Nur nach dem Maße einer papiernen Metrik erscheinen Heines Formen nachlässig; die Gewalt seines Liedes erklärt sich vielmehr gerade aus seiner wirklichen Treue gegen die Gesetze und den Geist der lebendigen deutschen Metrik. Ebenso wird das Volkslied nicht hinreichend gewürdigt. Gegen die lateinische Sprache und ihren verderblichen Einfluß auf unsere Sprache ist der Verfasser sehr nachsichtig. Daß der überhandnehmende Gebrauch der Genetive desselben und derselben vor allem von dem lat. ejus und eorum seinen Ausgang genommen hat, dieser Gedanke wird nur gestreift, keineswegs in seiner ganzen Tragweite dargelegt. Ja, der Verfasser lehnt alle dahingehenden Meinungen mit den Worten ab (S. 65): „Es stünde schlimm um unsere Bildung, wenn wir nicht Latein lernen könnten, ohne dadurch unser Deutsch zu verderben."

Doch diese geringen Mängel vermögen den Wert des Buches nicht zu beeinträchtigen. Denn ihnen stehen so glänzende Vorzüge gegenüber, daß man gern über das hinwegsehen kann, was den Anschein erweckt, als ob der Verfasser nur mit halbem Herzen an der Muttersprache hinge und im Heerlager unserer Gegner stünde. Ich sage: den Anschein — und in der That ist es nur Schein. Der Kern des Buches zeigt uns, daß eine heilige Begeisterung für das Echte und Wahre, für das Lebendige und Gesunde in unserer Sprache dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt hat. Nur einen Satz wollen wir hier herausheben. „Weh uns, sagt der Verfasser (S. 59), wenn wir und namentlich unsere Frauen verlernten zu unseren Kindern in der Sprache der Grimmschen Märchen zu reden! Und weh unseren Kindern! Der Natur-

laut unserer Muttersprache tönt nirgend reiner als hier. Und das Wesen deutscher Erzählungsweise, deutschen Satzbaus, deutschen Ausdrucks liegt nirgend so offen zu Tage als hier." Wer so spricht, dem drücken wir voll innigen Dankes die Hand, er sprach uns aus der Seele. Möchte seine Stimme tausendfachen Widerhall in Deutschland finden, möchten Haus und Schule seine Worte hören und fleißig darnach handeln. Ein solches Hören und Handeln wird dem Verfasser die Gewißheit geben, daß unser Volk noch nicht ins Greisenalter getreten ist, sondern daß es in den letzten Jahrhunderten gleichsam nur eine Bildungskrankheit durchgemacht hat: der deutsche Adler legte sein altes Federkleid ab, und aufs neue beginnt er mit jungem Gefieder den Flug zur Sonne.

Dresden. **Otto Lyon.**

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar. II. Goethe: Hermann und Dorothea. Ausg. v. A. Funke. XIII. Herder: Cid. Ausg. v. P. Schwarz. XV. Goethe: Torquato Tasso. Ausg. v. W. Wittich.

Schon einmal ist an dieser Stelle (II, 21) auf die Schöninghschen Klassikerausgaben hingewiesen und anerkannt worden, daß sie im Gegensatz zu manchen Erzeugnissen ähnlicher Art aus fleißigem Studium der Dichtungen selbst entstanden sind. Wir können uns diesem Urteile durchaus anschließen und sehen den Hauptwert in den am Schlusse beigegebenen Fragen und zugehörigen Antworten, die teils vollständig ausgeführt, teils kurz disponiert sind. Davon wird erst im neuesten Heft des Tasso abgewichen, der nur eine Einleitung und einen ziemlich unnötigen Anhang über die vom Herausgeber benutzten Schriften enthält, wie denn diese Ausgabe dem Titel nach von dem „Privatstudium" abzusehen scheint. Das mag seinen Grund darin haben, daß in jenen Fragen oft des Guten zuviel gethan war. Z. B. Hermann und Dorothea S. 117: „Wie ist der alte Schlafrock benützt zur näheren Charakteristik der Personen?" Da heißt es weiter: „Der Dichter legt ihm eine sittliche (!) Wirkung bei, denn (?) beim Abschiede bittet Dorothea die Wöchnerin des guten Hermanns dabei zu gedenken." Das sind so kleine Kunstgriffe, die jeder wahre Dichter von selber zum knapperen Zusammenhalt des Ganzen aus sich herausspinnt, die aber nicht als womöglich vorher beabsichtigt hingestellt und künstlich kleingepflückt werden dürfen. Doch das sind unbedeutende Ausstellungen, die den Wert nicht beeinträchtigen dürfen. Wir bedauern, daß nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Verlegers die Sammlung vorläufig als abgeschlossen betrachtet werden soll, wo doch z. B. Wieland und Kleist noch ganz fehlen.

Dresden. **R. Kade.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Nr. 5. Mai: Meyer, Völuspa, besprochen von W. Golther. (Die hauptsächlichste Bedeutung des Buches liegt in den zahlreichen Beziehungen, die zwischen der Mythologie der Völuspa und den christlichen Vorstellungen nachgewiesen werden.) — Franz Jostes, Daniel von Soest, herausgegeben und erläutert; besprochen von W. Seelmann. — Wilh. Uhl, Unechtes bei Neifen, besprochen von Joseph Seemüller. — Karl v. Reinhardstöttner, Die klassischen Schriftsteller des Altertums in ihrem Einflusse auf die späteren Litteraturen. I. Band: Plautus, besprochen von A. L. Stiefel.

—— Nr. 6. Juni: W. Golther, Studien zur germanischen Sagengeschichte, besprochen von B. Symons. (Ein dankenswerter und wertvoller Beitrag des scharfsinnigen und kenntnisreichen Verfassers der schönen Monographie über die Tristansage zur Geschichte der Heldensage; doch ist zu so abschließenden Urteilen, wie Golther sie bereits fällen zu dürfen meint, die Zeit noch nicht gekommen.) — Julius Strnadt, Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus; J. Hurch, Zur Kritik des Kürnbergers, besprochen von O. Behaghel. (Strnadts interessante Abhandlung zeigt wieder einmal, wie unsicher vielfach die Grundlagen unserer mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte sind.) — Hermann Hirt, Untersuchungen zur westgermanischen Verskunst, besprochen von Andreas Heusler. — Max Kuttner, Das Naturgefühl der Altfranzosen und sein Einfluß auf ihre Dichtung, besprochen von Ludwig Fränkel.

—— Nr. 7. Juli: A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2. Aufl., besprochen von O. Behaghel. (Das wertvolle Werk spendet eine Fülle neuer Belehrung und reichen Genuß.) — Ernst Hamann, Der Humor Walthers von der Vogelweide, besprochen von Holle. (Die Behandlung ist durchaus erschöpfend, die Darstellung eine sehr anmutende.) — Ch. Schweitzer, Un poète allemand au XVI[e] siècle; étude sur la vie et les oeuvres de Hans Sachs, besprochen von Ludwig Fränkel. (Das bisherige Fehlen einer zusammenhängenden, auch höheren Ansprüchen genügenden Darstellung von Hans Sachsens Leben, Wirken und Bedeutung ist nicht abzuleugnen.[1]) Professor Schweitzers Biographie ist mit bewundernswertem Fleiße, strengster philologischer Genauigkeit und gemütvoller Vertiefung in den Stoff ausgearbeitet.)

Zeitschrift für deutsche Philologie XIII, 1: K. Marold, Über die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang. — R. Röhricht, Die Jerusalemfahrt des Herzogs Friedrich von Österreich, ein mittelhochdeutsches Gedicht. — O. Erdmann, Über eine Konjektur in der neuen Lutherausgabe. — R. M. Werner, Gerstenbergs Briefe an Nicolai nebst einer Antwort Nicolais. — H. Düntzer, Die Entstehung des zweiten Teils von Goethes Faust. — H. Holstein, Zur Topographie der Fastnachtsspiele. — O. Erdmann, Zum Einfluß Klopstocks auf Goethe.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXIV, 2 und 3: H. Roetteken, Das innere Leben bei Gottfried von Straßburg. — Herzog, Zu Otfrid. — Kauer, Über das ursprüngliche Verhältnis der Nibelungenlieder XVI, XVII, XIX. Meyer, Volksgesang und Ritterdichtung.

---

1) Unterdessen ist E. Götzes vorzügliche Hans Sachs-Biographie in der „Allgem. D. Biogr." erschienen. D. L. d. Bl.

— Bolte, Du bist mîn, ich bin dîn. — Ders., Eine unbekannte Ausgabe des Frankfurter Liederbüchleins. — Henrici, Ulrich Füetrers Löwenritter. — Schönbach, Ein Zeugnis zur Geschichte der mittelhochd. Lyrik. — Schulze, Neue Bruchstücke aus Veldekes Servatius. — Seemüller, Zu Konrads Klage der Kunst. — Strauch, Verzeichnis der auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur im Jahre 1888 erschienenen wissenschaftlichen Publikationen. — v. Lexer, Zur Geschichte des Deutschen Wörterbuches.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen, 84, 2. 3: H. Wunderlich, Steinhöwel und das Dekameron.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte III, 2: Baechtold, Quellen zu Aller Praktik Großmutter. — G. Witkowski, Ein Gedicht Ewald v. Kleists. — A. Sauer, Neue Mitteilungen über Ewald v. Kleist. — L. Bobé, E. v. Kleist in dänischen Diensten. — R. M. Meyer, Lessings Theater. — Aegid Raiz, Goethes Faustredaktion 1790. — A. E. Schönbach, Sprüche und Spruchartiges aus Handschriften. — J. Meier, Zur Entstehungsgeschichte der Genovefa-Legende. — A. Tille, Anspielungen auf die Faustsage. — B. Suphan, Ein ungedruckter Brief von F. Rückert an Goethe. — III, 3: Adolf Hauffen, Fischarts „Eulspiegel Reimensweiß“. — Theodor Distel, Ein Jahrmarktslied aus dem Jahre 1685. — Alexander v. Weilen, Lessings Beziehungen zur Hamburgischen Neuen Zeitung. — Erich Schmidt, Beilage dazu. — August Sauer, Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk. — R. M. Werner, Kleists Novelle „Die Marquise von O...“ — Ders., Tugendprobe. — Alexander Tille, Eulenspiegels Grab. — L. Geiger, Wirkung einer Lessingschen Korrektur. — B. Suphan, Zu den Blättern: „Von deutscher Art und Kunst.“ — Albert Leitzmann, Zu Goethes Briefen an Frau von Stein. — Ders., Zu Schiller und Lotte. — J. Elias, Ein Brief Schillers an Cotta. — B. Seuffert, Nachtrag zu Pfeiffer, Klingers Faust.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik: 139 und 140, 12: Ernst Jeep, Der Tod der Emilia Galotti.

Die Grenzboten. 14: R. M. Werner, Ein Kommentar zu Goethe aus dem XVI. Jahrh. — 17: Heinemann, Lessings Amtsgenosse in Wolfenbüttel. — 22: Bedingen und andere Modewörter.

Gymnasium VIII, 6: Wüseke, Bemerkungen zu F. Kerns Reformvorschlägen auf dem Gebiete der deutschen Satzlehre.

Nord und Süd, März: O. Brahm, Schiller und Lotte.

Preußische Jahrbücher 4: O. Harnack, Körners kritische Mitarbeit an Schillers Werken. — 5: C. Rößler, H. v. Kleists unvollendete Tragödie Robert Guiscard.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 155. 156. 161: L. Geiger, Goethe und Berlin.

Goethe-Jahrbuch, Elfter Band 1890: I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv: 1. Goethes Ghasel auf den Eilfer in ursprünglicher Gestalt, herausgeg. von Konrad Burdach. 2. Ein mit Goethes Namen überliefertes unbekanntes Gedicht, herausgeg. von B. Suphan. 3. Nachspiel zu Gotters „Vasthi“, Goethes Stanzen „Zum 24. Okt. 1800“ einleitend, herausgeg. von B. Suphan. 4. Briefwechsel zwischen Goethe und v. Diez, herausgeg. von Carl Siegfried. 5. Briefe von Reinhard an Kanzler Müller mit Anmerkungen von L. Geiger. Als Anhang: Auszüge von Briefen Reinhards an Wessenberg, herausgeg. von W. Lang. 6. Zu Goethes schlesischer Reise 1790. Von Fr. Zarncke. — II. Briefe: Neunundvierzig Briefe von, neun an

Goethe, ein Brief von Goethes Eltern und ein Brief von Frau Rat. — III. Abhandlungen: B. Suphan, Karlsbad 1785. Mit Notenbeilage. — G. v. Loeper, Zu Goethes Sprüchen in Prosa. — M. Büsgen, Über Goethes botanische Studien. — H. Dechent, Die Seelsorger der Goetheschen Familie. — IV. Miscellen, Chronik, Bibliographie. — V. Jahresbericht der Goethegesellschaft.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins 5: L. Blume, Zu Goethes Gedicht Ilmenau.

Blätter für das Bayerische Gymnasialwesen. XXVI, 2: J. Nicklas, Zur Systematik des höheren deutschen Unterrichts.

Czernowitzer Zeitung: 5. und 6. Juli 1890. A. Polaschek, Über Sprachsünden in der Bukowina. (Es wäre wünschenswert, daß ähnliche Untersuchungen auch für andere Sprachgebiete angestellt würden. D. L.)

Neu erschienene Bücher.

A. Faulde, Die Kernschen Reformvorschläge und ihre Bedeutung für den deutsch-grammatischen Unterricht. Neiße, Graveursche Buchhandlung. 66 S.

L. Vogel (K. Hessel), Kreiznach is Trump, Lokalschwank in 4 Aufzügen. Kreuznach, Ferd. Harrach. 84 S.

M. Evers, Vaterländische Festdichtungen. Düsseldorf, Felix Bagel. 32 S.

G. Tschache, Deutsche Aufsätze für die oberen Klassen höherer Töchterschulen, Breslau, J. U. Kerns Verlag. 232 S.

G. Tschache, Themata zu deutschen Aufsätzen. Für obere Klassen höherer Schulanstalten. 4. Aufl. Breslau, J. U. Kerns Verlag. 196 S.

Horatio Stevens White, Selections from Heines poems. Boston, Heath (Heaths modern language series) V, 220 S.

Seyfferth, Sätze und Regeln für Interpunktion und Silbentrennung. Nürnberg, Korn. 28 S.

Andreas Florin, Die unterrichtliche Behandlung von Schillers Wilhelm Tell. Davos, Hugo Richter. 156 S.

Andreas Florin, Tell-Lesebuch für höhere Lehranstalten. Davos, Hugo Richter. 194 S.

Pauls Grundriß der germanischen Philologie, II. Band, 1. Abt. 4. Liefg. (Bogen 25—31): VIII. Abschnitt: Litteraturgeschichte: 3. Deutsche Litteratur: b) Mittelhochdeutsche, von F. Vogt. (Schluß.) c) Mittelniederdeutsche, von H. Jellinghaus. 4. Niederländische Litteratur, von J. te Winkel. 5. Friesische Litteratur, von Th. Siebs.

F. Seinecke, Lehrbuch der Geschichte der deutschen National-Litteratur, hgg. v. W. Dieckmann, 4. Aufl. Hannover, Schmool u. von Seefeld Nachf. VIII, 275 S.

A. Geyer, Der deutsche Aufsatzunterricht, in drei konzentrischen Kreisen 1. und 2. Kreis. Hannover, Carl Meyer. VI, 122 S. Pr. M. 1,50.

Anfrage.

Der zweite Jahrgang unserer Zeitschrift, ob gebunden oder nicht ist gleichgiltig, wird zurückzukaufen gesucht, da er bei der Verlagshandlung vergriffen ist. Anträge nimmt entgegen: die Buchhandlung von Bäuerle in Iglau (Mähren).

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9[II].

Bibliographische Glossen zur Klopstockbiographie.

(Mit besonderer Rücksicht auf die Schule.)

Von **Ludwig Fränkel** in Leipzig.

Über ein volles Jahrhundert ist der Vorwortsatz des jungen Lessing: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein“ womöglich noch in verschärfter Form in Geltung geblieben. Wenn den theologischen Rationalismus die feurige religiös-poetische Begeisterung der Messiade zum Angriff spornte, so zogen die Männer des Sturmes und Dranges wie die Romantiker, sonst unter einander erbitterte Gegner, gleichermaßen wider die ganze Klopstocksche Dichtkunst mit aller Schärfe zu Felde. Friedrich Schlegels Äußerungen in der „Europa“ und in den „Vorlesungen über Geschichte der Litteratur“ stehen damit nicht im Widerspruch. Sie müssen hier mit erwähnt werden, weil sie mir der Anfang der litterarhistorischen Würdigung des Dichters zu sein scheinen. Das höchst fragwürdige Lob, das J. Minor (Ztschr. f. d. österreich. Gymnas. 37, 717) hier findet, trifft doch den Poeten Klopstock nur in geringstem Maße: „Man weiß,“ bemerkt Minor, „wie notwendig der Romantik eine Mythologie erschien, an welche die Dichtung anschließen könnte. Klopstock (so faßt ihn daher Friedrich Schlegel auf) war der erste, welcher eine mythische Poesie gesucht hat: erst im Christentum und später in der altgermanischen Vorzeit.“ In einer Zeit solcher Anschauung war Klopstocks Muse natürlich für die Freunde der Poesie tot, zumal auch die Schule bei der Einführung in das vaterländische Schrifttum den ältesten Großmeister unserer neueren Dichtung nicht über die Rumpelkammer des Datenleitfadens erhob. Lange hat diese Gleichgiltigkeit ungeschwächt angehalten. Ihr verdanken wir es, daß man bis heute keine irgend brauchbare Ausgabe aller Werke Klopstocks besitzt; erst das vergangene Jahr hat einen höheren Ansprüchen genügenden Neudruck der Oden unter der Ägide des Quedlinburger Klopstockvereins entstehen sehen. Zu dem gegenwärtig bemerkbaren Umschwunge in der Behandlung Klopstocks hat die Schule einen wesentlichen Teil beigetragen. Seit Anfang der achtziger Jahre sind sich verschiedene recht gute Auswahlausgaben vom „Messias“ und von den Gedichten gefolgt, die sowohl nord- als süddeutsche Pädagogen mit richtigem Takt und tref[illegible]her

litterargeschichtlicher Kenntnis veranstalteten. Dazu trat in der Kürschner-Spemannschen „Nationallitteratur“ die planvoll angelegte Arbeit eines Mannes, den dann leider die Tagesschriftstellerei der Verwertung des schon anderweitig bekundeten gediegenen Klopstockwissens entführte, Richard Hamels. Mittlerweile war auch die wissenschaftliche Einzelforschung mit neu erwachter Lust und Liebe an die hier winkenden ungelösten Aufgaben herangegangen und hatte gründliche und geschmackvolle Leistungen — zu denen ich O. Lyons Büchlein über „Goethe und Klopstock“ mit in erster Reihe rechne — zu Tage gefördert. Aber erst 1888 erhielten wir eine Gesamtdarstellung von Klopstocks Leben und Werken, nach vieljährigen Studien von Franz Muncker veröffentlicht. Ich habe in der „Gegenwart“ 36 Nr. 31 („Die erste Klopstock-Biographie“) die Wichtigkeit dieser Erscheinung zum Verständnis zu bringen und dabei die Hauptfragen der Klopstockbiographie rasch zu überschauen gesucht. Dort wurden auch Einzelnachträge aus der Flut von Monographien für einen geeigneteren Ort in Aussicht gestellt, ein Versprechen, das nun hiermit erfüllt werden soll. Vorerst sei aber der Pflicht genügt, auf ein seitdem hervorgetretenes französisches Werk hinzuweisen, das sich ebenfalls ausschließlich der Behandlung Klopstocks widmet: E. Baillys „Etude sur la vie et les oeuvres de Frédéric Gottlieb Klopstock“ (Paris, Hachette et Cie. 1889); Nachricht und kurze Kritik habe ich davon bereits in der „Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft des Hamburgischen Korrespondenten“ 1889 Nr. 27 („Ein Franzose über Klopstock“) gegeben.

Was im folgenden mitgeteilt wird, stammt aus meiner in Vorbereitung befindlichen „Bibliographie der Klopstock-Litteratur“, die im großen Ganzen, wenn vollendet, entsprechend aussehen soll wie die von mir veröffentlichte „Bibliographie der Uhland-Litteratur“ (Germania 34, 345—369). Die diesmaligen Notizen bezwecken namentlich, die Lektüre zu unterstützen und die Bewältigung schwieriger Stücke nach Möglichkeit zu erleichtern. Sie möchten sich daher gern auch in den Dienst des Unterrichts stellen, dem nun Klopstock wiedergewonnen ist und, falls man nur weise vorurteilslose Kritik übt, gewiß als unser erster großer Klassiker erhalten bleiben wird.[1]) An Munckers Buch lehnen sie sich an, weil dieses — übrigens verdientermaßen — als grundlegendes historisches Quellenwerk zu gelten hat, bis einmal von höherem, kritischen und ästhetischen Standpunkte aus eine zweite Biographie geschrieben sein wird, die Muncker (p. VI) selbst zu erwarten scheint.

1) Vgl. die demnächst in dieser Ztschr. erscheinende Besprechung der neuesten Klopstocklitteratur.

Auf Seite 19 bei Muncker wird Klopstocks Verhältnis zu Sophokles berührt, das für die Dramen ‚Salomo‘ und ‚David‘ von Wichtigkeit ist (vgl. S. 353 und 358). Tiefere Aufschlüsse gewährt K. Rosenbergs Studie „Klopstock über die Alten“: Jahresbericht über die städtische Gewerbeschule zu Berlin 1856. Reich ist die Litteratur über die berühmte Abschiedsrede des Dichters beim Verlassen der Landesschule zu Pforta (S. 38 flg.). Ich nenne von Gelegenheitsschriften, die anläßlich zweier Säkularfeiern erschienen, wenn sie sich auch mehr im allgemeinen mit seinem Aufenthalte auf der altehrwürdigen Bildungsanstalt beschäftigen: „Klopstockfeier in Leipzig am 6. November 1839 als dem 100. Jahrestage der Aufnahme des Dichters in Schulpforta. Leipzig 1839“ und „Sollemnia saecularia Frid. Theoph. Klopstockii die VI. Nov. 1739 in scholam Portensem recepti. Numburg 1839“. Aus der Reihe der Studien über die Rede insbesondere verdienen eine Erwähnung: A. Hagemann, Klopstockii scholae Portensi vale dicentis oratio (1863), und A. Freybe, Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie (1868), auch die Angaben bei M. Zille, Virgils Aeneide im Nibelungenversmaß übersetzt (Leipzig 1868) S. 384 flg. (auch S. 364 zu vergleichen). Zu den Oden, für die Düntzer, der doch vielfach mit Unrecht geschmähte Kommentator, reichlich entlegenes Erläuterungsmaterial herbeigeschleppt hat, sei auf das inhaltsreiche Schulprogramm von Francke, Zur Würdigung der Klopstockschen Oden (Warendorf 1871) verwiesen. Metrischen Dingen, die im Vordergrunde von Klopstocks Wirksamkeit stehen, wird Muncker nach Gebühr gerecht, wie beispielsweise S. 59. Jedoch sei bezüglich des S. 138 flg. besprochenen Hexameters der Klopstockschen Dichtungen an den Aufsatz von M. Drobisch, Die Formen des deutschen Hexameters bei Klopstock, Voß und Goethe (1868) erinnert, sowie an die feinsinnigen Beobachtungen von E. Henschke, Über die Nachbildung griechischer Metra im Deutschen (Leipzig, Diss. 1885) S. 9 flg., 19, 21 flg. (vgl. hierzu Muncker S. 159). Der berühmten Ode „Der Lehrling der Griechen“, wo der Theoretiker Klopstock selbst seine betreffenden Ansichten über Nachahmung der antiken Poesie im duftigen Versgewande ausspricht, hat H. O. Hamann eine eigene Abhandlung („Der Lehrling der Griechen von Klopstock“) in einem 1843 gedruckten Programm und hier eine hervorragendere Bedeutung als Muncker (S. 60 flg.) zugebilligt. Was „der Messias“ eigentlich ist und nach welcher Richtung der Maßstab seiner Größe abzuschätzen sei, hat bekanntlich schon Lessing sehr bald nach dem Beginne des Erscheinens untersucht. Später vertrat mit bester Absicht, aber ohne nennenswerte Förderung der Sache J. Ch. A. Grohmann, Ästhetische Beurteilung des Klopstockschen Messias (Leipzig 1796) einen weiteren Gesichtspunkt. Auf dem neuerdings so beliebten Wege litterarhistorischer Parallele steuerten

dem nämlichen Ziele zu: C. F. Benkowitz, Der Messias von Klopstok (!), ästhetisch beurteilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide und dem verlohrnen (!) Paradiese (Amsterdamer Preisschrift. Breslau 1797) und Th. Paur, Vergleichende Bemerkungen über Dante, Milton und Klopstock (Neisse 1847). Ausführliche Belehrung über Klopstocks Beziehungen zu seinem unmittelbarsten und für ihn bedeutsamsten Vorgänger wird Gustav Jenny spenden in dem einschlägigen Kapitel seiner nunmehr zu Ende geführten Forschungen über Miltons Einfluß auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts.[1]) Eine bezeichnende Rolle spielen bei Klopstock, der als Anhänger der Züricher Poetiker so viel „gemahlt" hat, die Gleichnisse, deren wichtigsten Bestandteil J. Köster, Über Klopstocks Gleichnisse aus der Natur (Programm Iserlohn 1878) betrachtet. Bei dem Abschnitt über des Dichters Liebe und Ehe (S. 249 flg.) entging Muncker wohl das Buch von L. Brunier, Klopstock und Meta (Hamburg 1860). Für das Hauptzeugnis der Klopstockschen Sprach- und Verskunst gedenke ich der Abhandlung des Lexikographen Dilschneider, Über Klopstocks Frühlingsfeier. Ein ästhetischer Versuch (Köln 1829); Munckers Auseinandersetzung (S. 324) erscheint zu flüchtig. Wie tief die Klopstocksche Lyrik, soweit sie nicht als Erzeugnis rein menschlicher Reflexion auftritt, in deutschnationalem Boden wurzelt, ward mehrfach zum Gegenstand eingehender Darstellung gewählt: von K. Morgenstern, Klopstock als vaterländischer Dichter (Dorpat 1814), E. Richter unter demselben Titel (Eisleben 1873), G. Liebusch, Über das Vaterländische in Klopstocks Oden (Programm des k. Gymnasiums zu Quedlinburg 1874), J. Schumacher, Klopstocks patriotische Lyrik (Programm 1880). Zu den lehrreichsten Oden, was die innere psychologische Entwickelung des Dichtercharakters anlangt, zählen „Die frühen Gräber", in deren Verständnis A. Lehmanns „Erklärungen zu Klopstocks Elegie ‚Die frühen Gräber'" (1843) in willkommener Weise forthelfen. Muncker hat auch nicht außer acht gelassen, was die jüngeren Führer der neudeutschen Litteratur dem erstgeborenen Bruder schulden, und da hier Schillers Jüngerschaft besonders anziehend ist, so sei ein merkwürdiges anonymes Schriftchen seiner großen Seltenheit wegen genannt: Klopstock und Schiller, oder kritische Versuche über einige lyrische Gedichte des letzteren in poetischer und moralischer Hinsicht. Gmünd (oder Ellwangen), Ritter 1821.

Den ganzen Wust von speziellen Aufsätzen über einzelne Seiten von Klopstocks Schaffen und das und jenes Gedicht insbesondere durchzusehen, ist eine teilweis wenig lohnende Mühe. Aber es ergiebt sich bei einem derartigen Sichten doch gar manche brauchbare Beobachtung für ein

---

1) Jetzt bei E. Gräfe in Leipzig erschienen.

nötiges Gesamtbild der Dichter- und Menschengestalt, das wir noch entbehren. Vielleicht läßt es das kommende Jahrzehnt auf dem ausgezeichneten Untergrund, den Muncker bereitet hat, aufbauen. Nicht bloß die strenge Wissenschaft der Fachleute, auch Schule und Leben würden Genuß und Nutzen daraus schöpfen.

Der deutsche Unterricht auf den Staatsgymnasien Frankreichs.

Von **Ernst Groth** in Danzig.

So sehr man auch gegen die Art und Ausgestaltung unserer heutigen Schulprogramme, selbst an maßgebender Stelle, eingenommen zu sein scheint, so wichtig und unersetzlich sind sie für jeden, der einen Einblick in den Unterrichtsbetrieb der deutschen Lehranstalten gewinnen will. In Frankreich giebt es keine derartigen Schulberichte, denn die sogenannten Palmarès enthalten im Grunde weiter nichts, als eine Liste der Beamten und eine Aufzählung der mit Preisen gekrönten Zöglinge. Es wird also dem Ausländer nicht so leicht gemacht, sich einen Begriff von der Arbeitsweise und den Anforderungen an den höheren Knabenschulen Frankreichs zu bilden. Und doch ist es bei den gewaltigen Kulturaufgaben, die gegenwärtig alle gebildeten Nationen zur gemeinsamen Arbeit verbinden sollten und zur Lösung sozialer Fragen auch schon verbunden haben, eine unbedingte Notwendigkeit, daß wir unser Augenmerk auf die Einrichtungen und Fortschritte im Erziehungswesen des Auslandes, namentlich Frankreichs, richten, daß wir endlich anfangen, frei von kleinmeisterlicher Selbstzufriedenheit die Schulzustände dieses Landes in gerechter Weise zu würdigen und aus einer vergleichenden Betrachtung auch für uns Nutzen zu ziehen.

Es ist bekannt, daß in Frankreich im Jahre 1880 eine gründliche Reform des enseignement secondaire durchgeführt wurde. Man schränkte den altsprachlichen Unterricht auf den Gymnasien, die als staatliche Lehranstalten den Namen lycée, als städtische oder private den Namen collège führen, bedeutend ein. Statt der grammatischen Studien wurde eine eifrige Pflege der Lektüre angeordnet und ein tiefer gehender Unterricht in den Naturwissenschaften und besonders in den lebenden Sprachen, d. h. der deutschen und der englischen, eingeführt[1]). Bis dahin waren die neueren

1) Die folgenden Angaben beruhen zum großen Teile auf persönlichen Mitteilungen, die mir der um den Unterricht der deutschen und englischen Sprache in Frankreich verdiente Professor A. Wolfromm, am Lycée Louis-le-Grand zu Paris, in dankenswerter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt hat.

Sprachen, besonders die deutsche, als überflüssiges und unnützes Beiwerk im französischen Gymnasialunterricht betrachtet worden und die Lehrer, die man früher mit diesem Gegenstande betraut hatte, trugen selbst nicht viel dazu bei, jenes Vorurteil zu beseitigen. Sie waren in der Mehrzahl Ausländer, die gewöhnlich aus politischen Gründen ihr Vaterland verlassen hatten, über ein akademisches Zeugnis nicht verfügten und keine pädagogische Schulung besaßen. Ajoutez à cela — sagt Wolfromm — le malheureux accent, dont presqu'aucun d'eux ne parvenait à se débarrasser et vous comprendrez facilement l'état d'infériorité, le marasme dans lequel se traînait ce pauvre enseignement. Man wußte nicht recht, welchen formalen und idealen Nutzen der französische Schüler aus dem Studium der deutschen Sprache und Litteratur eigentlich ziehen sollte. So wurde der deutsche Unterricht bis zum Jahre 1880 nur fakultativ betrieben; eine Prüfung in diesem Lehrgegenstande wurde nicht abgelegt; die französischen Altsprachler sahen daher auf das Deutsche mit Geringschätzung und spöttischem Mitleid. Aber die Zeiten haben sich seit zehn Jahren ganz bedeutend verändert. Der neusprachliche Unterricht ist in Frankreich nicht mehr das Stiefkind geblieben, sondern mit einem Male zum Entsetzen der einseitigen Gräcolatinisten zu einer nie erhofften Stellung im Lehrplan erhoben worden. Der Unterricht in der deutschen und der englischen Sprache ist auf allen Gymnasien Frankreichs obligatorisch geworden und selbst bei dem Baccalaureats-Examen, das unserer Reifeprüfung entspricht, muß sich der Zögling einer Prüfung in einem dieser Fächer unterwerfen. Auch das Lehrerpersonal hat sich schnell geändert. Die Zeit der Sprachmeister ist auch in Frankreich vorbei; nur wissenschaftlich geschulte Männer mit genügender allgemeiner Bildung und gründlichen Fachkenntnissen im Deutschen und Englischen, die sich in der Staatsprüfung das certificat d'aptitude erworben, oder sogar die agrégation des langues vivantes (unser Oberlehrerzeugnis) erreicht haben müssen, werden an den Gymnasien angestellt. Ihre Stellung, ihre Stimme und ihre Rechte in den Lehrkörpern sind denen der Altsprachler völlig gleich, wenn auch die Deutschlehrer vorläufig infolge eines Mangels an brauchbaren Kräften mehr als fünfzehn Unterrichtsstunden in der Woche erteilen müssen, zu denen sonst die akademisch gebildeten Lehrer in Frankreich nur verpflichtet sind (Glückliches Land!); jede Vertretungsstunde wird übrigens außerdem bezahlt. Kein Wunder, daß die französischen Gymnasiallehrer an geistiger Frische und ungetrübter Lebensauffassung ihre Kollegen in Deutschland weit übertreffen. Auch das Gehalt ist in Frankreich für die Lehrer der lebenden Sprachen dem der übrigen Professoren völlig gleichgemacht worden. Es steigt nach dem Dienstalter bei allen Lehrern mit einem certificat d'aptitude, die als

chargés de cours den Unterricht in den unteren oder mittleren Klassen leiten, von 2800 bis 4800 Frcs.; bei allen agrégés, d. h. den Titularprofessoren, von 3600 bis 5700 Frcs.

Wer sich zur Agregation im Deutschen meldet, muß das gewöhnliche Lehrerzeugnis oder das diplôme de licencié ès lettres aufweisen. Das Lehrerzeugnis gilt entweder für die unteren Klassen (enseignement primaire) oder für die mittleren (enseignement secondaire). Es sei uns gestattet, an dieser Stelle etwas näher auf die Anforderungen im Deutschen bei den Lehrerprüfungen in Frankreich einzugehen.

Sie zerfallen bei allen Graden in eine schriftliche und eine mündliche. Zum certificat d'aptitude de l'enseignement primaire im Deutschen sind zu liefern:

1. Eine schriftliche Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische. (Version).

2. Eine schriftliche Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche. (Thème). Für beide Arbeiten sind je vier Stunden Zeit gegeben.

3. Ein Aufsatz in deutscher Sprache (une composition d'un genre très simple), ein Brief, eine Erzählung oder die Erklärung eines Sprichwortes, einer Maxime, einer Lehre aus der Moral oder Erziehung. (Drei Stunden.)

4. Eine Abhandlung in französischer Sprache (une rédaction en français) über eine Frage aus der Methodik des Unterrichts der deutschen Sprache. (Drei Stunden.) Der Gebrauch des Lexikons ist bei keiner Arbeit gestattet.

Die von Professor Wolfromm vortrefflich geleitete Revue de l'enseignement des langues vivantes giebt z. B. im Dezemberheft des vorigen Jahres die Themata einer solchen Prüfung für die unteren Klassen. Als version war eine Stelle aus Schillers Eleusischem Fest gewählt, als thème ein Kapitelstück aus Voltaires siècle de Louis XIV, als deutscher Aufsatz das Thema „Ein Herbstmorgen", als Abhandlung in französischer Sprache: De l'enseignement des mots. Familles de mots d'après les idées, qu'ils représentent et d'aprés leurs analogies etymologiques.

Bei der mündlichen Prüfung für die unteren Klassen werden verlangt:

1. Vorlesen und übersetzen einer aus einem deutschen Autor genommenen Stelle von mittelmäßiger Schwierigkeit mit Erläuterungen über Wortbedeutung, Satzbau und Grammatik.

2. Eine Redeübung in deutscher Sprache über die gelesene Stelle.

3. Die Übersetzung eines französischen Prosaisten.

4. Fragen aus der Methodik des deutschen Unterrichts.

Zu solchen Fragen gehören z. B.: Wie lehren Sie die deutsche Aussprache? Welche Stellung weisen Sie den schriftlichen Übungen beim Unterrichte im Deutschen zu? Zeigen Sie die Vorteile dieser Übungen. Wann würden Sie es für passend halten, die Schüler Übersetzungen ins Deutsche machen zu lassen, u. s. w. Man sieht, die Anforderungen, die an den Bewerber für die niedrigste Lehrbefähigung im Deutschen gestellt werden, übertreffen die Bedingungen, die unsere Kandidaten bei Erlangung einer fac. doc. für die unteren Klassen in einer fremden Sprache zu erfüllen haben.

Diese Anforderungen werden für das certificat d'aptitude de l'enseignement secondaire selbstverständlich noch erhöht. Der Bewerber hat auch seine Kenntnis der französischen und deutschen Litteratur nachzuweisen. Derartige Fragen aus der französischen Litteratur sind z. B.: Was versteht man unter trouvères, troubadours und jongleurs? — Die hauptsächlichsten Chronisten. — Was wissen Sie von Joinville? Unter welchem König hat er gelebt? Einige Einzelheiten seines Lebens. Hauptwerke. — Was wissen Sie von Clement Marot? Um welche Zeit hat er gelebt? Hauptwerke. — Was wissen Sie von Calvin? In welchem Zeitabschnitt hat er gelebt? Weshalb verdient er als Schriftsteller genannt zu werden? — Können Sie die haupsächlichsten Geschichtschreiber des XIX. Jahrhunderts und das eine oder andere ihrer Werke nennen? — Was wissen Sie von Béranger? Welches Werk hat ihn berühmt gemacht?

Aus der deutschen Litteratur werden dem Kandidaten z. B. folgende Fragen vorgelegt:

Wann und wo lebte Ulfilas? Hauptwerk. In welcher Sprache geschrieben? — Welches ist das berühmteste deutsche Volks-Epos? Verfasser desselben? Hauptpersonen. — Hans Sachs. Wann und wo lebte er? Welcher Dichtergattung gehört er an? Hauptwerke. — Martin Opitz. Zu welcher Schule zählt er? Um welche Zeit lebte er? Hauptwerke. — Sprechen Sie über Schillers Braut von Messina. In welcher Form ist das Werk geschrieben? Hauptpersonen. — Theodor Körner. Einiges aus seinem Leben. Hauptwerke.

Es bleibt dem Kandidaten dabei überlassen, die Antworten in deutscher oder französischer Sprache zu geben.

Fragen aus der deutschen Grammatik: Expliquez les synonymes suivantes: Acht geben, acht haben, beobachten, aufmerken, Verstand, Vernunft. Gesicht, Angesicht, Antlitz. Unwillig, böse, erzürnt, aufgebracht, ergrimmt, wütend, rasend.

Regeln über die Deklination der Substantiva u. s. w.

Aus der Pädagogik: Beim Verlassen des Lycée oder des Collège soll der Schüler die fremde lebende Sprache, die er studiert hat, über-

setzen, sprechen und schreiben können. Im Lateinischen verlangt man einfach, daß er seine Autoren zu übersetzen versteht. Was ist notwendig, damit der Lehrer der lebenden Sprachen drei Stufen durcheilt, während der Lateinlehrer mit einer einzigen sein Ziel erreicht? — Was versteht man unter dem Genius einer Sprache, und welches ist der eigentümliche Genius der deutschen Sprache? — Warum sind Molière, La Bruyère und La Fontaine am schwierigsten ins Deutsche zu übersetzen? u. s. w.

Wer diese Prüfung bestanden hat, kann sich zur agrégation d'allemand, unserem Oberlehrer-Examen, melden. Die Form der Prüfung ist ungefähr dieselbe wie beim certificat. Man verlangt:

1. Eine Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche (4 Stunden).
2. Eine aus dem Deutschen ins Französische (4 Stunden).
3. Eine Abhandlung in der deutschen Sprache (7 Stunden).
4. Eine französische Abhandlung (7 Stunden).

Themata zu der letzteren sind z. B. Appréciation littéraire du Philotas de Lessing. — Du dialecte et de son importance dans la science philologique — Les pièces antiques de Goethe: Iphigénie et le Tasse comparées par la forme, l'intrigue et le caractère général aux œuvres de Racine. — Du caractère de Wallenstein dans la tragédie de Schiller. — De l'influence de Diderot et de Destouches sur la critique de Lessing et sur sa poésie dramatique — Le caractère de Mephistophélès ꝛc. Und in deutscher Sprache folgende Themata: Lessing als Kritiker. — Goethes Dichterbild. — Herders Verhältnis zu Goethe. — Die Sprache und Prosodie der Stürmer und Dränger. — Das Althochdeutsche. — Lessing und Wieland u. s. w.

Man sieht aus diesen Zusammenstellungen, daß der Schwerpunkt beim französischen Staats-Examen fürs deutsche Lehrfach nicht in der germanistisch-philologischen Durchbildung des Kandidaten gesucht wird, sondern in der ästhetisch-litterarischen, und daß man die gründliche Beherrschung der gegenwärtigen Sprache und der klassischen Litteratur als ausreichenden Ersatz für philologische Studien anzunehmen pflegt.

Nachdem ein brauchbares Lehrerpersonal für den deutschen Unterricht in Frankreich herangebildet worden ist, konnte sich die von der französischen Regierung neuerdings eingesetzte Kommission damit beschäftigen, den neusprachlichen, insbesondere den deutschen Unterricht an den Lycéen auszugestalten und zu verbessern. Der Bericht über diese Beschlüsse ist von Bossart, dem bekannten Förderer des Goethe-Studiums in Frankreich, verfaßt und zugleich mit dem vom 1. Oktober dieses Jahres ab geltenden Lehrplan für die deutsche und die englische Sprache im Februarheft der Revue de l'enseignement des langues vivantes veröffentlicht worden.

Gleich die ersten Worte dieses Berichtes sind bezeichnend für die leitenden Gedanken, die der ganzen Arbeit zu Grunde liegen: die Zeit ist weit hinter uns, wo man sich fragte, ob die neueren Sprachen (die deutsche und die englische) zu derselben Stellung in unseren Lehrplänen zugelassen werden sollten, wie die alten Sprachen. Acht Sitzungen sind ihnen von der Unter-Kommission gewidmet worden; seit lange vielleicht sind sie nicht der Gegenstand einer so eindringenden Beratung gewesen. Diese Beratung hat sich nacheinander erstreckt auf die Methode, die dem Studium der lebenden Sprachen besonders angemessen ist, und auf das Verfahren, dieses Studium in Übereinstimmung mit dem Gesamtstoff des Lehrprogramms zu bringen und es zu dem gemeinsamen Ziele des Gymnasialunterrichts mitwirken zu lassen.

An diese einleitenden Bemerkungen schließen sich acht Kapitel an, die eine Reihe beachtenswerter Gesichtspunkte und pädagogischer Grundsätze enthalten, über deren Berechtigung in Deutschland der Kampf noch weiter geführt wird. Der erste Grundsatz: Das Studium der Sprache muß dem Studium der Litteratur vorangehen — wird keinen Widerspruch erfahren. Sehr richtig sagt die Kommission in der Begründung: Shakespeare und Goethe zu früh lesen, heißt Gefahr laufen, sie niemals zu verstehen; die Litteratur ist für ein Alter aufzubewahren, wo der Geist mit der Reife seine Freiheit in der Bewegung, seine Geschmeidigkeit und Unabhängigkeit erworben hat. Der zweite Grundsatz lautet: Man muß mit der deutschen Umgangssprache beginnen. Jede Kunst, jede Wissenschaft, jeder Beruf hat im Deutschen eine besondere Sprache; die Umgangssprache ist der Schlüssel zu allen. Wer nur das Deutsch des Handels, der Wissenschaft oder der Litteratur kennt, darf noch nicht sagen, daß er wirklich in den Geist des deutschen Volkes eingedrungen sei; nur die volkstümliche Redeweise, die einfach und reich, frei und maßvoll ist, öffnet alle Schätze des geheimen Gedankens einer Nation. Um eine Sprache zu lernen, muß man sie isolieren; man muß nur mit ihr zu thun haben. Wenn der Franzose also Deutsch lernt, soll er für den Augenblick das Französische vergessen. Une langue s'apprend par elle-même et pour elle-même et c'est dans la langue prise en elle-même, qu'il faut chercher les règles de la méthode.

Auf die richtige Aussprache des Deutschen soll von vornherein durch systematische Übungen der Sprechorgane hingewirkt werden. In den unteren Klassen wird der Gesang als Mittel zu einer guten Aussprache des Deutschen empfohlen. Das gesprochene Wort hat stets dem geschriebenen vorauszugehen. Beim ganzen Unterricht der lebenden Sprachen soll mehr das Ohr arbeiten, als das Auge. „In einem

Unterricht, der vor allen Dingen auf die völlige Aneignung einer modernen Sprache hinzielt, hat die Übersetzung aus der fremden in die eigne nur dann einen Sinn, wenn man sie sofort in ein thème oral verwandelt, wobei der Lehrer das Französische vorspricht, und der Schüler den fremdsprachlichen Text wiederfindet, den er soeben übersetzt hat. Die geschriebene Übersetzung in die fremde Sprache soll stets mit lauter Stimme wiederholt werden; man darf sie nicht eher verlassen, als bis der Schüler alle Redewendungen, die er in sein Heft eingetragen hat, im Gedächtnis und auf der Zunge besitzt." Beide Arten von schriftlicher Übersetzung (thèmes und versions) sollen geübt werden und zwar, besonders im Anfang, mit bekannten Wörtern. Die deutsche Grammatik hat alle Übungen wie ein notwendiger Führer zu begleiten. Um beim Elementarunterricht der deutschen Sprache z. B. das Lernen der Deklination zu erleichtern, soll der Singular vom Plural getrennt und die Plurale nach ähnlichen Endungen gruppiert werden. Die Morceaux choisis werden beibehalten, dagegen wird das Livre de conversation abgeschafft. Die Sprechübungen sind in jeder Stunde zu betreiben und haben sich an die Lektüre, an die mündlichen und schriftlichen Arbeiten anzuschließen. Als Muster einer eleganten und einfachen Unterhaltung wird Lessings Minna von Barnhelm angesehen, weshalb dieses Stück schon in der vierten Klasse gelesen werden soll. Zur Lektüre ist soviel wie möglich die Prosa zu berücksichtigen, und zwar die Prosa der klassischen Dichter und der zeitgenössischen Litteratur. Statt der Stücke philosophischen Charakters, die früher in den Lehrplan aufgenommen waren, sind Romane der Gegenwart gesetzt, pour engager les jeunes gens à se fortifier dans la langue actuelle et courante au moment où la fin de leurs études leur permettra peut-être de faire un séjour à l'étranger.

Die Goethischen Balladen, z. B. „Der Fischer", bei der „von Anfang bis zum Ende jede Übersetzung ein Kampf gegen einen unmöglich zu erreichenden Text ist", wird erst in der classe de rhétorique gelesen. Ein fortlaufender Unterricht in der Litteraturgeschichte ist nicht zu betreiben; die litterargeschichtlichen Bemerkungen sollen sich stets an die Lektüre anschließen. Bei der Übersetzung von einem Liede Heinrich Heines oder einer Romanze von Wordsworth wird der Lehrer leicht zeigen können, wie sehr diese so einfachen, so wenig geschmückten Strophen außerhalb unserer litterarischen Gewohnheiten stehen. — In einer anderen Ideenverbindung wird Shakespeare als der Repräsentant eines Dramas erscheinen, in dem das antike Schicksal fast gar keine Rolle spielt und dessen hauptsächliche Triebfeder die menschliche Freiheit ist. Ein anderes Mal wird man durch gut gewählte Texte zeigen, wie die Geschichte, die bei den Alten eine Schule der Beredsamkeit war, in Frankreich philo-

sophisch, in England politisch, in Deutschland wissenschaftlich geworden ist. Man hat gesagt — so schließt der Bericht —, daß unsere litterarischen Überlieferungen eine zu gerade Richtung einschlügen, von Athen nach Rom, von Rom nach Paris. Wenn das Studium der fremden lebenden Sprachen und Litteraturen keine vergebliche Arbeit ist, so wird es bewirken, daß diese Linie, ohne sie ganz und gar aus ihrer Richtung zu bringen, ein wenig gebogen wird. England wie Deutschland haben gleich Frankreich die antike Kultur in sich aufgenommen. Aber wie Frankreich haben sie etwas von ihrem eigenen Genie dahinein gemischt. Danach suchen wir, und die Sprachen sollen uns den Weg dazu öffnen.

An diesen Bericht der Kommission schließt sich der neue, am 1. Oktober 1890 in Kraft tretende Lehrplan für den deutschen und englischen Unterricht an den französischen Lycéen und Collèges; wir beschränken uns hier auf die Wiedergabe des Planes für den deutschen Lehrgegenstand.[1])

Elementar-Abteilung.

Vorbereitungsklasse (vier Stunden)
(unsrer Sexta entsprechend).

Aussprache und Betonung.
Mündliche Übungen aus dem Wortschatz. Im Deutschen besondere Hervorhebung des Genus.
Lautes Vorlesen; rhythmisches Vorlesen; Gesang.
Übungen, von Handbewegungen begleitet, um die Ausdrücke anschaulich zu machen, die die Himmelsrichtungen bezeichnen.
Deutsche Schrift.
Übung in der Umgangssprache mit Rücksicht auf die in der Klasse durchgenommenen Lesestücke und auf die Figurentafeln, die den Schülern vorgezeigt werden.
Kleine Rechenübungen.
Kleine auswendig zu lernende Gedichte.
Elemente der Grammatik; die unumgänglich notwendigen Formen der Konjugation und Deklination; gebräuchliche unveränderliche Wörter.
Während des zweiten Halbjahres: kleine schriftliche Arbeiten, sehr kurze Sätze aus der Umgangssprache.
Kindergeschichten.

---

1) Neuerdings ist der ganze Lehrplan unter dem Titel erschienen: Plan d'études des lycées. Nouveaux programmes de l'enseignement secondaire classique, prescrits par Arrêté du 28 janvier 1890 pour les classes de lettres. Paris. Hachette et Cie. 1890.

Achte Klasse (vier Stunden).

Fortsetzung der mündlichen Wortübungen.
Redeübungen über gewöhnliche Gegenstände, oder mit Hilfe der Figurentafeln.
Erklärung und Hersagen leichter Texte.
Mündliche Übersetzungen ins Deutsche.
Mündliche und schriftliche Übersetzung kleiner französischer Sätze, die mit Hilfe der gelernten Wörter zu bilden sind.
Aus der Grammatik: das regelmäßige Verbum, die Verben être und avoir.
Ausgewählte Prosastücke und Gedichte.

Siebente Klasse (4 Stunden).

Wortschatz. Übungen mit den gelernten Ausdrücken.
Erklärung und Hersagen leichter Texte.
Redeübungen über die in der Klasse durchgenommenen Lesestücke.
Leichte schriftliche Übersetzungen ins Deutsche. Dieselben Übersetzungen sind mit lauter Stimme zu wiederholen.
Leichte Diktate, in der Klasse anzufertigen und zu verbessern.
Deutsche Grammatik. Ergänzung des regelmäßigen Verbums, Deklination der Substantive im Singular, übersichtliche Angaben über die Bildung des Plurals. Deklination der Adjektive. Die Verben pouvoir, falloir, devoir, vouloir. Die gebräuchlichsten unregelmäßigen Verben. Übersichtliche Angaben über die Verben mit untrennbaren und trennbaren Partikeln. Regeln über den Satzbau.
Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Chr. v. Schmidt: Hundert kurze Erzählungen. Der Lehrer soll aus dieser Zusammenstellung wie aus der folgenden die Autoren wählen, die am besten den Fähigkeiten der Klasse entsprechen.

Grammatische Abteilung
(division de grammaire).

Sechste Klasse (2 1/2 Stunde).[1])

Wortschatz: Erklärung und Recitation aus Schriftstellern.
Mündliche Übungen über gelernte Wörter und über die erklärten Texte.
Mündliche und schriftliche Übersetzungen ins Deutsche.
Übersetzungen ins Französische und Rückübersetzungen.
Methodisches Studium der grammatischen Formen und ihres Gebrauches.

---

1) Erst hier beginnt der Unterricht im Lateinischen.

Deutsche Grammatik. Das regelmäßige und das unregelmäßige Verbum. Gebrauch der tempora und der modi. Studium der Partikel, ihrer Konstruktion und der Änderungen, die sie in die Bedeutung der Verben bringen.

Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Sammlung von Erzählungen und Fabeln. Benedix: Der Prozeß.

Fünfte Klasse (2½ Stunde).[1])

Wortschatz: Erklärung und Recitation aus Schriftstellern.

Mündliche Übungen mit gelernten Ausdrücken und über die erklärten Texte.

Mündliche und schriftliche Übersetzungen ins Deutsche.

Methodisches Studium der grammatischen Formen und ihres Gebrauches.

Deutsche Grammatik: Das Substantivum, der Artikel und das Adjektivum. Gebrauch des bestimmten und unbestimmten Artikels. Vollständiges Studium der Deklination des Hauptwortes und des Eigenschaftswortes. Die Steigerung. Deklination der Pronomina. Regeln über den Satzbau.

Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Niebuhr: Griechische Heroen-Geschichte. Campe: Der junge Robinson. Grimm: Kinder- und Hausmärchen (Auswahl). Benedix: Ausgewählte Scenen aus dem Haustheater.

Vierte Klasse (2½ Stunde).

Wortschatz. Erklärung und Recitation aus Schriftstellern.

Mündliche Übungen mit gelernten Ausdrücken und über erklärte Texte.

Idiotismen und Sprichwörter.

Münzen, Gewichte und Maße.

Schriftliche Übersetzungen ins Deutsche und ins Französische; laut zu wiederholen.

Methodisches Studium der grammatischen Formen und ihres Gebrauches. Die unveränderlichen Wörter, die Präpositionen und die Konjunktionen. Wortbildung und Wortableitung.

Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Lessing: Minna von Barnhelm. Musäus: Volksmärchen der Deutschen (Auswahl). Kotzebue: Die deutschen Kleinstädter.

Oberabteilung.

Dritte Klasse (2½ Stunde).

Erweiterung des Wortschatzes.

Erklärung und Recitation aus Schriftstellern.

Fortlaufende Lektüre leichter Stücke.

---

1) Hier beginnt der Unterricht im Griechischen.

Redeübungen über die gelesenen oder erklärten Texte und mit den gelernten Wörtern.
Grammatische Übungen.
Übersetzungen aus dem Deutschen und Rückübersetzungen.
Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Goethe: Campagne in Frankreich; Auszüge aus Dichtung und Wahrheit. Schiller, Wilhelm Tell, Maria Stuart, Der Neffe als Onkel.[1])

Zweite Klasse (2½ Stunde).

Fortsetzung der Studien aus dem Vokabular.
Erklärung und Recitation aus Schriftstellern.
Fortlaufende Lektüre.
Versuche in mündlicher und schriftlicher Darstellung auf Grund der gelesenen oder erklärten Texte.
Übersetzungen ins Deutsche und ins Französische.
Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Goethe: Hermann und Dorothea. Schiller: Wallenstein (Die drei Teile); Auszüge aus seinen historischen Schriften. Hauff: Lichtenstein. Auszüge aus deutschen Geschichtschreibern.[2])

Unter-Prima (classe de rhétorique) (2½ Stunde).

Erklärung und Recitation aus Schriftstellern.
Lese- und Sprechübungen.
Schriftliche und mündliche Übersetzungen ins Deutsche.
Freier Aufsatz in deutscher Sprache.
Litterargeschichtliche Bemerkungen bei Gelegenheit der erklärten Texte.
Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Lessing: Hamburgische Dramaturgie. Goethe: Iphigenie auf Tauris; Auszüge aus seinen Prosawerken. Lyrische Dichtungen von Goethe und Schiller. Schiller: Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina. Auswahl deutscher Balladen.

Ober-Prima (classe de philosophie) (1 Stunde).

Redeübungen über die durchgenommene Lektüre.
Deutsche Lektüre. Ausgewählte Stücke. Goethe: Faust (erster Teil). Auerbach: Die Frau Professorin. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit (Auszüge über das XVIII. und das XIX.

---

1) Die früher in dieser Klasse gelesenen Werke: „Peter Schlemihl“ von Chamisso und „Die Dorfgeschichten“ von Auerbach sind im neuen Programm gestrichen worden.
2) Kleistens „Michael Kohlhaas“ ist wegen der Textschwierigkeiten gestrichen worden.

Jahrhundert); Soll und Haben. Lyrische Gedichte aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert.

Lessings Laokoon und der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller werden nicht mehr gelesen.

Wie aus der Augustnummer der Revue de l'enseignement des langues vivantes hervorgeht, hat die französische Unterrichtsverwaltung im Juli dieses Jahres beschlossen, beim Abiturientenexamen die schriftliche Übersetzung ins Deutsche oder Englische fallen zu lassen. Die Zeitschrift erhebt gegen diese Maßregel entschieden Einspruch und fordert die Lehrer der lebenden Sprachen auf, an den Minister ein Gesuch um Beibehaltung dieser Arbeit zu richten: La suppression du thème, c'est la mort de l'Enseignement des langues vivantes dans l'Enseignement secondaire. Professeurs, Examinateurs, Inspecteurs généraux, tout le monde est de cet avis.

Schlechtes Deutsch.

Von **Paul Schumann** in Dresden.

II.

In meinem ersten Aufsatze über schlechtes Deutsch habe ich auf die Zunahme der Hauptwörter auf ung aufmerksam gemacht, welche im Zusammenhange steht mit dem übermäßigen Gebrauche der Zeitwörter erfolgen, stattfinden (statthaben), erfahren. Den Grund dieses Mißbrauchs fand ich darin, daß die Hauptsache von dem, was man sagen will, in den Vordergrund gerückt werden soll, ein an sich nicht tadelnswertes Bestreben, dem die deutsche Wortstellung nicht genug entgegenkommt, da wir in vielen Fällen das Thätigkeitswort ans Ende stellen müssen. (Von diesem Gebrauche entbinden sich gegenwärtig viele Parlamentsredner und Schriftsteller, denen es vor allem auf Klarheit und schnelle Verständlichung ankommt; diese Neuerung, welche unsere Wortstellung der französischen und englischen annähert, halte ich für gesund und billigenswert). Auch dem Streben nach Kürze kommt der Gebrauch der Ungwörter insofern entgegen, als ein solches oft einen zweiten Haupt- oder einen Nebensatz überflüssig macht.

Das Streben, möglichst viel in einen Satz zusammen zu drängen, kann man in jedem Zeitungsblatte tagtäglich verfolgen. Man lese z. B. folgenden Satz: „Auf das seitens des Kreisschulinspektors Dr. Rhode an die Regierung gerichtete Gesuch, die den Vorsteherinnen der Ratiborer höheren Mädchenschulen auferlegte Verpflichtung, jährlich eine öffent-

liche Prüfung abzuhalten, aufzuheben, ist ein dahin gehender Bescheid erteilt worden, daß die Frage in Kürze eine entsprechende Erledigung finden werde." Der Satz ist höchst ungeschickt gebaut, wie man namentlich bemerkt, wenn man ihn laut liest. Am einfachsten und klarsten wird die ganze Sache, wenn man drei Sätze aus diesem einen macht; nämlich so: Die Vorsteherinnen der Ratiborer höheren Mädchenschulen haben (bekanntlich) die Verpflichtung, jährlich eine öffentliche Prüfung abzuhalten. Der Kreisschulinspektor hatte (wie wir vor einiger Zeit gemeldet haben) an die Regierung das Gesuch gerichtet, diese Verpflichtung aufzuheben. Es ist ihm jetzt der Bescheid erteilt worden, die Frage werde in Kürze entsprechend erledigt werden." Die Zahl der Worte ist ziemlich dieselbe. Der Zeitungsschreiber wird aber stets geneigt sein, die erste Satzform zu wählen, und zwar weil er von dem schon erwähnten Gesuche schreiben will, welches er demgemäß in den Vordergrund des Satzes stellt. Die Folge dieses Strebens ist das Auseinanderzerren von Artikel und Hauptwort, ein zweites Hauptmerkmal und ein Hauptübelstand des herrschenden Zeitungsstils. Hierfür folgendes schöne Beispiel: „Das ursprünglich auf Montag den 5. d. M. im Gewerbehause angesetzte, dann aber wegen Erkrankung der Sängerin Frl. M. auf den Freitag verschobene, schließlich aber doch noch am Montage stattgefundene Konzert war sehr zahlreich besucht." Zwischen Artikel und Hauptwort stehen nicht weniger als 27 Wörter, man muß mehrmals Atem holen, ehe man nur überhaupt weiß, wovon die Rede sein soll. Es bedarf ja keines Wortes, um zu bekräftigen, daß eine solche Satzbildung unschön ist. Sie kommt indes doch wohl nur wenigen zum Bewußtsein, da wir eben gewöhnt sind, mit den Augen zu lesen, anstatt uns das Gelesene gesprochen zu denken, wodurch die Mißlichkeit derartigen Auseinanderzerrens von Artikel und Hauptwort alsbald zutage treten würde. Noch schlimmer wird die Sache, wenn schon das erste Hauptwort von einem Verhältnisworte abhängig ist, wie in folgendem Satze: Nach dem von dem mit den Vorbereitungen beauftragten Beamten ausgegebenen Programme u. s. w. — Es ist schon oft genug auf diese geschmacklose Trennung des Hauptworts von seinem Artikel aufmerksam gemacht worden. Wir begnügen uns daher mit dem Hinweise auf diesen Gebrauch unserer Zeitungssprache.

Im Zusammenhange mit dieser Sprechweise steht der überflüssige Gebrauch des Mittelworts der Vergangenheit. Da liest man: „Bekanntlich hatte unser Kaiser während der bei Müncheberg stattgehabten Manöver mehrere Momentaufnahmen machen lassen." Der Schreiber dieses schönen Satzes ist gewiß stolz darauf gewesen, daß er das stattgefundene Manöver so glücklich vermieden hat. Denn ein stattgefundenes Manöver

das ist ja ein vollkommener Unsinn, aber ein stattgehabtes Manöver, das ist denn doch ein ander Ding! Warum sagt der Mann nicht: während der Manöver bei Müncheberg? Man kann da mit Schröder nur sagen: der große Papierne schwingt seine Geißel über ihm. Ähnliche Beispiele sind: „Das einaktige Stück Die wilde Rose hat bei seiner am 2. d. M. erfolgten ersten Aufführung eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Bei der heute vormittag im neuen Hofburgtheater abgehaltenen Probe stellte sich die Notwendigkeit heraus u. s. w." Natürlich sagt man in vernünftigem Deutsch: bei seiner Aufführung am 2. d. M., bei der Probe heute vormittag im neuen Hofburgtheater. — „Nach dem in der Pall Mall Gazette veröffentlichten, zwischen den Anwälten Sir Morell Mackenzies und dem des Verlegers der englischen Übersetzung der Schrift der deutschen Ärzte, Schloßmann, gepflogenen Briefwechsel scheint es nur ein Schreckschuß gewesen zu sein, wenn Sir Morell Herrn Schloßmann mit einem Verleumdungsprozeß bedrohte". Man kann sich kaum vorstellen, wie ein vernünftig denkender Mann so unnatürlich schreiben kann, denn so sprechen wird doch kein Mensch. Die Zunge bringt es ja gar nicht heraus. Ein vernünftiger Mensch bildet zwei Sätze und sagt: Die Pall Mall Gazette veröffentlicht den Briefwechsel zwischen den Anwälten Sir Morell Mackenzies und Herrn Schloßmann, dem Anwalte des Verlegers der englischen Übersetzung der Schrift der deutschen Ärzte. Darnach scheint es u. s. w. — „In einer von H. Charles Hancock, Advokaten in London, unter dem 22. September an die Times gemachten Mitteilung heißt es u. s. w." Eine gemachte Mitteilung, ja das ist ein Triumph des Stils der Gegenwart. Wie will man gegen einen so wundervollen Ausdruck etwa aufkommen mit der schmucklosen Wendung: Der Advokat H. Charles Hancock in London teilt der Times unterm 22. d. M. u. a. folgendes mit? oder meinetwegen auch: in einer Mitteilung des Londoner Advokaten Hancock an die Times vom 22. d. M. heißt es u. a. Und weiter lesen wir: „Frl. Hertzog vom Münchener Hoftheater wird noch im Laufe dieses Monats ein auf den Eintritt in den Verband des kgl. Opernhauses (Berlin) abzielendes Gastspiel eröffnen." Großartig, der ganze Stolz des erfindungsreichen 19. Jahrhunderts spricht aus diesem „auf den Eintritt in den Verband des kgl. Opernhauses — Klammer „Berlin" Klammer geschlossen — abzielenden Gastspiel". Die Leser des Blattes sind gewiß viel zu dumm, um das einfache Wort Probegastspiel zu verstehen, und vielleicht liegt gar ein Gastspiel auf Anstellung außerhalb ihres Fassungsvermögens. — „Eine angestellte Untersuchung führte zu dem Ergebnisse, daß u. s. w." „Die Arbeiten am mittleren Teile des Reichstagsbaues bleiben einstweilen bis zur getroffenen Entscheidung liegen." Ja freilich: eine Untersuchung

allein führt ja nie zu einem Ergebnisse, das thut bloß eine angestellte Untersuchung; und eine Entscheidung an sich ist ein gar zu nacktes Ding, aber eine getroffene Entscheidung, das ist eine Thatsache, die einem solchen Stilverderber imponiert. Richtig würde es heißen: eine sofort angestellte Untersuchung, bis zur Entscheidung darüber. Ähnlich steht es in folgendem Satze: „Das Ergebnis entsprach nicht den gehegten Erwartungen, da den aufgestellten Bedingungen in keinem Falle vollständig genügt war.“ Es ist als ob die Verbalsubstantiva in ihrer Bedeutung ganz verblaßt wären. Genügt es nicht zu sagen: Das Ergebnis entsprach nicht den Erwartungen, da den Bedingungen in keinem Falle völlig genügt war? — Noch lächerlicher ist folgender Satz: „Auch die zum Vortrag getroffene Wahl der Chorstücke war eine ihrem Zwecke entsprechende.“ Ganz albern aber ist der Gebrauch des Mittelwortes der Vergangenheit in folgendem Satze: „Es nahm daher Wunder, daß Prof. Weismann in einem von ihm gehaltenen Vortrage die Frage dieser Vererbung verneinen zu müssen glaubte. Supan nimmt auf der von ihm entworfenen Karte an u. s. w.“ Daß man im ersten Falle ohne Schaden sagen kann „in einem Vortrage“, im zweiten „auf seiner Karte“, ist so selbstverständlich, daß nur eine völlige Entfremdung zwischen geschriebenem und gesprochenem Worte einen solchen Gebrauch begreiflich machen kann. Manche von derartigen Redensarten, wie nach beendetem Umbau (anstatt: nach dem Umbau), gehen wohl auch auf schlechte Übersetzung des lateinischen Ablativus absolutus zurück. — Als eine besonders schöne Frucht dieses Sprachgebrauches führe ich noch zum Schluß folgenden Satz an: „Von allgemeinem Interesse ist unter den Resultaten die erfolgte Auffindung der Stadtmauer zu nennen.“

Eine weitere Eigentümlichkeit des modernen Stils ist die, daß die einfachen Verhältniswörter mit dem 3. und 4. Falle durch solche mit dem 2. Falle verdrängt werden. Diese zum Teil neuen Verhältniswörter sind: seitens, von seiten, anläßlich, gelegentlich, betreffs, bezüglich, zwecks, behufs, mittels u. s. w. Das einfache Wörtchen von liest man in gewissen Wendungen gar nicht mehr, an seiner Stelle spreizt sich das vornehme seitens, von seiten und wo ein mit völlig ausreichen würde, heißt es jetzt fast stets: mittels, vermittels; das Verhältniswort bei muß sich verkriechen vor dem gehaltvollen anläßlich, und anstatt über heißt es jetzt volltönender bezüglich oder betreffs. Z. B.: „Anläßlich des ersten Besuchs Sr. Maj. des deutschen Kaisers in X. waren seitens der Stadt die größten Anstrengungen behufs glanzvollster Gestaltung des Empfanges gemacht worden. Se. Maj. der Kaiser traf mittels Extrazuges von Y. kommend zur festgesetzten Stunde ein und wurde er (natürlich auch Inversion nach und) seitens der städtischen

Behörden in einem zu diesem Zwecke errichteten Ehrenhofe feierlich empfangen." Das Wort anläßlich oder sein Stellvertreter gelegentlich ist eine geschmacklose Erfindung. In den allermeisten Fällen genügt eines der Wörtchen bei, zu, für. Auch die Vorliebe für die Wendung von seiten, seitens ist nicht recht begreiflich; man muß auch hier mit Bedauern feststellen, daß der Sinn für einfache und natürliche Sprachweise schwindet. In dem Berichte, dem obige Sätze entnommen sind, lasen wir weiter: „Behufs Beiwohnung der Festlichkeiten (eine unglaublich nachlässige Satzbildung) waren schon am Vormittag mittels Extrazügen tausende von Provinzlern in der Hauptstadt angelangt." Die Verbalsubstantive, welche diesen neuen Verhältniswörtern zu liebe gebildet werden, sind ebenso viele Verhöhnungen des guten Geschmacks und einer edlen Ausdrucksweise. Da liest man: zwecks Hörbarmachung der leisen Töne, bezüglich der in den letzten Wochen erfolgten Höherführung der Gerüste, behufs Unschädlichmachung derartiger Einflüsse, bei Inkrafttretung des neuen Gesetzes u. s. w. Es herrscht geradezu eine Scheu vor Nebensätzen und vor dem Infinitiv mit zu; um solche zu vermeiden, scheut man nicht zurück, die verworrensten Satzungetüme zu bilden. Man lese folgenden Satz: „Betreffs der weiterhin auf dem Programm stehenden, auf der vorigen Generalversammlung beschlossenen Enquete bezüglich der Notwendigkeit der Errichtung einer Pensionskasse für die Mitglieder des Vereins war seitens der mit dieser Angelegenheit betrauten Subkommission der Antrag auf Zurückstellung derselben bis zur nächsten Generalversammlung eingebracht worden. Die Annahme desselben erfolgte einstimmig." — Es unterliegt keinem Zweifel, daß solche Satzbildungen auf den Telegrammstil zurückzuführen sind. Es soll möglichst viel und möglichst schnell berichtet werden; jedes Wort kostet 5 Pfennige, da wird zusammengedrängt, wo und wie es nur möglich ist. Es soll z. B telegraphiert werden: Nach längerer Debatte, an der sich der Finanzminister lebhaft beteiligte, wurde beschlossen u. s. w. Diese 12 Wörter werden auf 7 zusammengedrängt: Nach längerer Debatte lebhafter Beteiligung Finanzministers beschlossen. Der Redakteur hat thatsächlich keine Zeit, das Telegramm abzuschreiben, er fügt nur schnell die allernötigsten Wörter hinein; der Satz lautet dann: Nach längerer Debatte und lebhafter Beteiligung des Finanzministers an derselben (!) wurde beschlossen u. s. w. Durch die Wörter und und an derselben ist der ursprünglich richtige Satz unschön und unbeholfen geworden. Auf gleiche Weise entstehen Satzungeheuer wie die oben angeführten (behufs Anwohnung der Festlichkeiten u. s. w.). Leider ist der Mensch ein nachahmendes Geschöpf: die schlechten Redewendungen, die er tagtäglich an der Spitze seiner Zeitung liest, fließen ihm bald unwillkürlich von selbst aus

der Feder. Wir lesen sie daher allenthalben; kein Stand, der schriftlich an die Öffentlichkeit tritt, hält sich von ihnen frei.

Ein Sprachgebrauch, der erst seit wenigen Jahren sich eingebürgert hat, ist ferner die Abwandelung des aussagenden Eigenschaftswortes. Der Andrang zur Galerie ist ein kolossaler; der Besuch der Ausstellung war ein unerwartet großer; der Erfolg war ein durchgreifender, sich von Akt zu Akt steigernder; die Anwendung des Mittels ist eine verschiedene; die Stimmung war eine sehr gedrückte (Herzog von Coburg im Fürstenkongreß zu Erfurt); die Lohnverhältnisse sind fast überall bessere geworden (Abgeordneter von Kardorff); das Befinden des Kranken war ein bisher zufriedenstellendes; Dumont hielt die bereits 1868 erfolgte Verurteilung für eine ungerechte; der Gesundheitszustand der Insulaner ist seit dem vorigen Jahrhundert ein viel günstigerer geworden; die Verschwendung echten Goldes ist eine um so verschwenderische (!!) u. s. w. Beispiele für diesen Sprachgebrauch findet man in jeder Zeitung zu Dutzenden; vor fünf Jahren fand man sie noch nicht so häufig, wir haben es hier also unzweifelhaft mit einer Neuerung zu thun. Ich halte sie entschieden für verwerflich, einmal weil sie einen überaus bequemen und einfachen Sprachgebrauch zu Gunsten eines weniger einfachen verdrängt, das andere Mal, weil der neue Gebrauch ohne Not Anlaß zu Denkfehlern giebt. Unzweifelhaft sagt man besser: die Stimmung war sehr gedrückt (als eine sehr gedrückte); das Befinden der Kranken war bisher befriedigend (anstatt ein befriedigendes) u. s. w. Ist es nicht durchaus unpraktisch, unserer Sprache in dem Augenblicke, da sie Weltsprache werden will, Unbehilflichkeiten aufzuhalsen?

Der neue Gebrauch führt aber auch zu Denkwidrigkeiten. Es ist ganz richtig zu sagen: „Für Mauthner ist die Formfrage eine ästhetische"; man könnte nicht sagen: Für Mauthner ist die Formfrage ästhetisch. Dagegen ist es geradezu denkwidrig (unlogisch) zu sagen: Die Anwendung des Mittels ist eine verschiedene; man kann nur sagen: die Anwendung des Mittels ist verschieden (nämlich: in den einzelnen Fällen). Warum? weil verschieden einen Mehrheitsbegriff einschließt, weil es uns zwingt, an mindestens zwei Fälle zu denken. Ähnlich steht es in folgendem Satze: „Im Xtheater zu Berlin wurden am Sonntage drei neue Einakter (!) aufgeführt; der Erfolg war ein sehr ungleicher". — Ist dieser Gebrauch also in manchen Fällen geradezu falsch, so ist er in der großen Mehrzahl der Fälle wenigstens unnötig; da er überdies unsere Sprache schwerfällig macht, so muß er meines Erachtens entschieden bekämpft werden.

Wir haben hiermit einige Haupteigentümlichkeiten des gegenwärtig herrschenden Zeitungsstils zu kennzeichnen versucht. Fassen wir

sie nochmals kurz zusammen: die Thätigkeitswörter treten zurück zu Gunsten der Hauptwörter, vor allem der Verbalsubstantiva auf ung; infolgedessen nehmen die Zeitwörter stattfinden, erfolgen, erfahren, kommen, gelangen überhand; Relativsätze werden vermieden, an ihre Stelle treten Participia, die sich mit ihren näheren Bestimmungen zwischen den Artikel und das zugehörige Hauptwort drängen; diese Participia erfreuen sich infolgedessen großer Beliebtheit und werden allenthalben angewandt, wo sie gar nicht hingehören; einfache Verhältniswörter werden von anspruchsvolleren verdrängt, Nebensätze des Zwecks, Relativsätze u. a. werden durch Umstandsbestimmungen ersetzt, wobei wiederum Verbalsubstantiva auf ung nötig werden. Nehmen wir noch die Abwandelung des prädikativen Adjektivs, das Schwinden der Kasusendungen — wobei die Anführungsstriche eine erhebende Rolle spielen — und den endlosen Gebrauch der Fürworte derselbe, dieselbe, dasselbe u. e. a., so haben wir die Hauptbestandteile, welche das Höllengebräu modernen Zeitungsstiles ausmachen.

Ein Mittel, gegen diese sichtbarliche Verschlechterung des deutschen Stils anzukämpfen, sehe ich darin, daß in allen Schulsprachlehren auf die genannten Fehler und Unschönheiten aufmerksam gemacht werde und die Wege gezeigt werden, sie zu vermeiden. Wichtiger aber noch erscheint mir, daß man den an sich richtigen Bestrebungen nach Kürze des Ausdrucks und Klarheit in der Wortstellung entgegenkommt, indem man nicht ängstlich an Schulregeln festhält und nicht jeden Bruch mit alten Gewohnheiten für einen Fehler erklärt. Hierüber ein anderes Mal.

„Ein Kuß Nahm das letzte Leben von der Lippe.“

(Schiller, die Götter Griechenlands.)

Von **Eduard Niemeyer** in Kötzschenbroda.

Welche Erklärung paßt am besten in den Zusammenhang? Schillers Dolmetscher schweigen darüber.

Wenn man bedenkt, daß der Dichter dem christlichen Glauben an ein gräßliches Totengerippe die griechische Mythe von dem fackelsenkenden Genius entgegenstellen wollte, so fragt es sich, was der Zwischensatz von dem Kusse, der das letzte Leben von der Lippe nimmt, bedeuten soll. Man könnte meinen, Schiller habe den Griechen noch eine andere Form der Tötung, nämlich durch einen Kuß, zuschreiben wollen. Aber wessen Kuß sollte dies sein? Einer Gottheit natürlich. Wir wissen aber keinen Namen. Dazu kommt, daß dies überhaupt keine griechische Vor-

stellung ist, wohl aber eine orientalische. In der morgenländischen Erzählung „Der Tod Mosis" (Herders Werke von Suphan, 26. Band S. 346) ist es Gott, der den Moses küßt und ihn so tötet. Das Töten durch einen Kuß scheint freilich auch der nordischen Mythologie nicht fremd. Simrock läßt im Waltherliede warnend einem Jünglinge den Tod weissagen mit den Worten: „Die Norne wird dich küssen." Aber griechisch ist die Vorstellung nicht, und es ist kaum anzunehmen, daß Schiller fälschlich die morgenländische Mythe auf Griechenland übertragen habe.

Eher leuchtet ein, daß er mit Absicht innerhalb des griechischen Rahmens seiner Dichtung habe bleiben wollen. Aber auch dies geht nicht ohne Anstöße ab. An Tötung ist dann freilich nicht mehr zu denken, da nur ein menschlicher, nichttötender Kuß gemeint sein kann. Nun wissen wir, daß nach einem schönen Gebrauche bei den Römern ein Verwandter oder Freund den letzten Atem des geliebten Sterbenden mit küssendem Munde auffing. Es ist aber nicht nachgewiesen, daß dies auch schon bei den Griechen üblich gewesen sei. K. F. Hermann in seinem Lehrbuch der griechischen Privataltertümer S. 362 sagt, daß in Griechenland wie bei den Römern als letzter Liebesdienst das Zudrücken der Augen und des Mundes üblich gewesen sei, aber die Sitte, den letzten Atemzug des Sterbenden gleichsam mit dem Munde aufzufangen (extremum halitum ore legere Vergil. Aen. IV, 685), der wir bei den Römern begegnen, scheine den Griechen fremd gewesen zu sein. Ebenso Guhl und Koner, S. 781, wo dies nur für eine römische Lebenssitte erklärt wird. So verschied der Kaiser Augustus unter den Küssen seiner Gattin Livia. (Sueton Aug. Kap. 99.) Folglich hätte Schiller den römischen Gebrauch unhistorisch auch den Griechen zugeschrieben. Außerdem bleibt das Bedenkliche, daß in dem Zwischengedanken, welcher einen Gebrauch aus dem wirklichen Leben schildert, das Mythologische wegfiele, nachdem erst von dem christlichen Sensenmann („Damals trat kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden") die Rede gewesen und hernach der griechische Todesgenius gerühmt wird („Seine Fackel senkt ein Genius"). Hierdurch ginge die Einheit der Stelle verloren. Auch bleibt das Nichtübereinstimmende, daß eine Sitte mit Vorstellungen, das Sterben mit dem Tode, zusammengebracht wird. Denn Schiller verbände dann mythologische Vorstellungen über den Tod mit einer Sitte bei dem Sterben. Trotzalledem möchten wir keine andere Deutung als diese empfehlen, daß der Dichter zur Schönheit des griechischen Lebens auch jenen freundlichen Liebesdienst des Küssens beim Ableben gerechnet habe, den er wohl bei seiner Lektüre Virgils oder in einer Altertumskunde gefunden.

Der litteraturgeschichtliche Unterricht an unseren höheren Mädchenschulen.[1])

Von **Otto Stiller** in Berlin.

Während die Frage, wie der deutsche Unterricht auf unseren Gymnasien zu handhaben sei, nicht nur die Fachmänner, sondern auch weite Kreise der Gebildeten beschäftigt, kümmert sich um die Mädchenschule die Öffentlichkeit so gut wie gar nicht. Es hängt dies unzweifelhaft mit der Geringschätzung der weiblichen Bildung überhaupt zusammen. Obgleich man nach den statistischen Ergebnissen des letzten Jahrzehnts annehmen kann, daß beinahe die Hälfte der gebildeten weiblichen Bevölkerung Deutschlands unverheiratet bleibt, geht doch die allgemeine Ansicht dahin, wir müssen unsere Töchter zu Müttern erziehen, und Mütter bedürfen zu ihrem und ihrer Kinder Glück nichts als eine gute Hausfrauenbildung. Diese Ansicht findet auf dem Gebiete des weiblichen Erziehungswesens ihren Ausdruck in der Forderung einer elementaren Unterrichtsmethode und in der engen Begrenzung der Unterrichtsziele. Dem zum Glück nur provisorischen Normallehrplan für höhere Mädchenschulen, welchen die preußische Unterrichtsverwaltung im Jahre 1886 veröffentlicht hat, liegt dieselbe Anschauung zu Grunde. Ich greife, um gleich zu meinem Thema zu kommen, aus diesem Normallehrplan das Programm für den litteraturgeschichtlichen Unterricht heraus. „Der litteraturgeschichtliche Unterricht," so lautet es, „hält sich im wesentlichen an das, was durch die Lektüre während der ganzen Schulzeit erworben ist, oder was auf der Oberstufe gelesen werden kann. Er giebt aus der älteren Zeit nur Kenntnis von einigen Hauptsachen, aus der zweiten Blüteperiode eingehendere Darstellungen von dem Leben und Dichten Lessings, Goethes und Schillers, dazu Nachrichten über Herder,

---

1) Der folgende Aufsatz, welcher bereits im Januar von der Redaktion zum Abdruck angenommen wurde, steht zum Teil im Gegensatz zu den Anschauungen, welche Stephan Waetzoldt im 1. Heft dieses Jahrganges entwickelt hat. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß ich zwar die Litteraturgeschichte als selbständigen Zweig des deutschen Unterrichts behandelt wissen will, daß ich aber auch meinerseits die Klassenlektüre, die mit der Litteraturgeschichte Hand in Hand gehen muß, in den Mittelpunkt stelle. Aus der Lektüre der Mädchenschule würde ich aber nicht den Wallenstein verbannen; ich bezweifle, daß es für sechzehnjährige Mädchen in diesem Stücke „nur zwei Gestalten giebt, die wirken und bleiben, Max und Thekla". Was viel mehr wirkt und bleibt und über das Verständnis einer Schülerin nicht hinausgeht, ist das Walten der Nemesis in den Schicksalen Wallensteins, worauf das ganze Drama aufgebaut ist. Völlig stimme ich dem bei, was Waetzoldt im 3. Heft über die Behandlung der Grammatik sagt.

Körner, Chamisso, Rückert, Uhland, Geibel und Hinweise auf dasjenige, was neben oder nach diesen besonders bedeutend ist, und was sich zur Lektüre nach der Schulzeit besonders empfiehlt."

Ich glaube zunächst aus der Fassung des ersten Satzes schließen zu dürfen, daß nicht an gelegentliche, die Lektüre unterbrechende litterarhistorische Streifzüge, sondern an besondere Litteraturstunden, mithin an eine zusammenfassende Darstellung der Litteratur gedacht ist. In diesem Falle wird man sich wundern, daß der Name Luther in dem Programm nicht vorkommt. Offenbar liegt es im Sinne des Lehrplans, daß der historische Gesichtspunkt bei der Darstellung der Litteratur ganz zurücktreten und die bedeutendsten Vertreter der deutschen Dichtung ohne Rücksicht auf den Entwickelungsgang der Kultur und Sprache herausgehoben werden sollen. Aber dieser unhistorische Standpunkt — abgesehen davon, daß er gerade heutzutage besonders unwissenschaftlich erscheint — hat eine große Schwierigkeit. Welches sind denn nächst Schiller und Goethe die absolut bedeutendsten Erscheinungen unserer Litteratur? Der Lehrplan nennt aus dem 19. Jahrhundert Körner, Chamisso, Rückert, Uhland, Geibel; warum gerade Körner und nicht den zweifellos wichtigeren Arndt? warum Chamisso und nicht auch Eichendorff? und warum fehlt der größte Dramatiker aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, Kleist? — Daß die Litteratur eines Volkes ein Teil seiner Kultur sei, ist freilich kein elementarer Gesichtspunkt, aber ein Gedanke, den eine Schülerin von vierzehn bis sechzehn Jahren ebensogut verstehen kann, wie ein Schüler der Sekunda. Sollte die Ausführung dieses Gedankens nicht fruchtbringender für die Geistesbildung unserer Mädchen sein, als alle „Nachrichten" über Körner, Chamisso u. s. w.? Dazu kommt, daß nur der Hinweis auf die Kultur- und Zeitgeschichte die litterarischen Erscheinungen selbst ganz verständlich macht. Ich fordere also — und ich bin der Überzeugung, daß gerade die Mädchen, deren „Studien" gewöhnlich mit der Schule abschließen, dessen bedürfen — einen Unterricht, der nicht Einzelnes aus dem Mittelalter und der Neuzeit herausgreift und ganze Kulturepochen beiseite läßt, sondern eine zusammenhängende Darstellung im Anschluß an die Geschichte giebt. Dementsprechend teile ich die Geschichte der Litteratur in folgende Abschnitte ein: 1. Die germanische Vorzeit. 2. Das Zeitalter der Karolinger. 3. Das Zeitalter der Ottonen. 4. Das Zeitalter der Salier. 5. Die Hohenstaufenzeit. 6. Das ausgehende Mittelalter. 7. Das Reformationszeitalter. 8. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. 9. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. 10. Das Revolutionszeitalter. 11. Die Zeit des Überganges vom alten zum neuen Reich. 12. Das neue Reich. — Die einzelnen Abschnitte werden eingeleitet durch den Hinweis auf die politischen Zustände und die

Kulturelemente, welche jeder Zeit das charakteristische Gepräge geben, was mit wenigen Worten gethan werden kann, ohne daß dem Verständnis der Schülerin zu viel zugemutet wird.[1])

Wie soll aber die Überfülle des Stoffes, welche ein solches Programm in sich zu bergen scheint, im Rahmen eines zweijährigen Unterrichtskursus bewältigt werden? Der litteraturgeschichtliche Unterricht des Gymnasiums rechnet in erster Linie mit der Selbstthätigkeit des Schülers, welche durch den Lehrer geleitet und ergänzt wird (vergl. den 3. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 231); durch Ausnutzung der Privatlektüre können die litterarischen Pensa einen bedeutenden Umfang erhalten. In der Mädchenschule kann von der Privatlektüre nur ein sehr beschränkter Gebrauch gemacht werden. Sieht man auch von der Überbürdung ab, welche bei den Mädchen noch schwerer als bei den Knaben ins Gewicht fällt, so wird es doch nur wenige größere Werke geben, die man den Schülerinnen ohne sittliche Bedenken in die Hand geben kann. Man begnügte sich daher früher, wenn man nicht bei den „Nachrichten“ über die Dichter stehen blieb, was nach meinem Dafürhalten so gut wie wertlos ist, mit Proben, welche die Lesebücher boten. Soweit wir es mit lyrischer Dichtung zu thun haben, werden auch die Proben, mögen sie durch Lehrbücher oder durch den Mund des Lehrers vermittelt werden, nach wie vor ihre Berechtigung haben. Aber welchen Wert kann eine Probe aus einem Epos oder gar einem Drama beanspruchen? Sie kann vielleicht die Kunst des Dichters zeigen, sie kann zu grammatischen und sprachgeschichtlichen Betrachtungen verwendet werden, aber sie lehrt nicht das Epos oder das Drama selbst kennen. Und hierauf allein kommt es an oder soll es ankommen. Alle Notizen über die Dichtungen und ihre Verfasser, alle ästhetischen und grammatischen Auseinandersetzungen stehen zurück hinter der Kenntnis des Inhalts. Den Inhalt der Hauptwerke unserer Litteratur den Schülerinnen zu vermitteln, ist die vornehmste Aufgabe des litteraturgeschichtlichen Unterrichts an den höheren Mädchenschulen.

Die Aufgabe wird dadurch gelöst, daß der Lehrer den Inhalt erzählt, wobei ihm unbenommen bleibt, passende Stücke aus den Dichtungen selbst vorzulesen. Haben die Schülerinnen überdies durch ein geeignetes Lehrbuch die Möglichkeit, das Erzählte in verkürzter Form zu wiederholen, so wird sicher ein größerer Erfolg erzielt werden, als durch die

---

1) Was ich hier auseinandersetze, habe ich seit längerer Zeit im Unterricht erprobt, im Anschluß an meinen „Leitfaden zur Repetition der deutschen Litteraturgeschichte für höhere Mädchenschulen und Seminarien.“ Berlin, L. Öhmigkes Verlag.

Lektüre der Proben, welche sie in ihrem Lesebuch finden. Auf diese Weise wird auch die Zeit gewonnen, die „Hauptsachen“ in allen Epochen kennen zu lernen; denn der mündliche Vortrag erfordert nur einen sehr geringen Teil der Zeit, welche die Lektüre in Anspruch nehmen würde. Von den zwölf Abschnitten, in die ich die Geschichte der deutschen Litteratur eingeteilt habe, können so im I. Semester bereits sechs behandelt werden: der Lehrer verweilt bei der Edda, beim Hildebrandslied, bei Waltharius, dem Rolandslied und König Rother, dem Nibelungenlied und der Gudrun, dem armen Heinrich, Tristan und Isolde, Parzival, bei Walther von der Vogelweide, dem Volkslied, bei Sebastian Brant. Das II. Semester umfaßt Abschnitt 7—9. Luther und Hans Sachs, die Hauptvertreter der Litteratur des Reformationszeitalters, dürfen den Schülerinnen nicht vorenthalten werden, von Opitz, Gryphius und Grimmelshausen, den Trägern der dichterischen Produktion im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, können sie eine ausreichende Vorstellung erhalten. Klopstocks Messias und selbst Lessings Laokoon — die Kenntnis der größeren Dramen Lessings versteht sich von selbst – kann ihrem Verständnis vermittelt werden. Das III. Semester (Abschnitt 10) bleibt, nach kurzer Würdigung Bürgers und der Thätigkeit Herders, Schiller und Goethe vorbehalten, doch so, daß sich den Dichtungen Schillers das Hauptinteresse zuwendet. Von Goethe werden sich außer einigen Gedichten und den ersten Büchern von Dichtung und Wahrheit nur Götz von Berlichingen, Iphigenie, Egmont, Tasso, Hermann und Dorothea zu eingehender Besprechung eignen. Die schwierigste Aufgabe fällt dem IV. Semester zu. Die Zeit vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis 1870 (Abschnitt 11) weist eine solche Fülle von Dichtern und so verschiedene poetische Strömungen auf, daß eine besondere Gruppierung nötig ist. Es lassen sich am besten vier Gruppen aufstellen: Romantik; Die Dichter der Freiheitskriege; Der schwäbische und österreichische Dichterkreis und die Dialektposie; Das junge Deutschland. Daß der Begriff der Romantik, welche so lange in Religion, Kunst und Wissenschaft die Herrschaft gehabt hat, klargelegt werden muß, liegt auf der Hand, ebenso daß auf den Unterschied zwischen älterer und jüngerer Romantik hinzuweisen ist. Die Hauptvertreter der jüngeren Romantik werden sich leicht folgendermaßen zusammenfassen lassen: Arnim und Brentano — Ernst Schulze und Fouqué — Zacharias Werner und Heinrich von Kleist — Chamisso, Eichendorff, Wilhelm Müller — Hölderlin, Platen, Rückert. Ein gründliches Eingehen auf ihre Dichtungen haben vor allem Kleist und Rückert zu beanspruchen. Die Zeit der Freiheitskriege bezeichnet eine kurze Episode in der Geschichte der deutschen Litteratur; Arndt wird als Führer der patriotischen Dichter dargestellt werden. Die

schwäbischen und österreichischen Sänger — denen später norddeutsche Dialektdichter folgen — wenden, im Gegensatz zu den Romantikern, ihr Interesse dem heimatlichen Boden und seiner Geschichte zu; eine besondere Berücksichtigung verdienen Uhland und Mörike, Lenau und Grillparzer. In dem Abschnitt „Das junge Deutschland" wird die Zeit behandelt, welche der Gründung des neuen deutschen Reiches unmittelbar vorherging. Die beiden entgegengesetzten Strömungen dieser Zeit, die revolutionäre und die patriotische, können am besten durch die Gegenüberstellung der Lyrik Heines und Geibels klar gemacht werden. Beim letzten Abschnitt (Das neue Reich) wird sich der Lehrer darauf beschränken müssen, auf dasjenige hinzuweisen, „was sich zur Lektüre nach der Schulzeit besonders empfiehlt".

Wer zugesteht, daß nicht bloß der Mann, sondern auch die gebildete Frau ein Verständnis für die deutsche Dichtung haben soll, der wird auch die Notwendigkeit einräumen, daß sie bereits auf der Schule mit den Hauptwerken aller Litteraturperioden bekannt gemacht werde. Der Zweck dieses Aufsatzes war, einen Weg, wie dies zu erreichen sei, anzugeben.

Luthers Streitschriften.

Von **Carl Franke** in Leisnig.

Der vor wenig Jahren von den deutschen Protestanten so festlich begangene vierhundertjährige Geburtstag Luthers hat auch das Interesse für seine schriftstellerische Thätigkeit verstärkt, und doch haben selbst die meisten gebildeten Deutschen eine höchst unvollkommene Vorstellung von dem Schriftsteller Luther. Sie kennen ihn als mustergiltigen Übersetzer der Bibel, als Dichter geistlicher Lieder und als Verfasser belehrender theologischer Schriften. Daß er auch Streitschriften verfaßt hat, haben sie höchstens nebenbei einmal gehört oder gelesen.

Nun haben aber Luthers Streitschriften nicht nur zur Verbreitung seiner Lehre mindestens ebensoviel als seine Bibelübersetzung beigetragen, sondern stehen auch dieser als schriftstellerische Leistungen gleich und über seinen geistlichen Liedern und belehrenden theologischen Werken. Ein näheres Eingehen auf diese bis jetzt stiefmütterlich behandelte Thätigkeit Luthers dürfte daher vielen willkommen sein. Welche Ausdehnung dieselbe hatte, wird am besten daraus klar, daß mehr als hundert seiner Schriften zu den Streitschriften zu rechnen sind und manche davon 120 Seiten lang erschienen.

In den meisten davon bekämpft er die päpstliche Partei, in anderen aber auch Protestanten, wie die Wiedertäufer und die Re-

formierten. Die Angegriffenen gehören zum Teil den höchsten geistlichen und weltlichen Ständen an. Neben dem Papst finden sich darunter Kardinäle, Bischöfe, Universitätsprofessoren, ja ganze theologische Fakultäten. Auch fürstliche Personen, wie vor allem der König Heinrich VIII. von England, der Herzog Georg von Sachsen und der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel müssen die Wucht der Lutherschen Sprache empfinden. Die meisten der bekämpften Gegner sind Deutsche, doch sind auch Italiener, Franzosen, Engländer und Schweizer darunter.

Dem Inhalte nach beziehen sich diese Streitschriften zum großen Teil auf die christliche Lehre; vielfach entwirft aber auch in ihnen Luther ein Sitten- und Kulturgemälde seiner Zeit in den lebendigsten Farben. Der weltliche, auf Gelderwerb und Wohlleben gerichtete Sinn der Geistlichkeit, die handwerksmäßige Verwaltung ihres Amtes, die spitzfindige Verdrehung und Umgehung des geistlichen Rechtes zum Zwecke der Aussaugung der Völker, der schamlose Schacher mit geistlichen Stellen und mit Sündenerlaß, die heimlichen Ausschweifungen der Mönche, die Zustände auf den Universitäten und Schulen, die an manchen deutschen Fürstenhöfen und in adligen und bürgerlichen Kreisen übliche Völlerei und Kleiderpracht, das Bordellunwesen, der Wucher in Handel und Wandel, dies alles wird uns in einer Sprache geschildert, die mit gleicher Gewalt zum Kopfe wie zum Herzen spricht. Hier zeigt sich Luther als mustergiltiger Satiriker, dessen scharfes Auge keine Blöße seiner Zeit übersieht und die Grundursachen der Schäden erkennt, dessen beredter Mund sie schonungslos aufdeckt, bald spottend, fast scherzend, bald tief ernst und sittlich entrüstet. Oft klingt es an Walthers von der Vogelweide wuchtige Worte an, die er einst im Kampfe der Hohenstaufen mit dem päpstlichen Stuhle gegen diesen schleuderte. Da ist nichts von dem trockenen Tone eines Moralpredigers, alles ist volles wirkliches Leben. Und lebendig wird jene Zeit uns wieder, die nach einer Reformation an Haupt und Gliedern schrie. Ihre Schmerzensrufe klingen an unser Ohr, zugleich aber auch schon das gewaltige Grollen des Gewitters, das die Luft reinigen sollte. Daß eine Reinigung durch Luther erfolgte, wird hinsichtlich der Sittlichkeit auch jeder vorurteilsfrei denkende Katholik zugeben, wie umgekehrt der Protestant aus der Schilderung Luthers erkennt, daß die jetzige katholische Kirche sich sittlich gehoben hat.

Einige oder wenigstens eine von Luthers Streitschriften zu lesen, ist daher jedem zu empfehlen. Dieses kann jetzt sehr leicht und für geringe Kosten geschehen, da unter die Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, herausgegeben von

M. Niemeyer, Halle, die wichtigsten derselben in trefflicher Auswahl aufgenommen worden sind und zwar in den Nummern 4, 18, 28 und 50.

Nummer 4 enthält: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.

In dieser im Juni 1520 geschriebenen Schrift tritt Luther Rom nicht bloß als Christ, sondern vor allem als Deutscher entgegen. Daher ruft er den Kaiser und den deutschen Adel an, um das ganz besonders bedrückte Deutschland und die Christenheit gegen die römische List zu schützen und erinnert in edler Entrüstung an die Kaiser Friedrich den Ersten und Zweiten, welche „so jämmerlich“[1]) „von den Bäpsten mit Füßen treten“ worden sind. Dann widerlegt er teils durch Bibelstellen, teils durch Vernunftgründe die drei Behauptungen der Romanisten, wodurch jene die Reformation der Kirche hinderten: 1. die weltliche Obrigkeit habe kein Recht, Geistliche zu richten, 2. nur der Papst dürfe die Bibel auslegen und 3. ein Konzil berufen. Gegen die erste Behauptung sagt er unter anderem: „Dieweil weltlich Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frummen zu schützen, so soll man ihr Ampt lassen frei gehn unvorhindert durch den ganzen Körper der Christenheit, niemands angesehen, sie treff Bapst, Bischöf, Pfaffen, Münch, Nonnen, oder was es ist. Wenn so das gnug wäre, die weltlich Gewalt zu hindern, daß sie geringer ist unter den christlichen Ämpten, denn der Prediger und Beichtiger Ampt, oder geistliche Stand, so sollt man auch vorhindern den Schneidern, Schustern, Steinmetzen, Zimmerleuten, Köch, Kellnern, Baurn und alle zeitlichen Handwerken, daß sie dem Bapst, Bischöfen, Priestern, München kein Schuh, Kleider, Haus, Essen, Trinken machten, noch Zins geben.“

Hierauf wendet er sich gegen die weltliche Pracht der Päpste und zeigt, daß durch die Kardinalstellen Deutschland ausgesogen würde.

„Wozu ist das Volg nütz in der Christenheit, daß do heißet die Kardinäl? Das will ich dir sagen. Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stift, Lehen und Pfarr; die hat man nit wißt baß gen Rom zu bringen, dann das man Kardinal macht, und denselben die Bistumb, Klöster, Prelaturn zu eigen gäbe und Gottis Dienst also zu Poden stieße. Drumb sieht man itzt, daß Welschland fast wüst ist:

1) In den angeführten Worten Luthers habe ich die Rechtschreibung und die Satzzeichen nach den jetzt giltigen Regeln umgeändert, die grammatischen Formen dagegen gelassen. Luthers Rechtschreibung dürfte manchem Leser das Verständnis erschweren, seine grammatischen Formen wohl kaum. Auch ist jene nur etwas Äußerliches. Wer Luthers Sprache näher kennen lernen will, den verweise ich auf meine Preisschrift: Franke, die Grundzüge der Schriftsprache Luthers, Remer, Görlitz 1888.

Klöster vorstöret, Bistumb vorzehret, Prelaturn und aller Kirchen Zinse gen Rom zogen, Städt vorfallen, Land und Leut vortorben, da kein Gottisdienst nach Predig mehr gaht. Warumb? Die Kardinal müssen die Güter haben. Kein Türk hätt Welschland so mügen vorterben und Gottis Dienst niederlegen. Nu Welschland ausgesogen ist, kommen sie ins Deutschland, heben fein säuberlich an; aber sehen wir zu: Deutschland soll bald dem welschen gleich werden. Wir haben schon etlich Kardinel; was darinnen die Römer suchen, sollen die trunken Deutschen nit vorstehen, bis sie kein Bistum, Kloster, Pfarr, Lehen, Heller oder Pfennig mehr haben."

Und weiter: „Wie kommen wir Deutschen darzu, daß wir solch Räuberei, Schinderei unserer Güter von dem Bapst leiden müssen? Hat das Künigreich zu Frankreich sich's erwehret, warumb lassen wir Deutschen uns also narren und äffen?"

Nachdem Luther dann der Menge der anderen päpstlichen Beamten gedacht hat, „welche alle auf die Stift und Lehen Deutschlands warten, wie Wölf auf die Schaf", ruft er aus: „Ja es meinen etlich, daß jährlich mehr dann dreimal hundert tausent Gulden aus Deutschland gen Rom kommen." — „Und wir vorwundern uns noch, daß Fürsten, Adel, Städt, Stift, Land und Leut arm werden! Wir sollten uns vorwundern, daß wir noch zu essen haben."

Hierauf macht er den Romanisten den Vorwurf, nicht einmal ihr eigenes geistliches Recht zu halten und verlangt, daß der Kaiser durch ein Gesetz verbiete, daß aus Deutschland Jahrgelder, Lehen oder Pfründen nach Rom kämen, da dieselben nicht, wie es ausbedungen sei, zum Kriege gegen die Türken verwendet würden. Nachdem er darauf höchst anschaulich geschildert hat, welche Rechtsverdrehungen Rom anwendet, um möglichst viel Lehen oder Pfründen an sich zu reißen, schildert er zusammenfassend die damaligen Zustände an dem päpstlichen Stuhl folgendermaßen: „Da ist ein Kaufen, Vorkeufen, Wechselin, Tauschen, Rauschen, Liegen, Triegen, Rauben, Stehlen, Prachten, Hurerei, Buberei, auf allerlei Weis Gottis Vorachtung, daß nit müglich ist dem Endchrist lästerlicher zu regieren. Es ist nichts mit Venedig, Antdorf, Alkair gegen diesem Jahrmarkt und Kaufshandel zu Rom, ohn daß dort doch Vornunft und Recht gehalten wirt; hie geht es, wie der Teufel selbs will." Und weiter: „Zuletzt hat der Bapst zu diesen allen edlen Hendeln ein eigen Kaufhaus aufgericht, das ist des Datarii Haus zu Rom." — „Hast du nu Gelt in diesem Haus, so kannst du zu allen den gesagten Stücken kummen, und nit allein zu denselben, sondern allerlei Wucher wirt hie umb redlich, alls gestohlen, geraubt Gut gerechtfertiget. Hie werden die Gelübt aufgehebet; hie den München Freiheit geben aus den Orden zu gehen; hie ist feile der

ehelich Stand den Geistlichen; hie mügen Hurnkinder ehlich werden; alle Unehre und Schand hie zu Wirden kommen; aller böser Tadel und Mal hie zu Ritter geschlagen und edel wirt. Hie muß sich der ehelich Stand leiden, der in vorpoten Grad oder sonst ein'n Mangel hat. O wilch ein Schätzerei und Schinderei regiert da, daß's ein'n Schein hat, daß alle geistlich Gesetz allein darumb gesetzt sein, daß nur viel Geltstrick wurden, daraus man sich muß lösen, wer ein Christ sein sall. Ja hie wirt der Teufel ein Heilig und ein Gott dazu. Was Himmel und Erden nit vormag, das vormag dies Haus."

Hierauf macht Luther folgende Vorschläge zur Beseitigung der vorhandenen Übelstände: Deutschlands Fürsten, Adel und Städte sollen verbieten, daß Jahrgelder oder Lehen aus Deutschland dem Papste gegeben werden; ferner solle kein deutscher Bischof von Rom aus, sondern von einem deutschen Erzbischof bestetigt und keine weltliche Rechtssache vor den römischen Stuhl zur Entscheidung gezogen werden; auch solle dem Papste das alleinige Recht, von schweren Sünden zu entbinden, entzogen und jedem Priester gegeben werden, der päpstliche Hofstaat verringert, die Eide, welche die Bischöfe dem Papste zu leisten haben, beseitigt, vor allem aber diesem jede Gewalt über den Kaiser genommen und jedes Zeichen derselben, wie das Pantoffelküssen, das Steigbügelhalten, abgeschafft werden.

Hierbei nennt Luther die Schenkung Konstantins eine unerhörte Lüge und sagt: „Es muß eine besundere Plage von Gott gewesen sein, daß soviel vorstendige Leut sich haben lassen bereden, solch Lügen aufzunehmen, so sie doch so gar grob und unbehend sein, daß mich dünkt, es sollt ein trunken Baur behender und geschickter liegen künnen. Wie sollt bestan bei einem Kaisertum zu regieren, Predigen, Beten, Studieren und der Armen Warten, wilch Ampt aufs aller eigentlichst dem Bapst zustehen und von Christo mit so großem Ernst aufgelegt." — „Es haben die Buben erdacht, die unter des Bapsts Namen gerne Herrn wären über die Welt."

Weiter verlangt Luther die Beseitigung der Oberlehnsherrschaft des Papstes über italienische Provinzen und der Wallfahrten nach Rom, die Verminderung der Klöster, sowie die Aufhebung der Ehelosigkeit der Geistlichen, wobei er folgende kennzeichnenden Worte gebraucht: „Man findt manchen frummen Pfarrer, dem sonst niemand kein'n Tadel geben mag, denn daß er gebrechlich ist und mit einem Weib zu Schanden worden, wilch doch beide also gesinnet sein in ihres Herzen Grund, daß sie gerne wollten immer bei einander bleiben in rechter ehlicher Treu, wenn sie nur das möchten mit guten

Gewissen thun; ob sie auch gleich die Schand müssen öffentlich tragen, die zwei sein gewiß fur Gott ehlich."

Desgleichen mißbilligt er das handwerksmäßige Lesen der Seelenmessen unter anderm mit den Worten: „Was sollt Gott für ein Gefallen drinnen haben, wenn die elenden Vigilien und Messen so jämmerlich geschlappert werden, noch gelesen, noch gebetet, und ob sie schon gepetet würden, doch nit umb Gottis willen aus freier Liebe, sondern umb Gelts willen und vorpflichter Schuld vollnbracht werden!"

Ferner verlangt er die Beseitigung des Interdikts und anderer geistlichen Strafen, sowie aller Feiertage, die außerhalb des Sonntags fallen, Freigebung der Ehe bis zum dritten Verwandtschaftsgrad (Geschwisterkind), sowie der Fasten, Aufhebung der Wallfahrtskirchen, der Heiligenverehrung und des Bettelunwesens und zwar die des letzteren dadurch, „daß ein jeglich Stadt ihr arm Leut vorsorgt und keinen frembden Bettler zuließe, sie hießen, wie sie wollten, es wären Wallbrüder oder Bettelorden." Die Stifte will er verringert und wegen ihrer Säuferei „die Brüderschaften item Ablas, Ablasbrief" — „ersäuft und umbracht" haben.

Am meisten wird aber Luthers grade deutsche Natur dadurch aufgebracht, daß der Papst und die päpstlichen Botschafter für Geld von Eiden und Gelübden entbinden. Zornig ruft er aus: „Wenn kein ander böser Tück wäre, der do bewähret, daß der Bapst der rechte Endchrist sei, so wäre eben dieses Stück gnugsam, das zu bewähren. Hörest du es Bapst, nit der allerheiligst, sondern der allersündigst, daß Gott deinen Stuhl vom Himmel aufs schierest zurstöre und in'n Abgrund der Hell senk? Wer hat dir Gewalt geben, dich zu erheben übir deinen Gott, das zu prechen und lösen, das er gepoten hat, und die Christen, sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt sein, zu lehren unbeständig, meineidig, Vorräter,Böswicht, treulos sein? Gott hat geboten, man soll Eid und Treu halten auch den Feinden, und du unterwindist dich, solchs Gepot zu lösen, setzist in deinen ketzrischen, endchristischen Dekretalen, du habst sein Macht, und leugt durch dein'n Hals und Feder der bös Satan, als er noch nie gelogen hat, zwingst und dringst die Schrift nach deinem Mutwillen!"

Dem Wortbruch Kaiser Siegismunds gegen Huß, den er entschieden mißbilligt, giebt er die Hauptschuld an den Hussitenunruhen und erklärt offen, daß sein Verstand noch nichts „Irriges bei Huß gefunden habe." Auch „sollt man die Ketzer mit Schriften, nit mit Feuir übirwinden, wie die alten Väter than haben. Wenn es Kunst wäre, mit Feur Ketzer übirwinden, so wären die Henker die gelehrtisten

Doktores auf Erden, dürften wir auch nit mehr studieren, sondern wilcher den andern mit Gewalt übirwund, mocht ihn vorprennen."

Der Papst möge den Böhmen gestatten, sich selbst einen Erzbischof zu wählen und diesen von den benachbarten Bischöfen bestätigen lassen, sowie ihnen das Abendmahl in beiderlei Gestalt zugestehen, „dieweil dasselb nit unchristlich noch ketzerisch ist"; ferner mögen ihnen die eingezogenen Kirchengüter der Einigkeit halber gelassen werden; denn „die Lieb ist mehr und nötiger, denn das Papsttum".

Im weiteren dringt Luther auf eine Reform der Universitäten, wobei er sich sehr mißbilligend über Aristoteles äußert, die Abschaffung des geistlichen Rechtes „von dem ersten Buchstaben bis an den letzten" fordert, das Landrecht dem kaiserlichen [römischen] vorgezogen wissen will und als Hauptgegenstand des theologischen Studiums sowie der Schulen die Bibel bezeichnet.

Schließlich rügt Luther noch die übertriebene Kleiderpracht des Adels und der Bürger, besonders das Tragen von seidenen und samtnen Kleidern, den übertriebenen Gebrauch von Spezereien, den „Mißprauch Fressens und Saufens, davon wir Deutschen, als einem sondern Laster, nit ein gut Geschrei haben in frembden Landen," ferner das Halten von „freien gemeinen Frauenhäusern". Für letzteres findet er den hauptsächlichsten Grund in dem Mönchstum und der Ehelosigkeit des geistlichen Standes. Viele wendeten sich diesem nur zu, um versorgt zu werden; „drumb sein sie zuvor wild gnug und wollen ausbuben."

Nummer 18 der erwähnten Neudrucke enthält 3 kleinere Streitschriften Luthers, welche nach der besprochenen, aber auch noch im Jahre 1520 erschienen.

Die erste ist: Sendbrief an Papst Leo X. In dieser betont Luther, daß er nicht die Person des Papstes, dessen Charakter er sehr hochschätze, sondern den römischen Stuhl angegriffen habe, dessen Verdorbenheit dem Papste selbst bekannt sein müßte.

„Indes," ruft Luther aus, „sitzt du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen." — „Was kannst du einiger wider soviel wilder Wunder! Und ob dir schon drei oder vier gelehrte frumm Kardinal zufielen, was wär das unter solchem Haufen! Ihr müßtet ehe durch Gift untergahen, ehe ihr furnehmet der Sachen zu helfen."

Und weiter sagt er: „Der römische Stuhl ist deiner und deinesgleichen nit werd". Durch seine kühnen Angriffe auf denselben hätte er des Papstes Dank verdient; denn er wolle dessen Bestes, daß aber der Streit so hitzig geworden sei, haben der Kardinal S. Sixti [Cajetan] und Eck verschuldet. Diese und ähnliche Schmeichler seien

des Papstes wirkliche Feinde. Fußfällig bitte er denselben, diesen „einen Zaum einzulegen“. Doch erklärt er: „Daß ich aber sollt widerrufen meine Lehre, da wirt nichts aus“. — „Dazu mag ich nit leiden Regel oder Maße, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottis, das alle Freiheit lehret, nit soll noch muß gefangen sein“.

Die zweite in Nr. 18 enthaltene Streitschrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ ist rein theologischen Inhaltes, und wir sehen daher hier von ihrer Besprechung ab.

Die dritte daselbst enthaltene Streitschrift „Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher von D. Martino Luther verbrannt seien“ nennt schon im Titel ihren Hauptinhalt. Als Gründe für das Verbrennen der päpstlichen Bücher führt Luther an: den alten Brauch, böse Bücher zu verbrennen, seine Pflicht als Doktor der heiligen Schrift und die Verbrennung seiner Bücher, wodurch das schlichte Volk irre geführt werden könne.

Hierauf zählt er 30 in den verbrannten päpstlichen Schriften enthaltene Irrtümer auf, darunter die Lehren: der Papst sei Gottes Geboten keinen Gehorsam schuldig, die Sonne bedeute die päpstliche, der Mond die weltliche Gewalt, der Papst habe Macht über alle Rechte und könne von allen Eiden entbinden, wenn er auch so böse wäre, daß er unzählige Menschen zum Teufel führe, so dürfe ihn doch niemand strafen. Schließlich sagt er: „Willt du wissen mit kurzen Worten, was im geistlichen Recht steht, so höre zu! — Der Bapst ist ein Gott auf Erden übir alle himmlische, erdisch, geistlich und weltlich, und ist alles sein eigen, dem niemand darf sagen: Was thust du?“

Ferner äußert er noch: „Es soll dies ein Anfang des Ernsts sein, denn ich bisher doch nur gescherzt und gespielt habe mit des Bapsts Sach.“

Und weiter: „Dürfen sie mein Artikel, da mehr Evangelii und gegründter heiligen Schrift innen ist, denn in allen Bapstbücher, vorprennen, so vorprenn ich viel billicher ihre unchristlich Rechtsbücher, drinnen nicht Gutis ist.“

Und ferner: „Mich bewegt das am meisten, daß der Bapst noch nie kein Mal hat mit Schrift oder Vornunft widerlegt einen, der wider ihn geredt, geschrieben oder gethan hat, sondern allzeit mit Gewalt.“

Da auch die in Nr. 50 der Neudrucke enthaltene Streitschrift „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“ aus dem Jahre 1533 rein theologischen Inhaltes ist, so unterlassen wir eine Angabe desselben. Angeführt sei daraus nur eine Stelle, da sie den Unglauben und das handwerksmäßige Treiben der damals in Rom wirkenden Geistlichkeit grell beleuchtet: „Ich bin zu Rom gewest.“ — „Da höret ich unter andern guten groben Grumpen über Tische Kurtisanen lachen und

rühmen, wie etliche Messe hielten und über dem Brot und Wein sprechen, diese Wort: „Panis es, panis manebis. Vinum es, vinum manebis“ [du bist Brot und wirst Brot bleiben. Du bist Wein und wirst Wein bleiben] und also aufgehaben. Nu ich war ein junger und recht ernster frommer Münch, dem solch Wort wehe thäten. Was soll ich doch denken? Was konnde mir anders einfallen, denn solche Gedanken? Redet man hie zu Rom frei, öffentlich über Tisch also, wie wenn sie allzumal beide Bapst, Cardinal sampt den Kurtisanen also Messe hielten? wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen soviel Messe gehört hätte! Und zwar ekelt mir sehr daneben, daß sie so sicher und fein rips, raps kunndten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn ehe ich zum Evangelio kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht, und schrien zu mir: Passa, passa immer weg, komm davon!“

Nummer 28 der Neudrucke bringt die von Luther gegen den katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel 1541 veröffentlichte Streitschrift „Wider Hans Worst.“ — Der erwähnte Herzog hatte nämlich eine gegen den Kurfürsten von Sachsen erlassene Schrift mit der Bemerkung versehen: „welchen Martinus Luther Hans Worst nennt.“

Luther erklärt dies in ungemein scharfen Worten für eine Lüge; denn er habe zwar in der Predigt oft den Ausdruck ‚Hans Worst‘ gebraucht, aber keine bestimmte Person damit gemeint. Unter anderem ruft er aus: „Da flucht, lästert, plärret, zerret, schreiet und speiet er also, daß wenn solche Wort mündlich von ihm gehöret würden, so würde jedermann mit Ketten und Stangen zulaufen, als zu einem, der mit einer Legion Teufel besessen wäre, daß man ihn binden und fangen müßte.“

Dann geht er auf den dem Kurfürsten vom Herzog in seiner Schrift gemachten Vorwurf der Ketzerei ein, wobei er spricht: „O Heinz Wolfenbüttel, welch ein unverschampter Lügener bist du! Speiest viel und nennest nichts, lästerst und beweisest nichts.“

Dies führt ihn auf die Untersuchung, wer bei der rechten alten Kirche geblieben sei: die Evangelischen oder die Papisten. Für jene führt er zehn, gegen diese zwölf Gründe an. Hieraus schließt er auch, daß letztere kein Recht auf die von den Evangelischen eingezogenen Kirchengüter hätten, und bringt dann mehrere der Reformation günstige Äußerungen vom Herzog Georg von Sachsen und anderen Anhängern des Papstes vor.

Der Herzog Heinrich hatte den Kurfürsten einen Aufrührer gescholten. Hiergegen erklärt Luther: „Unsere Fürsten und Herrn dem Kaiser allezeit von Herzen und treulich gehorsam gewest sind.“ — „Denn wo sie berufen sind, auf Reichstage oder zu Felde, sind sie die ersten

gewest." „Meinet aber dein Heinze, daß unser Fürsten nicht gehorchen den Kaiserlichen Edikten, darin unser Kirchen und Lehre verdampt sind, da rühmen wir und danken Gott, der uns gnädiglich erhalten hat." — „Gott hat dem Kaiser gnug befohlen, mehr weder er kann ausrichten, nämlich das Erdreich, das ist: Leib und Gut. Da hat sein Ampt ein Ende. Greift er darüber auch in Gottes Reich, so raubet er Gotte das seine."

Hinsichtlich des christlichen Lebens giebt dann Luther zu, daß auch unter den Seinen böse Leute wären: „der Baur ist wild, Bürger geizet, Adel kratzt."

Hieran fügt er eine höchst interessante Auseinandersetzung, wie er zu seiner Reformbewegung veranlaßt worden sei und zwar zunächst durch Tetzels schamloses Auftreten, der unter anderm gelehrt habe: „Er hätte solche G'nade und Gewalt vom Papst, wenn einer gleich die heilige Jungfrau Maria, Gottes Mutter, hätte geschwecht oder geschwängert, so künnte er's vergeben, wo derselb in den Kasten legt, was sich gebührt."

Bezüglich des Kurfürsten räumt Luther ein: „Erstlich kann ich das nicht ganz entschüldigen, daß mein gnädigster Herr zu Zeiten über Tisch sonderlich mit Gästen einen Trunk zu viel thut, das wir auch nicht gern sehen, wiewohl sein Leib eines großen Trunks mächtig ist für andere." Dann lobt er aber dessen sonstigen Lebenswandel namentlich in ehlicher Beziehung, während er zum Herzog von Braunschweig sagt: „Dagegen wenn du solchs hörest, Lieber, was sagt dir dein Herz (hast du anders ein Herz) von deinen nüchtern, heiligen keuschen ordlichem Wesen, das du führest? Denn du weißest, daß alle Welt von dir weiß, wie du deine löbliche Fürstin hältest, nie allein als ein voller, toller Filz und Trunkenbold, sondern als ein unsinniger wütiger Tyrann, der sich nicht voll Weins, sondern voll Teufel gefressen und gesoffen habe."

Nachdem er noch den Herzog des Ehebruchs, des Meuchelmordes und der Mordbrennerei gegen seine eigenen Unterthanen bezichtigt hat, sagt er, dieser habe sich darauf verlassen, daß die Evangelischen mit Bann und Interdikt belegt seien, doch Gott sei der oberste Richter.

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1889.

Von **Rud. Dietrich** in Hottingen b. Zürich.

Unter den Arbeiten, mit welchen die Schul- und Lehrerzeitungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz den deutschen Unterricht in der Volksschule — denn nur um diese handelt es sich in meinen Be-

richten — zu fördern beabsichtigten, sind von hervorragendem und bleibendem Werte:

A. Der deutschsprachliche Unterricht muß umkehren (K. Strobel, Deutsche Schulzeitung Nr. 32, 33).

B. Gedanken über den deutschen Sprachunterricht in der Volksschule (H. Müller, Allg. Schulbl. f. d. Regierungsbezirk Wiesbaden Nr. 7, 8).

C. Der deutsche Unterricht auf der Unterstufe der zweisprachigen Volksschule (Schlesische Schulzeitung Nr. 1—5).

D. Der deutsche Unterricht an der Realschule = höheren Volksschule (E. Götzinger, Schweiz. Lehrerzeitung Nr. 38—40).

E. Vom deutschsprachlichen Unterricht (Deutsche Schulpraxis Nr. 29, 30).

F. Beiträge zum deutschen Unterricht (Berner Schulbl. Nr. 35—38).

G. Sprachbildung und Lehrstoffe in der Volksschule (E. Balsiger, St. Galler Schulblätter Nr. 21).

H. Ergebnisse aus der Behandlung von Gedichten (H. Winzer, Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht Nr. 1—3).

A—C behandeln allgemeine und grundsätzliche Fragen oder betrachten unseren Gegenstand unter einem besonderen bestimmten Gesichtspunkte. So verlangt A Um- oder Rückkehr zu Diesterweg, der immer darnach getrachtet habe, daß an die gesprochene Sprache (Mundart) angeknüpft, der Wort- und Gedankenschatz vermehrt, der Formenreichtum vergrößert werde — und zwar alles durch viel Übung, wobei der Lehrer ein feines, methodisches Geschick im Anordnen der Aufgaben zeigen müsse. Neben Diesterweg soll Hildebrand Gesetzgeber des deutschen Unterrichts sein. Gegenwärtig aber herrschen der Mechanismus, das grammatische System, die Zergliederungssucht. — Auch B fordert zur Nachfolge Hildebrands auf; Verfasser verbreitet sich im wesentlichen über den ersten Grundsatz des Meisters (in seinem Buch vom deutschen Sprachunterricht: „Der Sprachunterricht sollte mit der Sprache zugleich ihren Inhalt, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen"). — Für die eigenartigen Verhältnisse, welche wir in C gründlich behandelt finden, wird folgende Hauptforderung aufgestellt: Die zwei ersten Schuljahre sind ausschließlich dem Anschauungs- und Sprechunterricht als der Vorschule zuzuweisen, um in dem nichtdeutschen Kinde (und zwar ohne Zuhilfenahme seiner Muttersprache) zunächst den Grad sprachlicher Ausbildung zu erzeugen, den geistig geweckte, wohlerzogene deutsche Kinder schon mit zur Schule bringen, und es so zur Teilnahme am deutschen Schulunterricht überhaupt zu befähigen.

D—H dagegen erörtern sowohl die Eigenschaften des Deutschlehrers, den Zweck und die Gesamtaufgabe des deutschen Unterrichts, als auch dessen Einzelaufgaben, wenngleich diese nicht in ihrer Vollständigkeit. Der Übersichtlichkeit wegen bringen wir das sachlich Gebotene in Gruppen und verweisen immer nur mit den Buchstaben D—H auf die Quellen. So wird es sich am einfachsten zeigen, welchem der namhaft gemachten Aufsätze das Meiste und Beste zu verdanken ist.

I. Der Lehrer. „Ich verlange vom Lehrer solide sprachliche Bildung und ein reines und warmes Gemüt". „Worte bilden, wenn sie der Erzieher fein, still und bescheiden anwendet". (D.)

II. Zweck und Gesamtaufgabe des Unterrichts. Er ist nicht ein Fach neben anderen, sondern gleichsam das Reflexbild aller Fächer, ihr organischer Sammelpunkt. (G.) Zweck: Erzielung von Fertigkeit in der Handhabung der Muttersprache; Bildung des Geistes und Gemütes. (D.)

III. Grundlage: Die realen Erscheinungen; Anschauung der Wirklichkeit; Übungen im Unterscheiden an Lebendigem und Belebtem (Ausdrücke des Werdens, Bewegens, Thuns und Handelns). (G.)

IV. Die Mundart — ihr Wert für den Unterricht, als diejenige Sprache, welche den Schülern heimelig ist, in welcher sie unmittelbar denken, und mittelst deren es dem Lehrer am besten gelingt, anschaulich zu schildern, zu malen — zu packen. (F.)

V. Der Lehrplan. Bei dessen Aufstellung sind drei Gesichtspunkte maßgebend: Verknüpfung (des Sach- und Sprachunterrichts — der verschiedenen Übungen untereinander: Schreiben, Lesen, Formenlehre, Aufsatz) — Beschränkung (zu Gunsten der Vertiefung und Übung) — Arbeitsteilung (die schlimmsten Fehler sind genau aufzuzeichnen, und jedem Schuljahr ist ein Teil zur besonderen Durcharbeitung zuzuweisen. Der betreffende Jahrgang ist für die Beseitigung der ihm überwiesenen Fehler gewissermaßen haftbar). Die Reihenfolge der zu behandelnden sprachlichen Erscheinungen wird der Lehrplan nicht geben können, da jene ganz davon abhängt, welche Spracherscheinung sich mit irgend einem Sachunterrichtsgegenstande ungezwungen verknüpfen läßt (E.)

VI. Lesen und Lesebuch. „Es ist eine Hauptaufgabe des deutschen Unterrichts, ja des Unterrichts überhaupt, bis an die Schwelle der Hochschule, die Jugend zum schönen Lesen anzuleiten.[1]) Das ist ein Postulat

1) Ein Professor der deutschen Sprache und Litteratur, der sich mit mir über meine Arbeit „Der Unterricht in deutscher Sprache am Lehrerseminar" (Jahrg. 1888 d. Z.) unterhielt, bemerkte zu der Forderung: „Einer liest vor, die anderen hören" (S. 229): „Das läßt sich gar nicht durchführen; unsere Mittelschüler lesen viel zu schlecht." Und er sagte dies in einem Ton, als ob es gar nicht anders sein könne, als ob man es wie ein notwendiges Übel hinnehmen müsse!

jeder edlen Bildung; wer immer über diejenige Bildung hinaus will, die lediglich die Notdurft des Lebens im Auge hat, wer in der Gesellschaft irgend eine höhere Stellung einzunehmen berufen ist — und das gilt doch gewiß auch von denen, welche die höhere Volksschule besuchen — dem steht es übel an, wenn er nicht die Kunst des schönen Lesens versteht. Schönes Lesen ist nicht bloß eine Zierde der Bildung, ein bleibend edles Angebinde, das die Schule dem Zöglinge mitzugeben verpflichtet ist: es ist zugleich eine Übung, die überaus sittigend wirkt, sittlich fördert. Es ist eine alte Erfahrung, daß Kinder von roher Gemütsart, verbockten unfolgsamen Herzens, ihre Natur ganz besonders an einem verstockten Leseton kund thun. Wenn es mir gelingt, diesen Ton zu mildern, abzutönen, zu erweichen, so habe ich meist damit einen moralischen Erfolg errungen". Folgen acht feinsinnige Leseregeln, aus welchen wir herausheben: „Wo es gilt, wie namentlich bei lyrischen Dichtungen, durch den Ton der ersten Worte eine bestimmte Lesewirkung hervorzurufen, lasse ich grundsätzlich den Titel des Gedichts nicht lesen — er verdirbt jene Wirkung." „Der Fortgang des Lesens richtet sich, abgesehen von den Gattungen des Lesestoffes, namentlich auf die Bewältigung längerer Abschnitte durch einen und denselben Schüler. Das Verteilen des Lesestoffes unter die Schüler, wonach jeder einen Satz oder eine Strophe erhält, sollte in der Realschule gar nicht vorkommen."[1]) „Das Lesestück ist zu erkennen und zu bewältigen im Verhältnis der Teile zum Ganzen und des Ganzen zu den Teilen." Der mündlichen Auffindung des Planes folge eine schriftliche Arbeit: Disposition oder vollständiger Auszug. (D.) — „Das Lesebuch hätte die Rolle eines Bädeckers für die Jugend zu übernehmen, der sie, mit Beiseitelassung alles Gewöhnlichen, Alltäglichen, durch all das Sehenswerte, Staunenerregende und Wunderbare in Natur und Menschenleben hindurch führte. Dem Lehrer fiele dabei die bescheidene Rolle eines Bergführers zu." (F.)

VII. Rechtschreibung. „Es giebt noch eine zu große Zahl von Lehrern, welche die Rechtschreibung mit allerlei Regeln und Kunststückchen glauben erzielen zu können. Es wird ihnen nie gelingen. Form ist Form und wird mit dem Auge erfaßt, hinter dem allerdings das Gehirn liegt. Wir nötigen die Schüler (nach dem Vorbilde Benjamin Franklins), Jahr für Jahr durchschnittlich wenigstens ein Dutzend kleinere Prosastücke auswendig zu lernen, aus dem Gedächtnis niederzuschreiben, zu korrigieren und wieder zu schreiben, bis sie im stande sind, sie fehlerlos wiederzugeben." (F.)

---

1) Auch in den Oberklassen der allgemeinen („obligatorischen") Volksschule nicht.

VIII. Aufsatz. Allgemeine Volksschule: „Es muß schon für die Unterstufe maßgebend sein, daß der Aufsatz nicht die Bestimmung haben kann, das Gelernte einfach zu wiederholen; vielmehr ist sein Zweck, den Schüler zu befähigen, daß er etwas Bekanntes von einem besonderen Gesichtspunkte aus selbständig betrachten kann.“ (E.) „Eine Hauptsache ist, daß der Aufsatz als geschlossenes organisches Ganze sich erweise.“ (D.) Einzelarbeiten für die Aufsatzübung (5. bis 8. Schuljahr): Gewinnen erst des Inhalts, dann der sprachlichen Form — vorbereitendes Diktat (Behandlung der zu erwartenden grammatischen, orthographischen, stilistischen Schwierigkeiten oder Eigentümlichkeiten) — Besprechen der Diktate und Konzepte — Eintragen des Aufsatzes. (E.) — Höhere Volksschule: „Ich entnehme die Aufsatzstoffe mit Vorliebe dem Kreise der von der Natur und dem Leben gegebenen Anschauungen räumlicher oder zeitlicher Art, namentlich solcher, die für das Leben der Menschen von größerer Tragweite sind: Stein, Holz, Wald, Wohnung, Kleidung, Gerätschaften, Tag, Monat, Jahr, Himmelsgegend, Auge, Hand, der Thätigkeit des Gebens, Nehmens, Stehens, Sitzens, Liegens, des Sehens und Hörens, oder ich richte den Blick der Schüler durch synonymische Arbeiten auf die Unterscheidungsmerkmale verbaler, attributiver oder substantivischer Begriffswörter, die im Anschauungskreise der Schüler liegen.“ (D.)

IX. Sprachlehre (Grammatik). Wesentlich Übungen im Vergleichen und Gebrauche der sprachrichtigen Form. (G.)

X. Behandlung von Gedichten. „Ein Gedicht soll bloß so lange durchgenommen werden, bis sein Bild, d. i. sein Inhalt, im Gemüte der Schüler deutlich und fest geworden ist“. „Ist ein kürzeres Gedicht durch sich selbst verständlich, so lasse man es rein durch sich selber wirken“. (D). — Die Ergebnisse, um welche es sich bei H handelt, werden als in der Oberklasse (beim Rückblick am Ende des Schuljahres oder der Schulzeit) gewonnen gedacht — und zwar sind es Schlüsse auf des Dichters Sinnen und Denken, auf den Dichter als solchen überhaupt, abgeleitet aus seinen Werken. „Der Lebenslauf tritt dabei allerdings zurück; aber das Gewonnene ist wichtiger als das Merken der Geburts- und Todesjahre, als das Behalten der bloßen Titel von Dichtungen.“ „Wohl kann auf solche Weise keine erschöpfende Charakteristik gegeben werden, schon deshalb nicht, weil in der Volksschule, auch unter sehr günstigen Verhältnissen, die einfache, ich möchte sagen naive Auffassung der Dichtung ohne weitgehende Reflexionen stattfinden wird. Trotzdem ist solches Ausbauen der Dichterpersönlichkeit, solches Einführen in die geistige Werkstätte des Dichters, der ja immer, falls er ein rechter Dichter ist, auch ein guter und edler Mensch sein muß, von größtem Werte. Die Urteile, welche auf solche Weise über die Dichtungen und

den Dichter entstehen, haben sichere, reelle Grundlagen. Zwar nicht die Geistesheroen ersten Ranges können Volksschüler auf diese Weise kennen lernen: dazu sind solche Dichter zu gewaltig und der Geist des Volksschülers an zu enge Grenzen gebunden. Bei einigen Dichtern möchte aber der Versuch doch gewagt werden dürfen, z. B. bei Hebel, Körner, Arndt, Freiligrath, Uhland, Chamisso."

Verblüffende Wörter im Deutschen.

Von Friedrich Polle in Dresden.

Echot, Betriten, Uriren, Alteran, Begamt, Bouletage, Weißwallungen — ich möchte wissen, wie viele der Leser sich bei diesen Wörtern etwas denken können.

Solcher Wörter, die uns verblüffen, wenn sie uns außer dem Zusammenhange, nicht selten auch, wenn sie uns in ihrem Zusammenhange entgegentreten, giebt es nicht wenige. Es giebt deren für das Ohr beim Sprechen, weit mehr aber noch für das Auge beim Lesen, weil die deutsche Schrift die Betonung unbezeichnet läßt. Für das Ohr hat das Deutsche wie andre Sprachen mehr verblüffende Sätze, auf die das Volk aufmerksam geworden ist und die deshalb in aller Munde sind, wie 'Pap aß sie, Aal aß er, Die Kuh rannte, bis sie fiel, Mähn Äbt auch Heu?' So französisch Pie a haut nid, caille a bas nid, coq a os, pie aussi, ver n'a pas, taupe en a. L'ami l'a mis là, Le riz tenta le rat et le rat tenté tâta le riz; englisch I never saw a saw saw, as this saw saws u. a. Solche Wörter sollte man vermeiden, und wer auf die Sache aufmerksam wird, wird sie auch vermeiden oder, wo das nicht möglich ist, dem Leser irgendwie helfend entgegenkommen. Doch das geschieht nur selten. Ich will hier einige solcher Wörter besprechen. Die von mir selbst gebildeten werde ich mit einem Sternchen bezeichnen, die unbezeichneten haben mir meist gedruckt vorgelegen, nur einige wenige habe ich der mündlichen Rede entnommen. Manche lege ich aus guten Gründen in lateinischer Schrift vor. Ich beginne mit Erfahrungen aus der Kinderwelt.

Ich las als Kind in einer Zeitung, in Berlin sei eine jüdische Mischehe vollzogen worden. In dem Worte Mischehe legte ich den Ton auf die letzte Silbe und sah darin ein wahrscheinlich hebräisches Wort, das wohl ein Fest bezeichnen möge, das aber zu kennen ich mich nicht verpflichtet fühlte. Ähnlich ist es mir und andern Kindern mit dem Worte Erblasser ergangen, dessen zweiter Silbe ich den Ton gab,

und wahrlich nicht ganz ohne Berechtigung, denn das Wort ist ein unglücklich gebildetes. Sehr hat mich ferner als Knaben das Pothal in Verlegenheit gesetzt, weil ich die zweite Silbe betonte, da meine Gedanken dabei dem Pedal näher waren als dem Po, und ich war schon halbwegs erwachsen, als ich trotz der gemachten Erfahrung bei der Poebene stockte, weil ich Pöbene las. Auch Zabebene, Ringebene (Curtius, Griech. Geschichte I, 1. Aufl. 7) sind verblüffend. Bloß Folge der erworbenen Erfahrung war es, daß mir die Polinie nur einen Augenblick Not machte. Der Po ist hier ein ausgelassener Geselle, er liefert auch den *Pofisch, *Posand, *Posagen u. s. w. und wenn diese Sagen in Verse gebracht werden, so geschieht das durch einen *Popoeten oder eine *Popoetin. Den Genitiv 'des Pos' sollte man mit Apostroph, dem ich sonst nicht eben hold bin, Po's schreiben, wie das auch geschieht in dem Buche Rembrandt als Erzieher (Leipzig 1890) S. 47, einem, beiläufig bemerkt, höchst geistvollen und schon wegen seines Stiles auch für die Leser dieser Zeitschrift sehr beachtenswerten Buche.

Erst kürzlich erhielt ich für einen meiner Pflegebefohlenen eine Zahnarztrechnung, auf der ich las: 1 Nero zerstört 4 ℳ. Hier erging es dem Manne, wie einst dem Knaben: arglos hielt ich Nero für einen Kunstausdruck der zahnärztlichen Sprache — es giebt ja schwarze Zähne und nero ist ja das italienische Wort für schwarz. Aber es war nur undeutlich geschrieben: es sollte Nerv heißen, wie mich ein kurzes Nachdenken lehrte.

Man sieht, die Kenntnis fremder Sprachen ist hier dem richtigen Verständnis eher hinderlich als förderlich. Bei Polentum dachte ich im ersten Augenblick an das lateinische polenta, von dem es ja auch eine Nebenform polentum gegeben hat. So ist, da so viele französische Wörter auf -age endigen, französische Aussprache nahe gelegt bei Cabellage, Pegellage (Üb. Berg u. Thal. Organ des Gebirgsvereins f. d. sächs.-böhm. Schweiz, Nr. 81 [1884] 280^{b}), allenfalls auch bei Insellage und dem selten gebrauchten Kunstausdruck Gemengelage, die sämtlich das deutsche 'Lage' enthalten, bei Identage und vollends bei Bouletage (wo uns Belétage irre macht), die mit 'Tag' zusammengesetzt sind, und bei Bouletage fällt mir ein, daß ich auch an Bouleuhr anstieß. In einetagig (Glückauf! Organ d. Erzgebirgsvereins. 1882. Nr. 7 S. 63) ist man umgekehrt geneigt, das g deutsch auszusprechen, wobei wohl 'eintägig' mitwirkt. Auch die Schreibung Axe für Achse verleitet zu irriger Auffassung, wie bei Augaxe. Das Wort Sehaxe habe ich Se-haxe vorlesen hören und Patentaxe kann in der That ebenso gut Patent-Achse wie Paten-Taxe bedeuten. Das Wort altaria ist jedem Lateiner bekannt und gerade diese Bekanntschaft kann ihm das Verständ-

nis des Wortes Altarie erschweren, das eine musikalische Frau sich sofort richtig in Alt=Arie zerlegt. Wer von den Titusthermen und den Caracallathermen weiß, kann bei den Heraklithermen (Hermes XVII 651) stutzen, bis er inne wird, daß Heraklit=Hermen gemeint sind. Wer den Enipeus und den Orpheus und den Epeus kennt, kann bei Epheus in Verlegenheit kommen, obwohl dies der Genitiv des bekannten Wortes Epheu ist. Eben weil man das Wort Regeneration kennt, kommt einem Regenerosion (Regen=Erosion) fremd vor. Ich wußte, daß das lateinische raucitas Heiserkeit, der Plural raucitates etwa Heiserkeitsanfälle bedeute: gerade deshalb suchte ich in Raucitates etwas andres als gemeint war: des Citates aus einer Schrift eines gewissen Rau. Die Wörter Horoskop und Teleskop sind uns geläufig. Gerade dadurch wird uns das Verständnis der Wörter Horoskopfalter und *Teleskopfalter erschwert: man kann doch diese Dinge nicht falten, und Falter = Schmetterling will sich vollends nicht fügen. Erst nach einigem Sinnen zerlegen wir richtig Horos=Kopf=Alter und Teles=Kopf=Alter und sehen ein, daß vom Alter eines Kopfes des ägyptischen Gottes Horos bez. des griechischen Heros Teles die Rede ist. Gerade diese Umstände, die unsre Gedanken auf eine falsche Fährte leiten, die unsre Aufmerksamkeit voreinnehmen, sind von hoher psychologischer Bedeutung.

Bis jetzt habe ich die Wörter in gewisse Gruppen geordnet. Wenn ich dies im folgenden nicht immer thue, so geschieht es nicht aus Mangel an Ordnungssinn. Bei der Einreihung in Gruppen wirkt hauptsächlich nur das erste verblüffend; sobald es durchschaut ist, bietet es den Schlüssel für das Verständnis der übrigen. Das Wort Italaidiomes, z. B. könnte wohl verblüffen; aber es kann dies nicht mehr, wenn eben Bibelidiom vorausgegangen ist. Haben sich uns die *Heroepen als die epischen Gedichte über Hero entpuppt, so sind uns Karlsepen, Prosaepen, ja auch *Tiberoden, *Mainoden sofort verständlich. So stelle ich denn hier zunächst ein Viertelhundert bezifferter Wörter zusammen, deren Erklärung ich erst hinterdrein unter den entsprechenden Ziffern bieten werde: mögen die Leser daran ihren Scharfsinn versuchen.

1. Echot. — 2. Uriren. — 3. Alteran. — 4. Betogat. — 5. Begamt. — 6. Betriten. — 7. *Weißwallungen. — 8. Jungeste. — 9. Rengeweihe. — 10. Kaabaart. — 11. Urich. — 12. Regnets. — 13. Osterin. — 14. Versicten. — 15. Eischenkern. — 16. *Eleeraun. — 17. Bastrobe. — 18. Dakenart. — 19. Endiota. — 20. Ostelis. — 21. *Donnereide. — 22. Joneid. — 23. Altilier. — 24. Metharom. — 25. Kapperle.

Erklärung: 1. Es echot, giebt ein Echo. — 2. Urbewohner von Irland. — 3. Alt=Eran oder Iran. — 4. Mit diesem Worte übersetzt Georges in seinem Ausführlichen Lateinisch=Deutschen Wörterbuche togatus

und zwar thut er dies mit vollem Recht, denn ein Lexikograph muß zunächst so wörtlich wie möglich übersetzen. Wollte man das Wort in anderm Zusammenhange gebrauchen, so würde das getadelt werden müssen. Hat doch Uhland sogar in Platens

Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt

'bediademt' in seiner Mundart 'a wüschtes Wort' genannt und dem Freunde, der es verteidigt hatte, als dieser auf dem Heimwege strauchelte, zugerufen: 'Du bist wohl bediaduselt?' — 5. Das Amt eines (türkischen) Beg. — 6. Die Riten (ritus) des Betens — 7. Lungen eines Weißwals, einer Art Walfische. — 8. Ein Este (= Esthe, Bewohner Esthlands), der einer gewissen Partei angehört, wie man von Jungtschechen spricht. — 9. Das Geweih eines Ren oder Renntieres, das man jetzt mit zwei n schreibt, weil es durch Volksetymologie mit 'rennen' zusammengebracht worden ist, vielleicht auch, um es von einem Manne zu unterscheiden, der von seinen Renten lebt. — 10. 'Nach Kaaba-Art gebaut', nach dem Muster der Kaaba in Mekka. — 11. Das Ur-Ich ist ein Grundbegriff der Metaphysik. — 12. Soviel wie 'regnet es?' — 13. Ost-Erin, Erin bekanntlich alter Name von Irland. — 14. Vers-Iktus. — 15. Den Ei-Schenkern, die ein Ei geschenkt haben. — 16. Auen der Eleer. Ich habe das Wort gebildet nach Voß' Übersetzung der Äneis VII 712 Roseeraun. — 17. Indische Bast-Robe. — 18. Nach Daken-Art (Bewohner Daciens). — 19. End-Jota. — 20. Ost-Elis. — 21. Nicht etwa beim Donner geschworene Eide — das wäre eine sehr undeutliche Zusammensetzung — sondern eine Nereide, die an der Mündung des Don haust. — 22. Der Eid des Jon. — 23. Alt-Ilier, aus Ilion. — 24. Meth-Arom. — 25. Eine Perle vom Kap.

Unter 7 hatten wir Weißwallungen. So könnte man auch *Walzungen bilden, denn auch eine Zunge hat der Wal. Der zoologische Garten bietet noch andere Lungen und namentlich Nieren, wie *Atzellungen, *Pumalungen, *Lamanieren, *Coatinieren, *Agutinieren, *Pumanieren und, will man das Spiel weiter treiben, *Puma-Manieren, *Lama-Manieren, ja zu einem Kinde könnte man auch von *Lama-Mama-Manieren sprechen. Ein *Beonestei wäre das Nest-Ei des Vogels Beo. Coati, Aguti, Beo sind eben wenig bekannte Tiere, wie ich in Cerreiche (Eigenschaftswort cerreichen) schwerlich eine Eiche geahnt haben würde, hätte ich die Wörter anderswo gefunden, als in Georges' Lateinischem Wörterbuch unter cerreus und cerrinus. Solche Namen mögen dem Zoologen bez. dem Botaniker geläufig sein, andern Leuten kaum. Bei den folgenden Wörtern hinwiederum werden Nichtphilologen stutzen, Philologen nur hie und da: Deliaelegien, Italacitate,

Hexere, Stichlesart (Hermes XII, 501), digammalos (Fleckeisens Jahrb. f. Philol. 1878, 66), Epipolairande (ebd. 1885, 436 Anm.: Epipolai war ein Stadtteil von Syrakus), ciceroatmende Briefe (ebd. 1883, 563), Maiiden, Trimeterende, panitalisch, unitalisch (Allg. Ztg. 1882 S. 1642a), Deuteideogramm (Jen. Litt.-Ztg. 1874, 779a). Diodatus ist ein Personenname, aber *Diodaten können auch Daten sein, die aus dem Geschichtschreiber Cassius Dio stammen und auch andre Zusammensetzungen mit 'daten' können stutzig machen.

Mit Klotzschemelchen und Urenkelchen führt man Kinder aufs Glatteis. Man könnte das Spiel mit Saphirkelchen und Rubinkelchen fortsetzen. Es kommt hier auf richtige Trennung und Betonung an. Verlangsamtes könnte ein Kind (des) Verlangs-Amtes, Wandelstern hat ein Kind wirklich Wand-Elstern gelesen. Ähnlich steht es um Erdrücken und erdrücken, Versende und versende u. a. und bei den zahllosen Wörtern wie übersetzen, umgehn, unterhalten widerfährt auch Erwachsenen gar nicht selten falsche Betonung, wie sie auch an Erbsendung und Entendung (Dung = Dünger) straucheln könnten, und noch leichter möchten sie wohl, da ihnen Stearinkerzen und Paraffinkerzen bekannt sind, bei Altaizinkerzen nachsinnen, was für Kerzen das wohl seien, während von Altai-Zink-Erzen die Rede ist, wie einer meiner Freunde bei Stampferde zunächst an Pferde dachte und erst hinterdrein die Stampf-Erde erkannte. In dem guten Buche 'Die Leipziger Mundart' (Leipzig 1881) giebt der Verfasser, Karl Albrecht, in § 166b eine lehrreiche Zusammenstellung von Personennamen, die als Gattungsnamen verwendet werden. Unter Lotte S. 39 führt er an: Drecklotte, Klatschlotte, Sauflotte, Freßlotte, Spiellotte An diese Namen mußte ich zunächst denken, als ich in Schorers Familienblatt X 49 von einer Polcalotte las. Es war dort vom Planeten Mars die Rede und erwähnt, daß dieser an seinen Polen eine Schneehaube zeige: diese ward eben Pol-Calotte genannt. Ein Theereimer ist ein Eimer für Theer; man könnte aber auch scherzhaft einen süßlichen Dichter so nennen, nämlich einen Thee-Reimer, wie man ja von Theelyrik spricht. Bei Laubaderlaß wird uns ein Aderlaß vorschweben, während das junge Mädchen, das dies Wort gebrauchte, ihre Freude aussprach über den ihr vom Arzte gewährten Lau-Bad-Erlaß: sie wollte lieber kalt baden.

Leicht können Zusammensetzungen mit Ära uns zum besten haben, zumal wenn es Aera geschrieben wird: Weltaeren (Paulys Realencykl. d. klass. Altertumswiss. I 1, 421), Sothisaera (ebd. 407), Reformaera. Donknie hielt ich anfangs für ein russisches Wort, es war aber das Knie, das der Lauf des Don in der Nähe der Wolga bildet

(Fleckeisens Jahrbb. f. klass. Philol. 1890, 1). Author schrieb man früher für Autor: so kann denn das Author in Kassel wohl irre machen, besonders wenn einer der vielen, die deutsches th verwerfen, Autor schreibt.

Der *Murfische Geschmack, der *Arnofische Geruch, der Sofatische Glanz, der *Koranische (oder *Korenische) Schmuck erscheinen als unverständliche Eigenschaftswörter. Wenn ich aber der *Jonische Tiefe hinzufüge, so entschleiern sich diese Wörter als Genitive von Hauptwörtern: es sind Fische des Mur und des Arno, Tische vor einem Sofa, Nischen mit einer Kora (Kore), Jo. Diese letztgenannte Frau, so ernst sie in der Mythologie ist, liebt es auch sonst, mit ihrem Namen zu necken: Jovase hat mich in Verlegenheit gesetzt und noch mehr Jorinde (dem Rinde, in das Jo verwandelt ward). Cerestische oder Cerestеller übersetzt Brosin das Virgilische Cereale solum Aen. VII 111. — Hermann Allmers, Röm. Schlendertage, 3. Aufl. 233 spricht von einem warmen Terrasienatone, in welchem die Landschaft vor ihm gelegen habe. Das Wort hat mich verblüfft, aber schon Lilaton und Rosaton verblüffen: man kann in Versuchung kommen, die letzte Silbe mit französischem Nasenlaut zu sprechen.

Die folgenden Beispiele werden einer Erklärung weniger bedürfen: Congonation, Gersteration, Seenzone, (Deutschlands) Seegeltung (Petermanns Geogr. Mitteil. XX 443), Goldöse, atembar, Pikaz, Maiukas, Beyrang, Kniegicht, Darmenge, Geldentente und andere Zusammensetzungen mit entente, Kornetrang, panislamitisch, beturbant, Tretrade (man denkt an das griechische Tetrade, Vierzahl), Urbriten, Zarinnen, Pariadenkart, Papessen (Pap ist mundartlich und in der Kindersprache Brei), Tonchaos (Über Land u. Meer 39 Nr. 16, 342), *Urur und *Uruhr; die Westersen sind Halbiren. Von einem freiheitern Blick spricht Göthe in Wilh. Meisters Wanderjahren 2. Buch 9. Kapitel.

Viel thut die Schreibung, weshalb ich ja auch bei einer Anzahl der besprochenen Wörter lateinische Schrift gewählt habe. Voracten (Masius' Jahrbb. f. Päd. 1877, 501) ist weniger durchsichtig als Vorakten, weil man in Versuchung gerät, das V wie W zu sprechen (ob hier die Erinnerung an vorax, voracitas, frz. voracité, engl. voracity eine Rolle spielen mag?). — Fäschen ist mißverständlich, Fäschen nicht. — Oben habe ich viele dunkle Wörter durch den Bindestrich in helles Licht gesetzt, B-Laut, End-i erfordern ihn unerläßlich, denn Blaut und Endi sind schlechthin unverständlich. Aber auch Öljaufer, Orlaufer, Naheufer, Neckarathen, Zinkerzader, den Zinkroherzen sollte man mit Bindestrichen schreiben, denen ich sonst nicht gern das Wort rede. Die

Verbannung der großen Anfangsbuchstaben aus den Hauptwörtern halte ich für verständig, aber leugnen läßt sich nicht, daß sie Mißverständnisse veranlassen kann, wofür das Beispiel der Münchner Fliegenden Blätter einen Beleg bietet: Es ist ein trost im unglück einen genossen zu haben.

Die Zahl der hier besprochenen Wörter ist ungefähr 160. Davon enthalten etwas mehr als 60 Eigennamen oder wenig bekannte Tiernamen (Aguti u. s. w.). Von den übrigen 94 sind 44 rein deutsch oder doch Lehnwörter, 50 sind oder enthalten Fremdwörter. Dieser Umstand ist eine neue nicht zu verachtende Mahnung, Fremdwörtern nach Möglichkeit die Thür zu weisen. Ludwig Steub, Kleinere Schriften I 256 sagt: 'Man brachte mir den "Temps", den Herr Nefftzer, ein Elsässer, trefflich redigiert. So oft ich den Temps später noch gesehen, habe ich immer ein besonderes Gefallen an diesem Nefftzer gefunden. Welch elsässische Keckheit, den Parisern mit einem fftz unter die Augen zu treten! Welch tudesquer Übermut, ihnen diese aufreibende Kombination entgegenzubringen, an der sie ihre feinen Organe leicht absprengen und zerschellen können, da wir mit unserer rauhen Zunge ihrer kaum mächtig werden!' Das französische Wort tudesquer in deutscher Schrift und mit deutscher Endung verblüfft, aber man läßt es gern gelten, da es mit einem gewissen witzigen Hohn aus dem Sinne der Franzosen heraus gesagt ist. Wenn dagegen Gräfin H . . . . in Über Land und Meer 1889 Nr. 48 S. 991 c von 'einer sehr chicen gelben Toilette' spricht, so möchte ich der schönen und liebenswürdigen Unbekannten — diese Vorzüge setze ich bei ihr natürlich voraus — in aller Bescheidenheit raten, das Schriftstellern auf die Zeit zu verschieben, wo sie die Schwierigkeiten des Buchstabierens und der Kunst, Hauptwörter von Eigenschaftswörtern zu unterscheiden, einigermaßen überwunden hat. Auch ein etwas geläuterterer Geschmack dürfte zum Schriftstellern doch am Ende nicht ganz überflüssig sein. Dies chicen soll man vermutlich 'schicken' aussprechen; aber, ungalant wie es ist, gestattet dies leider das Abcbuch nicht. Und chic — beiläufig nichts andres als das deutsche Schick, Geschick — wird von den Franzosen nur als Haupt-, nicht als Eigenschaftswort gebraucht. Indes einer Frau bringen wir, auch wenn ihre Feder strauchelt, doch gern unsere Huldigungen dar; daß aber der Leiter von Über Land und Meer solche Flecken an seinem Blatte duldet, bleibt unverzeihlich.

Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Von Rudolf Hildebrand.

II. (s. S. 481.)

Bei dem Laden des Gewehrs, das dort besprochen wurde, ist auch spannen erwähnenswerth, das ebenso in die Vorzeit zurück weist. Wenn es jetzt z. B. in Goethes Jägerliede heißt:

Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,

gespannt, d. h. schußfertig gehalten, so denkt man, falls mans deutlicher vorzustellen sucht, an den Hahn, mit gespanntem Hahn. Aber man fühlt leicht, daß auch das die suchende deutliche Vorstellung nicht befriedigt, beim schußfertigen Hahn gibt es kein Spannen, sondern ein Aufziehen. Als überlieferter fester Kunstausdruck erscheint aber das Spannen beim Büchsenspanner. So heißt bei fürstlichen Jagden, auch in der Schießhalle bei Vogelschießen u. ä. ein Diener, der die Büchsen schußfertig macht und sie dem Schützen so darreicht. Nicht mit gespanntem Hahne, denn das wäre leicht gefährlich, sondern den Hahn in Ruhe. Woher also das Spannen? Bei Vogelschießen, das für Kinder veranstaltet wird, ist gewöhnlich ein Mann mit dem Fertigmachen der kleinen Armbrüste beschäftigt, er heißt der Spanner und hier ist denn das spannen an seiner eigentlichen und ursprünglichen Stelle. Er heißt aber auch vollständiger der Bogenspanner, z. B. bei Schützengesellschaften, die noch mit Armbrüsten schießen, wie in Dresden. An der Armbrust heißt der biegbare Theil, der eben die Spann- und Schußkraft entwickelt, der Bogen (Stahlbogen), welches Wort in Armbrust selbst versteckt enthalten ist, denn es entstand aus mittellateinisch arcubalista, Bogen-Wurfgeschütz, sie ist ja nichts als ein verbesserter Bogen, zugleich eine verkleinerte Baliste, wie die Flinte eine verkleinerte Kanone. Nun ist die suchende Vorstellung befriedigt und blickt mit der eigenthümlichen Lust des geschichtlichen Blickens weit in die Vorzeit, ja in die Urzeit zurück: das spannen stammt vom ältesten künstlichen Schießwerkzeug, dem Bogen her, ist aber, auch als es unpassend wurde beim Feuergewehr, treulich festgehalten worden bis in die Gegenwart und weiter. Es ist wie bei einer Geschäftsfirma, die, auch wenn der Name des Besitzers, der sie stiftete, sich ändert, doch unverändert fortgeführt wird, um in die Einheit des Geschäfts, das die Hauptsache bleibt, keinen Bruch zu bringen. Mir scheint das ein köstlicher Denkstoff für die Schule.

Ziemlich alt muß auch die Redensart vom Landfrieden sein, die doch noch ganz frisch lebendig ist: „Ich traue dem Landfrieden nicht." So sagt z. B. einer, der ein Vorhaben auszuführen Bedenken trägt und damit zögert, weil er die einschlagenden Verhältnisse dafür nicht für günstig, eher für gefährlich halten muß. Ursprünglich aber gehört es z. B. in den Mund eines Kaufmanns, der etwa im 16. Jahrhundert mit seinen Waaren über Land ziehen wollte und dem geschlossenen oder gebotenen Landfrieden nicht traute, daß er dadurch vor Überfall und Raub sicher wäre, zumal, wenn seine Stadt mit benachbarten Rittern oder Strauchdieben in Fehde und Feindschaft gewesen war. Amtlich und von Reichs wegen ist ja von Landfrieden längst nicht mehr die Rede, der Begriff, um den Kaiser und Reich Jahrhunderte lang kämpften (und der sich nun von selbst versteht), mußte wohl im dreißigjährigen Kriege vollends in die Brüche gehen. Aber die Sache dauerte fort bis ins 18. Jahrhundert. Noch in der Ordnung der Leipziger Thomasschule vom Jahre 1723 S. 63 wird z. B. den Schülern, die im Schulhause wohnten, aufgegeben, Waffen, die sie etwa aus den Ferien mitbrächten, sollten sie beim Rector „verwahrlich niederlegen".

Nicht so alt und doch auch längst Vergangenes festhaltend ist die Redensart Lunte riechen. „Er hat Lunte gerochen" sagt man z. B. von einem, der in einem Kreise, in dem er sich bewegt hat, auf einmal wegbleibt, weil er gemerkt hat, daß man ihm da nicht wohl will oder selbst Feindseliges im Schilde führt. Das ist die Lunte, die vor der Anwendung des Feuersteins, der seinerseits vom Zündhütchen abgelöst wurde, zum Anzünden des Pulvers auf der Pfanne diente, bei den Geschützen wie bei den Gewehren. Der glimmend gehaltene Hanfstrick mußte weithin riechbar sein mit größter Deutlichkeit; wer also dem Kampfe auszuweichen Grund hatte, mußte an dem Geruch der Lunte den anrückenden Feind auch im Walde weit genug merken.

Aus ziemlicher Nähe zeigt den Vorgang, daß eine fest gewordene Redensart im Leben ihren Anhalt verliert, aber unbekümmert darum fort lebt, die Redensart „eben noch vor Thorschluß" u. ä. Sie ist unentbehrlich, um ein Geschehen oder Thun zu bezeichnen, das gerade noch genau vor der gegebenen Möglichkeit glücklich zu Stande kommt, hat aber ihren sachlichen Ernst nur noch in Festungen hinter sich. Denn das Stadtthor ist gemeint, das es ja nun nicht mehr gibt. Wir Alten wissen noch, wie das Ding beschaffen war und was es auch im Frieden für Bedeutung hatte mit seinem Öffnen früh und Schließen Abends. Da kam es vor, daß einer Gesellschaft, die sich verspätet hatte, das Thor „vor der Nase" verschlossen wurde, obschon ein sog. Thorgroschen das strenge Gesetz milderte und ein Pförtchen in oder neben dem wuchtigen

Thore öffnete zum Durchschlüpfen. Für die Schüler ist das ein überaus anregender Denkstoff. Eine Stadt mit völlig offenen Gassen ohne jede Möglichkeit eines Verschlusses, während jeder Garten Abends verschlossen wird, das ist etwas, was noch vor hundert Jahren keinem Menschen denkbar war. Noch bei Schiller verstehen sich Stadtthor und Thorschluß von selber in der Glocke, und die Stelle braucht nun schon eine Art gelehrter Erklärung, welche die jüngeren Lehrer auch schon nicht mehr aus eigner Anschauung nehmen können. Da der Abend eintritt:

Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.

Da wäre, wenn die Stelle zur Sprache käme, übrigens auch erwähnenswerth, daß die Schüler bei dem Licht nicht etwa an eine Lampe auf dem Tische denken, die es damals noch durchaus nicht gab, auch nicht an Fürstenhöfen, es ist nur ein Licht im Leuchter gemeint. Auch das haben wir Alten noch mit erlebt.

Berichtigung zu S. 353.

Auf einen bösen Bock, den ich da geschossen habe, machte mich Hr. Prof. David Kaufmann in Buda-Pest aufmerksam. Das Bild, das Goethe da braucht in dem Gedichte Schwager Kronos, wie zu seinem Empfang im Orcus sich die Gewaltigen von ihren Sitzen lüften, hat mit der ähnlichen Stelle in dem Gedichte von Denis auf Gellerts Tod gar nichts zu thun, sondern beide Dichter hatten dabei eine Bibelstelle im Sinne, Jesaias 14, 9.[1]) Da ist prophetisch von dem Tode des Königs von Babel die Rede, wie nun die ganze Welt Ruhe hat, aber „Die Helle drunden erzittert vor Dir, da Du ir zu gegen kamest. Sie erwecket die Todten, alle Böcke der welt, und heißet alle König der Heiden von iren Stüelen auffstehen, das dieselbigen alle unt einander reden und sagen zu Dir, Du bist auch geschlagen, gleich wie wir" usw. An dem Grundgedanken meines kleinen Aufsatzes wird damit nichts geändert.

R. H.

1) Vgl. auch W. Ringeling in dieser Zeitschr. IV, S. 485 flg.

Ein Wort

zu meiner in Wychgrams Sammlung erscheinenden Auswahl deutscher Gedichte.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Als mir im vorigen Jahre von Herrn Direktor Dr. Wychgram in Leipzig der Auftrag wurde, für Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben eine Auswahl deutscher Gedichte zusammenzustellen, glaubte ich mich dem um so weniger entziehen zu dürfen, als ich mir schon seit Jahren für meinen Hausbedarf eine Gedichtsammlung angelegt hatte, in die ich einfügte, was ich für echt und körnig in unserer Litteratur hielt. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß sich in jedem Zeitalter der Dichtung den wirklichen und wahren Dichtern, die mit gesundem Denken und Empfinden in dem lebendigen Strome unseres Volkstumes stehen, eine große Zahl von bloßen Anempfindern, von Nachbetern und Nachtretern anzuschließen pflegt, die oft den Unkundigen über das Wahre und Gesunde in unserer Dichtung täuschen, oft sogar den Geschmack eines ganzen Zeitalters irreführen und vom Wesentlichen aufs Unwesentliche, vom Echten aufs Unechte hinlenken können.

Wenn ich nun auch meine Haussammlung bei weitem nicht ihrem ganzen Umfange nach einer vorwiegend für die Schule bestimmten Sammlung einverleiben durfte (weise Beschränkung thut ja in der Schule vor allem not), so ist doch der Grundzug derselbe geblieben. Freilich mußte hier nun doch ein gewisses Gesamtbild der Dichtung der letzten hundert Jahre gegeben und daher auch mancher Dichter aufgenommen werden, der charakteristisch für diese oder jene, wenn auch weniger echte und gesunde Richtung unseres Schrifttums erschien, wie denn auch vor allem der eiserne Bestand der in der Schule besonders gepflegten Dichtungen aufs sorgfältigste gewahrt werden mußte. Ohne den einheitlichen Grundzug der Sammlung aufzugeben, mußte ich doch vor allem Einseitigkeit in der Beurteilung und Auswahl zu meiden suchen und dem Ganzen eine möglichst objektive, ich möchte sagen plastische Rundung geben, wie sie unbedingt für alles gefordert werden muß, was für die Schule bestimmt ist. Hier hat mich besonders der feinsinnige Geschmack und die erprobte Erfahrung des Herrn Direktor Dr. Wychgram gefördert und unterstützt, sodaß die Sammlung manche Härte verloren hat, die ihr wohl ursprünglich anhaftete.

Die Dichtungen Schillers, Goethes und Uhlands werden immer den Hauptstoff für unseren deutschen Unterricht bilden müssen, sie sind

daher auch in meiner Sammlung am reichsten bedacht, neben ihnen sind jedoch selbstverständlich auch Klopstock, Herder, Lessing, Bürger, Claudius, Rückert, Arndt, Schenkendorf, Körner, Eichendorff, Chamisso, Heine, Lenau u. a. gebührend berücksichtigt, sodaß auch die Hauptgedichte dieser unsterblichen Geister eine ausreichende Behandlung finden können. Besonderen Nachdruck habe ich dabei auf das Volksmäßige in unserer Dichtung gelegt, und es ist daher auch das Volkslied und die Dialektdichtung (Fritz Reuter, Klaus Groth, Karl Stieler, Kobell, Holtei u. a.) mit herangezogen worden. Gerade aus unserem Volkstume wird nicht nur unsere Dichtung, sondern auch unsere Geistesbildung immer aufs neue, wie aus einem herrlichen Jungbrunnen, Kraft und Gesundheit schöpfen können, und die Schule sollte diesen heimlich rieselnden Quell echter Bildung recht fleißig in ihre wohlabgegrenzten Beete leiten.

Endlich ist in meiner Sammlung auch die Dichtung der Gegenwart einer zwar strengen, aber wie ich hoffe, vorurteilsfreien und unbefangenen Musterung unterworfen worden. Was oben von der Sammlung im allgemeinen gesagt worden ist, gilt auch von diesem Teile. Und ich bitte das bei der Beurteilung besonders berücksichtigen zu wollen. Daß neben Theodor Storm, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Felix Dahn, Theodor Fontane u. a., die der Pflege in Schule und Haus ganz besonders empfohlen seien, auch Martin Greif umfassender berücksichtigt worden ist, als es gewöhnlich geschieht, bedarf wohl für die, welche näher mit seiner Dichtung vertraut sind, keiner Rechtfertigung. Aber in weiten Kreisen wird gerade diesem Dichter die hohe Stellung, die ihm gebührt, noch versagt, sei es, weil man ihn nicht kennt, sei es, weil das Urteil irre geleitet worden ist. Ich will daher hier doch nicht unterlassen, auf das Urteil eines Mannes zu verweisen, der zu den bedeutendsten Geistern unseres Jahrhunderts zu zählen ist, nämlich auf das Urteil Victor Hehns. Victor Hehn gehörte zu jenen Männern, die in unerschütterlich fester Anlehnung an die Kultur der Alten ihren Blick auf die Litteraturen aller Völker gerichtet hielten und in einer Weltlitteratur im Sinne Goethes das höchste Ideal der Dichtung sahen. Er war ein hochbegabter Vertreter jener feinen, universellen Geister, wie sie der Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts zeitigte, in unserem Zeitalter. Er war gleichsam ein geistiger Weimaraner, und einer der letzten und besten dieser Art ist mit ihm zu Grabe gegangen. Ich bin diesem verehrungswürdigen Manne erst in den letzten Jahren seines Lebens näher getreten und habe oft mit Bewunderung gefühlt, wie sich seiner Weltweite der Anschauung eine stille Tiefe des Geistes verband. Auf die gegenwärtige Dichtung sah er mit vollkommener Geringschätzung herab, Heinrich Heine war ihm der letzte Dichter. Um so bemerkenswerter und wertvoller ist

sein Urteil über Martin Greif, das er in einem Briefe an mich ausspricht, den ich von ihm empfing, als ich ihm meine Schrift: „Martin Greif als Lyriker und Dramatiker“ durch die Verlagshandlung hatte übersenden lassen. Der Brief lautet:

„Ihre Schrift über Martin Greif habe ich bei Rückkehr von einer Badereise vorgefunden und sage meinen besten Dank dafür.

Ich kannte den Dichter aus einigen lyrischen Stücken, die mir zufällig zu Gesicht gekommen waren; seine Dramen sind mir bis auf den heutigen Tag verborgen geblieben. Jetzt ersehe ich, daß ich ein Genie ersten Rangs, dessen Werke noch die Bewunderung künftiger Jahrhunderte finden werden, verkannt oder übersehen habe. Ich muß leider bekennen, daß ich bisher nur mit den Klassikern aller Völker und Zeiten gelebt und die großen Geister der Gegenwart und ihre poetischen Thaten in höchst einseitiger Weise mit Geringschätzung betrachtet habe.

Überraschend und interessant war mir die Notiz, daß Greif eigentlich Frey heißt, aus der Pfalz stammt und noch verhältnismäßig jung ist.

Indem ich nochmals bitte, meinen Dank für Übersendung Ihrer „Rettung“ entgegenzunehmen, verbleibe ich mit aller Hochachtung

Berlin W., Linkstraße 42,
den 10. August 1889.

Ihr ergebener
Dr. Victor Hehn,
Wirklicher Staatsrat.“

Vielleicht trägt dieses Urteil dazu bei, auch manchen anderen, der bisher Greif übersehen hat, auf diesen gesunden und kraftvollen Dichter aufmerksam zu machen.

Einer unserer bedeutendsten Dichter der Gegenwart tritt hier — soweit mir bekannt ist — überhaupt zum ersten Male in einer solchen Sammlung auf: Ernst von Wildenbruch, der unserem Volke mehr als Dramatiker, weniger als Lyriker und Epiker bekannt ist. Ernst von Wildenbruch ist ein besonders hoffnungsvolles und verheißungsreiches Talent, und die Schule hat die Pflicht, auf ihn hinzuweisen und die besten seiner Werke in ihr Arbeitsfeld hereinzuziehen. Ebenso mußte Richard Wagner, obwohl in ihm der Musiker den Dichter überragt, hier vertreten sein, da die Eigenart seiner Dichtung in unserm neuesten Schrifttum einen besondern Ton anschlägt, der für die Weiterentwickelung unserer Sprache und Dichtung nicht ohne Bedeutung sein wird.

„Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit.“ Dieses Wort Heines enthält eine ewig giltige Wahrheit. Nirgendwo kann man so sehr die Kraft des Dichters messen als am Liede. Gerade der Rhetoriker wird bei der scheinbar kleinen und doch in Wirklichkeit so gewaltigen Aufgabe, ein Lied zu schaffen, immer erliegen; er wird es, weil — er

kein Dichter ist. Umgekehrt wird aber die Vertiefung in die echten Lieder wahrer Dichter der wirksamste Damm gegen jene hohle und überschüssige Rhetorik sein, an der unsere Sprache und Dichtung heute so schwer krank darniederliegt. Und so will sich auch meine Sammlung zuletzt in den Dienst dieser hohen Aufgabe stellen und an ihrem bescheidenen Teile mitwirken an der Erreichung des großen Zieles, dem wir seit 1870 alle, bewußt oder unbewußt, zustreben: an der Erneuerung unseres Volkstumes, unseres eigensten innersten Wesens auf heimischer Grundlage.

Die ältere deutsche Litteratur in der Schule.

Von **Julius Sahr** in Dresden.

II.

In der schulmäßigen Behandlung unserer alten Litteratur nehmen mit Fug und Recht unsere großen Volksepen die erste Stelle ein. Das Nibelungen- und das Gudrunlied bilden ja in höherem Sinne ein größeres Ganze: sie sind der Ausbau derselben Grundsätze und Gedanken nach zwei Seiten. In dem einen führt die Treue zum Untergang, im andern zur glücklichen Vereinigung aller. Das Gudrunlied bildet mithin eine willkommene, ich möchte fast sagen notwendige Ergänzung zu den Nibelungen. Hätten wir nur diese, so würde sich in dem Gesamtbilde altdeutschen Gemütslebens eine bedauerliche Lücke zeigen. Fast könnten die bedeutsamen Worte des Dichters am Ende des Nibelungenliedes (Zarncke S. 363, 2):

mit leide was verendet des küneges hôchgezît,
als ie diu liebe leide an dem ende gerne gît —

so klingen, als gäben sie den Grundton an, der auch aus den heitersten Klängen des Nibelungenliedes leise heraustönt, als sei das ganze gewaltige Gedicht auf dieser finsteren Anschauung aufgebaut, denn je weiter die Handlung dem Ende zueilt, um so blutiger, um so leidvoller, um so düsterer wird sie. Ja man könnte daraus schließen wollen, daß die Weltanschauung unserer Vorfahren überhaupt im Grunde düster gewesen sei. Aber diese Schlußfolgerung trügt. Oft zeigen die Werke der alten Deutschen einen Zug zum Ernsten und Tragischen, aber düster, oder wie man heute sagen würde, pessimistisch waren unsere Vorfahren nicht angelegt. Bei allem Ernst, aller Tiefe waren sie ein heiteres Geschlecht voll Kraft und Daseinslust. Sie genossen gern des Augenblicks und verschmähten und verkleinerten die Freuden der Erde durchaus nicht; grämliche Engherzigkeit war ihnen fremd. Wir haben zahlreiche

größere und kleinere Dichtungen, die uns dies deutlich predigen; keine aber thut dies besser als das Gudrunlied, das auch voll bitteren, trotzigen Kampfes ist, aber so milde, so versöhnend und allseitig befriedigend abschließt, wo sich „alle kriegen“, wie das Volk von heute sagt. Ein glückliches Geschick hat uns dies prächtige Gegenstück zum Nibelungenlied erhalten! Auch sonst bildet es eine Ergänzung zu jenem. Spielt das Nibelungenlied durchaus im Innern deutschen Landes, so versetzt uns das Gudrunlied an die Nebelgestade des deutschen Meeres und in seine wunderbare Sagenwelt. Welches andere neuere Volk kann sich zweier so in sich abgerundeter, vollendeter Volksepen rühmen? Mit dem Gudrunliede wäre also vollends jedem Glauben an eine düstere Weltanschauung unserer Vorfahren der Boden entzogen.

Vielleicht liegt ein ähnliches Bedürfnis der doppelten Form des Hildebrandsliedes zu Grunde. Man nimmt bekanntlich bei dem alten, das leider nur als Bruchstück auf uns gekommen ist, einen blutigen Ausgang an, während das jüngere Hildebrandslied, das Volkslied — ohne den bitteren Ernst aufzugeben — durchaus versöhnlich schließt. Das jüngere Hildebrandslied ist das älteste unser größeren, balladenartigen Volkslieder; es ist spätestens ums Jahr 1200 entstanden. Daher ist die Ansicht Grimms, Uhlands und Greins, der sich auch Böhme anschließt, sehr begründet, daß nämlich das jüngere Hildebrandslied nicht eine Umbildung des älteren sei, sondern ein unabhängig davon entstandenes, selbständiges Lied. Dies kann uns nur in der oben geäußerten Vermutung bestärken.

Aber wenn wir auch Nibelungen und Gudrun ihrem inneren Werte nach gleichstellen, so dürfen wir dies nicht thun in Bezug auf die Gestalt, in der beide Gedichte uns vorliegen. Hier steht die Gudrun weit hinter den Nibelungen zurück. Diese besitzen wir ja in ungleich besserer Überlieferung als die Gudrun. Wieviel Kopfzerbrechen und Zwist hat den Gelehrten schon die Frage nach Echtem und Unechtem — oder, wie manche vornehmer sich auszudrücken meinen, zwischen Originaldichtung und Interpolation — gemacht. Auch die Nibelungenfrage ist noch nicht zur Ruhe gekommen, aber so großen Unsicherheiten im Text war das Nibelungenlied nie unterworfen, und es ist für eine vernünftige Schulauswahl ziemlich gleichgiltig, ob sie auf A, B oder C schwört.

Daher ist es begreiflich, daß bisher auf der Schule mehr Nibelungenlied als Gudrun getrieben wurde.

Der innere und äußere Aufbau des Nibelungenliedes erregt manches Bedenken. Das Ärgste ist wohl, daß dem gewissenhaften Leser das Verschwinden Brünhildens aus dem Liede als eine klaffende Lücke auffällt. Zur Entschuldigung dient, daß der ganze innere Anteil der Dichtung sich immer

mehr der eigentlichen Hauptgestalt, der Kriemhilde zuwendet und daß fortan im Liede nur das betont wird, was zu ihr in Beziehung steht. Die Gestalt der Brünhilde ragt ja überhaupt als ein rätselhaftes und halbverstandenes Stück der alten Götterwelt in den Kreis des Gedichtes hinein. Ein gewisses Gleichmaß liegt wieder darin, daß, wie im ersten Teil eine Hauptperson, die Brünhilde, verschwindet, so im zweiten eine neue auftaucht, Rüdeger von Bechlaren. Diese Heldengestalt möchte ich fast das Vollendetste nennen, was unsere alte Volksdichtung an Charakterzeichnung hervorgebracht hat, eine Gestalt, die so recht zeigt, wie altgermanisches, ans Heidnische grenzendes Rittertum mit christlichem Sinn sich vermählt, ja wie jenes durch dieses geadelt und erhöht wird. Bedenken wir noch, wie auch im Nibelungenlied die Treue in ihren verschiedenen Formen allen Personen den Antrieb zu ihren Handlungen giebt, wie sie als Fürstentreue und ihrem Widerspiel, der Mannentreue, als Freundestreue und als Treue der Liebenden — hier in Kriemhildens Gestalt ins Übermenschliche gesteigert — auftritt, so empfinden wir recht lebhaft, wie in diesem Volksepos deutsches Wesen aufs Schönste verkörpert ist! Auch sonst fehlt kein wichtiger Zug an unseren Vorfahren, z. B. die reckenhafte, halbbarbarische Kampfeslust und Heldennatur, hier gepaart mit Jugendfrische und Unschuld, wie in Siegfried, dort mit voller männlicher Reife, wie in Rüdeger, endlich mit Humor und beißendem Spott, und zwar wiederum in seiner doppelten Gestalt: milder und durch die Kunst verklärt in Volker, herbe, bitter und grimmig aber in Hagen. Gemeinsam ist allen Helden noch das feste Vertrauen auf Gott, eine innige Frömmigkeit, die sich in Freud und Leid bewährt, und die dem Bilde entsetzlicher Kämpfe viel von seiner verletzenden Härte nimmt.

Schön zeigt sich an unseren großen Volksepen die Durchdringung volks- und kunstmäßiger Elemente, von der im ersten Teile dieses Aufsatzes die Rede war. An dem kunstvollen Aufbau, der gut berechneten Gliederung des Ganzen, an der großartigen, streng durchgeführten Charakterzeichnung merken wir — trotz kleiner Widersprüche — deutlich die Hand eines Dichters. Wir fühlen das Walten eines Geistes im Liede, aber zu dem bestimmten Bild einer Persönlichkeit kommen wir nicht; davon, wie dieser Dichter in seinem Wesen und Charakter geartet war, erhalten wir keinen genauen Begriff; wir merken, er hat die Gesänge nicht gedichtet, sondern geordnet, vielleicht überarbeitet. Das ganze Gedicht spiegelt mehr die Anschauung des Volkes, der Allgemeinheit, wieder. Wie ganz anders treten uns die scharf umrissenen Persönlichkeiten Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg aus ihren Werken entgegen.

Wohl aber entrollt uns das Nibelungenlied das ganz bestimmte Bild ritterlichen Lebens und Treibens in Deutschland um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Schilderungen von Turnieren, Sitten und Gebräuchen am Hofe, von Wehr und Waffen, die ganze Auffassung des Rittertums und andres mehr deuten auf genaue Kenntnis der damaligen Hofkreise.

Dies alles und vieles andere soll nun dem Schüler zum Bewußtsein gebracht werden. Dazu ist nötig, daß er das Gedicht auch als Ganzes möglichst zu überblicken lerne. Durch Lesen des Ganzen oder größerer Teile in der Ursprache ist es nicht zu erreichen. Soll die alte mittelhochdeutsche Dichtung mit Verständnis von Inhalt und Form gelesen werden, so wird der Lehrer mit seiner Klasse kläglich in den ersten Anfängen stecken bleiben, oder das Lesen ist für den Schüler eitel Mühsal und Plackerei ohne Genuß und Vorteil. Kommt man doch oft auf Universitäten bei 4—6stündigen Vorlesungen über das Nibelungen- und Gudrunlied nicht über solch Flick- und Stückwerk hinaus, wenn der Professor nicht versteht seine Hörer lebendigen Geistes über die Lücken hinwegzuheben.

Also man lese die Nibelungen in der Schule nur mit Auswahl und womöglich in einer guten **Nachdichtung**, und dann, wenn dem Schüler so Bau und Verlauf des Ganzen, wenn ihm die Dichtung nach Inhalt und Form vertraut ist, dann führe der Lehrer an der Hand einiger größerer und wichtiger Stellen seine Klasse in die Wunderwelt des Urbildes und seiner Sprache ein. Z. B. nehme er dann die erste Begegnung Siegfrieds und der Kriemhilde, oder Siegfrieds Tod, oder Rüdegers Kampf und Tod im Original durch. So wird ein tieferes Verständnis der Schönheiten möglich sein, so wird vielleicht der Schüler eine Ahnung von dem feinen Duft der mittelhochdeutschen Dichtersprache erhalten!

Zu solchem Lesen ist jetzt allen die Hand geboten, man braucht nur zuzufassen. In der Auswahl und Neudichtung des Nibelungenliedes von Direktor Dr. Gustav Legerlotz, Salzwedel, 1889 (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben 15. Lieferung) ist es auch dem Schüler möglich, das Ganze zu überblicken, und sich mit der Dichtung wirklich vertraut zu machen.

Wenn ich jetzt diese Ausgabe und Übersetzung näher betrachte, so will ich damit anderen guten Übersetzungen nicht zu nahe treten, z. B. der Freytagschen, die ich leider nicht selbst kenne, aber mehrfach sehr habe rühmen hören. Die Simrocksche Übersetzung ist durch zu wörtliche Entlehnung alter Wörter und Ausdrucksweise als Dichtung ungenießbar; die von Adalbert Schröter in Stanzen aber möchte ich fast „die Nibe-

lungen im Frack" nennen, d. h den alten deutschen Recken des Mittelalters im heutigen geschniegelten (und noch dazu fremden) Ball- und Festgewande. Das verträgt sich nicht zusammen.

Wir sind in der glücklichen Lage, vom Verfasser, Direktor Dr. Legerlotz selbst über die Grundsätze, die er bei seiner Arbeit befolgte, aufgeklärt zu sein in dem Aufsatz: „Einige Worte zu meiner Übertragung des Nibelungenliedes" (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. IV, 2. Hft, S. 131 bis 137), der eine Fülle beherzigenswerter Bemerkungen enthält. Denen gegenüber, die diesen Aufsatz Legerlotzs und gegenwärtige Arbeit lesen, sei zu meiner Rechtfertigung bemerkt, daß ich die von Legerlotz S. 132 erwähnten theoretischen Erörterungen über seine Übersetzungsart kenne.

Sehen wir uns nun Legerlotzs Arbeit näher an.

Legerlotz hat nach Prof. Zarnckes musterhafter Ausgabe gearbeitet und aus den 2444 Strophen, die diese enthält, 982 ausgewählt. Aus ihnen stellt er XXIV Abenteuer zusammen, die er mit eigenen Überschriften versieht. Sein ganzes Bändchen umfaßt nur 143 Seiten.

So erreicht Legerlotz vor allem, daß, in einem Halbjahr etwa, alles was er bietet gelesen und besprochen werden kann, ohne den Schüler oder die deutschen Stunden zu sehr zu belasten. Dies ist ein großer Vorteil. Denken wir uns, daß Lehrer und Schüler große Teile gemeinsam in den Stunden lesen, daß andere Teile dem Schüler als Hausaufgabe überlassen werden, daß endlich der Lehrer durch eigenen Vortrag besonders wichtige und gehobene Stellen den Schülern selbst lebendig vorführt, so wird das Lesen des ganzen Auszuges durchaus nicht zuviel Zeit kosten. Mit L.'s Auszug braucht auch der Lehrer nicht zu fürchten, daß die Teilnahme der Schüler für die Sache erlahmt: Übersetzung und Prosa sind gleich ansprechend. An sechs Stellen hat nämlich L. größere Teile ausgelassen und den Zusammenhang durch Prosaerzählung hergestellt. Diese Lücken sind: 1. nach Abenteuer XI „Wie Gunther und Siegfried Hochzeit hielten"; 2. nach Ab. XV „Wie Siegfried begraben und betrauert ward"; 3. nach Ab. XVI „Wie der Heunenkönig Etzel um Kriemhilden warb"; 4. nach Ab. XX „Wie Hagen und Volker Schildwacht hielten"; 5. nach Ab. XXI „Wie die Burgunden und Heunen miteinander stritten"; 6. nach Ab. XXIII „Wie Rüdeger erschlagen ward".

Die Gründe, die L. zu diesen Strichen bestimmt haben (Ztschr. IV, Heft 2) kann man nur vollkommen billigen. Ja ich möchte noch weiter gehen als L. und sogar behaupten, daß auch da, wo „buchhändlerische Erwägungen" den Übersetzer zu Strichen nötigten, der Sache selbst gedient ist. Es gilt in der That, alle größeren Epen für den Schulgebrauch kräftig und ernstlich zu beschneiden. Nur so können sie in den Schulen gelesen werden; nur so haben wir Aussicht, unsere Jugend in Liebe dazu

zu erziehen. Es ist ein Unding, dem heranwachsenden Knaben zum Schulgebrauch Nibelungen und Gudrun, oder Ilias und Odyssee (deutsch) unverkürzt in die Hand zu geben. Mir ist es stets unbegreiflich gewesen, daß man nicht längst Ilias und Odyssee zu handlichen Schulauszügen bearbeitet hat.[1])

Der junge Geist verliert leicht Lust und Frische, wenn er zu langsam vom Flecke kommt. Zu langes Verweilen bei einem Werk, zu großes Breittreten von Einzelheiten hat schon manchem auf der Schule die schönste Dichtung verleidet — oft für Jahre! Das ist, glaube ich, eine unanfechtbare Wahrheit, freilich eine bittere.

Aber noch ein anderer Grund nötigt uns zum Kürzen. Unserer Zeit ist der Sinn für epische Breite, für lange Schilderungen und umständliche Kleinmalerei in größeren Dichtungen überhaupt verloren gegangen; unsere ganze Zeit hat einen ausgesprochenen Zug zum Dramatischen. Das kann kein Mensch ändern, und es wäre vergeblich, wenn die Schule dem entgegentreten wollte. Die ganze litterarische Entwickelung der letzten 150 Jahre drängte in umfangreicheren Dichtungen mehr und mehr auf das Dramatische zu. Vergessen wir nicht, daß naturgemäß das Drama in der Litteraturgeschichte zuletzt auftritt. Auch unsere Kleinepik (Ballade), ja selbst unsere Novellen und unser Roman sind mit dramatischen Elementen durchsetzt: sie sind nicht mehr der epische Roman Wielands oder Wilhelm Meister. Auch ist unser eigenes Leben und das ganze Gepräge der heutigen Kultur leider weit entfernt von der Beschaulichkeit und dem stillen Frieden früherer Zeiten — alles hastet und treibt vorwärts, ringt und kämpft; aber es ist nun einmal so, und daran ändern wir nichts.

---

1) Mir sind nur aus der neuesten Zeit zwei solche Ausgaben bekannt, die gewiß manchen Lehrer, der bisher die Ilias nach der unverkürzten und unveränderten Übersetzung Vossens gelesen hat, wie von einem Alpdruck befreien werden. Vorzüglich scheint mir für die Schule geeignet die Ausgabe von Direktor Prof. Franz Kern, Berlin „Homers Ilias in einem durch Ausscheidung der Nebenhandlungen hergestellten Auszuge nach der Übersetzung von J. H. Voß bearbeitet" Bielefeld und Leipzig, 1889 oder 1890, 8°. XXVII, 176 S. Preis 90 Pf. (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben 37. Lieferung.) Die Ausgabe von Dr. Edmund Weißenborn „Homers Ilias in verkürzter Form nach J. H. Voß bearbeitet". Mit Titelbild. 8°. Leipzig, Teubner, XXVIII, 164 S. Preis ℳ 2.20 ist mir nur dem Titel nach bekannt. Es befremdet mich, daß beide nach Voß gearbeitet sind; sagt doch Kern selbst S. V, er habe in „Rücksicht auf leichteren Fluß und Geschmack" oft an Vossens Übersetzung geändert, und er fügt hinzu, es „hätte vielleicht noch viel häufiger geschehen sollen". Mir schien es immer, als könne Vossens Übersetzung uns Deutschen den Geschmack an Homer eher verderben. Kann denn nicht die Übersetzung des jüngeren Grafen Stolberg benutzt werden? Man vergleiche nur Adalbert Schröters Urteil über beide Übersetzungen in seinem trefflichen Buche „Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert", Jena 1882.

Auch von diesem Gesichtspunkte aus muß man der Bearbeitung Legerlotzs das größte Lob spenden. Mit scharfem Blicke und mit echt dichterischem Gefühl hat er den inneren Aufbau des Ganzen aus dem alten Epos herausgeschält, und das dramatische Element daraus ans Licht gestellt. Die einzelnen Fäden der Handlung laufen klar neben- und durcheinander und verknüpfen sich, befreit von hemmendem Beiwerk, wie durch höhere Macht zu jenem tragischen Knoten, den nichts als Schwert und Tod zu lösen vermögen. Wir sehen mit geradezu dramatischer Spannung die Handlung sich entwickeln und steigern bis zu ihrem blutigen Ausgang. Alles dies kommt im Legerlotz'schen Auszuge vortrefflich zum Ausdruck; nichts wahrhaft Wesentliches und Lebensfähiges aus der alten Dichtung fehlt. Hierin zeigt sich eben die hohe dichterische Befähigung des Übersetzers.

So sind denn noch außer den für die Jugend überhaupt anstößigen Stellen die allzu breiten, wiederholten Schilderungen von Kämpfen, Festen, ferner Beschreibungen und ähnliches weggeblieben. Dennoch ist dafür gesorgt, daß auch aus diesem Auszug der Leser ein gutes und lückenloses Bild mittelalterlichen Lebens erhält. Es ist soviel aufgenommen, daß alles Wichtige uns einmal wenigstens in der Schilderung des alten Liedes entgegentritt: Das Leben am Hofe (Ab. IX, X, XI), Die Schlacht (Ab. VI), Die Jagd (Ab. XIV), Die Gastfreiheit (Ab. XVIII) u. s. w.

So tritt der Kern der Dichtung und das ewig Gültige an ihr: die naturwahre Zeichnung der Charaktere und der menschlichen Leidenschaften klarer und für den jungen Geist faßbarer hervor.

Wenn wir von den durch Prosa ausgefüllten Lücken absehen, so wird es dem ungeübten Auge sehr schwer, etwas von Auslassungen zu bemerken. Auch wer sich lange mit dem alten Nibelungenlied beschäftigt hat, wird wohl diese und jene Schilderung knapp finden, aber doch vollkommen genügend als Unterlage für die weiterschreitende Handlung. Vergebens habe ich mich oft beim Lesen gefragt: Was fehlt denn hier eigentlich? Wo ist denn ausgelassen? Beim Lesen, sage ich, d. h. beim l e b e n d i g e n und l a u t e n L e s e n, nicht beim stillen Augenlesen und Grübeln. Es wäre wirklich eine Schande, wollte man an unsere alte Volksdichtung mit dem hölzernen und papiernen Grundsatz des heutigen Augenlesens herantreten. Jene alten Volksdichtungen wurden „gesungen und gesagt"; sie sind aus dem vollen frischen Leben geschöpft und erwachen auch nur im lebendigen Klang der Stimme zu neuem Leben.

Die Übersetzung L.'s liest sich wie eine Originaldichtung. Hierin liegt vielleicht das höchste Lob, das man ihm spenden kann, und dies mag ihm der schönste Lohn für seine unsägliche Mühe sein. Zu einer solchen Leistung gehört neben voller Vertrautheit mit der alten Dichtung

vor allem eigener dichterischer Schwung, und das feinste Taktgefühl. Nur eine der alten Dichtung gleichgestimmte Seele vollbringt aus dem Geiste des alten Werkes heraus eine solche Neuschöpfung. Es ist eine Lust, diese Nachdichtung zu lesen; man meint fast, die Laute der alten Sprache zu vernehmen, so vollkommen sie nur immer in dem Munde unserer Zeit neu erstehen können.

Nun aber ein Beispiel für die mühselige Gedankenarbeit, die hinter diesem scheinbar selbstverständlichen Verlaufe des Auszugs von L. steckt. Ein Vergleich eines Abschnittes in Original und Nachdichtung mag den Lesern der Zeitschrift zeigen, in welchem Verhältnis beide zu einander stehen.

Legerlotz Ab. XV „Wie Siegfried begraben und betrauert ward“, 52 Strophen, entspricht folgenden drei Abschnitten bei Zarncke: Av. XVII Wie Kriemhilt ir man klagte, und wie man in begruop von Str. 2 an, also 69 Str., Av. XVIII Wie Kriemhilt da bestuont und ir sweher dannen reit, 28 Str. und Av. XIX Wie der Nibelunge hort ze Wormze bräht wart, Str. 1—6. Also aus 103 Strophen hat Legerlotz 52 gemacht. Vergleicht man genau, so sieht man, wie er bald hier, bald da eine oder mehrere Strophen ausgeschieden hat. Z. B. nach Legerlotz S. 69, Str. 38 fehlt Zarncke S. 159, 1; nach L. Str. 39 fehlen Z. S. 159, 3 u. 4; nach L. Str. 40 fehlt Z. S. 159, 6; nach L. Str. 41 fehlen Z. S. 160, 1—4 u. s. w.; nach L. Str. 48 fehlen 31 Strophen: Z. S. 161, 7—166, 4, nämlich die Klagen der Nibelungen und Siegmunds um Siegfrieds Tod. Sie erscheinen ja auch nach dem ergreifenden Ausbruch des Schmerzes bei Kriemhilde, L. Str. 48 nur matt. L. Str. 49 entspricht weiter Z. S. 166, 5, hier fehlt Z. S. 167, 1; L. Str. 50 = Z. S. 167, 2, dann fehlt Z. S. 167, 3; L. Str. 51 = Z. S. 167, 4, dann fehlt Z. S. 167, 5 und endlich L. Str. 52 = Z. S. 168, 1. Hier schließt L. sein XV. Abenteuer ab. Siegmunds Wegzug, Kriemhilds weitere Leiden, den Raub des Nibelungenschatzes giebt nun L. in Prosa, dann setzt er mit Ab. XVI „Wie der Heunenkönig Etzel um Kriemhilden warb“ wieder bei Z. Av. XX, S. 175, 1 ein. So umspannt also das XV. Ab. und ein Stück Prosa bei L. Av. XVII, XVIII und XIX S. 152—174 bei Zarncke.

Nun lese jemand laut und lebendig dieses Ab. XV bei L., ohne erst die alte Dichtung einzusehen: er wird da schwerlich eine Lücke fühlen. Auf diese Weise ist das ganze Nibelungenlied in den knappen Raum von 982 Strophen zusammengedrängt. Schon dies ist eine bedeutende und gewichtige Leistung.

Aber auch sonst verdient Legerlotzs Bearbeitung diesen Namen.

Treue in Sinn und Ton hat er bei seiner nachschaffenden Thätigkeit vor allem erstrebt (vergl. s. Aufsatz) und mit Recht. Auf Silben-

stechen, auf Wortklauberei kommt es nicht an bei der Übersetzung einer alten Dichtung in heutiges Deutsch, sondern weit mehr auf innere Treue. Hier wandelt L. auf den Bahnen Herders, den wir trotz aller Fortschritte in unserer Sprachkunst noch heute in seinen Volksliedern (1778/79) als einen Meister bewundern müssen. Mit Glück strebt L. ihm nach. L. hat seiner Sprache einen „leisen Anflug treuherziger Altertümlichkeit" gegeben. Das ist bei einer Übertragung alter Dichtungen, besonders volkstümlicher, durchaus nötig. Nichts ist widersinniger, als ein altes Volksepos in dem geschniegelten und geleckten Deutsch moderner Epik, mit ihrer widerlichen Glätte und ihrem kraftlosen Wortgeklingel; schon hierdurch wird jene innere Treue unmöglich.

Legerlotzs Sprache ist bald frisch und jugendlich, bald zart und innig, bald herbe und markig, bald kraftvoll und wuchtig; doch stets edel und wohlklingend wie tönend Erz; fast nie gerät sie ins Platte, aber auch fast nie ins formelhaft Verwaschene und Blasse. Überaus glücklich hat er mit den Mitteln heutiger Sprach- und Verskunst die reiche Mannigfaltigkeit, die feine Abstufung des Tones und der dichterischen Ausdrucksweise im alten Liede wiedergegeben. Schier unerschöpflich ist er in Kunstgriffen, um seiner Sprache den „Rost des Altertümlichen" zu geben, ohne sie an Klarheit und unmittelbarer Verständlichkeit verlieren zu lassen; die sinnliche Anschauung liegt ihr stets zu Grunde, daher hat sie auch eine wohlthuende, sinnliche Kraft. Man fühlt in alle dem den erfahrenen Meister, den bewährten Kenner unserer Sprache heraus, der seinen Luther, Hans Sachs, sein Volkslied, seinen Bürger und Uhland genau inne hat und ihnen die Geheimnisse ihres Schaffens, ihrer Sprachgewalt ablauscht. Besonders gelungen erscheinen mir: die Schlacht Siegfrieds gegen die Sachsen und Dänen S. 11 flg.; Siegfrieds und Kriemhildens erste Begegnung S. 20 flg.; Siegfrieds Tod S. 59 flg.; Trauer um ihn und seine Bestattung S. 64 flg.; Empfang der Burgunden bei Rüdeger S. 87 flg.; Hagens und Volkers Wacht S 103 flg. und Tod Rüdegers S. 115 flg.

Als kleine Probe der herrlichen Übersetzung sei es gestattet, zwei Strophen nebst dem mittelhochdeutschen Texte anzuführen, die Kriemhild an der Leiche Siegfrieds schildern. Z. S. 161, 5, 6 heißt es:

Dô brâhte man die frouwen dâ si in ligen vant.
si huop sîn schœne houbet mit ir wîȥen hant:
dô kustes alsô tôten den edeln ritter guot,
ir vil liehten ougen vor leide weinten dô bluot.

Ein jæmerlîcheȥ scheiden wart dô dâ getân.
man truoc die frowen dannen: sine mohte niht gegân.
dô lac in unsinne daȥ hêrlîche wîp:
vor leide möht ersterben der ir vil wünneclîche lîp.

Legerlotz S. 70, 47, 48 übersetzt:

Da führte man die Wittib an des Schreines Rand.
Sie hob sein Haupt, das schöne, mit ihrer weißen Hand.
Dann küßte sie den Toten, den Ritter treu und gut.
Ihre lichten Augen weinten ob dem Leide Blut.

Dann ging es an ein Scheiden voll allertiefster Qual.
Sie brach am Sarge zusammen: man trug sie heim zum Saal.
Da lag der Sinne ledig das hohe, schöne Weib.
Vor Leide wollt' ersterben der einst so wonnesame Leib.

Gar manchem Bestandteil alten köstlichen Sprachgutes in Formen, Worten, in der Wortstellung, dem Satzbau und der Ausdrucksweise hat Legerlotz in seine Nachdichtung aufgenommen. Vieles hat er geradezu aus dem mittelhochdeutschen Original entlehnt, anderes feinsinnig eingeführt als Ersatz für die dichterischen Ausdrucksmittel, die dem alten Deutschen erlaubt, dem heutigen aber verwehrt sind. Aber er thut es mit großer Vorsicht und mit Glück; er nimmt nicht eine Menge alter Ausdrücke und Sätze unverdaut herüber, eine Gefahr, der Simrock nicht entgangen ist. So finden wir, wie im Urtext, Schalte S. 28 (= Schiebestange der Schiffer); so sagt er S. 118 „Einst waren wir Gefreunde" (Z. S. 333, 4: e dô wâren wir gefriunde), wie man Gesinde, Gebäude, Gebirge sagt; ähnlich bildet Goethe im getreuen Eckart Str. 3 das schöne Wort: „Ins weite Gethal und Gebirge". S. 38 schreibt Legerlotz Gebände, was freilich an der entsprechenden Stelle bei Zarncke S. 86, 6 nicht von Mädchen, sondern von Frauen gesagt ist. S. 56 steht Schelch, wie im Original Z. S. 142, 3, auf Elch reimend. Bei Lexer finde ich Schelch durch Bockhirsch erklärt, Zarncke in seiner Ausgabe 1875 schreibt noch „schelch unbekannt". Vielleicht giebt ein Leser der Zeitschrift nähere Auskunft. S. 55 und öfters heint (mhd. hint) = heute Nacht. S. 58 zerführen = in Unordnung bringen (Z. S. 145, 4); S. 59 Lautertrank (mhd. lûtertranc Z. S. 146, 7); S. 61 „Ihm ragte zwischen den Herten ein Gerschaft lang hervor" = zwischen den Schulterblättern. An dieser Stelle hat das Mhd. im ragete von dem herzen ein gêrstange lanc (Z. S. 149, 1); doch finden wir Z. S. 136, 7 dô gehafte im zwischen herten ein linden blat vil breit. Neuhochdeutsch scheint das Wort selten zu sein. Bei Weigand und Grimm fehlt es; Sanders bringt es aus Jahn bei. S. 131 „Es frommt ihr nimmer nicht" = jane geniuzet si es niht (Z. S. 362, 6) u. A. m.

Andere alte Ausdrücke, die nicht im Urtext stehen, führt L. in seine Übersetzung ein, z. B. S. 58 „Die Bande von Maul und Branten", d. h. von den Vordertatzen, Vorderklauen. Das Wort kommt auch in der Form Branke, Pranke vor. Der mhd. Text hat Z. S. 145, 3 von

füezen unt von munde. S. 28 Eigenholb, d. h. Lehensmann, Vasall; Z. S. 59, 5 Gunther sî mîn herre, ich sî sîn eigen man. S. 38 „Nun wurden für die Frauen auch Spreiten dargebracht"; ebenso S. 104 „die seidnen Spreiten", d. h. Decken oder Felle. Z. S. 86, 4 die güldînen schæmel ob liehten pfellen guot — brâht man dar den frouwen. S. 118 „Daß der Verspruch geschehen" d. h. die Verlobung; Z. S. 333, 1 daz ie der hîrât ergie. S. 123 „die Gift, die Ihr mir gabt"; Z. S. 339, 3 Nu mac iu iwer gâbe wol ze schaden komen. S. 54 „einen Fährtenmann", d. h. einen, der die Fährte des Wildes ausfindig macht; Z. S. 138, 5 einen suochman. S. 57 „Da kam er in Gerünse", d. h. Geklüfte, in ein Rinnsal; Z. S. 143, 7 er kom in ein gevelle.

Außerdem bedient sich L. noch vieler anderer alter Wortformen und Wendungen, z. B. „zum andern (= zweiten) Mal" S. 28; fleißen = sich befleißigen S. 119; pflag, geschicht, zween, genung, Lahr (vgl. gelahrt), zuhand (= sofort), verhohlen (vgl. unverhohlen), genüber, Werder (= Insel) u. s. w.; er flicht gern in die Rede ein „schier" oder „halt" ein, u. a. m. Kurz es ist für den, der die alte deutsche Sprache kennt und liebt, eine Freude, diese Nachdichtung so von altem, deutschem Sprachgut durchsetzt zu sehen. Dies bietet dem Lehrer überdies willkommene Gelegenheit, seine Schüler manchen lehrreichen Blick in die Vergangenheit unserer Sprache und Sitte thun zu lassen.

Schade, daß Legerlotz nicht seiner Ausgabe ein Verzeichnis dieser zum Teil heute unverständlichen Worte nebst kurzen Erläuterungen angefügt hat. Auch eine kleine Einleitung, vielleicht mit der Angabe, welchen Stellen der Zarnckeschen Ausgabe die einzelnen Teile seiner Nachdichtung entsprechen, wäre sicher in Schule und Haus willkommen. So muß jeder einzelne Lehrer sich der nicht geringen Mühe unterziehen, die betreffende Stelle des Urtextes aufzusuchen. Doch lassen sich diese beiden kleinen Wünsche leicht bei einer zweiten Auflage erfüllen. Die Ausgabe ist doch auch fürs Haus bestimmt, kann auch in der Volksschule gelegentlich benutzt werden. Da ist aber das Verständnis jener alten Ausdrücke nicht vorauszusetzen. Und nun noch eine Kleinigkeit: Hie und da scheint mir doch selbst Legerlotz im Anschluß ans Mittelhochdeutsche zu weit zu gehen oder in einen zu seltsamen Ausdruck zu verfallen, z. B. S. 56 „Als nur ein einziger Bracke, dem man Schweißes bot". Es müßte übrigens hier auch der Ausdruck Schweiß = Blut erklärt sein. Im Original ist die Stelle klarer Z. S. 141, 5 niwan einen bracken, der sô genozzen hât — daz er die verte erkenne der tiere durch den tan. S. 60 lesen wir: „Da entgalt er seiner Züchte", allerdings in wörtlichem Anschluß an das Original; doch ist

dieser Satz unserer Zeit ohne Erklärung auch nicht verständlich. S. 57, möchte ich den Ausdruck Bärenvieh (Z. S. 143, 6 jâ sih ich einen bern) als zu gewöhnlich lieber vermieden sehen. Merkwürdig finde ich auch, daß L. zweimal frug setzt, statt fragte, S. 7 und 41. Die Form frug ist im heutigen Sprachgebrauch nicht auszurotten, und mag auch ruhig geduldet sein; nur paßt sie nicht recht in die Nachdichtung eines alten Gedichtes mit dem Rost des Altertümlichen. S. 56, 13 steht der Druckfehler Staßen, statt Straßen. Hie und da, besonders auf S. 47 und 48, sowie S. 56—58 erscheint auch ein Vers oder Ausdruck nicht recht gelungen.

Daß L. häufig den Stabreim, oder die im Volksliede üblichen Wiederholungen derselben Worte wirksam verwendet, mag noch erwähnt werden.

Werfen wir nun einen Blick auf das Metrische. L. hat natürlich die alte Nibelungenstrophe beibehalten und nachgebildet, so treu die heutige Sprache es nur erlaubt. Da er selbst in dieser Zeitschrift IV, 134 flg. seine Gründe dafür dargelegt hat, denen ich mich nur anschließen kann, fasse ich mich über das Metrische kurz.

Die alte Nibelungenstrophe können wir gar nicht hoch genug schätzen. Oft erscheint sie mir geradezu als die Urform des deutschen volkstümlichen Verses. Sie ist sehr einfach, aber sie läßt durch kleine Änderungen ein erstaunliche Mannigfaltigkeit von Umbildungen zu, und lebt, wie in dieser Zeitschrift mehrfach bewiesen wurde (vgl. außer Legerlotzs Aufsatz vor allem den Prof. Hildebrands über Metrisches aus dem Kinderliede [III, 1] und den Prof. Brenners Die Nibelungen- und die Gudrunstrophe [IV, 126]), noch bis auf den heutigen Tag fort. Sie ist unverwüstlich, weil sie auf dem Urbilde des deutschen Verses aufgebaut ist, das Prof. Hildebrand den 4hebigen Rahmen nennt. Im allgemeinen ist jeder Halbvers 3hebig; nur bisweilen kommen in der 1. Vershälfte auch 4 Hebungen vor. Nur die 2. Vershälfte des letzten Langverses ist immer 4hebig. Es ist eben in dem 4hebigen rhythmischen Rahmen gewöhnlich die 4. Hebung durch eine Pause vertreten, nur im letzten Halbvers ist der Rahmen stets ganz durch Worte ausgefüllt.[1]) So erhält der Abschluß etwas Markiges und Wuchtiges. L. hat diese eigentümlichen Schönheiten genau nachgebildet; 4hebige erste Vershälften findet man z. B. S. 30, 31; S. 63, 66; S. 64, 5; S. 75, 38; S. 76, 41 und 43; S. 78, 57 und noch oft.

Wie sicher schaltet und waltet Legerlotz mit dem Verhältnis zwischen Hebung und Senkung! Bald schickt er der ersten Hebung einen ein-,

---

1) So faßt auch Dr. Lyon die Nibelungenstrophe auf. Vgl. s. Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen, 1885, II. S. 99 und 125.

bald einen zweisilbigen Auftakt voraus; bald kehrt er den Rhythmus des Verses um, und beginnt mit der Hebung. Ebenso im Innern des Verses. Hier hat er durch gut abgewogenen Wechsel einer Senkung mit zweien den Ton des dichterischen Vortrags sorgsam abgestuft: bald hüpft und springt seine Sprache, bald gleitet sie dahin, bald drängt sie ungestüm vorwärts, bald schreitet sie gemessen und würdevoll weiter, bald tritt sie wuchtig und schwer auf; just wie die Stelle es fordert. Ganz besonders schön finde ich die Stellen, wo L. zwei Hebungen ohne Senkung nebeneinanderstellt. Er thut dies sehr sparsam, aber es ist dann auch um so wirkungsvoller. Wie vorzüglich ist Hagens wortkarge, grimme Art durch die Verse gemalt (S. 83, 27).

Voll Trótz nickte Hágen; so wárd den Fráuen kúnd
Sein Dánk für Rát und Léhre; doch stúmm blíeb sein Múnd.

Wie köstlich ist die Stelle (S. 90, 25):

Die Márkgräfin küßte die Fúrsten álle dréi.
Ingleichen thát die Tóchter Hágen stánd dabéi.
Auch dén sóllte sie küssen. Sie sáh ihm íns Gesícht,
Er schien ihr gár so schrécklich. Viel líeber gáb den Kúß sie nícht.

Wie steigert der Wegfall der Senkung das Gewicht von Hagens letzter Rede (S. 131, 50):

Den Hórt wéiß nun keiner als Gótt und ích alléin.
Der sóll dir, böse Teúfelin, ímmerdár verhóhlen séin.

Ich glaube bestimmt, daß die maßvoll angewandte Auslassung der Senkung zwischen zwei Hebungen auch in der heutigen Metrik lebensfähig ist und daß diese dadurch eine neue Schönheit, einen neuen Reiz gewinnt. Mag sich das Ohr von heute zunächst in Umdichtungen alter Werke daran gewöhnen; später wird es auch sonst keinen Anstoß daran nehmen. Man denke nur an das Kinderlied, z. B. an die Stelle: Kúh mír Mílch gáb.

L. geht in der Treue gegen die alte Strophe so weit, daß er seine Nachdichtung ganz und gar stumpf durchgereimt hat. Dadurch hat er sich viele bequeme Reime entgehen lassen und ist oft genötigt gewesen, die ganze Strophe dichterisch umzugießen, nur um einen männlichen Endreim zu erhalten. So hat sich seine Arbeit verdoppelt. Dafür müssen wir ihm im höchsten Grade dankbar sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der männliche oder stumpfe Endreim die gedrungene Kraft der alten Dichtung besser wiedergiebt, als der weich austönende klingende Reim. Doch glaube ich, hätte L. in dieser Beziehung nicht gar zu streng sein brauchen. Täusche ich mich, oder nicht? — aber ich meine, daß unser Ohr Reime wie Lében — gében; ságen — klágen; Schmérzen — Hérzen u. a. in nicht höherem Maße als zweisilbige empfindet, wie das

Ohr des Mittelalters lében — gében. Sprechen wir lebendig und nicht geziert, so sagen wir fast lébn — gébn; ságn — klágn; Schmérzn — Hérzn. Nur wer Geist und Leben dem Buchstaben opfert, wird dies leugnen. Daß wir ebendieselben Worte nun im Innern des Verses auch als Hebung und Senkung verwenden können und verwenden, ist eine schöne Freiheit, ein Vorzug unserer Sprache.

Die Folge dieses Zwanges war, daß dieselben Reimvokale bez. Reimworte in der Neudichtung außerordentlich häufig und zum Teil dicht nebeneinander wiederkehren, z. B. Mann, Bann, kann, sann, an, gewann, entrann, vondann u. s. w.; Hand, Land, Rand, Wand, fand, band, erkannt, gewandt, stand, empfand, -brant u. s. w.; Kleid, Streit, Maid, breit, bereit u. s. w; Not, tot, bot; Hut, Flut, gut, gemut, thut; Leib, Weib und ähnliche. Aber man beruhige sich: ein Blick auf das Original lehrt uns, daß es da genau so ist. Dies rührt von der Reimarmut unserer Sprache her. Verzichtet der Dichter auf die zweisilbigen Reime und auf die klägliche Aushilfe, bedeutungslose Wörter in den Reim zu setzen — was unserer Sprache widerstrebt — so bleiben ihm nicht mehr viel Reime übrig. Aber in dieser Ähnlichkeit, ja Gleichheit der Reime kann nur der papierne Ellenmetriker einen Mangel erblicken; nur dem Auge fällt dies auf, dem Ohre und lebendigen Sinn nicht. Ich selbst hatte große Stellen der Umdichtung laut vorgelesen, ohne irgendwie die Ähnlichkeit der Reime lästig zu empfinden. Erst als ich einmal innehielt, und ohne an den Inhalt zu denken, das Auge über die Seiten schweifen ließ, fiel es mir auf. Ich erschrak zuerst, und nahm mir vor, beim Lesen darauf zu achten. Doch kaum hatte ich wieder einige Strophen gesprochen, so vergaß ich meinen Vorsatz. Dieselbe Erfahrung habe ich mit anderen Hörern und Hörerinnen, auch erwachsenen und zum Teil sehr feinfühligen, gemacht; auch bei gespannter Aufmerksamkeit hörten sie es nicht; sie mußten eigens auf diese Ähnlichkeit der Reime hingewiesen werden. So wenig steht die Form der lebensvollen, fesselnden Schönheit des Inhalts entgegen; so sehr entspricht die Schale dem Kern. Bedürfte es noch dieses Beweises für die Vortrefflichkeit der L.schen Nachdichtung, so wäre er hiermit gegeben.

So tummelt und wiegt sich Ohr und Stimme wohlig auf den köstlichen Wellen der schönen Verse und Sprache, die L's. Bearbeitung von Anfang bis Ende fast ununterbrochen zeigt. Da merkt man nichts von starrer, fremder Metrik, von kaltem Zwange. Man fühlt sich mit innigem Behagen ganz auf heimischem Boden und das Volksepos aus grauer Vorzeit ersteht in alter Schönheit vor dem heutigen Ohr und Sinn. Mag der heutige Deutsche es sich und der heranwachsenden Jugend so recht zu nutz und eigen machen!

Hiermit verlassen wir diesen Gegenstand und wenden uns dem Werke „Aus guten Stunden“ zu.

Absichtlich habe ich bei den Nibelungen Legerlotzs etwas lange verweilt, absichtlich bin ich etwas genau auch in die Einzelheiten gegangen: Es galt, denen, die die Übersetzerthätigkeit Legerlotzs noch nicht oder noch nicht genau kannten, seine Art zu arbeiten im Zusammenhange vorzuführen, vor allem auch zu betonen, worin vielleicht die Eigentümlichkeit seines Schaffens gegenüber der ähnlichen Thätigkeit anderer Männer beruht. Und dies läßt sich leichter bei der Nachdichtung eines großen Werkes thun, als bei der vieler kleiner und verschieden gearteter. Bei der Nibelungen-Übersetzung ist es auch meinen Lesern leicht, meine Ausführungen nachzuprüfen und sich ein selbständiges Urteil zu bilden: das Nibelungenlied ist in der Hand jedes Deutschen. Muß man aber, wie bei dem Werke „Aus guten Stunden“ dem Übersetzer in manchen entlegenen Schlupfwinkel unserer Poesie folgen, wo man nicht so leicht zu den Quellen gelangt, so erhält der unbeteiligte Leser nicht so leicht einen Überblick über Wesen und Verdienst des Übersetzers; er hat zu viele Einzelheiten zusammenhangslos vor sich. Hier bitte ich den Leser mir als Berichterstatter mehr gläubig zu folgen. Und dies wird er um so leichter thun, wenn er sich an der Hand der Nibelungenbesprechung schon ein eigenes Urteil gebildet hat.

Das Werk „Aus guten Stunden“, Dichtungen und Nachdichtungen von Gustav Legerlotz, Salzwedel, Klingenstein, 1886, ist ein starker Oktavband von 389 Seiten. Die Ausstattung ist, was Papier, Druck und Einband anlangt, überaus sorgfältig, ja geradezu vornehm zu nennen. Es enthält in zwei Büchern: I., Nachdichtungen S. 1—256, II. Umdichtungen und Eigenes S. 257—347, eine außerordentliche Fülle kleinerer Gedichte — meist Nachdichtungen. So finden wir im I. Buche die Griechen Sophokles und Anakreon, die Lateiner Horaz und Tibull vertreten; unter den Franzosen nimmt der auch uns Deutschen so sympathische Béranger mit 36 Liedern den Hauptplatz ein. Es folgen — noch reichhaltiger — die Engländer, unter denen ich Gray, Wordsworth, Southey, Cunningham, Moore, Byron, Shelley, Hemans, Howitt, Tennyson und Longfellow nenne, vor allem aber den schottischen Volksdichter Robert Burns, von dem 61 Lieder übersetzt sind. Nun kommen die Deutschen. Von ihnen sind Klaus Groth (10 Lieder), Spervogel und Neidhart von Reuenthal (mit je 1 Lied) noch dem I. Buche einverleibt. Den Rest (S. 257—347) bildet das II. Buch „Umdichtungen und Eigenes“, dem dann noch wertvolle, meist sachliche Anmerkungen und ein Verzeichnis seltener Wörter angefügt sind. Auch das Vorwort S. VII—XVI ist sehr beachtenswert. Auch im II. Buch hat der

Verfasser mit Liebe aus allen Ländern und Zeiten zusammengetragen und verdeutscht; hier finden wir auch hauptsächlich Werke aus der älteren deutschen Litteratur im heutigen Sprachgewande wieder; aber auch gar manche köstliche eigene Dichtung, gar mancher Kernspruch, die frei von jeder Anlehnung entstanden sind, ist hier mit aufgenommen.

Man sieht: welche Reichhaltigkeit! Fürwahr, nicht „Aus guten Stunden" nur stammt dies alles; nein, aus manchem guten Jahr voll gesegneter Dichterarbeit. Hier liegen die reifen und edlen Früchte einer stattlichen Reihe von Jahren vor uns. Was dem Verfasser je und je in der Poesie begegnete und bleibenden Eindruck machte, reizte ihn auch zu nachschaffender Thätigkeit, einer Thätigkeit, die einer unserer besten neueren Dichter und Übersetzer, Ferdinand Freiligrath, mit freundschaftlicher Teilnahme und lebhafter Ermunterung förderte. Er hat Legerlotzs Arbeit mit lebhaftem Beifall und den besten Wünschen begleitet. Ihm sollte das gehaltvolle Buch auch gewidmet werden; aber er starb zu früh; so ist es seinem Andenken geweiht. Wenig dichterische Gaben von solchem Gewicht, von so reichem und edlem Gehalte sind den deutschen Lesern seit langem geboten worden.

Ich bedauere herzlich, daß der Rahmen dieser Zeitschrift und die engen Grenzen dieser Besprechung ein Eingehen auf das Buch als Ganzes, oder auf dessen nicht-deutschen Teil verbieten. Doch sei es gestattet anzuführen, daß ich schon im Winter 1888/89 in Professor Dr. Wülckers „Anglia" auf die fast durchweg originellen und meisterhaften Übersetzungen der Lieder von Robert Burns hingewiesen habe.

Möchte hier dieser allgemeine Hinweis auf das Werk genügen und nicht spurlos vorübergehen; möchte das treffliche Werk in Schule und Haus, in Bibliotheken wie bei Einzelnen im besten Sinne heimisch werden: es wird allenthalben eine Quelle reicher Freude und edlen Genusses sein.

Fast alle Dichtungen, die das Werk enthält — bis auf wenige Ausnahmen — haben ein mehr oder minder volkstümliches Gepräge; sie streifen das Gebiet des Volksliedes, oder gehören ihm geradezu an. Das ist auch das innere Band, das sie mit Legerlotzs Nibelungenlied verbindet: sie sind in gewissem Sinne Vorstudien und Vorarbeiten zu der Nibelungenverdeutschung; aber beileibe nicht in dem Sinne, daß diese irgendwie besser oder wertvoller sei als sie.

Die Umdichtungen aus der älteren deutschen Litteratur, 35 an der Zahl, enthalten Gedichte verschiedener Länge und verschiedenen Charakters vom XII. Jahrhundert an bis in die neuere Zeit. Darunter sind 8 geistliche und 20 weltliche Lieder, 5 Sprüche oder Pri-

ameln und 2 Legenden. Die Lieder sind zumeist Volkslieder. Ich gebe gleich hier eine Übersicht über diese Gedichte und füge denjenigen, die ich mit dem Original verglichen habe, die Quellenangabe hinzu.

I. 8 geistliche: Weihnachtslied von Spervogel S. 241 (Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts, Stuttgart, 1879, S. 8); Der englische Gruß und Heimweh von H. von Loufenberg (nicht von Tauler, wie S. 294 aus Versehen angegeben ist) S. 290 und 294 (Ludwig Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Stuttgart und Tübingen, 1844, Nr. 336 und 335; Franz M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert, Leipzig, 1877, Nr. 582 und 660); Klage der Maria Magdalena über Jesu Tod S. 293 (Uhland Nr. 325); Sehnsucht nach dem Tod von Christoph Knoll S. 295 (K. E. Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, 5 Bände, Leipzig, 1863—1877, Band V, Nr. 560; vgl. auch Böhme Nr. 220B); Auferstehung, von Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, S. 296; Weihnachtslied, S. 292; hier schließt sich am besten noch an Einsiedlers Nachtlied S. 270, weiteren Kreisen gewiß durch die sinnige Darstellung Ludwig Richters in seinem Werke „Fürs Haus“ bekannt.

II. 20 weltliche: Mailied, von Neidhart von Reuenthal S. 242 (Bartsch S. 104); Das Hildebrandslied S. 264 (Uhland Nr. 132, Böhme Nr. 1); Klosterscheu S. 271 (Uhland Nr. 329, Böhme Nr. 243); Die Nonne S. 273 (Uhland Nr. 96, Böhme Nr. 36 und 37); Jagdrecht S. 275 (Uhland Nr. 105, Böhme Nr. 444); Heidenröslein S. 277 (Uhland Nr. 56, Böhme Nr. 147); Mailied S. 279 (Uhland Nr. 57, Böhme Nr. 142); Schön und stolz S. 280; Lied der Sehnsucht S. 281; Die Verlassene S. 282; Scheiden und Meiden S. 282 (Uhland Nr. 67, Böhme Nr. 262); Maientrost S. 283 (Uhland Nr. 58, Böhme Nr. 264B); Liebesgruß S. 284 (vergl. dazu Böhme Nr. 252); Heimliche Liebe S. 285; Maienwonne (von Georg Grünewald 1530?) S. 286 (Uhland Nr. 59, Böhme Nr. 143); Die Rosen im Thale S. 287 (Uhland Nr. 23, Böhme Nr. 137); Sängerleben S. 288; Brautlied S. 289; freier gehalten sind die Lieder Der Landsknecht S. 326, das Anklänge an Uhland Nr. 189 und 190 zeigt, und Nachtlied S. 329.

III. 5 Sprüche und Priameln: Weingruß von Hans Rosenplüt (um 1450) S. 306 (Altdeutsche Blätter, herausgegeben von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann, Leipzig 1836, I, 4. Heft, S. 401 flg.; vergl. auch Böhme Nr. 319); Wohlfahrt S. 307 (A. v. Keller, Alte gute Schwänke, 2. Auflage, Heilbronn, 1876, Nr. 42 und 43); Die

Macht des Pfennigs S. 308 (Keller S. 51); Glück S. 309 (Keller Nr. 52); Hoffnung S. 309.

IV. 2 Legenden von Hans Sachs: St. Peter mit der Geiß S. 298 (Gustav Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Marburg, 1887, S. 96 flg., Vers 1—122); St. Peter und der faule Bauernknecht S. 304 (A. v. Keller und E. Goetze, Ausgabe sämtlicher Werke von Hans Sachs, Band V 1870, S. 114 flg.)

Gehen wir von einigen allgemeinen Bemerkungen aus, die mir nötig erscheinen und die sich vielleicht gelegentlich im Unterricht mit verwenden lassen. Sie führen uns bald zu den Nachdichtungen zurück.

Wenig ist von unserem alten Volksliede heute noch wirklich lebendig; wenig im Volke, noch weniger bei den Gebildeten. Wohl aber führen beide — wenn auch meist unbewußt — wertvolle Bestandteile des alten Volksgesanges in dem Gesangbuch mit sich. Hier ist auch der Begriff „Lied" noch am wenigsten zu einem toten Wort erstarrt; durch die beständige Übung veranlaßt, denken wir beim Gesangbuchlied sogleich an die Melodie, wissen, wie sie klingt, und hören sie wohl gar innerlich mit, wenn wir mal ein Gesangbuchlied selbst sprechen oder gesprochen hören. Nun, unser Gesangbuch enthält neben vielem anderen auch manch treffliches Stück alter, ja zum Teil uralter Volkskunst: in Worten wie in Weisen, in Anschauung wie in Gedanken, in Sprache wie in Vers, in Strophe wie in Rhythmus. Das Gesangbuch gehört zu unseren besten nationalen Besitztümern; es ist recht eigentlich das Gegenstück zu unsrer lieben Lutherbibel. Freilich ist manches Stück altertümlicher Kunst im Gesangbuch durch die ändernde Hand der Jahrhunderte, durch den Wechsel religiöser, wissenschaftlicher und musikalischer Grundsätze, ja durch Zufall und Willkür schier unkenntlich gemacht. Aber hier ist ja durch das neue Sächsische Landesgesangbuch ernstlich Wandel geschaffen worden; freuen wir uns dessen von Herzen!

Wer an das Gesangbuch denkt, wird, auch wenn er sonst wenig vom alten Volksliede weiß, verstehen, daß man behaupten muß: die genauere Kenntnis, die wirkliche Würdigung unserer dichterischen Vergangenheit etwa vom 13. Jahrhundert an ist geradezu unmöglich ohne Kenntnis des alten Volksliedes, des weltlichen wie des geistlichen. Ohne das Volkslied können wir z. B. weder Luther und Hans Sachs, noch auch überhaupt das geistesgewaltige Jahrhundert der Reformation verstehen.

Das geistliche und das weltliche Volkslied sind gleich alt; sie gehen nicht nur von den ältesten Zeiten an nebeneinander her, sondern sie durchdringen sich auch gegenseitig auf das Innigste. Das alte Volkslied selbst und das Volk machte ursprünglich gar keinen Unterschied

zwischen dem geistlichen und weltlichen Liede; die Kirche nahm erst im 16. Jahrhundert diese Scheidung vor; in der Sache selbst liegt sie von Haus aus nicht.[1]) Ist schon das weltliche Volkslied von Anfang an mit geistlichen Elementen durchsetzt, so dürfen wir uns nicht wundern, auch vorwiegend geistlich gefärbte Volkslieder daneben zu finden. Abgesehen davon sind aber schon seit alten Zeiten oft weltliche Lieder in geistliche umgedichtet worden: Liebes-, und Scheidelieder, Mai-, und Sommerlieder, Herbstlieder u. s. w. treten uns als Marien-, Jesus-, Sterbelieder oder in sonst einer geistlichen Form entgegen. Der Grund für die Umdichtung mag sehr verschieden gewesen sein: oft entsprang er wohl dem inneren Bedürfnis, in den heimischen liebgewordenen Formen ernste und heilige Gedanken, die sich aufs Jenseits wandten, auszudrücken; oft mag ein mehr äußerliches, praktisches Bedürfnis vorgelegen haben; man brauchte eben Lieder; oft auch mögen die geistlichen Lieder in der Absicht entstanden sein, den weltlichen auf Sinnengenuß und Lebensfreude gerichteten Text zu verbannen. Von einem der bedeutenderen geistlichen Dichter des 15. Jahrhunderts, Heinrich von Loufenberg, der um 1450 blühte, besitzen wir mehrere dieser beliebten Kontrafakte, d. h. Umdichtungen weltlicher Volkslieder ins Geistliche.[2]) Ihm hat Legerlotz das tiefernste Lied „Heimweh" (S. 294) nachgedichtet; auch das wundervolle Lied „Der englische Gruß" (Legerlotz S. 290) stammt nach Text und Melodie aus der (leider in Straßburg verbrannten) Handschrift von H. v. Loufenbergs geistlichen Liedern und ist, wie man annehmen darf, eine Umdichtung des bekannten weltlichen Volksliedes „Es stet ein lind in jenem tal" (Uhland Nr. 15). Ebenso kam das Umgekehrte vor. Um dieselbe Zeit, wo der fromme Loufenberg aus weltlichen seine Marien- und Sterbelieder schuf, dichtete der Nürnberger Hans Rosenplüt, ein übermütiges Weltkind und ein Vorläufer des biederen und kernhaften Hans Sachs, gar manchen frommen Spruch ins Weltliche, ja sehr ins Weltliche um: Weingrüße und Weinsegen, sowie Zechlieder machte er in toller Laune daraus.[3]) Und dieser lustige Zechbruder dichtete auch einen lieblichen Neujahrsgruß, sowie wohlgelungene

---

1) Um so unbegreiflicher ist es, daß Vilmar, sonst ein feiner Kenner unserer alten Litteratur, ein geistliches Volkslied gar nicht anerkennen will (vgl. sein Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes, Marburg 1867). Dies ist eine der bedauerlichen Einseitigkeiten Vilmars.

2) Über H. von Loufenberg vergleiche Dr. E. R. Müller, H. v. Loufenberg, Berlin, 1889, 8°, 157 S. und den Artikel von Schumann, 19. Band der Allgemeinen Deutschen Biographie, S. 810 flg.

3) Vergl. über Rosenplüt die vorzügliche und erschöpfende Arbeit von Roethe in dem 29. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie, S. 222 flg.

Volkslieder z. B. im Hildebrandstone. Das ist für jene Zeit sehr bezeichnend: Wie das Volkslied selbst, auch in der Liebe, bis zu einem gewissen Grade sinnlich ist und die erkünstelte Zimperlichkeit unserer Zeit nicht kennt, so sprang es auch in übersprudelnder Lebenskraft vom Weltlichen ins Geistliche, vom Ernsten ins Übermütige und umgekehrt — und, wie wir sehen werden, meist ohne der Würde eines ernsten Gegenstandes im geringsten Eintrag zu thun. Wir dürfen also dem alten Volksliede gegenüber nicht pedantische, abstrakte Unterscheidungen zwischen einzelnen Arten der Volkslieder aufstellen; auf keinen Fall aber die geistlichen oder die von bestimmten Dichtern herrührenden Lieder ausschließen. Diesen Weg haben auch die bewährten Führer auf diesem Gebiete, Uhland, Liliencron, Böhme u. a., eingeschlagen und haben in ihre Sammlungen weltliche und geistliche Lieder aufgenommen, gleichviel ob namenlos oder nicht, wenn sie nur sonst dem Wesen des Volksliedes entsprachen, z. B. finden wir in ihren Sammlungen die herrlichen Lieder Luthers Ein feste burg ist unser Gott und das Lied von den zween merterern Christi zu Brüssel.

Noch manches, was zum Verständnis des Volksliedes nötig wäre, möchte ich vorbringen; aber ich verweise dafür lieber auf Uhlands Schriften zur deutschen Dichtung und Sage, und auf die Einleitungen oder Anmerkungen zu den Volkslieder-Sammlungen von Uhland, Liliencron, Böhme u. a. Dort mag man z. B. auch die genauere und oft merkwürdige Geschichte und Wandlung einzelner Volkslieder und Melodien verfolgen. Nur auf einen Punkt, der mit der Natur des Volksliedes innig zusammenhängt, muß ich noch hindeuten.

Beschäftigen wir uns heute mit dem Volksliede, so studieren wir meist nur die gedruckten Texte, die wir womöglich mit der jetzt beliebten „philologischen Akribie unter die Lupe nehmen“. Das ist ein übel angebrachtes Verfahren beim Volkslied, besonders wenn wir dabei vom Buchstaben ausgehen und an ihm kleben bleiben. Volkslieder sind ursprünglich nie ohne Bezug auf eine Melodie ersonnen und nie ohne sie vorgetragen worden. Wir können daher die Seele des Volksliedes nicht immer aus den Worten allein verstehen; dazu gehört auch die Melodie. Die Worte sind oft nur die Hälfte vom Ganzen; nicht das Ganze selbst! Das Volkslied wirkte auf die Zuhörer durch die Vermählung von Wort und Weise; daher änderten sich oft die Worte unvermerkt, während die Weise blieb.

Leider wurde das Volkslied meist erst aufgezeichnet und gedruckt, als seine schönste Blüte vorbei war. So ist die Form, in der wir es nun haben, in vielen Fällen weit von der besten oder ursprünglichen entfernt. Jahrhunderte lang wurden diese Lieder nur „gesungen und

gesagt", aber nicht aufgeschrieben. Von Mund zu Ohr überkam sie ein Sänger vom andern. Auf diese Weise wanderten sie von einer Gegend zur andern, oft durch ganz Deutschland. Es war daher selten möglich, daß nur eine Lesart, oder gar die ursprüngliche, sich erhielt. Umstellungen, Zusätze, Lücken, verschiedene Lesarten stellten sich naturgemäß und unvermeidlich ein. Allerdings nicht in gleichem Maße bei allen Arten von Volksliedern. Historische Volkslieder, Sprüche, geistliche Lieder, Balladen mit sagenhaften Stoffen und anderes, was außerhalb persönlicher Beziehungen stand, erhielt sich im ganzen treuer. Anders die Lieder, die Liebeslust und -Leid behandelten. Sie waren von Haus aus mehr persönlicher Natur; sie wurden daher häufig den besonderen Verhältnissen, unter denen die Sänger sie anwendeten, angepaßt, in diesem Sinne gekürzt, erweitert, verändert, mit Anspielungen versehen u. s. w. Sie waren so recht herrenloses Gut und vertraten oft die Stelle von Briefen. Diese Änderungen sind von sehr verschiedenem Werte. Nicht immer sind sie Verschlechterungen; oft gewinnt ein Lied durch die spätere Form nach außen und nach innen; manches zeigt in der späteren Form eine vertiefte Auffassung. Philologische Treue in Bezug auf den Wortlaut von Dichtungen lag überhaupt jener Zeit ferner als uns; wimmeln doch z. B. die Ausgaben, die Hans Sachs selbst von seinen Werken besorgte, von Versehen und Druckfehlern aller Art; wie vielmehr erst das Volkslied! Diese Fehler zu verbessern, blieb dem gesunden dichterischen Gefühl und der Einsicht jedes Lesers oder Sängers überlassen, und in diesem Vertrauen ging die alte Zeit, wie es scheint, nicht fehl.

Man sieht also — und dies müssen wir nie vergessen —: Das lebendige Volkslied hatte eine „wandelbare, sich fortentwickelnde Natur" (Uhland); erst als es gedruckt wurde, erstarrte es zu einem unveränderlichen Kunstwerk!

Wie lückenhaft, wie in Unordnung geraten, wie zersungen war manches Volkslied, als es im 16., 17., 18. oder gar erst im 19. Jahrhunderte aufgezeichnet wurde. Daher also die Widersprüche und Dunkelheiten, die Fehler in Komposition und Vers und alle Unebenheiten. Diese darf man also nicht dem Liede als solchem zuschieben! Natürlich giebt es auch gut überlieferte Volkslieder.

Die Natur des Volksliedes begünstigte diese Entartung des Textes nur zu sehr. Es ist nun einmal nicht von der sorgsamen Glätte und Durchführung eines Kunstliedes. Der Kunstwert des Volkslieds liegt ganz wo anders: in der Meisterschaft, mit der es bei seiner knappen, springenden Art Begebenheiten, Stimmungen, Charaktere andeutet und abstuft. Und dennoch ist es stets der tiefsten Wirkung sicher! Der Umstand, daß es der Einbildungskraft des Hörers vieles zu ergänzen überläßt,

ist freilich die Ursache für manche Entartung des Textes, aber zugleich ein großer Vorzug: „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils“ (Schiller).

Schon Herder und Bürger erkannten bei ihren Volksliederstudien, daß es oft ein schwer Ding ist, Volkslieder zu lesen, richtig zu verstehen und verständnisvoll herauszugeben.[1]) Dauerte es doch nach den Heroldsrufen dieser Männer noch siebzig volle Jahre, ehe die kritische Behandlung des Volksliedtextes durch einen großen Dichter und Gelehrten, nämlich Uhland, völlig festgestellt wurde.[2]) Sein Verfahren ist noch jetzt maßgebend. — Das Volkslied fordert eine ganz andere Art zu lesen als sie heutzutage sonst üblich ist; es fordert eine Art innerlich gesammelten, ich möchte sagen schöpferischen Lesens. Vor allem insofern, als auch der heutige Leser jeden Augenblick bereit und fähig sein muß, aus dem Geiste des Volksliedes heraus die etwaigen Lücken zu ergänzen, Verrenkungen, Verderbtheiten des Textes, dunkle und scheinbar unverständliche Stellen sich klar zu machen und zurechtzulegen: kurz, das Lesen des Volkslieds fordert eine ganz andere innere Thätigkeit des Lesenden. Diese Art zu lesen ist der großen Masse, auch der Gebildeten, leider längst verloren gegangen; als Fremdlinge treten wir zumeist an das Volkslied heran. So gelingt es uns bisweilen nicht, den tiefen schönen Sinn des Volkslieds zu erfassen, und statt die unscheinbare Knospe durch liebewarme Anteilnahme und Geduld zu erschließen, werfen wir sie unmutig weg und meinen, es sei der Mühe nicht wert.

Auf Universitäten hebt uns nun der Professor, falls er ein wahrer Kenner des Volksliedes ist, über diese Schwierigkeit hinweg; bei unseren stillen und einsamen Studien helfen uns die Bemerkungen des Herausgebers und das eigene Grübeln.

Aber die Jugend in Schule und Haus und die große Schar der Lesenden? Soll ihnen der ewig junge Born des Volksliedes nicht auch quellen?

Ihr Retter ist nun der feine und fähige Nachdichter Und er erhöht auch dem Genuß und Freude am Schatze des Volksgesangs, der ihn sich selbst schon mühselig erschlossen hat. Aber er hat eine schwere Aufgabe, der Nachdichter. Er muß zugleich Erklärer und Neuschöpfer des Volkslieds sein. Er muß sorgsam und zart das Vorhandene schonen und soll ihm doch eine neue, allen verständliche Form geben. Er hat also das alte Lied auf den Boden unseres Jahrhunderts zu stellen, so

1) Die betreffenden Aussprüche Herders und Bürgers sind von mir in dieser Zeitschrift I. Jahrgang S. 138 angeführt.

2) Man lese seine beherzigenswerten Ausführungen über diese kritischen Schwierigkeiten in seinen Volksliedern S. 981 flg. nach.

daß dem heutigen Leser oder Hörer der innere Zusammenhang klar wird, daß er den Vorgang womöglich ohne Erklärung versteht — doch soll dabei nach Kräften der innere und äußere Charakter, der eigentümliche Erdgeruch, der ganz bestimmte Duft des alten Liedes gewahrt bleiben. Diese Aufgabe schließt gewissermaßen entgegengesetzte Forderungen in sich. Alle noch so gründliche Kenntnis des alten Volksliedes ist umsonst, wenn der Nachdichter nicht den Schwung der Seele, die Weihe von oben in sich fühlt. Andrerseits genügt aber poetische Begabung ohne genaue Kenntnis des alten Volksliedes auch nicht. In diesem Falle wird der Nachdichter leicht fehlgreifen, dann wird er den Ton schlichter Innigkeit und Tiefe nicht treffen. Sein Werk ist dann sein eigenes modernes Erzeugnis, dem die alten Falten „nicht zu Gesichte stehen", also ein elend Zwitterding. Daher bedarf der Nachdichter außer dichterischer Begabung und Vertrautheit mit der alten Poesie noch der Fähigkeit, sich mit feinem Taktgefühl dem vorhandenen Schönen anzugleichen und seine eigene dichterische Persönlichkeit zurücktreten zu lassen. Ist erst die Stimmung des alten Liedes in ihm lebendig geworden, dann folge er bei seiner nachschaffenden Thätigkeit mehr der leisen inneren Stimme als philologischen Grübeleien und kritischen Bedenken.

Wie schlüpfrig und gefährlich ist also die Bahn eines Nachdichters; wie leicht kann er straucheln!

Dafür darf aber er auch, wenn er seine Aufgabe gut und sicher löst, ein weitgehendes Eigentumsrecht für seine Neuschöpfungen geltend machen. Er darf sie als *sein* Werk ansehen und darf verlangen, daß auch die Welt es thue. So ist es zu allen Zeiten gewesen. Der Schotte Robert Burns hat viele seiner schönsten Gedichte alten, zum teil entarteten Volksliedern nachgesungen; niemand hat sie ihm als sein Eigentum streitig gemacht. Bürger, Goethe, Uhland u. a. haben durch Übersetzung oder Nachdichtung bisweilen dasselbe gethan. So auch Legerlotz. Ich finde es daher völlig gerechtfertigt, daß er auf dem Titel seines Werkes den Ausdruck *Dichtungen* voranstellt. Hiermit ist ihm auch das Recht zugestanden, mit dem herrenlosen Gut des Volkslieds freier zu schalten als ein bloßer Übersetzer es thun dürfte. Der Nachdichter, der es unternimmt, das alte Lied dem heutigen Bewußtsein wieder zuzuführen, muß doch mindestens dasselbe Recht haben wie der Nachsänger des 16. Jahrhunderts.

In allen diesen Beziehungen muß ich Legerlotzs Art nachzudichten das höchste Lob spenden. Er scheint zu dieser Arbeit wie geschaffen. Man merkt seinen Neuschöpfungen an, daß er viel und lange geschult ist, sowohl als Dichter, wie als Kenner des Volkslieds. Es scheint mir, daß sich seine ganze dichterische Anschauung von Jugend auf in der

Richtung zum Volkstümlichen entwickelt hat. Man hat, wenn man seine Nachdichtungen vorliest und mit den Originalen vergleicht, das beruhigende Bewußtsein der Wesensverwandtschaft zwischen Dichter und Nachdichter. Man fühlt sich sicher und heimisch; man ist sogleich in den Zauber des alten Volkslieds versetzt. Mag er ganz frei sich über dem alten Liede bewegen, wie im „Landsknecht“ S. 326 oder im „Liebesgruß“ S. 284, mag er viel auslassen, wie im „Heidenröslein“ S. 277 oder in den Liedern „Die Rosen im Thale“ S. 287, „Maienwonne“ S. 286, mag er sich fast Wort für Wort anschließen, wie im „Hildebrandslied“ S. 264 oder endlich, wie in der „Nonne“ S. 273 die Lücken ergänzen: stets ist das Ergebnis seiner dichterischen Thätigkeit ein Kunstwerk mit dem Gepräge der Echtheit, stets klingt es, wie aus einem Gusse. Dasselbe gilt von den Gedichten, die nicht Volksliedern im engeren Sinne nachgedichtet sind, den Gedichten von Spervogel, Neidhart von Reuenthal, den Sprüchen und Hans Sachs.

Treu im Sinn und Ton des Originals zu schaffen, ist auch hier L.'s ernstes Streben. Bei der stattlichen Zahl seiner Neudichtungen, die ich habe nachprüfen können, finde ich, daß es ihm in hohem Grade gelungen ist. In dem, was er aus der alten Dichtung beibehält, lehnt er sich meist treu dem Originale an; wie in den Nibelungen giebt er seiner Sprache den Anstrich des Altertümlichen, und giebt, wenn nötig, die eigentümliche Schönheit der Urdichtung durch Mittel der heutigen Sprache wieder. Das merkwürdige Gepräge der einzelnen alten Gedichte wahrt und schont er trefflich. Spervogels Weihnachtslied ist bei ihm in dem ernsten und schlichten Ton frommer Inbrunst gehalten; Neidharts Verse klingen weich, melodisch und neckisch. Der englische Gruß führt uns unversehrt die keusche, zarte und innige Sprache des Originals vor, ebenso die Klage der Maria Magdalena über Jesu Tod. Aber ebenso meisterhaft ist die sprudelnde Frische und kernige Derbheit der Sprüche und Priameln wiedergegeben. Das Hildebrandslied mutet uns wie ein Stück alten epischen Heldengesangs an, das mehr romantische Element tritt klar in der Nonne hervor; alle Arten von Liebeslust und -Leid durchleben wir in den Liebes- und Scheideliedern. Und nun gar Hans Sachs! Aus den beiden Legenden lächelt uns das Antlitz des wackeren Sängers und Menschenfreundes mild entgegen. Die Erfahrungen und Beobachtungen, die sein Dichterauge während eines langen und innerlich reichen Lebens gemacht hat, spiegeln sich so treuherzig, so verständlich, ja so anmutig auch in der Nachdichtung ab und geben Zeugnis von Hans Sachsens kernhafter, schlichter und gesunder Natur. Man darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß diese Nachdichtungen zumeist in ihrer Art Meisterstücke sind.

Betrachten wir L.'s Art nachzudichten etwas näher! Ich hatte schon gesagt, daß er in dem, was er aus der alten Dichtung herübernimmt, sich meist treu an das Vorhandene anschließt. Natürlich nicht immer wörtlich. Wo ihm dies nicht möglich ist, sucht er durch möglichst geringfügige Änderungen in einzelnen Worten oder der Wortstellung den Satz für das heutige Ohr verständlich zu machen. Ferner dient ihm die Umstellung von Zeilen, Strophen und Gedanken dazu, um da, wo Unklarheit oder Verwirrung herrscht, den Bau eines Gedichtes klarer herauszuarbeiten, als die Überlieferung gerade thut. Ist dies mit diesen Mitteln noch nicht zu erreichen, so läßt er aus oder er greift zum Gegenteil und schiebt in die Lücke einen Gedanken, ein Zwischenglied, eine Strophe ein, die er entweder aus einer anderen Stelle desselben Liedes oder aus anderen Volksliedern entlehnt, oder die er geradezu selbst schafft. Diese Einschiebsel sind aber so nach Art des alten Volksliedes ersonnen und ausgedrückt, daß der Uneingeweihte gar nicht merkt, wo die Überlieferung den Nachdichter in Stich läßt.

Strophenform, Rhythmus, Reimstellung des Originals hat L. nie ohne zwingenden Grund aufgegeben. Es kommt im alten Volksliede vor, daß infolge schlechter Überlieferung bisweilen nicht alle Strophen genau dieselbe Form und Reimstellung haben, z. B. die Originale zu den Liedern Scheiden und Meiden S. 282 (Uhland Nr. 67) und Die Rosen im Thale S. 287 (Uhland Nr. 23). Natürlich macht L. alle Strophen gleichförmig. Aus eben dem Grunde hat er bei dem Liede Klosterscheu S. 271 (Uhland Nr. 329) allen Strophen seiner Nachbildung den Anfang „Ins Kloster, ins Kloster" gegeben, der sich bei Uhland nur in Strophe 2 findet. Im Heidenröslein S. 277 (Uhland Nr. 56) ist für den Nachdichter die erste Strophe, die in der zweiten Zeile nicht die Worte „Röslein auf der Heiden" hat, maßgebend gewesen; sie kommen daher bei L. im ganzen Gedicht nie in der zweiten Zeile vor.

Im Volkslied tritt, zum Teil als Erbe aus sehr alter Zeit, oft Assonanz an Stelle des Endreims. Das feine Ohr unserer Vorfahren erfreute sich dabei nicht nur des Gleichklangs der Vokale, sondern auch des Unterschiedes der Konsonanten. Die heutige Verskunst aber verlangt reinen Reim, den L. denn auch überall durchgeführt hat. Auch hat er den Vers geglättet, seine Länge oder Kürze gleichmäßiger gestaltet u. a. mehr.

In Bezug auf Auslassungen von Teilen des alten Textes ist L. verschieden verfahren. Am weitesten geht er hierin bei der Mehrzahl der Liebes- und Scheidelieder, sowie bei dem bekannten Gesangbuchliede „Jesus, meine Zuversicht." Dies hängt mit der Natur der Liebeslieder

zusammen, die auf S. 571 angedeutet wurde. Hier hat der Nachdichter aus dem Vorhandenen auszuwählen und dann ein neues Ganze zu gestalten. Da dies auf verschiedene Weise geschehen kann, so würde es mich nicht wundern, wenn ein anderer Nachdichter aus denselben alten Volksliedern ganz andere neue schüfe als L.

Einige Beispiele mögen diese Art zu kürzen erläutern.

Aus den 14 Strophen des Liedes Nr. 59 bei Uhland mit der kunstvollen Reimstellung a b a b c b hat L. das allerliebste fünfstrophige Lied Maienwonne S. 286 geformt. Die unverhältnismäßige Länge des alten Liebesliedes ist nur aus seiner Beliebtheit zu erklären. Das Lied wurde unzählige Male gesungen, und mußte sich manchen Zusatz, manche Erweiterung gefallen lassen. Jeder Sänger wählte dann aus all den Strophen, die er wußte, im einzelnen Falle das Passende aus.

Das Mailied S. 279 entstand aus Uhland Nr. 57. Hier hat es sieben Strophen, wovon L. fünf aufnimmt, die er genau in der Form des Originals a b a b c d c d nachbildet. An diesem Liede zeigt sich zugleich recht hübsch, wie L. verfeinert, wo es nötig ist, denn das alte Volkslied bringt in den schönsten und zartesten Liebesliedern Derbheiten, die heute darin unmöglich sind. Die Stelle mag zugleich den Lesern dieses Aufsatzes als Probe dienen. Uhland S 115:

Str. 6. Des morgens in dem tawe
die meidlin grasen gan,
gar lieblich sie anschawen
die schönen blümlin stan,
darauß sie krenzlin machen
und schenckens irem schatz,
den sie freundlich anlachen
und geben im ein schmatz.

Str. 7. Darumb lob ich den summer
darzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;
der zeit wil ich genießen
dieweil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen
der fall die stiegen ab!

Legerlotz S. 279 und 280:

Str. 3. Früh morgens schon im Taue
Sieht man die Mägdlein gehn
Zu wonnesamer Schaue,
Wo bunte Blümlein stehn.
Die winden sie zu Kränzen,
Dem Liebsten auch zum Strauß;
Wie ihre Wänglein glänzen,
Löst ihn ein Küßlein aus!

Str 5. Des lob' ich mir den Maien,
Den rechten Wundermann,
Der uns von Leid befreien
Und Wonne schaffen kann.
Der Zeit will ich genießen,
Eh mir das Haar ergraut,
Und wen es mag verdrießen,
Der fall' ins Nesselkraut!

Warum soll der Neider möglicherweise Hals und Beine brechen? Die Grobheit macht die Schönheit dieser Stelle nicht aus — aber ihre Schalkhaftigkeit und die sinnliche Kraft des Bildes hat bei L. keinen Schaden gelitten.

Noch folgende drei Liebeslieder zeigen bedeutende Kürzungen:

Heidenröslein S. 277 vier Strophen; Uhland Nr. 56 dagegen sieben Strophen, Reimstellung a b a b c c d e. L. hat die inneren Widersprüche, die der verderbte Wortlaut enthielt, beseitigt und den Gedanken der Rückkehr hineingearbeitet.

Maientrost S. 283 hat bei Legerlotz drei Strophen in der Form a b c b d d e, bei Uhland Nr. 58 vier Strophen in der Form a b c b d e d. Die vierte Strophe ist von L. ausgelassen und die dritte von ihm mit einer Schlußwendung versehen.

Die Rosen im Thale S. 287 drei Strophen, ist einem siebenstrophigen Liede, Uhland Nr. 23 nachgedichtet; die Form ist a b c b (nur die erste Str. bei Uhland reimt a a b b). Die Wiederholung des einen Wortes in der zweiten Zeile jeder Strophe z. B. „zil, ja zil", „dich, ja dich", die sich nur in Str. 1 nicht findet (Liliencron, deutsches Leben im Volkslied um 1530 S. 318 vermutet sie wohl mit Recht auch da), hat Legerlotz durchweg aufgegeben. Das alte Lied ist mehr episch gehalten und nennt, wie so oft, zuletzt den Sänger; die Nachdichtung ist mehr lyrisch. Auch dieses Lied muß sehr zersungen sein.

Hier schließen sich noch zwei Kirchenlieder an.

Das Lied Jesus, meine Zuversicht, S. 296, welches bekanntlich der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg zugeschrieben wird (vergl. über die Frage ihrer Verfasserschaft A. F. W. Fischer, Kirchenliederlexikon 2 Bände, Gotha 1878, I, S. 390flg.) hat in den Gesangbüchern neun oder zehn Strophen. Einige davon sind allerdings im Ausdruck recht prosaisch. Legerlotz hat daraus fünf Str. gemacht. Warum er nicht noch einige schöne Strophen des Liedes z. B. die zweite und dritte aufgenommen hat, darüber läßt sich mit ihm vielleicht rechten. Aber seine Nachdichtung macht es unmöglich, den Anfang des Liedes falsch aufzufassen. Gedankenlosigkeit liest oft den Anfang als bedeute er: „Jesus ist im Leben meine Zuversicht und mein Heiland". Es fehlt auch wirklich in vielen alten Gesangbüchern, z. B. dem Wittenberger von 1749 in den Worten „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben" das Komma nach Heiland. Der Sinn ist natürlich: Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist jetzt im ew'gen Leben. Legerlotz dichtet um „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist erstanden".

Das Lied „Ich habe Lust zu scheiden" S. 295 ist eine ganz freie Umdichtung des Liedes von Christoph Knoll „Hertzlich tut mich verlangen". Die beiden Texte, die Wackernagel Band V, S. 350flg. Nr 560 davon giebt, von 1611 und 1612, elf achtzeilige Strophen, Reim a b a b c d c d zeigen nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den drei Strophen Legerlotzs.

Bei dem Gedicht die Nonne S. 273 (Uhland Nr. 96) erhalten wir einen willkommnen Einblick in die Art, wie L. das Volkslied ergänzt,

wo es schwer verständlich ist. Das Lied gehörte einst zu den verbreitetsten; wir wissen, daß es im 15. und 16. Jahrhundert in ganz Deutschland, den Niederlanden und Dänemark allgemein bekannt war. Auch besitzen wir Aufzeichnungen davon fast aus jedem Teile deutschen Landes, aber leider erst aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Die älteste deutsche Niederschrift stammt von Goethe, der das Lied 1771 aus dem Munde des Volkes im Elsaß vernahm. Das alte Lied hat elf vierzeilige Strophen mit der Reimstellung a b c b und gehört zu denen, die recht schwer verständlich sind. Warum nämlich das Mädchen auf den jungen Grafen verzichten muß, seinen Ring erst nach seinem Tode tragen soll und ins Kloster gehen will, sagt das Volkslied gar nicht. Dazu scheint Str. 5 ein fremdes Einschiebsel; auch fehlt ein Schluß. Da zwischen Str. 5 und 6 des Volksliedes ein tiefer innerer Abschnitt ist, hat L. das Ganze in zwei Lieder zerlegt. Dem ersten davon, welches sechs Strophen hat, giebt er die Strophenform a b c b b, in der uns nämlich eine niederländische Fassung des alten Volksliedes (Uhland 96 B, 1544 gedruckt) überliefert ist. Die erwähnten Lücken hat er alle ergänzt, jede Handlung erscheint nun begründet. Die störende 5. Strophe ist ausgelassen. Das zweite Lied, also Strophe 7—16 des Ganzen, entspricht den Str. 6—11 bei Uhland, auch in der Reimstellung: a b c b. Die Strophen 7, 9 und 10 bei L. geben genau die Strophen 6, 7 und 8 bei Uhland wieder. Str. 8 ist L.'s eigner Zusatz. Um die harte Drohung des Grafen in Str. 12 (Uhland Str. 9) zu mildern und anzudeuten, warum die Unruhe des Grafen zur Leidenschaft wird, fügt L. weiter Str. 11 ein. Str. 13 und 14 bei L. = Str. 10 und 11 bei Uhland, dessen Fassung hier abbricht. L.'s Schluß, Str. 15 und 16 lehnt sich zum Teil an den Schluß an, den Achim von Arnim und Brentano im Wunderhorn (Hempelsche Ausg. S. 113) beibringen. — Wer das prächtig gelungene Lied bei L. liest, ahnt von alledem nichts: alles entwickelt sich wie selbstverständlich. Auch die Zusätze von L. sind vollständig im Geiste und Ton des alten deutschen Volkslieds gehalten.

Genaueren Anschluß an das Vorbild finden wir bei folgenden Liedern: Klosterschen S. 271 (Uhland Nr. 329) fünf Strophen, Versmaß und Reimstellung sind beibehalten, am Schluß des Liedes hat L. den Refrain geändert; Jagdrecht S. 275 (Uhland Nr. 105) fünf Strophen mit Refrain, den L. frei über dem alten erfunden hat; Scheiden und Meiden S. 282 (Uhland Nr. 67) ein berühmtes wunderschönes Scheidelied; Uhland hat vier Strophen in der kunstvollen Form a b a b c a c, L. hat die vierte ausgeschieden; leider ist dadurch auch der schöne Schluß mit weggefallen:

das kan und mag doch nit gesein;
gesegen dich gott im herzen!
es muß gescheiden sein.

Mailied von Neidhart von Reuenthal S. 242 (Bartsch S. 104); Weihnachtslied von Spervogel S. 241 (Bartsch S. 8); Der englische Gruß S. 290 (Uhland Nr. 336) und Heimweh von Loufenberg S. 294 (Uhland Nr. 335); und das prächtige Hildebrandslied S. 264 (Uhland Nr. 132). Die letztgenannten fünf Gedichte sind geradezu fast wörtliche Nachdichtungen der Originale zu nennen; so genau schließen sie sich an ihre Urbilder an, deren Zauber und Reiz sie getreulich wiedergeben. Es ist geradezu erstaunlich, wie L. oft durch eine ganz kleine Änderung den alten deutschen Ausdruck oder Satzbau für den heutigen Zustand zurechtmacht und rettet, ohne den Liedern ihre Innigkeit, ihre Kraft, überhaupt ihr ureigenstes Gepräge abzustreifen.

Nur zum Hildebrandslied noch einige Bemerkungen. Das Gedicht ist in seiner Länge, 20 Strophen, Form, Reimstellung und allem wesentlichen unangetastet geblieben; nur hat L. den letzten Vers jeder Strophe stets vierhebig gemacht und so den Hildebrandston der alten Nibelungenstrophe genähert, aus der er entstanden ist. Dies Verfahren kann noch dadurch gerechtfertigt werden, daß auch im Original vierhebige Verse vereinzelt vorkommen. Aus Str. 2 des alten Liedes hat L. Str. 2 und 3 gemacht; dafür die vierte Str., Dietrichs Abraten, weggelassen. So schreitet die Handlung rascher vorwärts. Ein andrer Vorzug der Nachdichtung ist die Umstellung in den Str. 12 und 13, wodurch Rede und Gegenrede von Vater und Sohn besser ineinander eingreifen und Str. 14 sich ungezwungen an 13 anschließt. Nur muß ich bedauern, daß L. die schöne Anrufung Gottes in Str. 9 nicht mit übernommen hat. Sie scheint mir nicht unwesentlich für den Ernst der Stelle. Die „Heunenklinge" dafür halte ich nicht für eine Verbesserung. L. hat den alten deutschen Ausdruck schirmenschlag (Uhland Str. 3) in „Schriemenschlag" (Str. 4) verwandelt und erklärt im Wörterverzeichnis Schrieme = Schramme. Das ist ein Versehen; schriemenschlag war ein kunstgerechter Fechterhieb, von schërmen, schirmen (mit Umstellung des r) = fechten, verteidigen, schützen.

Die übrigen Übersetzungen L.'s sind alten deutschen Sprüchen und Priameln und zwei Legenden von Hans Sachs nachgedichtet.

Das Bedürfnis, Hans Sachs auf der Schule zu treiben, ist längst allgemein anerkannt. Mit inniger Freude sehen wir, wie dieser echt deutsche Dichter in der Schätzung unserer Zeit beständig steigt. Er ist aber auch der bedeutendste und volkstümlichste Dichter der Reformationszeit. Die beiden Legenden, von L so meisterhaft wiedergegeben, werden

ihm überall nur liebe Freunde gewinnen; ich wüßte kaum, was den wackeren Nürnberger Dichter von einer liebenswürdigeren Seite zeigen könnte als diese beiden Legenden. Hoffentlich macht die Schule auch von diesen schönen Gaben L.'s eifrig Gebrauch.

Die Übersetzung schließt sich in Zahl und Form der Verse, in Wortschatz, Satzbau u. s. w. dem Urtext aufs treueste an. Die einzige Abweichung ist, daß L. in der Legende St. Peter und der faule Bauernknecht, S. 304 (A. v. Keller u. Edm. Goetze V, S. 114 flg.) aus der dritten Zeile des Originals zwei Zeilen gemacht hat: „Kam selbiger mit St. Petro, beide — Einstens an eine Wegscheide". Auch hier finde ich aus den S. 562 angeführten Gründen die Form „frug" (Zeile 12) seltsam. An einer Stelle der Legende St. Peter mit der Geiß, S. 298, hat L., freilich ohne seine Schuld, einen recht verderbten Text, der gar keinen Sinn giebt. Zeile 15 steht nämlich: „Die Lehren gehn durchsammen her, — Just als wie die Fisch im Meer, — Wo einer stets den andern verschlingt". Es ist in der Stelle vorher gar nicht von Lehren die Rede. Nun heißt es allerdings bei Hans Sachs geradeso, auch in der von ihm selbst besorgten Folioausgabe, die A. v. Keller im V. Bande, S. 109 flg. wiedergiebt, ohne die Handschrift verglichen zu haben: „Die ler[1]) gen durch einander ser". Die Handschrift hat aber (vergl. Könnecke S. 96 flg., wo sie zum ersten Mal von Professor Dr. Edm. Goetze herausgegeben ist): „du lest gen durch ainander ser" u. s. w. Erst so bekommen die Worte Sinn. Das ist einer von den Fehlern, die sich Jahrhunderte lang fortgeschleppt haben.

---

1) Diesen Fehler hat auch Dr. Kinzel in seinem Heftchen „Hans Sachs (für die Schule) ausgewählt und erläutert", Halle, 1889, S. 90 mit übernommen. Das ist schade! L.'s Buch erschien 1886, Könnecke 1887, Kinzel 1889. L. konnte also unmöglich die richtige Lesart haben, wohl aber Kinzel, der doch den Könnecke zum Vergleich hätte heranziehen sollen. Der Vergleich mit der im Könnecke getreu abgedruckten Handschrift (Vers 1—122) zeigt, wie sehr die Folioausgabe von den Wortformen, ja auch mehrfach von dem Wortlaute des Dichters abweicht. Auch die biographischen Notizen bei Kinzel bedürfen nun hier und da der Berichtigung, nachdem wir endlich von Herrn Professor Dr. Edm. Goetze in der Allgem. Deutschen Biographie (30. Band 1890, S. 113—127) in gedrängter Kürze einen vortrefflichen völlig zuverlässigen Abriß von Hans Sachsens Leben und Schaffen erhalten haben. Hier beruht auch die kleinste Einzelheit auf genauester Forschung. Das Ganze ist das Ergebnis vieljähriger hingebender Beschäftigung mit Hans Sachs. Es wird die Leser der Zeitschrift freuen zu hören, daß in kurzem ein erweitertes Lebensbild Hans Sachsens von Professor Goetze erscheint, als 19. Band der Bayrischen Bibliothek (begründet und herausgegeben von K. v. Reinhardtstöttner und K. Trautmann), Bamberg, 1890, 8°, 76 S. Preis M. 1,40, reizend gedruckt und ausgestattet, mit Zeichnungen von Peter Halm. Dann kann endlich jeder deutsche Lehrer und Hans Sachs-Freund um ein billiges eine vorzügliche Biographie des Dichters bei der Hand haben!

Treibt man aber Hans Sachs, so muß man auch von seinem Vorgänger Hans Rosenplüt etwas mehr als den bloßen Namen wissen. Der Spruch, den L. S. 306 übersetzt darbietet, wird allen Lehrern des Deutschen willkommen sein und kann als guter Vertreter der ganzen Gattung gelten. So auch die weiteren vier alten deutschen Sprüche, die sämtlich in das Gebiet der Priamel gehören. Die Schule darf die Priameln nicht übergehen, denn sie sind eine seit dem 12. Jahrhundert im Volke außerordentlich beliebte Form, Lebensweisheit auszusprechen und mitzuteilen. Die Sprüche Nr. 2—5, S. 307—309, bergen tiefe Wahrheiten und gelten noch heute. L. hat sie in genauem Anschluß an den alten Wortlaut übersetzt; am treuesten Nr. 3 „Die Macht des Pfennigs". Der Spruch Rosenplüts ist ein Weingruß (nicht wie es S. 306 heißt „Weingruß und -Segen") d. h. ein Gedicht, womit der Trinker den Wein willkommen heißt; der Weinsegen ward dann nach dem Trunke zum Abschied gesprochen. Dies ergiebt sich klar aus den einleitenden Versen Rosenplüts, die dem Urtext eben dieses Weingrußes vorausgehen (Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinr. Hoffmann, Leipzig, 1836, I S. 401). L. hat auch diesen Spruch mit großem Geschick erneuert, denn die rauhe und derbe Sprache Rosenplüts ist keine Musik für das heutige Ohr.

So stehe ich denn am Ende meines Aufsatzes.

Es war keine leichte Aufgabe, dem verehrten Übersetzer in die verschlungenen Gänge unserer Litteratur zu folgen, in die Neigung und Zufall ihn durch eine lange Reihe von Jahren bei seiner Arbeit geführt hat. Aber die Aufgabe war angenehm, reizvoll und lohnend. Deshalb habe ich mich ihr gern unterzogen. Meine Leser aber bitte ich freundlichst, mir wegen meiner Ausführlichkeit nicht zu zürnen. Vielleicht geht es dabei doch dem einen oder dem anderen so wie es mir ergangen ist: indem ich L. treulich folgte, bin ich manchem Gebiet näher getreten, was mir früher ferner lag und habe viel Neues und Schönes aus unserer alten Litteratur kennen gelernt. Das gestehe ich freudig ein und statte dafür Herrn Direktor Legerlotz meinen aufrichtigen Dank ab.

Darf ich noch sagen, was ich an Wünschen auf dem Herzen habe, so ist es zweierlei. Einmal, daß der Übersetzer bei einer neuen Auflage der „guten Stunden" neben den geringen Verbesserungen, die ich vorzuschlagen habe, in den Anmerkungen genau die Quelle für seine Nachdichtungen angiebt. Nicht alles konnte ich finden, vielleicht entsinnt er sich noch bei diesem oder jenem, woher er es entnommen hat. Die Brauchbarkeit des Buches, besonders für die Schule, würde dadurch bedeutend gewinnen.

Der zweite Wunsch ist, daß Herr Direktor L. Zeit und Lust finden möchte, uns noch eine schöne Sammlung alter deutscher Volks-

lieder in neuhochdeutschen Nachdichtungen zu geben (vgl. S. 364, im ersten Teile des Aufsatzes).

Die heutige Zeitströmung scheint einem solchen Unternehmen günstig zu sein. Wir kommen immer mehr auf das Volkslied! Seit ich mit dem ersten Teil dieser Arbeit beschäftigt war, ist mancher Aufsatz in gelehrten Zeitschriften und Tagesblättern, mancher Vortrag erschienen, der warm auf bessere Pflege des Volkslieds dringt. Mit großer und dankbarer Genugthuung bemerken wir, daß auch an höchster Stelle dieser Punkt bedacht wird. Einer Zeitungsnachricht zufolge soll der hochverdiente Herausgeber des Altdeutschen Liederbuches, Herr Prof. Franz M. Böhme im Auftrage des Kgl. Preußischen Kultusministeriums Ludwig Erks Deutschen Liederhort (die deutschen Volkslieder nach Wort und Weise aus der Vorzeit bis zur Gegenwart) fortsetzen und neu herausgeben. Welche Aussicht! Das Altdeutsche Liederbuch Böhmes war in hochherziger Weise von Ihren Majestäten König Johann und König Albert unterstützt worden.

Wird von oben und unten so rüstig weiter gearbeitet, so wird bald das Bewußtsein allgemein durchdringen, daß die Pflege des Volksliedes eine ernste Pflicht für uns ist, eine Pflicht, deren Erfüllung Freude und Genuß bereiten und nur Gutes wirken kann.

Dieses Bewußtsein wird auch den mühevollen und so wohlgelungenen Arbeiten Legerlotzs zu Gute kommen. Denn sein Buch „Aus guten Stunden" scheint mir noch viel zu wenig bekannt und verbreitet. Wo ich aber bisher in meinem kleinen Wirkungskreise auf das Buch hinwies, erntete ich lebhaften Dank; jeder freute sich, das Buch kennen gelernt und angeschafft zu haben. Möchte Legerlotz sich doch entschließen, den schönen Strauß alter Volkslieder, den er schon in Nachdichtungen darbietet, durch weitere Zweige, Knospen und Blüten der edlen alten Kunst zu bereichern und zu vervollständigen. Er ist wahrlich der Mann dazu, ein solches Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen.

Wir blicken in die Zukunft: Mit welch anderen Hilfsmitteln wird künftig der Lehrer des Deutschen ausgestattet sein, ja ist er's schon jetzt! Große Gebiete kann er in helles Licht und wohlthuende Klarheit rücken; mehr und mehr schwinden die toten Namen und alten angelernten Phrasen, und aus dem frischen Leben, das statt dessen herrscht, erwächst der Jugend Verständnis für unsere Vergangenheit, Liebe zu deutscher Art und Kunst. Welch anderer Gegenstand der Behandlung ist dann die ältere deutsche Litteratur in der Schule!

Zur Berichtigung und Abwehr.

Im dritten Hefte des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift S. 247 flg. ist unter der Aufschrift „Eigentümliche Beschlüsse und Maßregeln über die Stellung des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen" Herr Ludwig Viereck in Braunschweig ins Gericht gegangen 1. mit der württembergischen Unterrichtsverwaltung, daß sie zu „deutlichem Beweise für die unglaubliche Überschätzung des Fremden und für die Geringachtung des eigenen Besitzes" entsprechend einer Resolution der Gymnasialrektoren des Landes durch Verfügung vom 19. April 1883 dem deutschen Aufsatze seine präponderierende Stellung bei der Reifeprüfung geschmälert habe; 2. mit dem preußischen Unterrichtsministerium, daß es durch die Lehrpläne vom Jahre 1882 das Mittelhochdeutsche aus der Schule entfernt habe unter einer „möglichst fadenscheinigen" Begründung, die nur ein „von aller Unterrichtskunst verlassener Geist" ausgesonnen haben könne; 3. mit der fünften hannoverschen Direktorenversammlung vom Jahre 1888, daß sie das Deutsche als Hauptfach für die Versetzung erst von Obersekunda an gelten lassen will.

Ohne die Anmaßung für diese Direktorenversammlung hier das Wort zu nehmen, und ohne Neigung im übrigen auf die Ausführungen des Herrn Viereck einzugehen, dessen warmes Interesse für den Gegenstand desselben ich teile, dessen Verfahren die Wertschätzung des Unterrichtes in der Muttersprache ausschließlich nach der Zahl der ihm zugewiesenen Lehrstunden und des ihm auf die Versetzungen etwa zugestandenen Einflusses zu bemessen ich für ein irriges erachte, halte ich es doch als einer der namhaft gemachten Förderer des bemängelten Beschlusses für geboten, die von Herrn Viereck aus demselben gezogenen „eigentümlichen" Schlußfolgerungen auf Grund der betreffenden Verhandlungsprotokolle abzuweisen. Herr Viereck sieht nämlich in diesem Beschlusse, von dessen Möglichkeit ihn nur die offizielle Drucklegung überzeugen konnte, S. 253 einen „ausreichenden Beweis, welcher geringe Wert für die Stärkung des Geistes und die Veredlung des Gemüts des deutschen Jünglings in manchen Kreisen der deutschen Lehrerschaft selbst nach den großen vaterländischen Ereignissen der neuesten Zeit dem deutschen Unterrichte beigelegt wird". Der geehrte Herr schließt in seinem Eifer offenbar folgendermaßen: diese Vertreter höherer Schulen wollen Kenntnisse und Fertigkeit im Deutschen erst von Obersekunda an als Hauptfach gelten lassen, folglich betrachten sie den deutschen Unterricht überhaupt als eine Nebensache; auch sie kranken also an der S. 248 gekennzeichneten und auch auf sie bezogenen „blinden Überschätzung alles

Fremden, welche jeden Freund deutscher Sprache und Litteratur mit Wehmut erfüllen muß", und haben folglich nicht das rechte Verständnis für die nationale und ethische Bedeutung der Muttersprache.

Dieser Schluß ist ein Fehlschluß und verschuldet hat denselben ausschließlich Herr Viereck. Wenn dieser seinerseits die Begriffe Hauptfächer im Sinne der Versetzung und Hauptsachen des Unterrichtsorganismus schlechthin gleich setzt, so habe ich darüber mit ihm nicht zu rechten; aber der Direktorenversammlung durfte er diese immerhin äußerliche Auffassung eines herkömmlichen Terminus nicht mehr unterlegen, nachdem diese nachweislich der Verhandlungsprotokolle sich derselben ausdrücklich entzogen hatte. Die Sache liegt wohl folgendermaßen. Eine Unterscheidung von Haupt- und Nebenfächern in dem Sinne, daß auf den Besitz der in den letzteren zu erwerbenden Kenntnisse bei der Versetzung an und für sich ein geringerer Wert zu legen sei, würde dem organischen Zusammenhange des höheren Unterrichtssystems widersprechen. Die durch dasselbe zu übermittelnde Bildung hat nun einmal einen encyklopädischen Charakter, und der verordnungsmäßig festgestellte Cyklus muß als ein verbindlicher um so mehr festgehalten werden, als von den entscheidenden Behörden die der Bedeutung eines jeden Lehrgegenstandes entsprechenden Lehrziele nebst der ihm zu widmenden Zeit und Arbeitskraft festgestellt sind. Dieser Sachverhalt kommt bei den abschließenden Reifeprüfungen deutlichst zum Ausdruck. Und wenn nun auch bei den Versetzungen diese alle Fächer gleich wägende Strenge aus didaktischen wie pädagogischen Gründen freilich nicht angewendet werden kann und darf, so hat doch keine Lehranstalt das Recht zu sagen: bei der Versetzung ziehen wir meinetwegen die Naturbeschreibung oder das Französische nicht voll nach den ihrem Betriebe gesteckten — ohnehin schon beschränkten! — Teilzielen in Betracht. Vielmehr kann von einer in einzelnen Disziplinen bei Beurteilung der Ascensionsreife zu übenden Nachsicht grundsätzlich nur insofern die Rede sein, als die betreffenden Lehrfächer für solche anerkannt sind, in welchen die Kontinuität der Entwickelung der Kenntnisse nicht eine so zwingende ist wie in den andern oder doch ein Mindermaß derselben in der höheren Klasse aus irgend welchen Gründen sich mit geringerem Kraftaufwande ergänzen läßt, dergestalt daß diese nicht in irgend einer Willkür, sondern in der Sache selbst begründete Verschiedenheit der Bedeutung verschiedener Lehrfächer für die Versetzung sich vielleicht deutlicher durch die Ausdrücke „schwere" und „leichte" Fächer bezeichnen ließe.

Die diesbezüglichen Ausführungen des Unterzeichneten, welche Sachkundigen gegenüber sich auf die Andeutung der Hauptgesichtspunkte zu beschränken hatten, hat das Protokoll S. 187 in die kurzen, aber dem

Fachmann hinreichend verständlichen Worte zusammengefaßt: „Er bestimmt den Begriff eines Hauptfaches als eines solchen, bei welchem Versäumtes in der folgenden Klasse schwer nachzuholen ist.“ Nach diesem wurde auf Anregung des Direktors Ebeling, welcher auf die Erfahrungen über die spätere Entwickelung von Schülern hinwies, die in den mittleren Klassen nur schwerfällig in ihrer Muttersprache sich bewegt hätten, und auf die Verschiedenheit in der Vorbildung der Jugend, die ihren Grund namentlich darin habe, daß in kleineren Städten eine große, bisweilen die größere Zahl der Schüler auswärtige sind und meist vom Lande, vielfach auch aus plattdeutsch redender Umgebung stammen, und deshalb vor Überschätzung des Deutschen gewarnt hatte, vom Direktor Wachsmuth der Antrag gestellt, daß das Deutsche bei den Versetzungen erst von Obersekunda ab als Hauptfach anzusehen sei, und nachdem zuvor noch der unterzeichnete Direktor Koppin unter besonderem Hinweis auf den Inhalt und die Aufgaben des deutschen Unterrichts in den unteren Klassen den von ihm zuvor entwickelten Gesichtspunkt als in dem vorliegenden Falle zutreffend anerkannt hatte, dieser Antrag von der Versammlung angenommen. Auch diesen Gedankengang der Verhandlung giebt das Protokoll hinreichend verständlich wieder, dergestalt daß dem Leser der Akten alle Prämissen des Abstimmungsergebnisses vorliegen. Herr Viereck hat es aber unterlassen, dieselben seinen Lesern vorzulegen und diese dadurch in den Stand zu setzen, sich eine zutreffende Ansicht über die Bedeutung des von ihm als „überaus kurzsichtig“ beklagten Beschlusses zu bilden und so zu demselben Stellung zu nehmen; er hat vielmehr gegen einen Schatten fechtend seine eigene irrige Deutung desselben zum Gegenstande seiner Erörterung gemacht, welche schließlich (vgl. S. 252 unten) die Direktoren der Provinz Hannover sogar bezüglich ihrer vaterländischen Gesinnung in ein zweifelhaftes Licht stellt.

Soviel zur Richtigstellung der Bedeutung jenes Beschlusses. In die materielle Begründung desselben hier ausführlicher einzutreten durch Erweiterung oder Vervollständigung der in den Verhandlungen enthaltenen kurzen Andeutungen über die Eigenart des Unterrichtsgegenstandes hieße wohl das thema probandum überschreiten, da Herr Viereck auf die hierbei in Betracht kommenden didaktischen Momente sich schlechterdings nicht eingelassen hat. Ich beschränke mich deshalb auf eine fragmentarische Bemerkung. Das wegen seiner grundlegenden Bedeutung allerdings sehr wichtige Pensum der Satzlehre in den unteren Klassen wird bei geschickter Unterweisung zu Reifebedenken nicht leicht Anlaß geben, zumal da das Verständnis desselben in dem fremdsprachlichen Unterricht unausgesetzt geprüft und geübt wird. Mangel an orthographischer Sicherheit, an Korrektheit, häufig auch an Gewandtheit des

muttersprachlichen Ausdrucks, der sich auf den unteren bezw. mittleren Klassenstufen bei manchen Schülern in auffallenderem Maße zeigen oder verschleppen mag, gleicht sich erfahrungsmäßig oft auch ohne die besondere Maßnahme der Wiederholung bestimmter deutscher Klassenpensa oder Klassenkurse im Laufe einiger Zeit nach dem Gewinne reicherer Anschauung und Übung, welche für schwerfälligere oder minder geübte Schüler erforderlich sind, aber keineswegs bloß durch den deutschen Unterricht, ja nicht einmal bloß durch die Schule ihnen übermittelt werden, man möchte sagen wie von selbst aus; jedenfalls hat man mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Dagegen giebt der auch nach dem Hauptеinschnitt in der physischen und geistigen Entwickelung des Knaben noch auf höheren Klassenstufen in den Aufsätzen etwa zu Tage tretende Mangel an Urteil und Gedankenfülle je näher dem Schlußziele der Schule um so weniger der Hoffnung auf rasche Beseitigung durch eine Art Sprung in der geistigen Entwickelung Raum, gewinnt im Gegenteil mehr und mehr die Bedeutung eines wesentlichen Merkmales der geistigen Gesamtreife und konkurriert in dieser Hinsicht mit der Fähigkeit des Schülers zu rechtem Verständnis der Lektüre. — In diesem Thatbestande namentlich liegt meines Erachtens der Grund, weshalb dem deutschen Unterrichte eine mit den Klassenstufen (die Grenzlinie genau zu bestimmen ist schwierig) wechselnde Stellung zu der von der Direktorenversammlung zu beantwortenden Frage: in welchen Lehrfächern ist bei der Versetzung ein mäßiger Reifedefekt am leichtesten zu tragen? zugewiesen werden kann oder sollte.

Wie man sich und wie die Versammlung der 43 Vertreter der höheren Schulen der Provinz Hannover sich zur Wertschätzung des deutschen Unterrichts und der Muttersprache überhaupt stellt, das ist sichtlich eine ganz andere Frage, deren Erörterung mir hier vollends nicht zusteht. Einiges Material zur Beantwortung derselben findet Herr Viereck in den Verhandlungen jener Direktoren vom Jahre 1876 und 1885. Es wird ihm zur Beruhigung dienen, aus letzteren zu entnehmen, daß dieselben sich der auch von ihm betonten planvollen und selbständigen Behandlung der deutschen Sprachlehre mit nicht ganz herkömmlichem Nachdruck angenommen haben.

Soll ich dem Vorstehenden einen Schluß geben, so darf ich eine Bemerkung, die ich noch auf dem Herzen habe, nicht um deswillen unterdrücken, weil es mir schwer wird, sie auszusprechen. Daß Herr Viereck für die Wertschätzung des deutschen Unterrichts und für die demselben in den höheren Schulen gebührende Stellung lebhaft eintritt, ist sehr erfreulich; daß er dabei einen für die von seiner Kritik Betroffenen allerdings fatalen Irrtum begangen hat, verzeihlich; daß er juveniliter exsultans

kämpft, zwar in einer wissenschaftlichen Zeitschrift fremdartig und unwirksam, jedoch am Ende nicht geradezu bedenklich: aber der Ton, welchen er, der Kollegenschaft zu geschweigen, selbst höchsten Behörden gegenüber mehrfach anschlägt, ist nicht erfreulich und nicht unbedenklich, weder der Sache förderlich, der wir gemeinsam dienen, noch dem Ansehen des Standes, von dessen Hebung soviel geredet wird.

Stade, im August 1890.

Dr. Koppin,
Königl. Gymnasialdirektor.

Erwiderung.

Im vorstehenden bemüht sich Herr Direktor Dr. Koppin, den von mir in das rechte Licht gerückten Beschluß der hannoverschen Direktorenversammlung zu rechtfertigen und mir einen „Fehlschluß" und „fatalen Irrtum" nachzuweisen. Seine recht gewundenen Ausführungen können jedoch nur scheinbar meine Darlegung entkräften. Denn trotz aller vermeintlichen Berichtigungen, selbst unter Zuhilfenahme der prachtvollen Definition eines Hauptfaches, bleibt die Thatsache bestehen, daß die Vertreter der höheren Schulen Hannovers das Deutsche erst von Obersekunda ab als Hauptfach gelten lassen wollen. Wenn Herr Direktor Koppin noch jetzt eine Rechtfertigung versucht, wo der kaiserliche Erlaß vom 13. Februar 1890 für die Kadettencorps das Deutsche zum Mittelpunkt des gesamten Unterrichts gemacht wissen will, so ist das ein neuer Beweis, was wir für die nationale Gestaltung unserer höheren Schule von denjenigen Kreisen überhaupt zu hoffen haben, die überall das Fremde und Fremdsprachliche in den Vordergrund rücken. So lange ihr Urteil maßgebend ist, so lange jene Kreise dem „Mangel an orthographischer Sicherheit, an Korrektheit, an Gewandtheit des muttersprachlichen Ausdrucks" allein durch „unausgesetzte Übung und Prüfung im fremdsprachlichen (d. h. natürlich lateinischen) Unterricht" glauben abhelfen zu können, werden die Klagen über mangelhaften Gebrauch der eigenen Sprache, über Geringschätzung des Deutschen und seiner Litteratur nicht verstummen, mögen jene Männer auch noch so oft ihr „warmes Interesse für den Gegenstand", noch so oft „mit nicht ganz herkömmlichem Nachdruck die planvolle und selbständige Behandlung der deutschen Sprachlehre" betonen.

Denn die Hauptsachen haben auch die Hauptfächer zu bilden. Soll das Deutsche eine Hauptsache sein, so muß es auch ein Hauptfach werden — und zwar durch alle Klassen. Solches hat auch ganz notwendig und naturgemäß in der Zahl der dem Deutschen zugewiesenen

Lehrstunden und in dem ihm auf die Versetzungen zustehenden Einfluß seinen Ausdruck zu erhalten. Das ist keineswegs eine „äußerliche Auffassung eines herkömmlichen Terminus", sondern muß die Meinung eines jeden natürlich denkenden Menschen sein. Wer dagegen streitet, setzt sich mit den einfachsten Sätzen der Logik in Widerspruch.

Daß sich „Mangel an orthographischer Sicherheit" von selbst ausgleichen soll, wird jeden einigermaßen Sachkundigen überraschen. Wer die erforderliche Sicherheit in der Rechtschreibung in den unteren und mittleren Klassen nicht gewonnen hat, überwindet die Schwierigkeiten stets nur mit größter Mühe, vielfach überhaupt nicht. Kennt Herr Direktor Koppin denn nicht das Urteil der Universität Halle, daß es auffällig sei, „wie wenig die Studenten der Jetztzeit ihre Muttersprache beherrschen, und wie oft das, was sie in deutscher Sprache schreiben, stilistisch und logisch einen schülerhaften Eindruck macht"; nicht das auf Befehl des Statthalters von Manteuffel abgefaßte ärztliche Gutachten, in dem es heißt, „daß nicht wenige der Medizin-Studierenden trotz zehnjähriger Vorbereitung auf gelehrten Schulen unfähig sind, einfache sinnliche Erscheinungen schnell und genau aufzufassen, das Beobachtete sprachlich richtig wieder zu geben und mit der nötigen Gewandtheit und Sicherheit Urteile und Schlüsse zu bilden"; nicht die Klage der Gießener juristischen Fakultät, daß die Kandidaten unfähig „seien, ihren Gedanken einen korrekten, orthographisch richtigen Ausdruck zu geben", was der Universitätskanzler Dr. von Wasserschleben mit den Worten bestätigte, daß sämtliche Prüfungskommissionen mehr oder weniger über dieselbe Mangelhaftigkeit klagten, daß mithin „entschieden die Vorbildung eines großen Teils unserer Kandidaten im Deutschen unzureichend sei"; nicht das Urteil Wiese's, daß die von ihm durchzusehenden Aufsätze junger Juristen und Offiziere an starken stilistischen und logischen Mängeln leiden, auch in Bezug auf Grammatik und Orthographie von Inkorrektheit nicht immer frei seien? „Dieser Zustand", schreibt Wiese, „fällt sicher der Schule zur Last; sie müßte auch vom Standpunkte nationaler Ehre Reinerhaltung und rechten Gebrauch der Muttersprache für eine ihr obliegende Hauptsorge ansehen." In der richtigen Erkenntnis von der Wichtigkeit und Notwendigkeit der „orthographischen Sicherheit" bestimmt deshalb auch die Wehrordnung für die auf ihre wissenschaftliche Befähigung zum einjährigen Militärdienst zu prüfenden jungen Leute, daß der Prüfling von der mündlichen Prüfung zurückzuweisen ist, wenn der deutsche Aufsatz grobe orthographische oder grammatikaliche Fehler enthält. Während hier also eine von Herrn Direktor Koppin so pietätvoll geachtete Verordnung „höchster Behörden" dem deutschen Aufsatz hinsichtlich der „orthographischen

Sicherheit" einen geradezu entscheidenden Einfluß beimißt d. h. auf die Schule übertragen da, wo es sich um die Versetzung eines Schülers von Unter- nach Obersekunda handelt, will er den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen keinesfalls als Hauptfach gelten lassen. Jene Klagen und Urteile, dazu die klare und bündige Bestimmung der Wehrordnung beweisen ebenfalls jedem Vorurteilsfreien deutlich genug, in welchem „fatalen Irrtum" Herr Direktor Koppin bei seiner „Berichtigung und Abwehr" befangen gewesen ist.

Wenn Herr Direktor Koppin es mir vorwirft, daß ich es unterlassen hätte, alle „Prämissen des Abstimmungsergebnisses" meinen Lesern vorzulegen, so übersieht er in seinem Eifer völlig, daß solches außerhalb des Rahmens meiner Arbeit lag, daß ich die Quelle meiner Ausführungen genau angegeben und damit jeden Sachkundigen in den Stand gesetzt habe, sich selbst von den Prämissen des Abstimmungsergebnisses zu überzeugen.

Wenn Herr Direktor Koppin zum Schlusse den „höchsten Behörden" glaubt beispringen zu müssen, so lasse ich dahingestellt, ob ihnen diese Hilfe in der gewählten Form überall angenehm ist, verweise vielmehr nur auf die ihm als Fachmann jedenfalls nicht unbekannte Thatsache, daß die Anordnungen der Behörden sich naturgemäß immer auf Erfahrungen und Urteile von Fachmännern stützen müssen, daß aber diese Erfahrungen und Urteile falsch sein können und somit auch die darauf gegründeten Anordnungen der Abänderung bedürfen. Wo soll aber, wenn solche für die Behörden maßgebende Fachmänner und somit auch die Behörden irren, Kritik geübt werden, wenn nicht in einer Fachzeitschrift? Wer sich dieses Recht nehmen läßt, der verzichtet auf allen geistigen Fortschritt.

Ich habe nur noch zu bemerken, daß ich auch den „höchsten Behörden" gegenüber mir einfach nur mein sachliches Urteil zu wahren gewußt habe, zumal wenn, wie im vorliegenden Falle, nach meiner festen Überzeugung „die der Bedeutung des Deutschen entsprechenden Lehrziele nebst der ihm zu widmenden Zeit und Arbeitskraft" unrichtig festgestellt worden sind, und trotz der im Tone eines Schulmonarchen gehaltenen Zurechtweisung auch ferner zu wahren wissen werde, vor allem jedoch auch solchen „Fachmännern" gegenüber, die glauben, mit Sophismen ihnen unbequeme Thatsachen aus der Welt schaffen zu können, selbst auf die Gefahr hin, von ihnen in ihrer altväterlichen Auffassung wieder als „juveniliter exsultans" bezeichnet zu werden.

Braunschweig. **Dr. L. Viereck**, Oberlehrer.

Sprechzimmer.

1.

Ergänzungen zu dem Aufsatz von Franz Söhns: „Die Bibel und das Volk“.

Der höchst anregende Aufsatz des Herrn Franz Söhns im ersten Heft des 4. Jahrganges dieser Zeitschrift hat mich veranlaßt, ihm einige kleine Berichtigungen und auch einige Ergänzungen folgen zu lassen.

In sachlicher Beziehung habe ich nur einen Punkt zu berichtigen, nämlich die Erklärung des Wortes „Sündenbock“. Herr S. sagt, dieser sei ursprünglich „der von den Juden beim Versöhnungsopfer geschlachtete Bock, der dann als Sühnopfer fällt“. Die beigefügte Anführung „Mos. 3, 16“ ist jedenfalls ein Druckfehler und soll heißen: „3. Mos. 16“. Nach der Vorschrift des 16. Kapitels des 3. Buchs Mose sollte Aaron zwei von der Gemeinde gelieferte Böcke vor die Thür der Stiftshütte stellen und über sie das Los werfen: „ein Los dem Herrn und das andere dem ledigen Bock“. Der Bock, auf den das Los des Herrn fiel, sollte geschlachtet und mit seinem Blute der Gnadenstuhl im Allerheiligsten besprengt werden „zu versöhnen das Heiligtum von der Unreinigkeit der Kinder Israel und von ihrer Übertretung in allen ihren Sünden“. „Und wenn er (Aaron) vollbracht hat das Versöhnen des Heiligtums und der Hütte des Stifts und des Altars, so soll er den lebendigen Bock herzubringen. Da soll denn Aaron seine beiden Hände auf sein Haupt legen und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder Israel und alle Übertretung in allen ihren Sünden und soll sie dem Bock auf das Haupt legen und ihn durch einen Mann, der vorhanden ist, in die Wüste laufen lassen, daß also der Bock alle ihre Missethat auf ihm in eine Wildnis trage“. — Ich glaube also, nicht der geschlachtete, sondern der lebendige, in die Wüste gejagte Bock ist das Vorbild unseres heutigen „Sündenbocks“.

Die anderen Berichtigungen sollen nur ungenaue oder irrige Anführungen richtig stellen, und in dieser Beziehung habe ich folgendes anzuführen:

1. Sprüche Sal. 25, 22 heißt es nicht: „Kohlen auf sein Haupt sammeln“ sondern „häufen“. Dagegen Röm. 12, 20: „Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln“.

2. Zur Redensart: „Seine Worte auf die Goldwage legen“ ist angeführt Sirach 28, 28, wo es heißen soll: „Warum wägest du nicht deine Worte auf der Goldwage?“ Vers 28 lautet aber: „Du verzäunst deine Güter mit Dornen; warum machst du nicht vielmehr deinem

Munde Thür und Riegel? In dem ebenfalls herangezogenen Verse 29 stehen erst die betreffenden Worte, die sich im Sirach noch wiederholt vorfinden.

3. Zu dem Sprichwort: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht" ist angeführt Sprüche Sal. 1, 8 mit dem Zusatz: „vollständig ... so folge ihnen nicht und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter". Vers 8 lautet aber: „Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter". Dagegen heißt es im 10. Verse: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht" („ihnen" fehlt, ebenso wie der angeführte Zusatz).

4. „Alle Flüsse gehen ins Meer". Verglichen wird Sir. 41, 11, wo es aber nicht heißt: „alles, was **auf** die Erde kommt", sondern „alles, was **aus** der Erde kommt".

5. „Wer eine Grube gräbt, der fällt selber darein" steht nicht Sir. 28, 29, sondern 27, 29.

6. Zu der Redensart: „Richten ohne Ansehen der Person" passen vielleicht besser als die angeführten Stellen die beiden gleichlautenden Stellen Spr. Sal. 24, 23 und 28, 21: „Die Person ansehen im Gericht ist nicht gut".

Nun noch einige Ergänzungen!

Dem „Uriasbrief" darf wohl beigesellt werden der Ausdruck „Hiobspost" in der Bedeutung „Unglücksnachricht" (Hiob 1, 13—19); ebenso kann dem „ungläubigen Thomas" der „arme Lazarus" (Luk. 16, 19—31) an die Seite gestellt werden. Daß Schiller bei der Frage in der Kapuzinerpredigt: „Stopft ihm keiner sein Lästermaul?" an Spr. Sal. 4, 24: „Laß das Lästermaul ferne von dir sein" gedacht hat, ist möglich; ob aber das Schimpfwort „Lausbub" mit dem „Lauser" (Sir. 14, 3), der an anderer Stelle (Sir. 31, 29) als „karger Filz" bezeichnet wird, gleichbedeutend ist, kann ich nicht entscheiden.

Zu den Redewendungen und Sprichwörtern möchte ich noch folgende zufügen:

„Goldene Äpfel in silbernen Schalen". Spr. Sal 25, 11: „Ein Wort geredet zu seiner Zeit ist wie goldene Äpfel in silbernen Schalen".

„Ein Schloß an den Mund legen". Sir. 22, 33: „O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen".

„Träume sind Schäume". Sir. 34, 3: „Träume sind nichts anders als Bilder ohne Wesen".

„Heute mir, morgen dir". Sir. 38, 23: „Gestern war es an mir, heute ist es an dir".

„Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz". Sir. 3, 24 (wörtlich).

Manchem evangelischen Christen ist es vielleicht auch unbekannt, daß das so häufig als „Tedeum" gesungene Lob- und Danklied von Martin Rinkart in seinen beiden ersten Strophen nur eine Umschreibung von Sir. 50, 24—26 ist. Ich stelle deshalb zum Schluß die Texte nebeneinander.

Rinkart:

Nun danket alle Gott
mit Herzen, Mund und Händen,
der große Dinge thut
an uns und allen Enden,
der uns von Mutterleib
und Kindesbeinen an
unzählig viel zu gut
und noch jetzund gethan.

Der ewig reiche Gott — woll' uns bei unserm Leben — ein immer fröhlich Herz — und edlen Frieden geben — und uns in seiner Gnad' — erhalten fort und fort — und uns aus aller Not — erlösen hier und dort.

Sirach:

Nun danket alle Gott,

der große Dinge thut
an allen Enden,
der uns von Mutterleibe an
lebendig erhält
und thut uns alles Gutes.

Er gebe uns ein fröhliches Herz und verleihe immerdar Frieden in Israel; und daß seine Gnade stets bei uns bleibe und erlöse uns, solange wir leben.

Kempen (Posen). **G. Korneck.**

2.

Die Sprache Luthers. Von Wilhelm Cremer in Hannover.

Unsere Bibelübersetzung hat den Vorzug, nicht nur geistvoll und sinnig, sondern auch in vollem Maße volkstümlich zu sein. Der Mut, der Luther zum kirchlichen Reformator machte, beseelte ihn auch, als er das heilige Buch in seine Sprache, und zwar nicht in die zünftige Kanzlei- oder Gelehrtensprache, sondern in die Sprache des einfachen Mannes zu übersetzen unternahm. Seine Sprache war also bereits Volkssprache, wenigstens in Mitteldeutschland, und ihre ganz außerordentliche Volksmäßigkeit hoffe ich einmal durch eingehende Darlegung der Mansfeldisch-Eislebischen Mundart und deren Vergleich mit Luthers Sprache genauer darzuthun, als es bisher geschehen ist.

Schon wegen dieser ihrer „Eingenossenschaft" (Ausdruck Grimms vom Einwurzeln der Sage im Volk: Deutsche Sagen 2. Aufl. S. VII), zudem wegen ihrer kernigen Kraft und Einfachheit und ihres Wohllauts, die eben auf ihrer Volksmäßigkeit beruhen, war die Sprache Luthers in höchstem Maße fähig, einzelne Worte, Wendungen und Gedanken der Bibel dem deutschen Volke unauslöschlich in Seele und Gedächtnis zu prägen.

Wenn daher auch bei allen christlichen Völkern eine Menge von Kernworten der Bibel, teils wegen ihrer dogmatischen Bedeutung, teils wegen ihrer sittlichen Tiefe, Allgemeingut geworden sind, so hat doch bei keinem Volke die Bibelsprache entfernt einen solchen Einfluß auf die gesamte Sprachentwicklung nach Form und Gedankeninhalt gewonnen, als eben bei uns die unübertreffliche Luthersche Übersetzung.

In Heft IV, 1, S. 9 flg. unserer Zeitschrift hat Franz Söhns eine Zusammenstellung von biblischen Wörtern, Redewendungen, Bildern und Sprichwörtern veröffentlicht, „die seit Bestehen der Lutherschen Übersetzung in das Volk übergegangen sind." Natürlich ist von jenen eigentlichen sogenannten „Bibelsprüchen", die als dogmatische Beweisstellen oder wichtige Sittenlehren allgemein bekannt sind, in solcher Sammlung abzusehen. Nur die in die gemeine Rede übergegangenen „geflügelten Worte" biblischen Ursprungs sind gemeint. Ich weiß nicht, ob Söhns die bekannte Büchmannsche Schrift „Geflügelte Worte" benutzt hat. Es scheint nicht so. Vor mir liegen die 7. Auflage derselben von 1872 und die neueste 16. von 1889. In der ersteren nehmen die biblischen Citate bereits 25, in der letzteren aber 65 Seiten ein! Ihrer Fülle und Bedeutung gemäß sind sie jetzt auch an den Anfang des Buches getreten, während sie früher die siebente Stelle einnahmen. Bei der langjährigen Arbeit, die auf das Büchmannsche Werk verwandt ist, und bei der großen Zahl von Mitarbeitern („600 Korrespondenten" Büchmann) ist es klar, daß dort der Gegenstand jetzt ungefähr erschöpft ist.

Einen genauen Vergleich zwischen Söhns und Büchmann gestattet mir augenblicklich meine Zeit nicht. Dagegen erlaube ich mir auf einige bei Söhns untergelaufene Versehen aufmerksam zu machen.

Seine Erklärung des landläufigen Gebrauches des Wortes Philister (a. a. O., S. 10) halte ich für keine glückliche. Bei Weigand (Wtb. 2. Aufl.) findet sich eine wahrscheinlichere; Büchmann führt noch eine andere an. — Die Bemerkung (S. 10 unten) „obwohl Eva selbst bekanntlich gar keine Töchter hatte" entspricht dem biblischen Berichte nicht. — Daß der allgemeine Gebrauch des Ausdrucks falsche Schlange (S. 11) aus Gen 3 herrühren sollte, ist sehr unwahrscheinlich. — Langer Laban (S. 11) verdankt der Neigung zum Stabreim seine Entstehung. — Der Ausdruck „Er hat die Lade" (S. 11) hat durchaus nichts mit der Bundeslade zu thun, beruht vielmehr auf alter deutscher Handwerkssitte. Man denke nur an die Lade der Meistersänger. Vgl. auch Reuter, Hanne Nüte, Gesang 20 im Anfang: „Der Knappmeister wird die Lade auftragen nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit." — Nicht eine „dunkele" Schrift oder Redeweise (S. 11) wird heutzutage ein Menetekel genannt, sondern gemäß der besonderen Bedeutung des Er-

scheinens jener Worte nennen wir so ein Warnungszeichen oder -wort. — Der Ausdruck Lebensschiff (S. 11) ist sicher nicht nach Mark. 4 (Erzählung von der Sturmstillung) gebildet; eher noch nach Weisheit 5,10, wo von dem Leben der Gottvergessenen gesagt wird: es fährt dahin, „wie ein Schiff auf den Wasserwogen dahinläuft, dessen man, so es vorüber ist, keine Spur finden kann, noch desselbigen Bahn in der Flut". — Pöbelvolk (S. 12) gehört deshalb nicht hierher, weil das Fremdwort schon viel früher, z. B. von Wolfram, entlehnt ist; und sollte auch die tautologische Zusammensetzung als Luthers Eigentum nachgewiesen werden können, so ist doch auch sie aus dem Grunde hier überflüssig, weil heute fast nur noch das einfache Wort gebraucht wird. — Den scherzhaften sächsischen Ausdruck „Er bleibt gleich über Nacht drin" (S. 14), von einem, der einen langen Zug aus dem Glase thut, einen so naheliegenden natürlichen Volkswitz wie nur möglich, aus Gen. 31,54 zu deuten, ist gezwungen. Es heißt dort von Labans Brüdern (nicht „Jakobs Brüdern", vgl. V. 23 desselben Kapitels! — wer sollten auch Jakobs Brüder sein?): „Und da sie gegessen hatten, blieben sie auf dem Berge über Nacht." Wie kann man daraus jenen Volkswitz herleiten! — Unverständlich ist es auch, wie Söhns den ganz allgemeinen, farblosen Ausdruck ein Ding thun (S. 15) auf eine besondere Bibelstelle (I. Sam. 3,11) begründen will. Oder sollte er hier eine mundartlich besondere Anwendung dieser Redensart im Sinne haben? — Ebenso halte ich Ausdrücke wie gäng und gäbe (S. 14), gehabt euch wohl (S. 15), schlecht und recht, die Haare stehen einem zu Berge (S. 16), Gaben (= Anlagen), sogar eine Gabe Gottes, ferner ein böses Maul (S. 17), den Kopf schütteln über, Thränen laufen über die Backen (S. 18), der rechte Erbe (S. 21) für älter als Luther und seine Bibelübersetzung. Eine allgemeine Bemerkung der Art findet sich freilich auch am Anfange von Söhns Ausführungen (S. 11); doch glaubt er, aus ihrem Vorkommen an den von ihm beigebrachten Stellen die allgemeine Verbreitung solcher Redensarten im Volke herleiten zu müssen, und eben das scheint mir bei so allgemeinen, ich möchte sagen, von jeher unentbehrlichen Wendungen wie: böses Maul, der rechte Erbe u. s. f. unmöglich anzunehmen. Vielmehr hat schon Luther diese aus dem Volksmunde. — Gegen anderes habe ich den Einwand einer gezwungenen Herleitung zu erneuern, so gegen die Erklärung des Wortes: er hat den Schalk im Nacken (S. 17), aus Sirach 19,32: „derselbige Schalk kann den Kopf hängen und ernsthaft sehen und ist doch eitel Betrug"; des Wortes: jemanden eine Rute (auf den Rücken?) binden (S. 17), aus Spr. 10,13: „Auf den Rücken der Narren gehört eine Rute"; des Wortes: die Feuerprobe bestehen (das alte deutsche

Ordal!) aus mehreren Stellen (S. 19), wo von Läuterung des Goldes im Feuer die Rede ist. Ebensowenig kann der Himmel thut sich nicht zu (S. 20) aus Sirach 43, 13 ... „blitzen, daß sich der Himmel aufthut (!)" erklärt werden, noch er hat es an allen Zipfeln (S. 25) aus dem vierzipfligen Tuch, das Petrus nach Apg. 10, 11 in der Verzückung sah, noch für die Welt zu gut aus Hebr. 11, 38 „deren die Welt nicht wert war". Überall ist hier ein Anklingen oder eine inhaltliche Verwandtschaft verwechselt mit einem wirklich grundlegenden Citat oder „geflügelten Wort", das wohl zuweilen sich abschleift, in Wortstellung, Rhythmus und dergleichen kleine Veränderungen zuläßt, aber nie sich derart völlig ummodelt, wie es Söhns in obigen Fällen angenommen hat. Was soll man aber dazu sagen, wenn er das Wort:

Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede;
man soll sie billig hören bede[1])

herleiten will (S. 29) von Stellen wie Deuteron 19, 15 und 17, 6 (nicht 17, 16), wo verboten wird, auf eine einzelne Aussage hin zu richten: „in dem Munde zweier oder dreier Zeugen soll die Sache bestehen" und „auf zweier oder dreier Zeugen Mund soll sterben, wer des Todes wert ist!" Als ob diese Vorsichtsmaßregel der Justiz und das Billigkeitswort audiatur et altera pars dieselbe Sache wären! Oder wie ist es möglich, auf Sirach 27, 7 „an den Früchten merkt man, wie des Baumes gewartet ist" den tadelnden Ausdruck ein Früchtchen zurückzuführen? Sind nicht dort die „guten Werke" und hier das ungeratene „Erziehungsprodukt" gemeint?

Auch sachliche Irrtümer kommen vor. Der Hohepriester, vor den Christus zuerst geführt wurde, hieß nicht Hanna, sondern Hannas (S. 24) und wird auch nicht Luk. 23, sondern nur Luk. 3, Joh. 18 und Apg. 4 genannt. — Das Wort Jesu an die Ankläger der Ehebrecherin Joh. 8, 7: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie" steht nicht hier „bereits im heutigen übertragenen Sinne" (S. 18), sondern ganz wörtlich. Die Steinigung war die gesetzliche Strafe der Ehebrecherin (V. 5), und im übertragenen Sinne hatten die Pharisäer ja längst den ersten Stein auf sie geworfen durch ihre Anklage! — S. 20 steht buchstäblich: '„Saul unter den Propheten", 1. Sam. 10, 11. 12. Danach hieß die Frage eigentlich (als Ruf des Erstaunens des Volkes, das den Verfolger der Gemeinde Christi plötzlich in der Gesellschaft der Propheten erblickte): Ist Saul auch unter den Propheten? Vgl. dazu 1. Sam. 19, 24.' Ich habe die Stelle zweimal gelesen, weil ich meinen Augen nicht traute. Also wirklich der Apostel Paulus im

1) Söhns führt es in etwas abweichender Fassung an.

ersten Buche Samuelis? Oder in neutestamentlicher Zeit eine „Gesellschaft der Propheten?"

Das angeregte Thema ist von großartiger Bedeutung. Aus zwei Gründen erfordert es peinlich gewissenhafte Arbeit: einmal wegen des unermeßlichen Wertes des behandelten heiligen Buches, sodann weil es auf sprachlichem Gebiete eine schwerer wiegende Frage nicht geben kann als die: Wie ist unsere Volkssprache entstanden und fortgebildet?

3.

Erwiderung.

Auf freundliche Zusendung der vorstehenden beiden Artikel nur wenige Worte der Erwiderung. Zunächst besten Dank Herrn G. Korneck-Kempen für die Beiträge, welche er meinem Aufsatze „Die Bibel und das Volk" (Heft IV) zubringt; was den Sündenbock betrifft, so liegt seiner Erklärung zu Grunde Schraders Bilderschmuck der deutschen Sprache (Berlin, Dolfuß 1886) S. 77. 78. Schrader meint: „welchen von den beiden Böcken man heutzutage mit unserem Worte im Sinne hat, dürfte kaum je zu entscheiden sein." Trotzdem neige auch ich mich der Korneckschen Auslegung zu.

Herrn Cremer-Hannover muß ich mitteilen, daß ich den Büchmann nicht benutzt habe. Erst jetzt habe ich ein geliehenes Exemplar seiner 11. Auflage zum Vergleich herangezogen und gefunden, daß wir im ganzen einander in einzelnen Citaten ergänzen. Daß Büchmann in seiner neuesten Auflage sich soweit vervollständigt hat, daß er auch das enthält, was ich ihm vorauszuhaben meinte, ist möglich. Auf einzelne Versehen (Evastöchter, Saul, Hannas) bin ich bereits in der stattlichen Anzahl anerkennender und meist weitere Beiträge liefernder Zuschriften, die dem Aufsatze folgten, in dankenswerter Weise aufmerksam gemacht. Hinsichtlich der Lade wird Sprenger-Northeim und mit ihm Cremer das Richtige treffen, letzterer ebenso hinsichtlich des mit überflüssigem Pathos vorgetragenen audiatur. Im übrigen läßt sich mit Cremers Behauptungen (vgl. Schlange, Laban, Lebensschiff u. a.) natürlich rechten, so lange sie nicht bewiesen sind. Bei dem Worte Philister alle Erklärungen heranzuziehen — es giebt bekanntlich deren noch mehr als Cremer anführt — lag mir sehr fern, da ich ja überhaupt keinen Kommentar (vergl. Einl.) zu schreiben beabsichtigte. Ich habe die mir am meisten zusagende Schraders gewählt. Alle anderen halte ich für Künsteleien, die sich nicht anders als mit einem „soll" einführen können. Wie Herr Cremer zu den Worten kommt: „Büchmann führt noch eine andere (nämlich Ableitung als Weigand) an", ist mir unerfindlich. Hat Weigand in II. Auflage

eine andere Erklärung als in der mir vorliegenden III.? Die Erklärung dieser stimmt genau mit der Büchmannschen (11. Aufl.) überein. Das Menetekel wird thatsächlich heutzutage vielfach einfach für „dunkles" Wort gebraucht, ohne daß damit jedesmal eine Warnung verbunden ist, und ich werde bei Gelegenheit nicht verfehlen, dem Einsender Beweise dafür zu erbringen. Selbstverständlich gehört auch Pöbelvolk in meinen Artikel. Daß es bereits von Wolfram entlehnt ist, wie unsere Lexica angeben, mußte mir sehr gleichgiltig sein. Hier kommt nur in Frage: Ist das Wort durch die Schriften Wolframs oder durch die Bibel Luthers in das Gesamtvolk gedrungen? Im übrigen ist z. B. in Anhalt, Thüringen, der Mark und wahrscheinlich noch in manch anderem Lande der (steigernde) Ausdruck Pöbelvolk neben Pöbel sehr geläufig. Der Ausdruck „Er bleibt über Nacht darin" wird in seiner biblischen Herkunft noch näher gelegt als durch die angeführte Stelle durch die mir von theologischer Seite her übermittelte Stelle Richter 19, 4: Sie aßen und tranken und blieben des Nachts da. Der Übergang zu dem sächsischen Volkswitze scheint mir äußerst nahe zu liegen Zu besserem Verständnis des Ausdruckes „Brüder Jakobs" ersuchen wir den Einsender, das ganze Kapitel, insonderheit die Verse 36. 37. 46. 54 noch einmal sorgfältig zu überlesen, um sich zu überzeugen, daß trotz seiner gegenteiligen Behauptung nicht Labans, sondern Jakobs Brüder gemeint sind. Ich darf mir doch gestatten, dieselben Worte zu benutzen, wie sie im Kapitel wiederholentlich gebraucht werden, und betreffs der Frage: wer sollten auch Jakobs Brüder — bekanntlich ein recht vieldeutiger Ausdruck im Hebräischen — sein? auf Knobel-Dillmann Genesis S. 368 zu verweisen. — Dem Ausdruck ein Ding thun liegt allerdings ein besonderer Sinn unter, von dem ich mich wundere, daß er dem Einsender unbekannt ist. „Na, da will ich einmal ein Ding thun" ist etwa = ein übriges thun, etwas, das man vorher nicht die Absicht hatte, zu thun, das man erst durch besondere Vorkommnisse veranlaßt thut. Der Ausdruck ist also weder farblos noch — unverständlich! In Bezug auf Redewendungen wie gang und gäbe, rechter Erbe u. s. w. verweise ich auf dasselbe, was Cremer selbst zu meiner Verteidigung anführt. Gewiß sind die Worte älter als Luthers Bibelübersetzung [1]), gewiß hat Luther dieselben aus dem Volksmunde, aber wir meinen, daß sie vorher lediglich ein mundartliches Dasein führten und daß sie erst durch ihn Gemeingut des Gesamtvolkes geworden sind. — Den Schalk im Nacken halten wir aufrecht, während wir

---

1) Dasselbe gilt auch von einzelnen Anführungen Büchmanns, so von: Kind des Todes, Herz ausschütten, wunderliche Heilige (Innocenz III nannte z. B. den heiligen Franciscus so), Hochmut kommt vor dem Fall u. a. Der Verf.

den Einwand Cremers gegen die Rute für berechtigt halten. Zugegeben, daß der Ausdruck Feuerprobe bestehen in seiner allgemeinen Bedeutung auf das germanische Ordale zurückgeht, das beigefügte durchs Feuer geläutert gehört zur Sache. — Warum soll man die Redensart „der Himmel thut sich nicht zu" nicht aus Sirach 43, 13 herleiten dürfen? Nichts ist doch näherliegend, als von einem Himmel, der bei scheinbar unaufhörlichen Blitzen stets aufgethan ist, zu sagen, daß er sich nicht zuthue? Auf den Ausdruck er hat es an allen Zipfeln bin ich von theologischer Seite aufmerksam gemacht worden, habe seine Erwähnung übrigens mit einem vielleicht begonnen, obwohl ich die Ableitung für sicher halte. Was mich bei der Annahme unterstützt, ist die mir von verschiedenen Seiten gewordene Mitteilung, daß die Redensart meist wörtlich mit den Bibelworten lautet: er hat es an allen vier Zipfeln. Gezwungenes kann ich in der Entwickelung nicht erblicken. — Wie es möglich ist, das Früchtchen von Sirach 27, 7 herzuleiten? Der Spruch sagt im allgemeinen Sinne: an den Früchten erkennt man den Baum, sie fallen ja, wie der bekannte Apfel, nicht eben weit vom Stamme! Da nun der Tropus Frucht für Nachkommen in der Bibel häufig erscheint, ist es so ganz undenkbar, daß man bei dem gegebenen Bilde von einer solchen Menschen-Frucht (= nichtsnutzigen Menschen) auf ihr Deminutivum das verächtliche Früchtchen kommen konnte? In Bezug auf Joh. 8, 7 stimme ich dem Einsender bedingungslos zu.

Im ganzen: ich bin auch Herrn Cremer dankbar für seine Berichtigungen, obwohl ich an seiner Stelle den Mitteilungen ab und zu eine andere Form gegeben haben würde und obwohl ich ihm nur an einigen wenigen Stellen beipflichten kann. Ex contrariis veritas. Am meisten aber freue ich mich, daß das angeregte Thema in seinem primo getto — denn weiter konnte es zunächst nichts sein, — getragen von vielseitigem Interesse, wie der Ball im Wurfe von Hand zu Hand geht und dabei immer mehr Farben und Schattierungen erkennen läßt, die immer von neuem zur Betrachtung reizen.

Gandersheim. **Söhns.**

4.

Zu dem von meinem Freunde Dr. Krebs-Gütersloh IV, 1. S. 84 angeführten Kinderliedchen kann ich mitteilen, daß dasselbe in meiner „bergischen" Heimat (dem alten Herzogtum Berg, Regbez Düsseldorf) allgemein von uns Kindern zu Weihnachten gesungen wurde. Es lautete dort:

Christkind, komm in unser Haus,
pack die große Tasche aus,
setz dein Schimmelchen untern Tisch,
daß es Heu und Hafer frißt.

Wie man sieht, weichen diese Verse wenig von der westfälischen Lesart ab. Die übrigen 6 Verse halte ich unbedingt für künstlich angeflickt, wie die unvolkstümlichen identischen Reime und besonders das unverkennbar absichtsvolle Anhängen der beiden letzten Zeilen, des bekannten Weihnachtsgebetes der „Allerkleinsten," beweisen.

Ebenso sicher ist mir aber auch das hohe Alter der übrigen Verse. Abgesehen von dem Schimmel, den auch ich für das Roß Ruotprecht-Wodans halte, spricht dafür auch der Stabreim „Heu und Hafer" in der letzten Zeile. Die von R. Sprenger geäußerte Ansicht IV,2. S. 164, es sei mit dem „Schimmelchen" nur ein Wunsch des Knaben ausgedrückt, wird widerlegt durch die bei uns allein übliche Fassung „Dein Schimmelchen" — nicht wie Krebs mitteilt „das Schimmelchen" — und durch den bei uns sogar hier und da noch vorkommenden Brauch, Hafer und Heu für das Pferd des Christkindes hinzustreuen. Ein sehr deutlicher mythischer Zug! Grüß Gott, alter Freund in Gütersloh.

Hannover. **Wilhelm Cremer.**

Kleine Mitteilungen.

Zu einem herrlichen und wohlgelungenen Feste gestaltete sich die Enthüllung des Lessing-Denkmals in Berlin am Dienstag, den 14. Oktober, vormittags 11 Uhr. Die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft und Kunst wohnten der Feier bei; als Vertreter des Kaisers erschien Prinz Friedrich Leopold. Die Festrede hielt Prof. Erich Schmidt, der als Gelehrter, geschmackvoller Schriftsteller und gewandter Redner einen gleich hohen Rang einnimmt und durch seine Lessingbiographie, von der man nur leider sehnsüchtig den Fortgang erwartet, sich als den erwiesen hat, der besonders berufen war, unseren Lessing, den großen Befreier aus Geistesnot und Philisternetzen, an diesem Tage in Worten zu feiern. Erich Schmidts Festrede gehört zweifellos zu dem Besten, was bisher überhaupt über Lessing gesagt worden ist, sie ist abgedruckt in der Vossischen Zeitung, Dienstag, den 14. Oktober, Abendausgabe. Der Berichterstatter (Ludwig Pietsch) schildert, wie der „mit überall klar verständlicher, weithin tönender Stimme und mit echter Begeisterung freigesprochene, prächtig dahinströmende Vortrag — unterstützt durch die Haltung der hohen schlanken vornehmen Gestalt, den Kopf, die ganze Erscheinung des Redners — eine wahrhaft packende, hinreißende Wirkung erzielte." Wir heben hier nur die folgende Stelle aus dieser formvollendeten Rede hervor, die Lessings Bedeutung aufs treffendste kennzeichnet: „Lessings großartiges Selbstgefühl hat nicht nur dem deutschen Schriftstellerstande den Nacken gesteift, seine unantastbare Tapferkeit hat nicht nur die litterarischen Gilden zu Paaren getrieben und die Zunftwirtschaft der hohen Schulen gezüchtigt — er half im Zeitalter Friedrichs des Großen die ganze Nation wahrhafter und wehrhafter machen: seine Siege wurden ihre Siege; sein Respekt schuf ihr erhöhte Achtung vor sich selbst und bei den Nachbarn; seine ruhelose Freizügigkeit rüttelte die Stubenmenschen auf; und der Schüchternheit seiner Generation, der Empfindsamkeit des neuen Geschlechts warf er den stählenden Imperativ der Energie entgegen: der Mensch ist zur That, nicht zum Vernünfteln geboren; gut Handeln schwerer und werter als andächtig

Schwärmen." Im übrigen verweisen wir auf den vorzüglichen Bericht der Vossischen Zeitung. Unsere Zeitschrift konnte an diesem nächst der Moltkefeier wichtigsten Ereignisse des Oktobers nicht vorübergehen, um so weniger, als ein großer Teil der Tagespresse außerhalb Berlins diesem bedeutungsvollen Ereignisse wenig oder gar keinen Anteil entgegengebracht hat.

— Professor Dr. Konrad Burdach in Halle kommt in einer Besprechung von Reifferscheids Marcus Evangelion Mart. Luthers auf seinen Lieblingsgedanken zu sprechen, daß die Anschauung, Luther sei der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache, d. h. ihrer grammatischen Gestalt, nichts weiter als eine protestantische Legende sei. (Deutsche Litteraturzeitung, 1890, Nr. 40. 4. Oktober, S. 1459 flg.) Wir haben hier nur zu fragen: Wie hat sich die Schule dem gegenüber zu stellen? Und wir verweisen auf unsere Besprechung der Schriften Kluges und Socins, die den Standpunkt einnehmen, auf den sich zweifellos die Schule zu stellen hat. Luther gilt uns nicht als Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache in dem Sinne, daß er diese Sprache grammatisch hervorgerufen habe (das hat er selbst klar und bestimmt abgelehnt), sondern er gilt uns als der Schöpfer insofern, als er die stilistische und zum Teil auch die grammatische Gestalt dieser Sprache bestimmte und ihr durch seine Bibelübersetzung allmählich zum Siege verhalf über die Dialekte. Es ist das gute Recht, ja die Pflicht der Wissenschaft, auch diese schwierigen Punkte genau zu untersuchen mit voraussetzungslosem, durch nichts beirrtem Denken, und Burdach hat sich ganz entschieden ein Verdienst erworben, daß er diese Frage nach Scherers Tode wieder aufgenommen und seinen Standpunkt mit Festigkeit vertreten hat. Aber die Untersuchung steht unseres Erachtens erst im Anfange und die Schlüsse, welche Burdach schon jetzt zu ziehen sich für berechtigt hält, „daß die protestantische Legende (von Luthers Stellung in der deutschen Sprachgeschichte) vor den von ihm angeführten Zeugnissen zerflattere", erscheinen uns verfrüht. Weitere Untersuchungen, die folgen werden, sind abzuwarten. Bis zur Entscheidung aber, die freilich noch nicht sobald erfolgen wird, hat sich die Schule, wir möchten dringend dazu mahnen, auf den Standpunkt Jakob Grimms zu stellen, der in Luthers Sprache Kern und Grund unserer neuhochdeutschen Schriftsprache sah. Im übrigen verweisen wir auf einen Aufsatz über Ziel und Ergebnisse der neuhochdeutschen Sprachforschung, den Prof. Dr. von Bahder in Leipzig im ersten Hefte des nächsten Jahrganges unserer Zeitschrift veröffentlichen wird.

— Auf einen Aufsatz Otto Schröders, des bekannten Verfassers der Schrift vom papiernen Stil, sind wir erst jetzt aufmerksam geworden: „Rückbildung oder Fortbildung des Gymnasiums?" (Arendts Deutsches Wochenblatt, 1889, Nr. 10, S. 116 flg.) In diesem höchst lesenswerten Aufsatze tritt Schröder auch nachdrücklich für die Rechte des Deutschen gegenüber dem Lateinischen ein, und spricht den wichtigen Satz aus: „Es ist recht eigentlich Aufgabe der Erziehung, jedes unnötige Opfer an natürlicher Menschlichkeit zu verhüten, und jedes nötige anderweitig wett zu machen."

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google